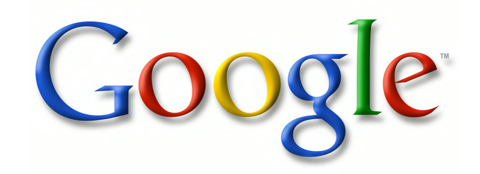


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

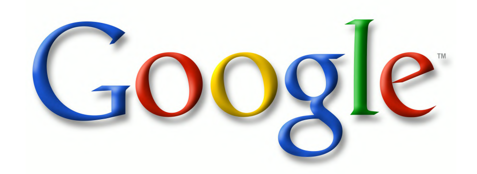
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

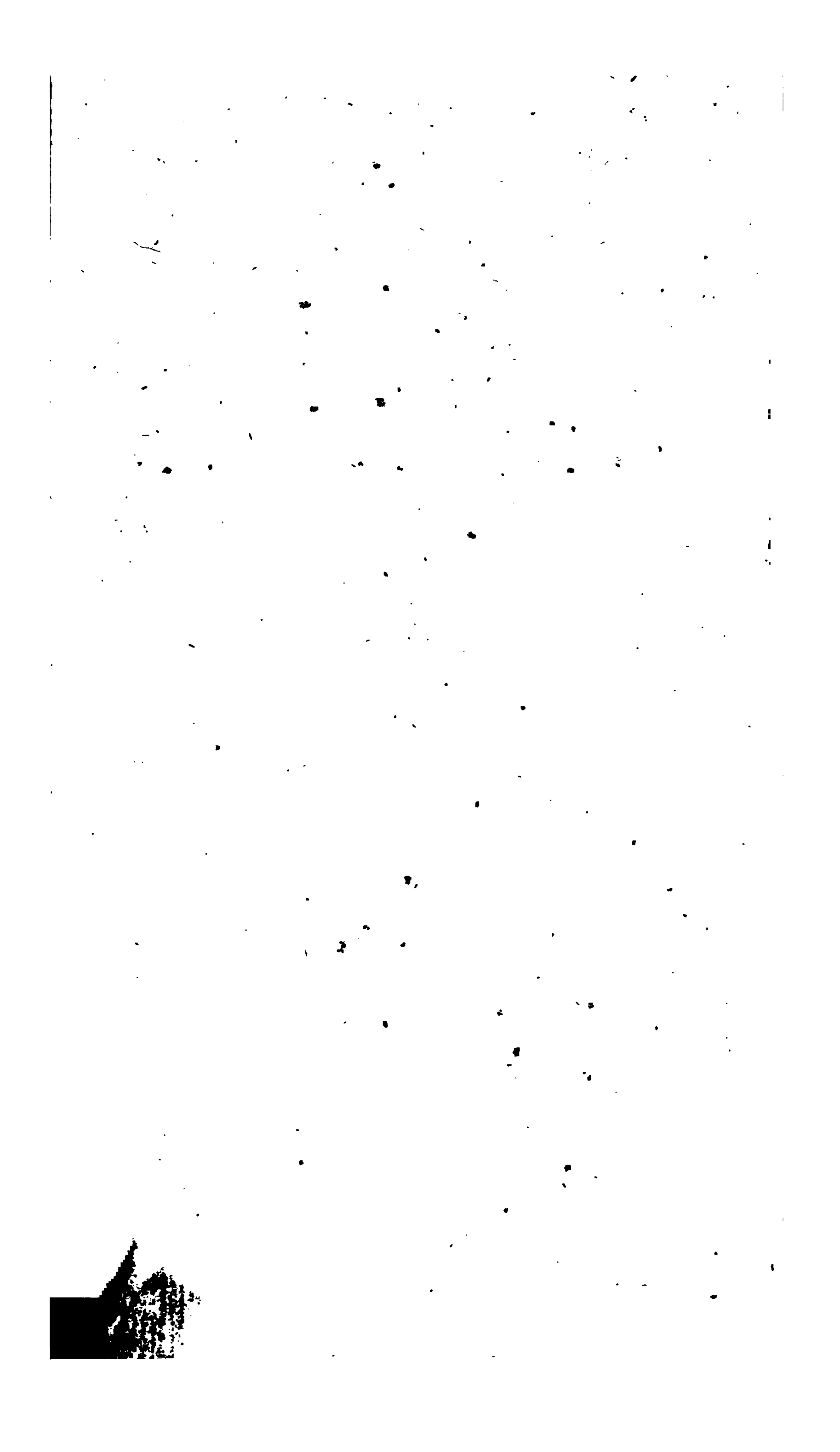

A 946,786

Litt. I.
2.

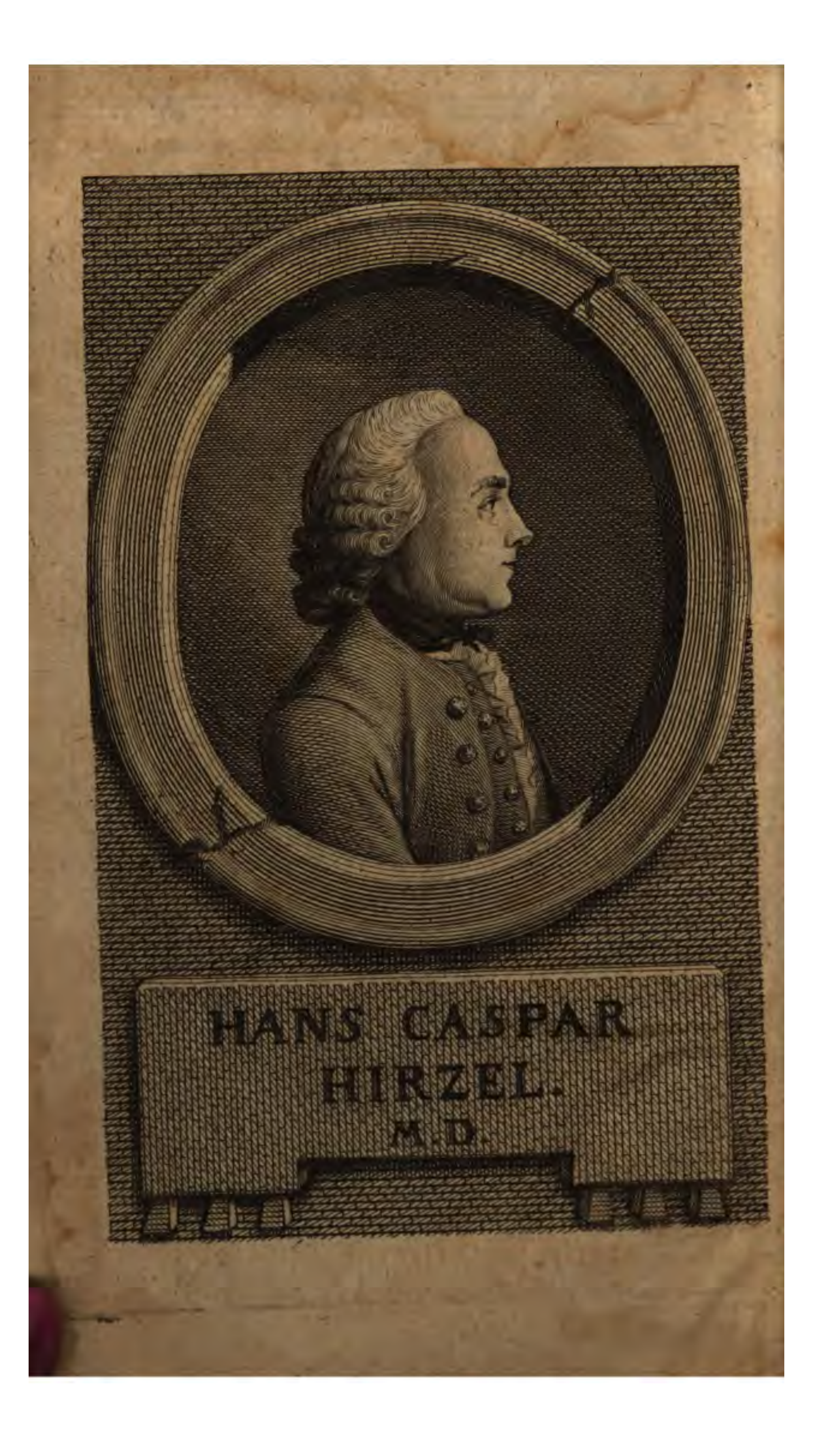

1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



Z
1007
.A39






HANS CASPAR
HIRZEL.
M.D.

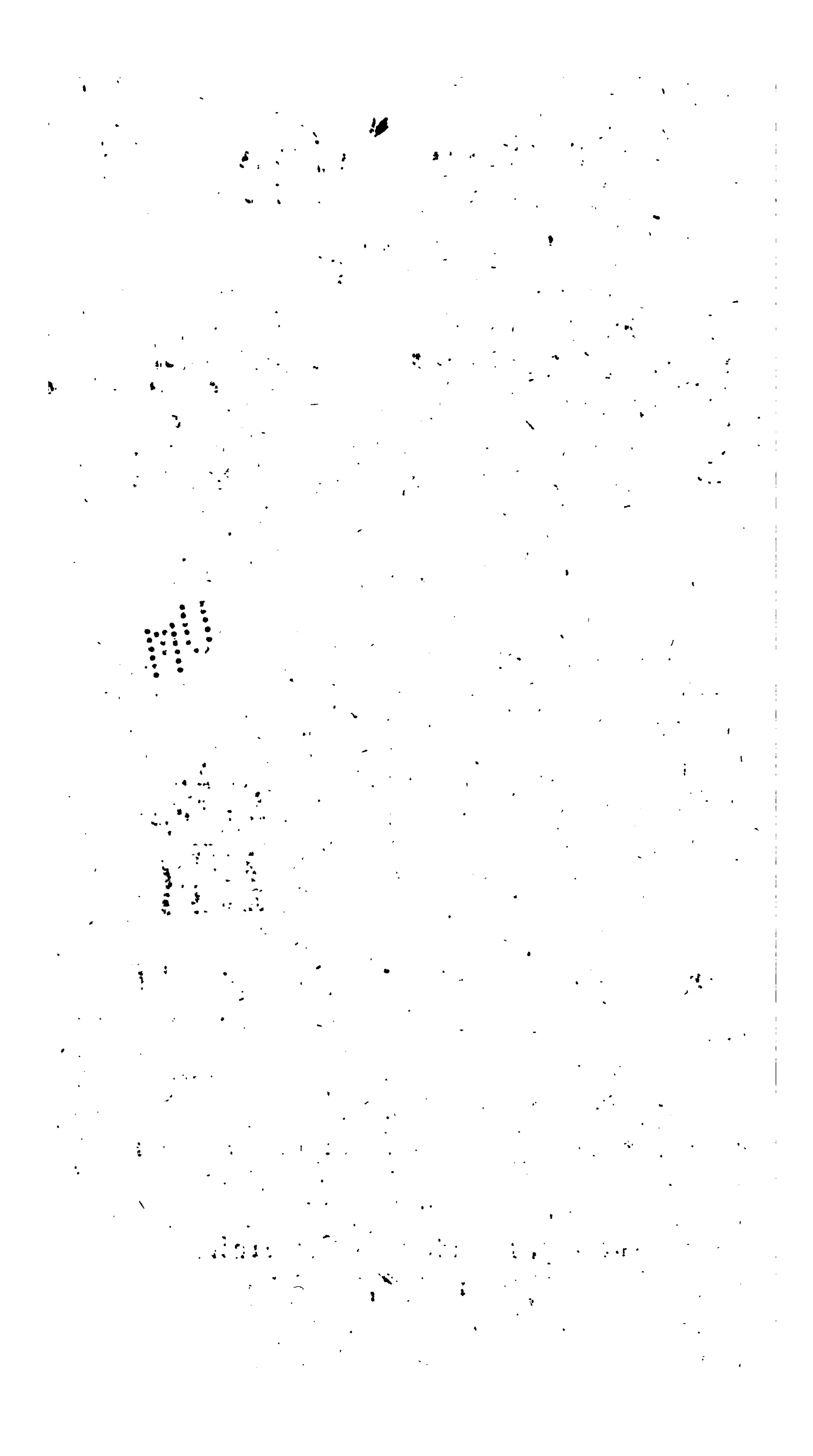
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des drey u. zwanzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1774.



Faculty Res. Project
De Gruyter
2-27-31
23643

Verzeichniß
der im ersten Stück des drey und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Von der Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

Das

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

Brie-

5. Schöne Künste: Musik.

9. Romane.

7. Weltweisheit.

8. Mathematik.

J.

9. Naturlehre, Naturgeschichte und Chymie.

J.

Vermischte Nachrichten.

I.

Versuch eines grammatischkritischen Wörterbuchs, der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Erster Theil, von A-E. Leipzig bey Breitkopf und Sohn. 1773. gr. 4.

Alle Liebhaber und Kenner unserer Sprache haben schon längst einem neuen Wörterbuche derselben, mit Verlangen entgegen gesehen; ob aber gleich bereits öfter verschiedene Vorschläge dazu gethan worden, so ist doch bisher noch keiner zu Stande gekommen. Es gehört eine weitläuftige und genaue Kenntniß, unserer sowol, als mehrerer mit ihr verwandten Sprachen, unverdrossener Fleiß, und unsägliche Mühe dazu, ein vollständiges Wörterbuch zu verfertigen. Um so viel desto schätzbarer ist die Bemühung des Hrn. Verfassers dieses neuen grammatischkritischen Wörterbuchs, (welches, wie aus der Vorrede zu ersehen, Hr. Adelung Herzogl. Sachsen-Gothaischer Rath ist, der sich zu Leipzig aufhält,) daß er eine so mühsame und saure Arbeit über sich genommen; eine Arbeit, für welche ihm Einheimische sowol, als Ausländer, welche die deutsche Sprache gründlich verstehen wollen, die lebhafteste Erkenntlichkeit und Dankbarkeit schuldig sind. Er liefert uns jetzt nur den ersten Theil, der 5 Alphabete aus-

macht, hoffet aber das übrige des ganzen Werkes in 2 Theilen zu vollenden.

Bey den Hauptwörtern setzet der Verf. nicht nur das genus, sondern auch sogleich den gen. Sing. und nom. Plur. hinzu, welche den Ausländern am schwerresten sind, und worinn zuweilen ein Deutscher selbst zweifelhaft ist; bey den Zeitwörtern bemerket er, ob es regular, oder irregul. act. oder neutr. sey. Er erkläret jegliches Wort mit vieler Deutlichkeit, handelt, wenn es nöthig ist, von dem Ursprunge desselben etymologisch, wobey oft Wachter und Frisch verbessert werden; bemerket die verschiedenen Bedeutungen, sowol in dem eigentlichen, als uneigentlichen Verstande; zeiget die Wortfügung, welchen casum jedes Wort regieret, oder an welche Stelle es zu stehen kommt, und erkläret alles mehrentheils mit sehr wohl ausgesuchten Beyspielen, die er gewöhnlich aus den besten Schriftstellern genommen hat.

Man wird sich von demjenigen, was er geleistet hat, einen Begrif machen können, wenn wir einen Auszug von einem und dem andern Worte hieher setzen, denn es ganz abzuschreiben, würde viel zu weitläuftig seyn. Wir wollen zuerst ein Subst. nehmen, und dasjenige, was uns beym Aufschlagen sogleich in die Augen fällt, ist

Der Bauer 1. von bauen, wohnen, bedeutete dieses Wort ehedem soviel als einen Einwohner u. s. f.

2. Von bauen, der aedificare, Bauer, gen. des — s plur. ut nom. Sing. der etwas bauet, dergleichen Schiffbauer, Orgelbauer, u. s. w.

3. Von bauen, colere, der Bauer, gen. des — s plur. die — n.

1. Eigentlich, a) in der weitesten Bedeutung, wird es von allen gebraucht, die auf dem Lande leben. So pflegt man in Schwaben die Edelleute, die auf dem

Lande

Lande leben, sammetne Bauren zu nennen; dahin auch der, obgleich falsche Satz: Bürger und Bauer, scheidet nichts als die Mauer u. s. f. b) In etwas engerer Bedeutung, die noch nicht bürgerlichen Standes sind, so daß nicht nur die eigentlichen Bauern, sondern auch die sogenannten Brinksitzer, Häusler, Tagelöhner u. s. w. darunter verstanden werden. c) In noch engerer Bedeutung, diejenigen Landleute, welche eigenen Ackerbau haben, sich davon nähren, und dem Grundherrn zu Zinsen, Gülten, oder Frohndiensten verbunden sind, wobey der Unterschied zwischen Vollbauern, Halbbauern, u. s. w. gezeiget wird.

2. Figürlich, den Sitten nach, ein grober ungesitteter Mensch, u. s. f. b) Im Schachspiele, diejenigen Steine, die in die erste Reihe gestellet werden u. s. f.

Die Anmerkung zeiget den Gebrauch in den alten fränkischen und allemannischen Schriften, daß darinn das einfache Puerre, Buara, mehr von einem Einwohner, das zusammengesetzte Gibura, Giburo, mehr von einem Ackerbauer vorkommt, wie auch die Uebereinstimmung dieses Worts, mit dem Hebr. und Chald. Imgleichen die Verschiedenheit der oberdeutschen Mundart, in welcher es Baur, gen. des —n, plur. die —en heißt, und daß es gleichgültig sey zu sagen: Bauergut, oder Bauerngut.

Auf gleiche Weise wollen wir, ohne zu wählen, ein Zeitwort herausnehmen.

Bekleiden, verb. regul. act. 1. Eigentlich, mit einem Kleide anthun. 2. Figürlich a) Ueberziehen, bedecken. b) Mit etwas als mit einem Kleide schmücken. Wenn die Seele, mit Lichte bekleidet, dem Körper entflohn ist, Klopst. u. s. w. c) Jemanden ein Amt ertheilen, mit einem Amte oder Ehrenstelle bekleiden. d) Ein Amt verwalten u. s. w.

Die Lehre von den Partikeln, oder Redetheilchen, ist in unserer Sprache noch wohl am wenigsten ausgearbeitet, sie ist aber hier, bey den mehresten, sehr genau, bündig und gründlich vorgetragen, also wollen wir auch davon ein Beyspiel anführen.

Ach, eine interj. welche der natürliche Ausdruck, nicht nur aller Leidenschaften, mit ihren Schattirungen, sondern auch aller Gemüthsbewegungen, und lebhaften Vorstellungen überhaupt ist. Es ist also 1) und zwar eigentlich und zunächst, der Ausdruck des Schmerzens. 2) Der Angst. 3) Der Furcht. 4) Des Schreckens. 5) Des Unwillens. 6) Des Mitleidens. 7) Der Wehmuth und des Grams. 8) Der Klage. 9) Der Sehnsucht und des Verlangens, des Wunsches. 10) Des Beyfalls und des Vergnügens. 11) Der Bewunderung. 12) Endlich begleitet dieses Wörtchen auch oft noch weit schwächere Empfindungen, und da dienet es, der folgenden Rede gleichsam zum Eingange, anzuzeigen, daß das Herz seinen Antheil daran habe. Bey allen diesen Bedeutungen werden die nöthigen Exempel angeführet.

Hiebey wird 1. bemerket, daß weil Ach die natürliche Sprache des Herzens ist, dieser Ausruf auch beynahe in allen Sprachen gleich sey.

2. Anmerk. So wie sich die Leidenschaft keiner Regel unterwirft, so bindet sich auch dieses Wörtchen an keine bestimmte Wortfügung. Wenn es ein Nebenwort bey sich hat, so stehet es am häufigsten mit der ersten Endung. Etwas seltener findet man es mit der zweyten. Ach meines Jammers. Jerm. 10, 19. Wenn man es mit der dritten Endung findet, so rühret diese von dem ausgelassenen Weh her, welches oft mit Ach verbunden wird. Die vierte Endung ist wohl eine Nachahmung des Lateinischen. Die fünfte

fünfte Endung kann überall statt finden, wo Ach mit einer Anrede verbunden ist.

3. Anm. Gemeiniglich stehet Ach zu Anfange des Satzes, der die Empfindung entwickelt; aber es kann seinen Platz auch hinter einem oder mehreren Worten finden. Ein Umstand, der besonders den Dichtern wohl zu statten kommt. Mitleidig Ach, verweilte, ich keinen Augenblick. Weiße.

Als ein wahrer Ausruf bekommt dieses Wörtchen das Ausrufungszeichen, indessen ist es gleichgültig, ob man dasselbe unmittelbar nach dem ach, oder zuerst am Ende des dazu gehörigen Satzes, oder nach beyden, und also 2mal setzet. In dem zweyten Falle bekommt ach, ein Comma.

Obgleich diese Beyspiele ohne alle Wahl herausgenommen sind, so kann man doch daraus zur Genüge ersehen, wie genau und pünktlich der Verf. alles beobachtet, und was er sich für Mühe gegeben, dieses Wörterbuch recht brauchbar und nützlich zu machen.

Von dem Gebrauche des Artikels handelt er sehr ausführlich 1318. S. f. f. und man wird hier mehr Nützliches antreffen, als man in vielen Grammatiken findet. Daß die Hauptwörter, welche in Verbindung mit einem Vorworte ohne Artikel stehen, in der 3 und 6 Endung das e wegwerfen, z. B. Mit Fleiß, nach Wunsch, haben schon mehrere angemerket, aber davon wenig Nützliches gesagt. Der Verf. nimmt diejenigen aus, welche sich auf b, d, s, endigen, doch gestehet er, daß auch noch mehrere sind, und diese auf b, d, s, ebenfalls eine Ausnahme leiden. z. B. Mit Weib und Kind. Man könnte vielleicht noch diese Anmerkung hinzusetzen, welche wir uns erinnern, irgendwo gefunden zu haben. Das e müsse am Ende bleiben, wenn das Hauptwort in einer gewissen Bestimmung stehet, z. B. Ausser Stande seyn

etwas zu thun, heißt ausser tüchtigem Stande seyn. Thue es bey Leibe nicht, das ist, bey deinem Leibe, so lieb dir dein Leib und Leben ist. Allein auch dieses möchte nicht in allen Fällen hinlänglich seyn, und vielleicht hat der Gebrauch hier einen Eigensinn, welcher sich durch keine Regeln bestimmen läßt, vielleicht ist auch bisweilen ein eingebildeter Wohllaut daran Schuld.

In der Redensart, welche Klopst. gebraucht: Sein anschauender Blick ist schöner als Frühlingsmorgen, scheinet Frühlingsmorgen der plur. zu seyn. Auf gleiche Weise sagt man ganz recht: Es riecht lieblich wie Blumen.

Es ist nicht möglich, wie der Verf. selbst in der Vorrede gestehet, daß bey dem ersten Versuche einer solchen Arbeit alle Fehler könnten vermieden werden, und wir haben manches gefunden, worinn wir demselben nicht völlig können Beyfall geben. Z. B.

S. 36. wird das Wort abfröhnen also erkläret: „durch Frohndienste bezahlen. Eine Schuld, einen Vorschuß abfröhnen.„ Allein der Frohndienst ist an sich selbst schon eine Schuldigkeit, es ist ein Dienst, welchen der Unterthan seinem Herrn zu leisten schuldig oder verbunden ist, also kann durch Frohndienste keine Schuld oder kein Vorschuß bezahlet werden, so wenig als man eine Schuld dadurch bezahlet, wenn man eine andere abträget, die man ebenfalls schuldig ist. Abfröhnen, woferne es gebräuchlich ist, kann in dem eigentlichen Verstande weiter nichts heissen, als die schuldigen Frohndienste zu Ende bringen: sich durch Leistung der Frohndienste derselben entledigen; so möchte man sagen: der Bauer hat abgefröhnet, das ist, er hat seine Frohndienste schon geleistet, man kann nichts mehr von ihm fodern. Diese Bedeutung ist gar nicht angeführt.

Ebendas. Abführen 2) Ein abgeführtes, d. i. abgetragenes Kleid. Hiebey hätte billig sollen bemerket werden, in welcher Mundart, die Redensart, ein abgeführtes Kleid, gebräuchlich sey, denn hochdeutsch ist sie gewiß nicht, und man wird sie wohl bey keinem guten Schriftsteller finden.

S. 54. Die Ablage. Hier ist eine Bedeutung dieses Wortes vergessen, welche in dem Forstwesen sehr gebräuchlich ist. Man nennet nemlich Ablage, einen Ort am Wasser, wo man die Bäume abladet, welche hernach in Flössen verbunden und fortgeschwemmet werden. Man sagt, das Holz aus der Heide nach der Ablage fahren. Weil die Ablage so weit ist, kostet es gar zuviel Fuhrlohn u. dergl.

S. 58. Eine Rede, eine Predigt ablegen; dieses möchte man wohl nicht von einem guten Deutschen hören. Man sagt: eine Rede, eine Predigt halten; aber die Redensart: eine Rede ablegen, ist gewiß mehr dem Sprachgebrauche zuwider, als das Reciprokum, sich ausruhen, worüber der Verf. Kleisten getadelt hat. 564. S. indem man dieses im gemeinen Leben vielfältig hören wird.

S. 502. Die Redensarten, wo Auge für Antlitz stehen soll, können insgesamt ganz eigentlich von den Augen verstanden werden, zum wenigsten sehen sie mehr auf die Augen selbst, als auf das ganze Gesicht. Das Kalb in die Augen schlagen, die Augen aufheben, an den Augen ansehen u. s. w.

S. 657. Irret der Verf. wenn er sagt: Stockbarsch und Kaulbarsch sind nur in der Grösse verschieden. Denn Stockbarsch und Barsch sind nur in der Grösse verschieden; Kaulbarsch hingegen ist eine ganz andere Gattung von Fischen. Der Stockbarsch ist ein kleiner Barsch, welcher eben wie der grosse, harte Schuppen, rothe Floßfedern und dunkle Streifen hat, die

in der Queere von dem Rücken nach dem Bauche herunter gehen und mit der Zeit die Grösse des Barsches erreicht. Der Kaulbarsch ist grau, schwarz gesprenkelt, gelanget niemals zu einer beträchtlichen Grösse, hat keine rothe Floßfedern, und einen mehr rundlichen Kopf. Einige meynen auch, er habe daher den Namen bekommen, weil er einen etwas kugelförmigen Kopf hat, von Kugel, welches in einigen Mundarten Kaule, in andern Kule ausgesprochen wird. In der Mark heißt er Kulebarsch. Andere leiten Kaulbarsch von Käule her, weil er vorne sehr dicke ist, und einige Gleichheit mit einer Käule hat.

S. 690. Becken, ist nicht allemal ein metallenes Gefäß. Man sagt auch ein irdenes Becken, ein Becken von Porcellän.

S. 933. Fehlet das Wort Bittschreiben, welches billig hätte sollen angeführet werden, besonders weil es noch von Bittschrift verschieden ist.

S. 937. Bey dem Worte bloß tadelt der Verf. den Unterschied, welchen Hr. Stesch zwischen nackend und bloß angiebt, daß nackend den natürlichen Zustand des Menschen ausdrücke, in welchem er ohne Bedeckung ist, bloß mehr auf die Beraubung der Kleider sehe, und meynet, solches sey eigentlich kein Unterschied; man sage richtiger, daß nackt der niedrigen und gesellschaftlichen, bloß aber der anständigen Sprechart eigen ist; allein wenn dieses der wahre Unterschied wäre, so würde daraus folgen, daß man in anständigen Reden allemal das Wort bloß gebrauchen könne, wo man in der niedrigen Sprechart nackend sagt, und umgekehrt, welches doch dem Gebrauche zuwider ist. Auch in den erhabensten Reden selbst, kann man sich ganz wohl des Wortes nackend bedienen. Es würde z. B. gar nicht niedrig seyn zu sagen: Die Liebe lehret uns die Hungrigen speisen und

die

die Nackenden kleiden. Hingegen würde es sehr schlecht klingen: die Liebe lehret uns die Blossen kleiden. Haller schreibt in dem Gedicht über den Ursprung des Uebels:

Sie kleidet Nackende vom Raub der fetten Trift.
S. Hall. Ged. 149. S.

Jmgl. S. 83.

— — — Wenn nackt und unbewegt,
er Jahre lang den Stral der hohen Sonne trägt.

Nackend beziehet sich gemeiniglich auf den ganzen Leib des Menschen, bloß kann auch von einem oder dem andern Gliede gesaget werden. Dieser Unterschied ist richtig, der allgemeine und tägliche Gebrauch stimmet damit überein. Man sagt: sich nackend ausziehen: die Gratien werden nackend abgebildet: bey den Griechen waren die Kämpfer in den Spielen nackend und dergl. In allen solchen Fällen würde sich das Wort bloß nicht schicken, weil von dem ganzen Leibe des Menschen, und dem natürlichen Zustande desselben die Rede ist. Hingegen: Mit blossem Haupte: Er focht mit blossem Arme u. dergl. weil die Rede nur auf ein besonderes Glied gehet, welches unbedeckt ist.

S. 1017. Der Borst, für Riß. An vielen Orten ist dieses Wort gen. femin. die Borste.

S. 1059. Brechen, wird wohl niemals für essen gebraucht. Selbst in der angeführten Redensart: Nichts zu beißen noch zu brechen haben, heißt es ganz eigentlich: Nicht ein Stück Brod haben, wovon man etwas abbrechen könnte. Und der biblische Ausdruck, das Brod brechen: z. B. Brich dem Hungrigen dein Brod, kann eben so heissen: Theile dem Hungrigen dein Brod mit, welches wiederum auf das eigentliche Brechen sehen kann, weil die Juden ihr Brod in Form dünner Kuchen zu backen pflegten, wovon man

man leicht etwas abbrechen und austheilen konnte. Ueberhaupt wird die Bedeutung des Wortes brechen, für essen, wohl nirgend gefunden werden.

S. 1090. Der Bruch. Wenn das Wort Bruch einen sumpfigen Ort bedeutet, wird es in der Mark, und andern Orten mehr, im gen. neutr. gebraucht, und alsdann lang ausgesprochen: das Hohe Bruch, das Kreuzer Bruch.

S. 1105. Hält der Verf. den plur. des Wortes Brust für unanständig, und sagt, in der edlen und anständigen Bedeutung werde er gerne vermieden. Allein man kann ihn in manchen Fällen, sehr wohl, ohne alle Unanständigkeit brauchen. So sagt Kleist in dem Gedichte, der Frühling.

Sie schütten Segen herab, und tränken die Felder wie Brüste. Kl. Werke 2 Th. 40. S.

und Haller:

Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten. Hall. Ged. 50. S.

Es ist gar nichts Unanständiges darinn, wenn man sagt: Die Mütter müssen selbst ihre Kinder säugen, und ihnen die Brüste darreichen. Ja es würde vielmehr sehr rührend seyn, wenn eine Mutter bey einer beweglichen Ermahnung ihrem Sohne vorstellete, sie habe ihn unter ihrem Herzen getragen, und mit ihren Brüsten gesäuget. Freylich wird man nicht von einem Frauenzimmer sagen: Sie hat schöne Brüste; aber die Unanständigkeit ist nicht in dem Worte selbst, welches man deswegen auch in andern Fällen vermeiden müßte, sondern darinn, weil es wider die Ehrbarkeit läuft, daß ein Frauenzimmer die Brüste sehen läßt. Man wird noch mehrere Wörter finden, welchen der Verf. ohne Ursache eine gewisse Unanständigkeit beylegen will. So sagt er auch von dem Worte Bein, es sey nur im gemeinen Leben üblich, und

werde

werde in der edlen und anständigen Sprechart gerne vermieden. Aber wie soll man dieses: Eine unglückliche Kugel nahm ihm das Bein weg; in der Schlacht wurden ihm beyde Beine abgeschossen; er trägt ein hölzernes Bein und dergl. anders geben? In solchen Wörtern, deren man unmöglich entbehren kann, und welche wirklich keine niedrige Begriffe geben, eine Unanständigkeit zu suchen, ist gewiß übertrieben. Es ist im Deutschen nicht unanständiger zu sagen: Er trägt ein hölzernes Bein, als im Französischen Il porte une jambe de bois. Man wird daher das Wort Bein auch von vielen Schriftstellern, und selbst in erhabenen Gedichten gebraucht finden. Geßner hat eine Idylle, welche die Aufschrift führet: Das hölzerne Bein. Gellert sagt in der Fabel: und bricht sogleich das Bein. Und Kleist, in dem Gedichte Cißides und Paches:

> Dem unbezwungnen Zelon, der allein
> Ein Heer an Muth und Geiste war, zerschlug
> Ein Felsstück beyde Bein.
>
> Kleists sämtl. Werke 556. S.

S. 1368. Erkläret der Verf. das Wort Dirne durch eine Jungfer, eine junge Person des andern Geschlechts. Dieses ist nicht deutlich genug. Das Wort Dirne zeiget nicht besonders eine Jungfer an; es hat die allgemeine Bedeutung einer jungen Person des weiblichen Geschlechts, welche nicht im ordentlichen Ehestande lebt, ohne den Begrif zu geben, daß sie noch eine Jungfer sey. So wird Ruth eine Dirne genannt, ob sie gleich schon eine Wittwe war. Ruth 2, 6. Ingleichen das Kebsweib des Leviten, Richt. 19, 3. 5. 9.

S. 1437. Dünkel, eine jede Meynung, besonders eine ungegründete Meynung, ein Vorurtheil. Das erste hätte können wegbleiben, denn man kann gewiß nicht eine jede Meynung einen Dünkel nennen.

S. 1490.

S. 1490. Meynet der Verf. das E, euphonikum, sey allen unseren Sprachlehrern unbekannt; allein Bödiker hat schon davon gehandelt. S. Bödikers Grundsätze, vermehrt von Wippel. 265. S.

S. 1519. Ehrenwort. Hier hätte die Bedeutung noch können angeführet werden: Jemanden sein Ehrenwort geben: Er hat mir sein Ehrenwort darauf gegeben, das ist, er hat es mir bey seiner Ehre versprochen. Die kriegesgefangenen Officier sind auf ihr Ehrenwort los gelassen worden, das ist, sie haben bey ihrer Ehre versprechen müssen, daß sie in dem Feldzuge nicht mehr dienen, oder auch sich wieder einstellen wollen, im Falle es sollte verlanget werden.

Man wird hin und wieder noch mehr, dergleichen finden. Das alles aber kann dem Werthe und der Brauchbarkeit dieses Wörterbuchs wenig benehmen, und vielleicht gehöret es schon unter diejenigen Mängel, welche der Hr. Verf. selber beobachtet hat, und welche er am Ende des Werks, nebst verschiedenen Ergänzungen und Zusätzen zu liefern, in der Vorrede verspricht. Es ist zu wünschen, daß er diese Arbeit mit eben dem Fleiße, wie er sie angefangen hat, vollenden möge, so werden wir endlich ein nützliches und brauchbares Wörterbuch aufweisen können, wovon auch ein Auszug, nebst beygefügter lateinischen Erklärung der Wörter, solchen Ausländern sehr nützlich seyn würde, welche erst anfangen unsere Sprache zu lernen.

Diesem Wörterbuche ist noch beygefüget

Des Hrn. M. Fulde Preisschrift, über die beyden deutschen Hauptdialekte.

„Die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu „Göttingen (heißt es in einer Anmerk. der Vorrede, „a. d. VI. S.) gab 1769. die sehr wichtige Preisfrage „für das Jahr 1771. auf, den Ursprung, die

„Aus-

„Ausbreitung und jetzigen Grenzen der beyden „noch herrschenden Hauptdialekte der deutschen „Sprache, ihren wesentlichen Charakter und ihr „Verhältniß zu den nordischen Sprachen, und „der alten Gothischen zu bestimmen. Hr. Mag. „Carl Friedrich Fulda, Prediger zu Mühlhausen „im Würtenbergischen, erhielt den Preis. Die „Schrift dieses gelehrten Mannes ist voll des müh„samsten Scharfsinnes. *) Sie dringt sehr tief in „den ursprünglichen Bau, nicht bloß der deutschen, „sondern fast aller Sprachen des nordlichen Europa „ein, und löset sie in ihre erste Bestandtheile auf, „daher man es den Hrn. Verlegern Dank wissen „wird, daß sie solche diesem Wörterbuche mit beyge„füget haben.„

In der That verdienet diese kleine Schrift mit vieler Aufmerksamkeit und Nachdenken gelesen zu werden. Es ist aber alles so gedrungen und kurz zusammen gefaßt, daß es beynahe zur Unmöglichkeit wird, unsern Lesern einen verständlichen Auszug davon mitzutheilen, und wir können nichts besseres thun, als daß wir kurz den Hauptinhalt anzeigen.

Der Verf. bemerket gleich Anfangs, daß über die noch herrschenden Dialekte der deutschen Sprache, ihren Ursprung, ihre Ausbreitung, u. s. w. nicht ge- ur-

*) Ist wohl dieser Ausdruck, dessen sich Hr. Adelung hier bedienet: Mühsamer Scharfsinn, vollkommen richtig, und das Beywort seinem Hauptworte angemessen? Der Scharfsinn ist eine Gabe der Natur, welche wir durch keine Bemühung noch Arbeit jemals erlangen können, und scharfsinnig zu seyn, ist nichts mühsames. Die Redensart, voll mühsamen Scharfsinnes, scheinet daher etwas Anstößiges und Auffallendes mit sich zu führen.

Vermischte Nachrichten.

I.

Versuch eines grammatischkritischen Wörterbuchs, der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Erster Theil, von A. E. Leipzig bey Breitkopf und Sohn, 1773. gr. 4.

Alle Liebhaber und Kenner unserer Sprache haben schon längst einem neuen Wörterbuche derselben, mit Verlangen entgegen gesehen; ob aber gleich bereits öfter verschiedene Vorschläge dazu gethan worden, so ist doch bisher noch keiner zu Stande gekommen. Es gehört eine weitläuftige und genaue Kenntniß, unserer sowol, als mehrerer mit ihr verwandten Sprachen, unverdrossener Fleiß, und unsägliche Mühe dazu, ein vollständiges Wörterbuch zu verfertigen. Um so viel desto schätzbarer ist die Bemühung des Hrn. Verfassers dieses neuen grammatischkritischen Wörterbuchs, (welches, wie aus der Vorrede zu ersehen, Hr. Adelung Herzogl. Sachsen-Gothaischer Rath ist, der sich zu Leipzig aufhält,) daß er eine so mühsame und saure Arbeit über sich genommen; eine Arbeit, für welche ihm Einheimische sowol, als Ausländer, welche die deutsche Sprache gründlich verstehen wollen, die lebhafteste Erkenntlichkeit und Dankbarkeit schuldig sind. Er liefert uns jetzt nur den ersten Theil, der 5 Alphabete aus-

macht, hoffet aber das übrige des ganzen Werkes in 2 Theilen zu vollenden.

Bey den Hauptwörtern setzet der Verf. nicht nur das genus, sondern auch sogleich den gen. Sing. und nom. Plur. hinzu, welche den Ausländern am schweresten sind, und worinn zuweilen ein Deutscher selbst zweifelhaft ist; bey den Zeitwörtern bemerket er, ob es regular, oder irregul. act. oder neutr. sey. Er erkläret jegliches Wort mit vieler Deutlichkeit, handelt, wenn es nöthig ist, von dem Ursprunge desselben etymologisch, wobey oft Wachter und Frisch verbessert werden; bemerket die verschiedenen Bedeutungen, sowol in dem eigentlichen, als uneigentlichen Verstande; zeiget die Wortfügung, welchen casum jedes Wort regieret, oder an welche Stelle es zu stehen kommt, und erkläret alles mehrentheils mit sehr wohl ausgesuchten Beyspielen, die er gewöhnlich aus den besten Schriftstellern genommen hat.

Man wird sich von demjenigen, was er geleistet hat, einen Begrif machen können, wenn wir einen Auszug von einem und dem andern Worte hieher setzen, denn es ganz abzuschreiben, würde viel zu weitläuftig seyn. Wir wollen zuerst ein Subst. nehmen, und dasjenige, was uns beym Aufschlagen sogleich in die Augen fällt, ist

Der Bauer 1. von bauen, wohnen, bedeutete dieses Wort ehedem soviel als einen Einwohner u. s. f.

2. Von bauen, der aedificare, Bauer, gen. des — s plur. ut nom. Sing. der etwas bauet, dergleichen Schiffbauer, Orgelbauer, u. s. w.

3. Von bauen, colere, der Bauer, gen. des — s plur. die — n.

1. Eigentlich, a) in der weitesten Bedeutung, wird es von allen gebraucht, die auf dem Lande leben. So pflegt man in Schwaben die Edelleute, die auf dem Lande

Lande leben, sammetne Bauren zu nennen; dahin auch der, obgleich falsche Satz: Bürger und Bauer, scheidet nichts als die Mauer u. s. f. b) In etwas engerer Bedeutung, die noch nicht bürgerlichen Standes sind, so daß nicht nur die eigentlichen Bauern, sondern auch die sogenannten Brinksitzer, Häusler, Tagelöhner u. s. w. darunter verstanden werden. c) In noch engerer Bedeutung, diejenigen Landleute, welche eigenen Ackerbau haben, sich davon nähren, und dem Grundherrn zu Zinsen, Gülten, oder Frohndiensten verbunden sind, wobey der Unterschied zwischen Vollbauern, Halbbauern, u. s. w. gezeiget wird.

2. Figürlich, den Sitten nach, ein grober ungesitteter Mensch, u. s. f. b) Im Schachspiele, diejenigen Steine, die in die erste Reihe gestellet werden u. s. f.

Die Anmerkung zeiget den Gebrauch in den alten fränkischen und allemannischen Schriften, daß darinn das einfache Puerre, Buara, mehr von einem Einwohner, das zusammengesetzte Gibura, Giburo, mehr von einem Ackerbauer vorkommt, wie auch die Uebereinstimmung dieses Worts, mit dem Hebr. und Chald. Imgleichen die Verschiedenheit der oberdeutschen Mundart, in welcher es Baur, gen. des — n, plur. die — en heißt, und daß es gleichgültig sey zu sagen: Bauergut, oder Bauerngut.

Auf gleiche Weise wollen wir, ohne zu wählen, ein Zeitwort herausnehmen.

Bekleiden, verb. regul. act. 1. Eigentlich, mit einem Kleide anthun. 2. Figürlich a) Ueberziehen, bedecken. b) Mit etwas als mit einem Kleide schmücken. Wenn die Seele, mit Lichte bekleidet, dem Körper entflohn ist, Klopst. u. s. w. c) Jemanden ein Amt ertheilen, mit einem Amte oder Ehrenstelle bekleiden. d) Ein Amt verwalten u. s. w.

Die Lehre von den Partikeln, oder Redetheilchen, ist in unserer Sprache noch wohl am wenigsten ausgearbeitet, sie ist aber hier, bey den mehresten, sehr genau, bündig und gründlich vorgetragen, also wollen wir auch davon ein Beyspiel anführen.

Ach, eine interj. welche der natürliche Ausdruck, nicht nur aller Leidenschaften, mit ihren Schattirungen, sondern auch aller Gemüthsbewegungen, und lebhaften Vorstellungen überhaupt ist. Es ist also 1) und zwar eigentlich und zunächst, der Ausdruck des Schmerzens. 2) Der Angst. 3) Der Furcht. 4) Des Schreckens. 5) Des Unwillens. 6) Des Mitleidens. 7) Der Wehmuth und des Grams. 8) Der Klage. 9) Der Sehnsucht und des Verlangens, des Wunsches. 10) Des Beyfalls und des Vergnügens. 11) Der Bewunderung. 12) Endlich begleitet dieses Wörtchen auch oft noch weit schwächere Empfindungen, und da dienet es, der folgenden Rede gleichsam zum Eingange, anzuzeigen, daß das Herz seinen Antheil daran habe. Bey allen diesen Bedeutungen werden die nöthigen Exempel angeführet.

Hiebey wird 1. bemerket, daß weil Ach die natürliche Sprache des Herzens ist, dieser Ausruf auch beynahe in allen Sprachen gleich sey.

2. Anmerk. So wie sich die Leidenschaft keiner Regel unterwirft, so bindet sich auch dieses Wörtchen an keine bestimmte Wortfügung. Wenn es ein Nebenwort bey sich hat, so stehet es am häufigsten mit der ersten Endung. Etwas seltener findet man es mit der zweyten. Ach meines Jammers. Jerm. 10, 19. Wenn man es mit der dritten Endung findet, so rühret diese von dem ausgelassenen Weh her, welches oft mit Ach verbunden wird. Die vierte Endung ist wohl eine Nachahmung des Lateinischen. Die

fünfte

fünfte Endung kann überall statt finden, wo Ach mit einer Anrede verbunden ist.

3. Anm. Gemeiniglich stehet Ach zu Anfange des Satzes, der die Empfindung entwickelt; aber es kann seinen Platz auch hinter einem oder mehreren Worten finden. Ein Umstand, der besonders den Dichtern wohl zu statten kommt. Mitleidig Ach, verweilte, ich keinen Augenblick. Weiße.

Als ein wahrer Ausruf bekommt dieses Wörtchen das Ausrufungszeichen, indessen ist es gleichgültig, ob man dasselbe unmittelbar nach dem ach, oder zuerst am Ende des dazu gehörigen Satzes, oder nach beyden, und also 2mal setzet. In dem zweyten Falle bekommt ach, ein Comma.

Obgleich diese Beyspiele ohne alle Wahl herausgenommen sind, so kann man doch daraus zur Genüge ersehen, wie genau und pünktlich der Verf. alles beobachtet, und was er sich für Mühe gegeben, dieses Wörterbuch recht brauchbar und nützlich zu machen.

Von dem Gebrauche des Artikels handelt er sehr ausführlich 1318. S. f. f. und man wird hier mehr Nützliches antreffen, als man in vielen Grammatiken findet. Daß die Hauptwörter, welche in Verbindung mit einem Vorworte ohne Artikel stehen, in der 3 und 6 Endung das e wegwerfen, z. B. Mit Fleiß, nach Wunsch, haben schon mehrere angemerket, aber davon wenig Nützliches gesagt. Der Verf. nimmt diejenigen aus, welche sich auf b, d, s, endigen, doch gestehet er, daß auch noch mehrere sind, und diese auf b, d, s, ebenfalls eine Ausnahme leiden. z. B. Mit Weib und Kind. Man könnte vielleicht noch diese Anmerkung hinzusetzen, welche wir uns erinnern, irgendwo gefunden zu haben. Das e müsse am Ende bleiben, wenn das Hauptwort in einer gewissen Bestimmung stehet, z. B. Ausser Stande seyn

etwas zu thun, heißt ausser tüchtigem Stande seyn. Thue es bey Leibe nicht, das ist, bey deinem Leibe, so lieb dir dein Leib und Leben ist. Allein auch dieses möchte nicht in allen Fällen hinlänglich seyn, und vielleicht hat der Gebrauch hier einen Eigensinn, welcher sich durch keine Regeln bestimmen läßt, vielleicht ist auch bisweilen ein eingebildeter Wohllaut daran Schuld.

In der Redensart, welche Klopst. gebraucht: Sein anschauender Blick ist schöner als Frühlingsmorgen, scheinet Frühlingsmorgen der plur. zu seyn. Auf gleiche Weise sagt man ganz recht: Es riecht lieblich wie Blumen.

Es ist nicht möglich, wie der Verf. selbst in der Vorrede gestehet, daß bey dem ersten Versuche einer solchen Arbeit alle Fehler könnten vermieden werden, und wir haben manches gefunden, worinn wir demselben nicht völlig können Beyfall geben. Z. B. S. 36. wird das Wort abfröhnen also erkläret; „durch Frohndienste bezahlen. Eine Schuld, einen Vorschuß abfröhnen.„ Allein der Frohndienst ist an sich selbst schon eine Schuldigkeit, es ist ein Dienst, welchen der Unterthan seinem Herrn zu leisten schuldig oder verbunden ist, also kann durch Frohndienste keine Schuld oder kein Vorschuß bezahlet werden, so wenig als man eine Schuld dadurch bezahlet, wenn man eine andere abträget, die man ebenfalls schuldig ist. Abfröhnen, woferne es gebräuchlich ist, kann in dem eigentlichen Verstande weiter nichts heissen, als die schuldigen Frohndienste zu Ende bringen: sich durch Leistung der Frohndienste derselben entledigen; so möchte man sagen: der Bauer hat abgefröhnet, das ist, er hat seine Frohndienste schon geleistet, man kann nichts mehr von ihm fodern. Diese Bedeutung ist gar nicht angeführt,

Eben-

Ebendas. Abführen 2). Ein abgeführtes, d. i. abgetragenes Kleid. Hiebey hätte billig sollen bemerket werden, in welcher Mundart, die Redensart, ein abgeführtes Kleid, gebräuchlich sey, denn hochdeutsch ist sie gewiß nicht, und man wird sie wohl bey keinem guten Schriftsteller finden.

S. 54. Die Ablage. Hier ist eine Bedeutung dieses Wortes vergessen, welche in dem Forstwesen sehr gebräuchlich ist. Man nennet nemlich Ablage, einen Ort am Wasser, wo man die Bäume abladet, welche hernach in Flössen verbunden und fortgeschwemmet werden. Man sagt, das Holz aus der Heide nach der Ablage fahren. Weil die Ablage so weit ist, kostet es gar zuviel Fuhrlohn u. dergl.

S. 58. Eine Rede, eine Predigt ablegen; dieses möchte man wohl nicht von einem guten Deutschen hören. Man sagt: eine Rede, eine Predigt halten; aber die Redensart: eine Rede ablegen, ist gewiß mehr dem Sprachgebrauche zuwider, als das Reciprokum, sich ausruhen, worüber der Verf. Kleisten getadelt hat: 564. S. indem man dieses im gemeinen Leben vielfältig hören wird.

S. 502. Die Redensarten, wo Auge für Antlitz stehen soll, können insgesamt ganz eigentlich von den Augen verstanden werden, zum wenigsten sehen sie mehr auf die Augen selbst, als auf das ganze Gesicht. Das Kalb in die Augen schlagen, die Augen aufheben, an den Augen ansehen u. s. w.

S. 657. Irret der Verf. wenn er sagt: Stockbarsch und Kaulbarsch sind nur in der Grösse verschieden. Denn Stockbarsch und Barsch sind nur in der Grösse verschieden; Kaulbarsch hingegen ist eine ganz andere Gattung von Fischen. Der Stockbarsch ist ein kleiner Barsch, welcher eben wie der grosse, harte Schuppen, rothe Floßfedern und dunkle Streifen hat, die

in der Queere von dem Rücken nach dem Bauche herunter gehen und mit der Zeit die Grösse des Barsches erreicht. Der Kaulbarsch ist grau, schwarz gesprenkelt, gelanget niemals zu einer beträchtlichen Grösse, hat keine rothe Floßfedern, und einen mehr rundlichen Kopf. Einige meynen auch, er habe daher den Namen bekommen, weil er einen etwas kugelförmigen Kopf hat, von Kugel, welches in einigen Mundarten Kaule, in andern Kule ausgesprochen wird. In der Mark heißt er Kulebarsch. Andere leiten Kaulbarsch von Käule her, weil er vorne sehr dicke ist, und einige Gleichheit mit einer Käule hat.

S. 690. Becken, ist nicht allemal ein metallenes Gefäß. Man sagt auch ein irdenes Becken, ein Becken von Porcellän.

S. 933. Fehlet das Wort Bittschreiben, welches billig hätte sollen angeführet werden, besonders weil es noch von Bittschrift verschieden ist.

S. 937. Bey dem Worte bloß tadelt der Verf. den Unterschied, welchen Hr. Stesch zwischen nackend und bloß angiebt, daß nackend den natürlichen Zustand des Menschen ausdrücke, in welchem er ohne Bedeckung ist, bloß mehr auf die Beraubung der Kleider sehe, und meynet, solches sey eigentlich kein Unterschied; man sage richtiger, daß nackt der niedrigen und gesellschaftlichen, bloß aber der anständigen Sprechart eigen ist; allein wenn dieses der wahre Unterschied wäre, so würde daraus folgen, daß man in anständigen Reden allemal das Wort bloß gebrauchen könne, wo man in der niedrigen Sprechart nackend sagt, und umgekehrt, welches doch dem Gebrauche zuwider ist. Auch in den erhabensten Reden selbst, kann man sich ganz wohl des Wortes nackend bedienen. Es würde z. B. gar nicht niedrig seyn zu sagen: Die Liebe lehret uns die Hungrigen speisen und die

die Nackenden kleiden. Hingegen würde es sehr schlecht klingen: die Liebe lehret uns die Blossen kleiden. Haller schreibt in dem Gedicht über den Ursprung des Uebels:

Sie kleidet Nackende vom Raub der fetten Trift.
S. Hall. Ged. 149. S.

Imgl. S. 83.

— — — Wenn nackt und unbewegt,
er Jahre lang den Stral der hohen Sonne trägt.

Nackend beziehet sich gemeiniglich auf den ganzen Leib des Menschen, bloß kann auch von einem oder dem andern Gliede gesaget werden. Dieser Unterschied ist richtig, der allgemeine und tägliche Gebrauch stimmet damit überein. Man sagt: sich nackend ausziehen: die Gratien werden nackend abgebildet: bey den Griechen waren die Kämpfer in den Spielen nackend und dergl. In allen solchen Fällen würde sich das Wort bloß nicht schicken, weil von dem ganzen Leibe des Menschen, und dem natürlichen Zustande desselben die Rede ist. Hingegen: Mit blossem Haupte: Er focht mit blossem Arme u. dergl. weil die Rede nur auf ein besonderes Glied gehet, welches unbedeckt ist.

S. 1017. Der Borst, für Riß. An vielen Orten ist dieses Wort gen. femin. die Borste.

S. 1059. Brechen, wird wohl niemals für essen gebraucht. Selbst in der angeführten Redensart: Nichts zu beißen noch zu brechen haben, heißt es ganz eigentlich: Nicht ein Stück Brod haben, wovon man etwas abbrechen könnte. Und der biblische Ausdruck, das Brod brechen: z. B. Brich dem Hungrigen dein Brod, kann eben so heissen: Theile dem Hungrigen dein Brod mit, welches wiederum auf das eigentliche Brechen sehen kann, weil die Juden ihr Brod in Form dünner Kuchen zu backen pflegten, wovon

man

man leicht etwas abbrechen und austheilen konnte. Ueberhaupt wird die Bedeutung des Wortes brechen, für essen, wohl nirgend gefunden werden.

S. 1090. Der Bruch. Wenn das Wort Bruch einen sumpfigen Ort bedeutet, wird es in der Mark, und andern Orten mehr, im gen. neutr. gebraucht, und alsdann lang ausgesprochen: das Hohe Bruch, das Kreuzer Bruch.

S. 1105. Hält der Verf. den plur. des Wortes Brust für unanständig, und sagt, in der edlen und anständigen Bedeutung werde er gerne vermieden. Allein man kann ihn in manchen Fällen sehr wohl, ohne alle Unanständigkeit brauchen. So sagt Kleist in dem Gedichte, der Frühling.

Sie schütten Segen herab, und tränken die Felder wie Brüste. Kl. Werke 2 Th. 40. S.

und Haller:

Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten. Hall. Ged. 50. S.

Es ist gar nichts Unanständiges darinn, wenn man sagt: Die Mütter müssen selbst ihre Kinder säugen, und ihnen die Brüste darreichen. Ja es würde vielmehr sehr rührend seyn, wenn eine Mutter bey einer beweglichen Ermahnung ihrem Sohne vorstellete, sie habe ihn unter ihrem Herzen getragen, und mit ihren Brüsten gesäuget. Freylich wird man nicht von einem Frauenzimmer sagen: Sie hat schöne Brüste; aber die Unanständigkeit ist nicht in dem Worte selbst, welches man deswegen auch in andern Fällen vermeiden müßte, sondern darinn, weil es wider die Ehrbarkeit läuft, daß ein Frauenzimmer die Brüste sehen läßt. Man wird noch mehrere Wörter finden, welchen der Verf. ohne Ursache eine gewisse Unanständigkeit beylegen will. So sagt er auch von dem Worte Bein, es sey nur im gemeinen Leben üblich, und

werde

werde in der edlen und anständigen Sprechart gerne vermieden. Aber wie soll man dieses: Eine unglückliche Kugel nahm ihm das Bein weg; in der Schlacht wurden ihm beyde Beine abgeschossen; er trägt ein hölzernes Bein und dergl. anders geben? In solchen Wörtern, deren man unmöglich entbehren kann, und welche wirklich keine niedrige Begriffe geben, eine Unanständigkeit zu suchen, ist gewiß übertrieben. Es ist im Deutschen nicht unanständiger zu sagen: Er trägt ein hölzernes Bein, als im Französischen Il porte une jambe de bois. Man wird daher das Wort Bein auch von vielen Schriftstellern, und selbst in erhabenen Gedichten gebraucht finden. Gesner hat eine Idylle, welche die Aufschrift führet: Das hölzerne Bein. Gellert sagt in der Fabel: und bricht sogleich das Bein. Und Kleist, in dem Gedichte Cißides und Paches:

Dem unbezwungnen Zelon, der allein
Ein Heer an Muth und Geiste war, zerschlug
Ein Felsstück beyde Bein.

Kleists sämtl. Werke 556. S.

S. 1368. Erkläret der Verf. das Wort Dirne durch eine Jungfer, eine junge Person des andern Geschlechts. Dieses ist nicht deutlich genug. Das Wort Dirne zeiget nicht besonders eine Jungfer an; es hat die allgemeine Bedeutung einer jungen Person des weiblichen Geschlechts, welche nicht im ordentlichen Ehestande lebt, ohne den Begrif zu geben, daß sie noch eine Jungfer sey. So wird Ruth eine Dirne genannt, ob sie gleich schon eine Wittwe war. Ruth 2, 6. Imgleichen das Kebsweib des Leviten, Richt. 19, 3. 5. 9.

S. 1437. Dünkel, eine jede Meynung, besonders eine ungegründete Meynung, ein Vorurtheil. Das erste hätte können wegbleiben, denn man kann gewiß nicht eine jede Meynung einen Dünkel nennen.

S. 1490. Meynet der Verf. das E, euphonikum, sey allen unseren Sprachlehrern unbekannt; allein Bödiker hat schon davon gehandelt. S. Bödikers Grundsätze, vermehrt von Wippel. 265. S.

S. 1519. Ehrenwort. Hier hätte die Bedeutung noch können angeführet werden: Jemanden sein Ehrenwort geben: Er hat mir sein Ehrenwort darauf gegeben, das ist, er hat es mir bey seiner Ehre versprochen. Die kriegesgefangenen Officier sind auf ihr Ehrenwort, los gelassen worden, das ist, sie haben bey ihrer Ehre versprechen müssen, daß sie in dem Feldzuge nicht mehr dienen, oder auch sich wieder einstellen wollen, im Falle es sollte verlanget werden.

Man wird hin und wieder noch mehr, dergleichen finden. Das alles aber kann dem Werthe und der Brauchbarkeit dieses Wörterbuchs wenig benehmen, und vielleicht gehöret es schon unter diejenigen Mängel, welche der Hr. Verf. selber beobachtet hat, und welche er am Ende des Werks, nebst verschiedenen Ergänzungen und Zusätzen zu liefern, in der Vorrede verspricht. Es ist zu wünschen, daß er diese Arbeit mit eben dem Fleiße, wie er sie angefangen hat, vollenden möge, so werden wir endlich ein nützliches und brauchbares Wörterbuch aufweisen können, wovon auch ein Auszug, nebst beygefügter lateinischen Erklärung der Wörter, solchen Ausländern sehr nützlich seyn würde, welche erst anfangen unsere Sprache zu lernen.

Diesem Wörterbuche ist noch beygefüget

Des Hrn. M. Fulde Preisschrift, über die beyden deutschen Hauptdialekte.

„Die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu „Göttingen (heißt es in einer Anmerk. der Vorrede, „a. d. VI. S.) gab 1769. die sehr wichtige Preisfrage „für das Jahr 1771. auf, den Ursprung, die

„Aus-

„Ausbreitung und jetzigen Grenzen der beyden „noch herrschenden Hauptdialekte der deutschen „Sprache, ihren wesentlichen Charakter und ihr „Verhältniß zu den nordischen Sprachen, und „der alten Gothischen zu bestimmen. Hr. Mag. „Carl Friedrich Fulda, Prediger zu Mühlhausen „im Würtenbergischen, erhielt den Preis. Die „Schrift dieses gelehrten Mannes ist voll des müh„samsten Scharfsinnes. *) Sie dringt sehr tief in „den ursprünglichen Bau, nicht bloß der deutschen, „sondern fast aller Sprachen des nordlichen Europa „ein, und löset sie in ihre erste Bestandtheile auf, „daher man es den Hrn. Verlegern Dank wissen „wird, daß sie solche diesem Wörterbuche mit beyge„füget haben.„

In der That verdienet diese kleine Schrift mit vieler Aufmerksamkeit und Nachdenken gelesen zu werden. Es ist aber alles so gedrungen und kurz zusammen gefaßt, daß es beynahe zur Unmöglichkeit wird, unsern Lesern einen verständlichen Auszug davon mitzutheilen, und wir können nichts besseres thun, als daß wir kurz den Hauptinhalt anzeigen.

Der Verf. bemerket gleich Anfangs, daß über die noch herrschenden Dialekte der deutschen Sprache, ihren Ursprung, ihre Ausbreitung, u. s. w. nicht ge-

ur-

*) Ist wohl dieser Ausdruck, dessen sich Hr. Adelung hier bedienet: Mühsamer Scharfsinn, vollkommen richtig, und das Beywort seinem Hauptworte angemessen? Der Scharfsinn ist eine Gabe der Natur, welche wir durch keine Bemühung noch Arbeit jemals erlangen können, und scharfsinnig zu seyn, ist nichts mühsames. Die Redensart, voll mühsamen Scharfsinnes, scheinet daher etwas Anstößiges und Auffallendes mit sich zu führen.

urtheilet werden kann, ohne daß man die deutsche Sprache ganz zergliedere. Darauf handelt er §. 1-7, von den deutschen Wurzeln und Endungen. Im 7. §. behauptet er, der Deutsche gebe bey jedem Laute seiner Sprache etwas eigenes anzumerken. Z. B. — „K. ist der hole Laut der Kehle und des Gaumens, „und fast alle deutsche Wörter, welche diesen Laut „an der Stirne haben, bedeuten theils das Loch des „Mundes. und das Kauen, samt dem Schalle dessel„ben, theils jedes Hole, ein Gefäß oder eine Decke, „sie sey mittelbar oder unmittelbar, natürlich oder sitt„lich; einen Abschnitt, schneiden, schaben; oder Ein„schnitt, stechen, schoren; eine Verbergung, so na„türlich, wie Metalle und Thierhölen, als sittlich, „aus Scham und Bosheit; den Klang, die Finster„niß samt dem Schlafe, und die Kühle.„ Auf gleiche Weise zeiget er die Bedeutung der andern Laute; allein es würde zu weitläuftig seyn, sie alle anzuführen, und einen Auszug davon zu machen, ist unmöglich; man muß es bey dem Verf. selber lesen, welcher zuletzt dieses alles noch in zwey besondern Tabellen vorstellet, damit der Leser es wie mit einem Blicke übersehen könne.

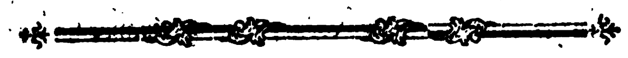
§. 8-12. handeln von dem Dienstvokal, den Endungen, Versetzungen und Modifikationen der Wurzeln. §. 12 und 13. Von dem Art. Pronom. und Declin. §. 14-18. von den Conj. Im 19 §. wird der Unterschied zwischen Dialekt und Sprache näher bestimmt, und dabey gezeiget, „daß jede „Sprache ein angebohrnes Recht auf alle wahre Wur„zeln mit ihren Grundbedeutungen, durch alle Mini„ster, ja an allen deutschen Wurzeln habe.„ §. 20. enthält die Vergleichung zwischen dem Hochdeutschen und Niederdeutschen, und zeiget die vornehmsten Stücke, worinn beyde Mundarten in Verän-

derung

derung der eigentlichen Wurzeln von einander abgehen. §. 21. zeiget einige besondere Veränderungen der deutschen Sprache in verschiedenen Zeiten. §. 22. bestimmet die Scheidewand beyder Mundarten, „welche vom Rheine durch Hessen und Halberstadt; „ungefähr der Mayn und die doppelte Saale, samt „der Elbe bis an die Havel allezeit dieselbe gewesen, „so weit immer die Geschichte reicht„, und handelt von den alten Einwohnern Deutschlands, und ihren Vermischungen, und endlich §. 23. von den äussersten Völkern Deutschlands und dem Unterschiede ihrer Mundarten; worauf noch zuletzt eine kurze Tabelle folget, in welcher der Verf. den Ursprung aller Sprachen von einer allgemeinen Mutter vorstellig macht.

Das ist kürzlich der Inhalt dieser merkwürdigen Schrift, in welcher der Verf. eine ganz besondere Kenntniß und tiefe Einsicht in den Bau der Sprache und die Bildung der Wörter gezeiget hat. Möchte es ihm doch gefallen, dieser Materie weiter nachzudenken, und dasjenige was er hier, (vielleicht weil eine Preisschrift nicht weitläuftig seyn kann) so kurz und gedrungen zusammen gefaßt hat, daß oft die größte Anstrengung nöthig ist, um seine Meynung zu verstehen, oder zu errathen, näher zu erläutern, so würden wir von ihm noch manche Entdeckungen zu gewarten haben, und seine Arbeit bey einer mehrern Deutlichkeit auch gemeinnütziger werden.

Pr.



II.

Astronomische Abhandlungen, zu weiterer Ausführung der astronomischen Anfangsgründe, abgefaßt von Abraham Gotthelf Kästner. Erste Sammlung, Göttingen, im Verlag der Wittwe Vandenhöck. 1772. 8. 33 Bogen, 5 Kupfertafeln.

Den Anlaß, die Absicht und Einrichtung gegenwärtiger Abhandlungen wollen wir mit des Hrn. Verfassers eigenen Worten (aus der Vorrede) anzeigen. „Zu gegenwärtigen Abhandlungen sind die „Materialien so entstanden: Beym Durchlesen astro„nomischer Bücher suchte ich die darinn enthaltenen „Lehren mir aus den ersten Gründen, so kurz als es „sich ohne Nachtheil der Ueberzeugung thun ließ, her„zuleiten, wahrzunehmen, wie sie konnten entdeckt „werden, wenn der Schriftsteller sie nur bewiesen „hatte, Vorschriften, die jeder Verfasser in einer ihm „eigenen Reihe von Schlüssen gelehret hatte, als „Folgerungen aus allgemeinen Sätzen zu vereinigen. „Eigne astronomische Beschäftigungen veranlaßten „mich auch zu Gedanken, die ich theils von an„dern bestätiget fand, theils anderen ihren beyfügen „konnte. Diese Bemühungen, glaubte ich, könnten „Jemanden nützlich seyn, der sich nur einen kurzen Be„grif der Astronomie, nach derselben jetzigen Zustan„de, gehörig bekannt gemacht hätte, so wie ich den, „in meinen mathematischen Anfangsgründen abzu„fassen bemühet gewesen bin. Er findet hier unter„schiedenes ausgeführt, das sich dort nur kurz anzei„gen ließ, und weil er den Zusammenhang der gan„zen

„zen Wissenschaft in Gedanken hat, so kann er jedes „an die gehörige Stelle setzen,,

Erste Abhandlung. Trigonometrische und andere analytische Formeln als Lehnsätze. Sie betreffen Zusammensetzungen von Winkeln, Vergleichung der trigonometrischen Linien unter einander und mit ihren Winkeln. — Ferner die kleinen auseinander entstehenden Veränderungen der Seiten und Winkel in ebenen Dreyecken, wie sie durch die Differentialrechnung gefunden werden. — Reduction des Winkels in einer schiefen Ebene, auf den ihm zugehörigen Horizontalen, und Anwendung bey dem Gebrauche der Werkzeuge zum Winkelmessen.

Zweyte Abhandlung. Sphärische Trigonometrie. Das 1 Kap. Auflösungen schiefer Kugeldreyecke durch analytische Formeln und ohne Perpendikel zu ziehen. Das 2. Kap. Differentialformeln sphärischer Dreyecke, oder Vergleichung zusammengehöriger kleiner Aenderungen der Theile dieser Dreyecke. Das 3. Kap. Einige Anmerkungen der sphärischen Trigonometrie — unter andern auch auf den Gebrauch eines Winkelmessers, bey dem gewöhnlichen Feldmessen, da das Fernrohr gegen die Ebene des Werkzeuges, und die Ebene des Werkzeuges gegen den Horizont geneigt ist.

Dritte Abhandlung. Untersuchungen, die zur sphärischen Astronomie gehören, und besonders beym Observiren anzuwenden sind. Zum Beyspiel. Ueber das Kugeldreyeck, in dessen Winkeln Pol, Scheitelpunkt und Stern sind. Vorschlag, die Sonnenhöhe für alle Stunden in eine Tafel zu bringen, und daraus (mit Hülfe eines gemeinen Astrolabiums) die Uhren zum bürgerlichen Gebrauche desjenigen Landes, für dessen Mitte die Tafel berechnet worden, zu berichtigen. Methode, wie einige Fehler der Mauerquadranten zu erkennen und die damit gemachte Beobach-

rungen zu berichtigen sind; nemlich wenn seine Ebene nicht in der Mittagsfläche, nicht lothrecht ist, wenn das Fernrohr sich der Ebene des Werkzeuges nicht immer parallel bewegt. Vom Rückwärtsgehen des Schattens eines lothrechten Stiftes, und in wieferne es als eine der heissen Zone eigene Merkwürdigkeit anzusehen ist. Mittagsverbesserung — Schriftsteller, so davon gehandelt haben — Erklärung und Beurtheilung ihrer Methoden. Die Zeit der Nacht durch Sterne zu finden u. s. f. Man verlanget wohl hier kein Verzeichniß aller einzelnen Untersuchungen, zu denen der Hr. Hofr. theils durch eigene Beobachtungen, theils durch den Vortrag anderer (nemlich der HH. de la Lande in beyden Ausgaben seiner Astronomie, und V. Maupertuis in seiner Astronomie nautique) Anlaß bekommen, und welche sämtlich mit der dem Hrn. Verf. eigenen und von Kennern längst erkannten Deutlichkeit und fruchtbaren Kürze abgehandelt sind, zu denen nur die tiefste Einsicht in die Materien selbst, und die ausnehmendste Bekanntschaft mit den analytischen Kunstgriffen, fähig machen.

Astronomische Abhandlungen zu weiterer Ausführung der astronomischen Anfangsgründe, abgefaßt von Abraham Gotthelf Kästner. Zwote Sammlung. Göttingen im Verlag der Wittwe Vandenhöck. 1774. in 8. 31. Bogen Text 7. Kupfertafeln.

Vierte Abhandlung. Nachrichten von grössern, oder sonst merkwürdigen, logarithmischen Tafeln und einige dadurch veranlassete Untersuchungen. Sie enthalten merkwürdige historische Umstände der Verfasser und der verschiedenen Ausgaben, die Einrichtung,

richtung, das eigene, den vorzüglichen Gebrauch solcher Werke, die zum Theil selten und kostbar sind, und nicht von dem eigentlichen Litterator, sondern von demjenigen gehörig angezeigt und beurtheilt werden können, der sie zu seiner Wissenschaft braucht, und mit diesem Vorsatze und derjenigen Aufmerksamkeit die er fordert, durchgegangen hat. Es sind folgende: Chellibrands Tafeln, Roes und Wingates, Rivards, von Oppels, Gardiners (die mit vier Guineen bezahlt worden), ihre neueste Ausgabe vom P. Pezenas, Clarks Ausgabe von Sherwins Tafeln, Clausbergs auf mehr Ziffern berechnete Logarithmen, Zimmermanns Sexagesimallogarithmen, Strauchs Tafeln, Nepers Logarithmen, Stifels Gedanken als Vorbereitungen zu den Logarithmen, Keplers Nachricht von Byrgs Erfindung, Ursins Ausgabe von Nepers Logarithmen, Keplers und Bartschens Tafeln, Lamberts Zusätze zu den logarithmischen und trigonometrischen Tabellen, des Hrn. Verfassers Tafeln, Grade, Minuten und Sekunden in einander zu verwandeln.

Erst nach dem Abdrucke dieser Abhandlung bekam der Hr. Verf. ein Werk zu sehen, von dem er sonst ebenfalls in ihr geredet hätte; er hat also, was er davon zu sagen hatte, in die Vorrede gesetzt: Nachricht von einem Manuscripte auf hiesiger Universitätsbibliotheck, das Logarithmen der Sinusse durch einzelne Secunden enthält. Es ist aus der Bibliothek des Churfächß. Geh. Rathes Grafen von Löser erstanden worden. Es sind zween starke Folianten — aber es fehlt dieser grossen Stadt hier und dar noch an Einwohnern. Sinusse sind gar nicht da. Die Logarithmen, die vorhanden sind, sind Briggische. Sie sind bis auf 14. Decimalstellen berechnet. Ueberhaupt sind in der ersten Hälfte des Quandraten

nur die Logarithmen für die Sinusse der ersten 36. Secunden vorhanden; aber in der letzten Hälfte des Quadranten fehlen zusammen noch nicht völlig zween Grade.

Fünfte Abhandlung. Trigonometrische Untersuchungen und Anwendungen derselben auf Werkzeuge zum Winkelmessen. Wir wollen einige davon hier anzeigen; hauptsächlich denen zu gefallen, die in astronomischen Abhandlungen nicht nach ihnen suchen möchten, und sie doch sehr gebrauchen können: Wie weit ein Gegenstand entfernt seyn müsse, daß man Linien nach ihm für parallel ansehen darf: Wie genau man einen Winkel, dessen Schenkel auf dem Felde abgestecket sind, aus seiner Chorde bestimmen kann (Selbst lange Schenkel des Winkels dürften ihn unsicherer angeben als Winkelmesser, die bis auf Minuten genau sind): Was giebt es für Fehler, wenn die Sehnen richtig gemessen sind, aber die Schenkel unrichtig: Wie weit man die Quadratwurzel einer Zahl berechnen kann, die man bis auf gewisse Decimalstellen hat: Vergleichung zwischen den Sinussen der Seiten eines Kugeldreyeckes, und Anwendungen davon: In einem geradlinichten Dreyecke eine Vergleichung zwischen den drey Seiten und dem Sinus der Hälfte eines Winkels: Wenn der Mittelpunkt des Winkelmessers nicht über die Spitze des gemessenen Winkels liegt, den Winkel zu verbessern u. s. f. Wie Tafeln für die Quersinusse zu verfertigen: Logarithmen grosser Zahlen zu berechnen, (die Zahl wird in zween Theile zerlegt, von denen der eine gegen den andern sehr groß ist). Theorie des bisher sogenannten Nonius, oder eigentlich Vernier. (Zweyerley Einrichtung: Der Vernier hat entweder einen Theil mehr, oder einen Theil weniger, als die ihm gleiche unbewegliche Grösse. Z. B. im ersten Falle

hält

hält er 29. Grade und hat 30. Theile; im zweyten Falle hält er 31. Grade und hat wiederum 30. Theile; und in beyden zählt er nach Paaren von Minuten, d. i. nach Dreyßigtheilchen eines Grades). Ueber die Eintheilung des Quadranten in 96. Theile. Nachrichten und Untersuchungen über die Kunstgriffe, gerade Linien und Bogen in kleine Theile zu theilen, (des Nunnez concentrische Bogen, Tychos Transversallinien, Cirkulaatromsversalen, des Mordente Verfahren, kleine Theile einer Grösse anzugeben, von dem Erfinder des Vernier Petrus Vernerius). Gebrauch der Vergleichung zwischen Halbmesser, Winkel und Sehnen. Uebersetzung von Birds Verfahren, astronomische Werkzeuge einzutheilen (nebst Erläuterungen und Anmerkungen des Hrn. Hofr. K.) Theorie des Schraubenmikrometers.

Sechste Abhandlung. Dioptrische Sätze von einzelnen Gläsern und von Fernröhren. Vergleichung zwischen des Gegenstandes scheinbarer Grösse und des Bildes Weite und wahrer Grösse: Zusammengehörige Aenderungen der Brennweite und des Bildes (Wir übergehen die Aufgaben, bey denen bald dieser bald jener der obigen Umstände, aus den übrigen gesichert wird): Scheinbare Lage von Gegenständen in der Axe, für ein Auge ausser der Axe: Des Objektives Brennweite genau zu finden: Von Fernröhren: Geheimniß der Nachtfernröhre (der Hr. Hofr. hat dergleichen lange vorher besessen, ehe sie, als etwas Neues, aus Frankreich zu uns kamen): Wo das Auge stehen muß, daß es am meisten übersieht: Berechnung des Kampus: Des Hrn. von Segners Erfindung, mit einem (beweglichen) Augenglase viel zu übersehen (Er hat sie auf der göttingischen Sternwarte an einem Fernrohre ins Werk setzen lassen).

Siebente Abhandlung. Von Mikrometern in Fernröhren. Allgemeiner Begrif davon. Zwo Arten, die eine mit unbeweglichen, die andere mit beweglichen Theilen. Parallelfäden, Parallelstriche auf Glas: Das Mayerische (ein Gitter, dessen Zwischenraume mit Winkeln verglichen werden): Das Bromderische, (ein Gitter, mit ausnehmender Vollkommenheit auf Glas gerissen): ein leerer Kreis statt des Mikrometers gebraucht: Das Netz von 45. Graden: das Rautennetz: Dreyeck statt des Rautennetzes. Dieses waren Mikrometer mit unbeweglichen Theilen; nun folgen die mit beweglichen: Das Kirchische. Den Werth der Umdrehungen der Schrauben, durch mancherley Verfahren zu finden; z. B. aus des Objektivglases Brennweite, und der Weite der Schraubengänge; durch die bekannte scheinbare Grösse eines unendlich entlegenen Gegenstandes, der Sonne, der Weiten von Fixsternen; durch Beobachtung der Zeit; aus der scheinbaren Grösse eines Gegenstandes, dessen Entfernung man weiß; Beurtheilung der von H. de la Lande gegebenen Regel, den Werth der Schraube, durch einen Gegenstand, dessen wahre Grösse und Weite man weiß, zu finden, (die dagegen vom Hrn. Hofr. erregte Zweifel sind um so viel schwerer auseinander zu setzen, da die Gründe des deutlichen und undeutlichen Sehens, die innerhalb gewisser Grenzen veränderliche Weite des deutlichen Sehens, und die Bilder aus Strahlen von unterschiedener Brechbarkeit, mit in Betrachtung kommen). Unvollkommenheiten des Kirchischen Mikrometers. De la Hires = Hevels = Hekers = Balthasars = Römers = Mikrometer. Das jetzo gewöhnliche, sein Gebrauch und die Vorrichtung dazu. Bild, das eine entlegene Sache durch zwey Gläser macht, und Römers Gitter hinter zwey Objektiven. Das Heliometer:

ter: Wie man den Werth der Schraubengänge durch wirkliche Erfahrungen bestimmet: über das Heliometer bey einem Gegenstande in bestimmter Entfernung (Auch hier hat der Hr. Verf. in des de la Lande Vorschriften Irrthümer, wenigstens Undeutlichkeit, angetroffen): Erfahrungen mit geänderter Stellung des Okulars beym Heliometer: Historische Nachrichten vom Heliometer (was Bouguer, Savery und Dollond für Antheil daran haben. Im obigen Widerspruche, zwischen des Hrn. Hofr. und des Hrn. de la Lande Sätzen ist Dollond auf des erstern Seite): Veränderungen des Objektivmikrometers von früh bis Mittag (der Grund scheinet in der Ausdehnung der metallenen Röhre, durch die Sonnenhitze, zu liegen, welche bey einem so empfindlichen Werkzeuge, als das Spiegelteleskop ist, nur gering zu seyn braucht): Des Hrn. de la Lande Heliometer: H. Lamberts Anwendung auf Kometen: Des P. Helfenzrieders durch Okularfensterchen erweitertes Mikrometer.

Sp.



III.

Joan. Henr. Christ. de Selchow — Elementa iuris publici Germanici in usum auditorii adornata. *Tomus* I. Continens ius publicum stricte dictum. Goettingae, sumtibus vid. Vandenhoek. 1769.

Tomus alter, Continens ius priuatum principum. 1772. 620. Seiten in gr. 8.

Mit wahrer Freude holen wir die Anzeige dieses schätzbaren Buchs nach. Nur allein darum, weil wir auch die kleinsten Flecken draus wegwünschten,

ten, werden wir das, was wir für Fehler halten, genauer und vollständiger anführen, und unsre Leser werden uns deswegen etwas Weitläuftigkeit zu gute halten.

Der Recensent glaubt, daß vornehmlich viererley Stücke von einem guten Compendio verlangt werden können: eine gute Ordnung, Bestimmtheit in einzelnen Sätzen und Begriffen, Richtigkeit der Grundsätze, und eine zweckmäßige Vollständigkeit. Nach diesen Eigenschaften gehen wir nun das Buch durch, und wollen sehen, wo der Verf. gegen die eine oder die andere verstossen hat.

Zuerst also von der Ordnung. Dahin gehört zuförderst die neue Methode in der Anordnung des Ganzen, die Eintheilung in drey Haupttheile, in das eigentlich sogenannte Staatsrecht, in das Privatrecht der Fürsten, und in das positive deutsche Völkerrecht. Was der Verf. zum letztern rechnet, wollen wir mit seinen eigenen Worten angeben: cum — multa, eademque illustria, sint negotia publica, quae Imperatori vel Imperio cum exteris intercedunt, neque adeo ex legibus domesticis patriae, quae exteros haud obligant, sed gentium jure, unice deriuari debeant; ac praeterea certo respectu in multis negotiis inter ipsos status imperii, vel inter hos et Imperatorem expediendis, haud raro ad eundem fontem recurri debeat — &c. Diese Abtheilung haben fast alle Journalisten gerühmt und gebilliget, aber uns hat sie, wie wir sie beym Verf. gefunden haben, nie recht gefallen wollen. Das billigen wir sehr, daß das ius priuatum principum von dem eigentlichen Staatsrechte abgesondert wird; die Gründe fallen in die Augen, warum man diese Wissenschaft vielmehr als einen Theil der deutschen Privatrechtsgelehrsamkeit anzusehen hat: will man

sie

sie also noch im Staatsrechte dulten, so trenne man sie wenigstens vom Staatsrechte selbst, und trage sie besonders vor; soweit also wären wir mit unserm Verf. einig. Aber erstlich, alles andere noch bey Seite gesetzt, sehen wir keine andere Ursache, warum das Privatrecht der Fürsten gerade die zweyte Stelle, und die Mitte zwischen dem eigentlichen Staatsrechte und dem Völkerrechte, einnehmen mußte, als etwa diese, weil der Verf. die Theile in dieser Ordnung ausgearbeitet hatte. Im weitläuftigen Verstande gehört doch, dünkt uns, das, was beym Verf. deutsches Völkerrecht heißt, immer mit zum Staatsrechte; es betrift doch die Staatsverfassung; der Gegenstand von seinem eigentlichen Staatsrechte ist der status publicus internus, und der vom Völkerrechte der status publicus externus. Natürlicher wären also die beyden Theile, welche die innere und äussere Staatsverfassung abhandeln, unmittelbar auf einander gefolgt, und hernach erst ganz zuletzt der Ort fürs Privatrecht der Fürsten gewesen, anstatt daß jetzt beym Verfasser erst die innere Statsverfassung, hernach ein Theil des deutschen Privatrechts, und denn das Verhältniß und Rechte des Staats gegen andere Staaten, unordentlich auf einander folgen. Zweytens will der Verf., nach der Vorrede des zweyten Theils, nun das ius gentium imperii germ. ganz aus dem Kompendio weglassen, und es in einem besondern Buche vortragen, das wir noch zu erwarten haben, und das nicht einmal Kompendium mehr seyn soll; dadurch wird, nicht nur nach des Verf. eignem Plane, sondern auch an und für sich das Handbuch verstümmelt; denn, wie gesagt, der status publicus externus gehört doch immer mit zum Staatsrechte im weitläuftigen Verstande. Und dann hauptsächlich drittens gefällt uns der ganze Gedanke, das

positive

positive deutsche Völkerrecht vom Staatsrechte zu trennen, nicht, wenigstens nicht so, wie der Verf. ihn ausgeführt hat. Freylich läßt sich dieser Theil des deutschen Staatsrechts besonders abhandeln, in einem eigenen Buche vortragen; wer hat jemals daran gezweifelt? Mosers deutsches auswärtiges Staatsrecht ist Beweis genug davon, und ein ähnliches Buch, das nachbarliche Staatsrecht, haben wir von demselben Schriftsteller zu erwarten. Aber, die Frage ist nur: soll man das in einem Kompendio, in einem Buche, wo die Theile des Staatsrechts, und zwar sämtlich, systematisch auf einander folgen müssen, so daß der Lehrling, der noch keinen Theil der Wissenschaft kennt, das Ganze im Zusammenhange lerne, so wie ein Theil aus dem andern erläutert werden kann, einer den andern voraussetzt, — in einem Handbuche, wo man alle Wiederholungen äusserst vermeiden muß, wo jedem Theile, jedem einzelnen Satze, seine eigne Stelle angewiesen, abgemessen, abgewogen seyn muß, soll man da diese Methode annehmen? Die Lehrart von den kaiserlichen Regierungsrechten und Pflichten läßt sich auch besonders abhandeln, wie Moser eben auch gethan hat; soll man dieß deswegen auch im Kompendio thun, alle Rechte, die dem Kaiser erstlich im Ganzen, und dann bey jedem einzelnen Theile der Regierung, zustehen, in Einem Kapitel auf einmal zusammen abhandeln? Daß der Theil des deutschen Staatsrechts, der das Völkerrecht des deutschen Reichs ausmacht, auf besondern eignen Quellen, auf Verträgen mit Auswärtigen, beruhet, thut nichts zur Sache; wie, wenn man beym Vortrage des Staatsrechts im strengen Verstande, in der Lehre von der innern Staatsverfassung, die Abtheilung nach den verschiedenen Arten von Quellen so machte, daß erst-

lich

lich die Materien, bey welchen das allgemeine Staatsrecht angewendet werden muß, hernach die Sätze, welche in den Reichsgesetzen, alsdann die, welche in dem Reichsherkommen, und zuletzt die, welche in der Analogie gegründet sind, abgehandelt würden? was für eine Ordnung würde da herauskommen? Eben deswegen werden in den Prolegomenen die verschiedene Arten der Quellen angeführt und ihr Unterschied gezeigt, damit hernach bey einzelnen Materien jede sogleich aus ihrer eignen Quelle erklärt werden könne, und man mit denselben schon im allgemeinen bekannt sey. Es lassen sich nicht unwichtige Gründe angeben, warum es in einem Kompendio unthunlich sey, die Lehre von der Staatsverfassung in Rücksicht auf andere Staaten, von der Lehre der innern Verfassung zu trennen, und, was die Hauptsache ist, jene, in ihrem ganzen Umfange mit allen ihren einzelnen Theilen, der letztern nachzusetzen. Viele Kapitel im innern Staatsrechte setzen die Kenntniß anderer aus dem deutschen Völkerrechte voraus, und können also nicht vor diesen vorhergehen. Das ganze Kapitel von den Gränzen, wie weit solche gehen, von den Rechten und Ansprüchen an angränzende Länder, u. s. f. ist ein Theil des letztern, die Gränzen Deutschlandes werden nicht durch Gesetze des deutschen Reichs, sondern durch Verträge mit den benachbarten Reichen, festgesetzt: und doch muß dieses Kapitel im Staatsrechte eins der ersten seyn, man muß erst das Land und dessen Bezirk kennen, dessen Staatsrecht man lernen will. Ferner, die Verbindung und das Verhältniß der deutschen Kirche mit dem Pabste ist ein Theil der äussern Verfassung; aber man handle einmal die Rechte des Kaisers in Ansehung der Kirche im innern Staatsrechte ab, ohne jenes vorausgeschickt zu haben! Nichts von

der

der Verbindung des deutschen Reichs mit Italien, und andern Kapiteln, zu gedenken. Hiernächst werden durch die Trennung der innern und äussern Staatsverfassung nicht nur sehr häufige Wiederholungen verursacht, sondern auch die Behandlung einzelner Hauptstücke dadurch unvollständig gemacht, und Materien ohne Noth zerrissen. Die Rechte des Oberhaupts des deutschen Reichs, die aus der kaiserlichen Würde fliessen; die Rechte des römischen Königs in Ansehung der Dignität; die honores regii der Churfürsten; die Lehre von den besondern Zusammenkünften und Vereinigungen einiger Gattungen von Ständen; die Materie vom Bündnißrechte der Reichsstände und dergl. werden auf die Art an zweyen verschiedenen Orten vorgetragen, und die Gründe, Ursprung, Wachsthum, Beschaffenheit, Würkungen einer Sache erhält der Lernende dadurch an jedem Orte unvollständig, und verliert darüber den Zusammenhang des Ganzen, der die Erlernung einer Wissenschaft so sehr erleichtert. Das schlimmste bey der ganzen Sache ist endlich dieß, daß der Hr. Verf. dem von ihm gezeichneten Plane nicht durchgehends getreu geblieben ist, und ihn an sehr viel Orten selbst verlassen, die Theile des Staatsrechts, die er im Ganzen abgetheilt hatte, in einzelnen Stellen gar häufig wieder in einander gemischt hat: zum Beweise, daß die durchgängig richtige Ausführung seines Plans ihm selbst unmöglich war. Man wird bey dieser Beschuldigung nach dem Beweise fragen; hier ist er. Im ersten Theile des Buchs, in iure publ. stricte dicto, in parte generali handelt Cap. II. Sect. I. von den Gränzen des deutschen Reichs, von Deutschlands Rechten in Ansehung der Länder Lothringen, Schweiz, Liefland, Dännemark, Ungarn, u. s. f., im 65. §. werden allgemeine Regeln von den

An-

Ansprüchen an andere Staaten angegeben, Sectio II. betrift die Rechte in Ansehung Italiens, der 76. §. handelt vom Range des Kaisers vor andern europäischen Königen, und von dem Streite über den Rußischen Kaisertitel, der 78. §. Note 2. von der Streitigkeit, die Frankreich beym westphäl. Friedenskongresse über den Titel semper Augustus erregte, der 79. §. vom Majestätstitel, und seit welcher Zeit der Kaiser solchen den Königen giebt, der 107. §. vom Range des römischen Königes vor andern regierenden Königen; das sind doch alles Sachen, quae imperio cum exteris intercedunt, neque adeo ex legibus domesticis patriae, quae exteros haud obligant, sed gentium iure, unice deriuari debent, und doch steht das alles im ersten Theile. Eben so die Bewegungen des Pabsts bey der neunten Chur, §. 125. Not. 8., der Rang der Reichsgrafen vor ausländischen Grafen, §. 151. Die Streitigkeiten über das Ceremoniel in Ansehung der Abgesandten der Grafen, §. 153. vieles vom Ceremoniel im Kap. vom Reichstage, das Recht des Korp. Evangel. Gesandten an andere Fürsten zu schicken, §. 194. was §. 460. von dem Streite zwischen Churfürsten und Fürsten über den Excellenztitel u. s. w. gesagt wird, verschiedenes von Verträgen und Vereinigungen einzelner Gattungen von Ständen, z. B Bündnisse der Städte im 163. §., sind Sachen, welche meist in das ius gentium statuum inter se einschlagen. So steht ferner am unrechten Orte §. 302. von den Rechten des Pabstes in Deutschland, §. 315. von der zur Zeit eines Reichskriegs zu erlassenden Avocatorien, wie auch, daß der Handel mit der feindlichen Nation verboten, und die Gesandten fortgeschaft werden, §. 344. f. die Rechte des Kaisers bey der Pabstwahl, die ehemalige legatio obedientiae an den Pabst, das Pro-

tektoramt der deutschen Nation zu Rom, das kaiserliche Recht in Ansehung eines allgemeinen Konciliums, §. 355. von der Würkung, welche die kaiserliche Erhebung eines Reichsstandes zur königlichen Würde bey Auswärtigen haben würde, §. 460. vom iure legationum der Reichsstände, §. 484. f. von des Pabstes Rechten bey den deutschen Bischofswahlen. Freylich sind das größtentheils Sachen, die zur Vollständigkeit der Materie da stehen mußten, (ob man gleich dieß nicht einmal von allen sagen kann, und den Verf. noch darüber chikaniren könnte, daß er sein eignes System zuweilen ohne Noth verläßt); freylich wird der Hr. Verf. sagen, daß er das alles im ersten Theile nothwendig berühren mußte, daß man die folgende Lehren sonst nicht verstanden haben würde, daß die Materien sonst nicht erschöpft worden wären: — alles sehr richtig, und das war es eben, was wir beweisen wollten. Unsere Leser wissen nun die Gründe, warum wir der Methode des Verf. unsern Beyfall nicht geben können; unsrer Meynung nach muß es entweder bey der alten Methode gelassen werden, daß man nemlich nur erst im Allgemeinen den Unterschied zwischen der innern und äussern Staatsverfassung und die verschiedene Quellen derselben angebe, hernach aber die Materien nach einer zweckmäßigen Ordnung vortrage, und jede aus den gehörigen Quellen erkläre; oder aber, wenn man doch den statum publicum externum von dem innern einigermaßen trennen will, so müßte die Sache anders angefangen werden, als der Verf. gethan hat; der Recens. glaubt sich einen Plan vorstellen zu können, wornach in dieser Rücksicht bey der kompendiarischen Behandlung des d. Staatsrechts mit besserem Erfolge gearbeitet werden könnte. — Endlich müssen wir anführen, daß wir die Materien, die der Verf.

in

in seinem dritten Theile abhandeln will, in unsern bisherigen Handbüchern doch nicht so durchaus vermissen, wie der Verf. anzunehmen scheint. Wenig ist freylich davon gesagt worden, weniger als man sollte, und man ist dem Verf. sehr vielen Dank schuldig, daß er diesen Theil des Staatsrechts vervollständigen und erweitern will; daß aber in der Vorrede die Sache so vorgestellet wird, als wenn das alles ganz neue Sachen wären, an die bisher niemand gedacht hätte, das ist übertrieben.

Soviel von der Ordnung im Ganzen. Auch im Einzelnen haben wir in dieser Hinsicht verschiedenes zu tadeln gefunden. — Der Pars generalis am Anfange des Buchs ist eigentlich nur pars gener. des ersten Theils. Wir hätten es lieber gesehen, wenn der Verf. zuerst eine allgemeine Eintheilung in alle drey Theile vorausgesetzt hätte; in einer solchen hätte es sich auch besser geschickt, die allgemeine Begriffe und Eintheilungen vom Staatsrechte abzuhandeln, die in Sect. I. vorkommen. — Die Ordnung, in der der 4. 5. und 6. §. auf einander folgen, gefällt uns nicht. Im 4. §. kommt die Eintheilung in ius publ. generale et speciale, im 5. §. der Unterschied zwischen Staatsrecht und Politik, und dann im 6. wider die Eintheilung in ius publ. antiquum, medium, et nouum, vor. Warum mischt der Verf. den Unterschied vom Staatsrechte und Politik zwischen die Eintheilungen des Staatsrechts? — Der Titel de legibus fundamentalibus scheint uns zu weitläuftig. Da der Verf. der erste ist, der die Geschichte der Reichsgrundgesetze in die Rechtsgeschichte, und mit Recht, aufgenommen hat, so hat es uns befremdet, hier dieselbe Geschichte, und fast eben so weitläuftig, wieder anzutreffen. Im Staatsrechte sollten nur die Hauptgrundsätze dieser Gesetze, ihr Un-

 ter-

terschied, und allgemeine Betrachtungen darüber, Platz finden. — Eben so wundern wir uns, unter den Reichsgrundgesetzen, welche Quellen der innern Verfassung seyn sollen, im 15. und 16. §. den Vortrag K. Otto des Grossen mit Pabst Leo 8., und die Konkordaten, anzutreffen. Das sind auch wohl im eigentlichen Verstande keine Gesetze, die vom Kaiser und Reich gegeben werden können, sondern Verträge der höchsten Gewalt im deutschen Reiche mit einem Auswärtigen, dem Pabste, und hätten also aus eben der Ursache hier weggelassen werden sollen, aus welcher der Verf. im 38. §. den Ryßwicker und Badischen Frieden aus diesem Kap. wegweist. — Im Abschnitte vom 67. §. bis zum 72ten wird de nexu Italiae cum regno Germ. gehandelt, und der 67. §. zeigt deutlich, daß der Verf. hier vom Königreiche Italien oder vom longobardischen Königreiche rede. Wie weit sich dieses Königreich erstreckt hat, und welchen Theil von Italien es unter sich begrif, ist bekannt; Rom und der Pabst gehörten nicht drunter, die Rechte der deutschen Könige über Rom stunden ihnen nicht als Königen von Italien, sondern als römischen Kaisern zu; warum handelt also der Verf. im 71. §. bey den Ländern, die zum Königreiche Italien gehörten, auch mit von Rom und dem Kirchenstaate? im Kap. vom Kaiser, beym 76. §., wäre eher der Ort dazu gewesen. — Daß der Hr. Verf. §. 149. in Sect. 7. zuerst von den Reichsgrafen handelt, und hernach erst Sect. 8. denselben die Prälaten nachsetzt, ist von andern schon bemerkt worden; es läßt sich schlechterdings kein Grund dieser Ordnung angeben. — Auch das scheinet uns den Regeln einer guten Methode nicht gemäß zu seyn, daß im Kap. de imperatrice im 104. §. gesagt wird, Kaiserinnen hätten oft das Recht der ersten Bitte ausgeübt, und

was

was das Recht der ersten Bitte sey, erfährt man erst im 349. §. unter andern kaiserlichen Reservatrechten. — Eben so gedenkt unser Verf. im 214. §. der Zollfreyheit der reichstäglichen Gesandten, und im 264. §. jener der Kammergerichtsassessoren; was Zölle sind, und die ganze Materie von Zöllen im Zusammenhange, kommt erst im 371. u. f. §. und bey derselben §. 373. diese Zollfreyheiten noch einmal vor. — S. 395. fängt ein Kap. an, welches die Rubrik führt: de regimine imperii mortuo imperatore; dieß Kap. ist wieder in drey Titel eingetheilt, davon heißt der dritte: de regis Romanor. electione et coronatione; aber die Wahl eines römischen Königs supponirt offenbar, daß der regierende Kaiser noch lebt, und gehört also nicht unter die Generalrubrik de regimine imperii *mortuo imperatore*. Wie der Verf. bey dieser Materie auf den römischen König kam, läßt sich endlich wohl einsehen, aber nach jener Rubrik gehörte weiter nichts hierher, als seine Thronfolge und Antritt der kaiserlichen Regierung im 410. §., das stund aber auch schon im 383. §. Ueberhaupt müssen wir hiebey anmerken, daß zwischen der sectio III. in parte generali bey der notitia generali capitis et membrorum imperii, Seite 96., welche den Titel führt: de rege Romanorum, und dem vorhingenannten 3ten Titel im Kap. de regimine imperii mortuo imperatore. die Gränzen noch nicht richtig abgesteckt sind. In jener Section §. 106. kommt etwas von der Wahl des römischen Königs vor, und in diesem Titel §. 408. auch was; das hätte wohl bey einander gehört: dort im 107. §. kommt die Bekanntmachung der Wahl ans Reich vor, und die Gratulation von Seiten des Reichs, und eben dasselbe steht auch wieder §. 409.; wozu diese Wiederholung? — Im 2ten Theile, der das ius priuatum

principum enthält, hätten wir den Abschnitt de electione praesulum Germ. S. 492., wovon schon das meiste im ersten Theile vorgekommen war, nicht gesucht; sollte die Generalrubrik de successione principum soweit extendiret werden, so könnte man mit eben dem Rechte die ganze Lehre von der Landeshoheit und deren Erwerbung, von der Erwerbung und Fortpflanzung der Reichsstandschaft, u. s. w. im Privatrechte der Fürsten abhandeln. Unserer Einsicht nach gehörten die Materien aus der Lehre von den Bischofswahlen, welche die kaiserlichen Rechte dabey betreffen, und die Rechte der Domkapitel, beyde in des Verf. ersten Theil, jene ins Kap. de iuribus Caesari reseruatis circa sacra, diese zur allgemeinen Lehre von den Territorien; die Rechte des Pabsts bey den Wahlen gehörten ins ius gentium. — In eben diesem 2ten Theile sind 2. Abschnitte, deren wechselseitige Gränzen auch noch einer genauern Bestimmung bedürfen, nemlich Titul II. Membr. I. und Membr. IV. Wir wünschten überhaupt, daß der Hr. Hofr. so wie Hr. Pütter in seinen prim. lin. iur. priu. principum, das ius succedendi und den ordo succedendi sorgfältiger von einander abgesondert, zuerst alles was zum ius succed. gehöret und damit in Verbindung stehet, nach einander vorgetragen hätte, und dann erst auf die Materien gekommen wäre, die vom ordo abhängen: Fehler in der Methode, Unvollständigkeiten, Wiederholungen hätten dadurch vermieden werden können. Jetzt hat man die Sätze von der Succession der Herzoge und Grafen vor Erlangung des Erbrechts, vom Ursprunge des Erbrechts, von den aufgekommenen Theilungen, und von der Einführung des Erstgeburtsrechts, alle doppelt, erst in membr. I. §. 493. f. und dann in membr. 4. §. 512. f. In membr. III. de successione feminarum bleibt der

Verf. nicht bloß beym Successionsrechte des weiblichen Stammes stehen, sondern kommt im 510. §. so, gleich auch auf den ordo succedendi, wornach die Töchter nach Erlöschung des Mannsstamms succediren, obgleich erst einige Blätter hernach im 515. §. die verschiedene Arten der Successionsordnung, die Gradual- und Linealerbfolge, erkläret werden. Beym nemlichen 510. §. liesse sich vielleicht auch noch fragen, ob nicht beym weiblichen Stamme auch die Primogenitur statt haben könnte? vielleicht gehörte dieser Fall mit zur Vollständigkeit der Abhandlung: aber nach der einmal beliebten Methode konnte davon freylich da nichts vorkommen, denn vom Erstgeburtsrechte selbst wird erst im 516. §. gehandelt. — Es stehet auch vieles im 2ten Theile, was nach unsern Begriffen, und auch nach den vom Verf. selbst im 474. §. angenommenen Unterscheidungsregeln, nicht ins Privatrecht der Fürsten gehöret. Vom Konsens der Landstände zur Vermählung des Fürsten (§. 541.) hätten wir lieber im ersten Theile bey den Rechten der Landstände gehandelt; die Fräuleinsteuer (§. 550.) gehörte zur Lehre von der Landeshoheit und von den Steuern. Da der Verf. im 603. §. pacta publica, welche die Ausübung der landesherrlichen Rechte antreffen, und pacta priuata, welche negotia principum priuata betreffen, selbst von einander unterschieden hatte, so hätte auch im Privatrechte der Fürsten von den erstern gar nichts, und nicht einmal das, was im 603. §. davon steht, gesagt werden sollen. Die Garantien im 605. §. gehörten auch nicht hieher, sondern ins ius gentium statuum imperii. In den Abschnitt de delictis illustrium §. 610. f. gehörten unsers Ermessens erstlich nur solche Verbrechen, welche aus dem Privatrechte beurtheilet werden müssen, nicht aber, wenn ein Fürst

beym Gebrauche und Ausübung der Landeshoheit gegen die Reichsgesetze handelt, wie der Landfriedensbruch, Münzverbrechen, Erhöhung der Zölle, welche der Verf. im 613. 615. 616. §. dahin rechnet, die ohnedem auch schon im ersten Theile vorgekommen waren; andere Mißbräuche der landesherrlichen Gewalt, deren hierbey im 617. §. Meldung geschieht, können nicht einmal schlechthin delicta genennet werden. Zweytens gehörte in dieß Kap. die Abhandlung nicht, von der kaiserlichen Gerichtsbarkeit in peinlichen Sachen der Reichsstände, ob Austräge hier Statt haben oder nicht, und dergleichen (§. 618.) dieß gehört offenbar ins Kap. von der Justizverfassung im eigentlichen Staatsrechte, und war schon würklich an seinem Orte im 278. §. vorgetragen worden. — Da am Ende des 2ten Theils ein eigner Abschnitt vom Konkurs inter illustres §. 619. vorkommt, und §. 626. von den Klassen der Gläubiger gehandelt wird, so hätte bis dahin versparet werden sollen, was im 608. §. gesagt wird, daß die Wechsel in die fünfte Classe gesetzt werden. — —

— Bestimmtheit in den Begriffen und Lehrsätzen, vermissen wir manchmal. — Im 117. §. hätten wir durchgedachte Grundsätze von Quiescirung der Reichsstandschaft erwartet, und nicht bloß: licet sint, qui, non usu haec suffragia nunquam amitti, contendunt. — Was heißt das im 170. §, die unmittelbare Reichsritterschaft habe zwar keine superioritatem territorialem, aber doch ein ius territoriale, und man könne ihr superioritatem territorialem limitatem zuschreiben? Der erste Ausdruck ist dem Hrn. v. Cramer (Observ. T. II. P. I. Obs. 537.) abgeborgt, gefällt uns aber so wenig als der andere. Die Reichsritterschaft hat viele Hoheitsrechte mit der völligen Immedietät, aber jedes einzelne jener Rechte steht

ihr

ihr vermöge kaiserlicher Privilegien zu, oder ist besonders hergebracht, bey jedem einzelnen muß also der titulus gezeigt werden; sie hat kein allgemeines Recht, keinen solchen Komplexus von Rechten, wo kein besonderer titulus zu einzelnen Rechten nöthig ist, sondern alle einzelne Befugnisse aus einem allgemeinen Rechte zustehen, folglich keine Landeshoheit: das ist wohl auch die Meynung des Verf.; warum sagte er also nicht gerade heraus: die Reichsritterschaft habe singula iura territorialia, so weit sie solche besitzt, aber keinen complexus iurium territorialium? —. Im 179. §. nennt der Verf. Deutschland eine monarchiam limitatam, und gleich drauf sagt er, die Reichsstände wären Coimperantes. Es giebt doch wohl eine Bedeutung dieser Worte, in der diese Sätze einander widersprechen, deswegen wünschten wir, daß der Verf. die Begriffe von Monarchie und Coimperium vorher bestimmt hätte. Eben weil die Schulfrage von der Form des deutschen Reichs am Ende auf einen Wortstreit hinausläuft, sollte man die doppelte Bedeutung des Worts Monarchie soviel möglich verhüten, und allen Mißverstand entfernen, ehe man zur Streitfrage selbst kommt. — Der Abschnitt S. 196. ist überschrieben, de iuribus inter Caesarem et status *diuisis*. Dieß ist dem juristischen Sprachgebrauche nicht gemäß; die reichstägliche Rechte stehen dem Kaiser und den Ständen *pro indiuiso* zu. — Was heißt das unbestimmte: *praeest* Commissarius imperialis, bey ausserordentlichen Deputationen, im 247. §.? hat ein Ratifikationsrecht statt, oder nicht statt? Der Verf. hätte doch auf die neuern Streitigkeiten bey der C. G. Visitation Rücksicht nehmen sollen. — Im 255. und 256. §. sagt der Verf. es könnte zwar scheinen, daß alle Rechte, welche das Justizwesen im Reiche betreffen, Reservatrechte des

Kaisers seyn, aber dennoch hätten die Stände auch Antheil daran, wobey einige einzelne Rechte dieser Art zum Beweise angeführt sind. Wir hätten hier gedrängtere Grundsätze erwartet, und sie wären es ohne Zweifel geworden, wenn sich der Verf. die Sache vollständiger gedacht, die einzelnen Rechte, welche beym Justizwesen vorkommen können, nach ihren Hauptgattungen klassificirt, und dann auch auf jedes der beyden Reichsgerichte seine Aufmerksamkeit besonders gerichtet hätte. Weit näher ist schon Hr. Pütter, in den elem. iur. publ. edit. 2. 1756. §. 469. edit. 3. 1760. §. 424. und in seinen neuern Handbüchern, der Sache gekommen; auch ist in der, vom Verf. angeführten, Köpkenschen unter Flörkens Vorsitze gehaltenen Disputation, §. 38. f. zu diesem Behufe bereits vorgearbeitet worden. Alles genau überlegt, würde vielleicht die Sache sich so bestimmen lassen: Diejenigen Rechte, welche das Justizwesen zum Gegenstande haben, und entweder zur gesetzgebenden (oder einrichtenden), oder zur aussehenden Gewalt gehören, sind an den Konsens der Reichsstände gebunden, ausgenommen in Ansehung beyder Reichsgerichte das Recht Privilegien zu ertheilen, und in Ansehung des Reichshofraths noch überdieß das Recht die Mitglieder dieses Reichsgerichts zu ernennen; was hingegen zur Ausübung der Jurisdiction und zur vollstreckenden Gewalt gehöret, sind kaiserliche Reservatrechte. — Im 298. §. wird zum Grunde des Recurses an den Reichstag angegeben, Comitia esse tribunalibus imp. *superiora*, folglich könne man im Falle einer gemeinen Beschwerde sich an den Reichstag wenden. Der Grund von der Unterwürfigkeit der Reichsgerichte gegen Kaiser und Reich würde aber wohl über die Sphäre seiner Beweiskraft hinaus gezogen werden, wenn man

deswe-

deswegen Provokationen und Rekurse ohne Unterschied admittiren wollte. Wenn man also die Fälle genauer zu wissen verlangt, worinn nach den Grundsätzen unsers Staatsrechts ein solcher Rekurs statt haben kann, und wobey der Ausdruck: gemeine Beschwerde, ohne Mißbrauch zu befürchten, angewendet werden kann, so wird mit der Regel des Verf. wohl nicht viel gesagt, und durch die hinzugesetzte negative Bestimmung, daß über eine bloße quaestio iuris kein Rekurs anzunehmen sey, die Sache schwerlich erschöpft seyn. — In der Stelle §. 326.: *omnes* exemtiones, *praesertim* quae sine onere fiunt, manifestam vim inferunt legibus imperii, hat das Wort *praesertim* entweder gar keine Bedeutung, oder der Verf. wollte etwas anders sagen, als was er würklich gesagt hat. — Wir übergehen andere Stellen, wo genauere besser durchgedachte Bestimmungen wohl hätten gegeben werden können, und merken nur überhaupt an, daß in dieser Rücksicht dieses Kompendium dem Pütterischen weit nachsteht. — —

Richtigkeit in den Begriffen, Lehren und Sätzen haben wir meistens, aber doch nicht immer, angetroffen. — Sollte wohl so richtig seyn, was §. 44. gesagt wird, daß zum Beweise eines Herkommens hinreiche, daß die Sache in conspectu eorum quorum interest geschehe, und: neminem, cuius interfuerat, ius contradixisse. Giebt es nicht Fälle, wo ein Theil seinem Rechte unbeschadet schweigen kann? — Der 115. §. enthält über den 6. §. des ersten Art. der Wahlkapitul. eine Erklärung, die zwar neu, aber mit nichts bewiesen ist. Die Stelle der Wahlkapitul. heißt: „Wir wollen Uns einer Prorogation und Er„streckung des von einer Linie eines fürstl. Hauses „entfallenen Sitz = und Stimmrechts auf die an„dere, so dergleichen nicht hergebracht, ohne ob„ver-

„verstandene Chur = und Fürstlichen Collegiorum „Einwilligung für Uns allein nicht anmassen.„ Dieß erklärt der Verf. so: Sin forte linea-gentis cuiusdam exstinguatur, *de cuius legitimis requisitis circa sessionem ac votum res dubia sit*, vel *quae dispensationem quasi personalem nacta fuerit*: eadem emortua Imperator votum gentis emortuae ad aliam lineam quae eodem adhuc usa non est, sine consensu statuum comitiali, transferre non potest. Ita intelligo verba Capitul. — Anstatt dieser so gezwungenen Auslegung liesse sich doch wohl eine andere leichtere angeben. Wenn eine Speciallinie eines fürstl. Hauses, welche Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatte, ausstirbt, so gehörte das Votum entweder dem ganzen Hause, oder jener ausgestorbenen Linie allein. Dem ganzen Hause gehöret das Votum alsdann, wenn schon vor der Theilung, wodurch jene einzelne Linie sich vom übrigen Hause separirte, das Haus das Stimmrecht auf dem Reichstage hatte, und die theilende Brüder oder Vettern mit ihren Descendenten in der Eigenschaft als regierende Herren dieses Hauses das Sitz = und Stimmrecht fortgeführt haben. Von diesem ersten Falle redet das Gesetz nicht; wenn eine Linie eines solchen reichsständischen Hauses nun ausstirbt, so fällt das Votum den andern Linien, welche nach der Beschaffenheit der neuern Theilungen fürstl. Häuser ohnedem in Compossessione civili der dem ganzen Hause vor der Theilung zugestandenen Rechte blieben, ohne weitere Erwerbung anheim, es ist alsdann zur Transferirung des Voti weder des Kaisers noch der Stände Einwilligung nöthig, und eine solche Transferirung kann gar nicht eine Prorogation und Erstreckung des Stimmrechts einer Linie auf die andere genennt werden. So succedirt Brandenburg = Onolzbach ohne alle Umstände

im

im Voto der bayreuthischen Linie, Baden-Durlach im baden-badischen Stimmrechte, u. s. w. Von einer ganz andern Beschaffenheit ist der zweyte Fall, da ein reichstägliches Votum einer einzelnen Linie eines Hauses allein zustehet, welcher Fall alsdann eintritt, wenn einer solchen Linie zu der Zeit, da sie schon vom Hause abgetheilet war, also nach der Theilung das Stimmrecht verliehen worden ist. Dieß ist der Casus legis; und da ist nun entweder bey jener Verleihung eine andere Linie der erstern im Stimmrechte substituiret worden, oder nicht. Ist jenes, so ist das ius voti schon zum Voraus auf die andere Linie extendiret worden, so hat die andere Linie dergleichen Prorogation oder Erstreckung hergebracht, und es ist in Ansehung der Transferirung kein Zweifel. Ist aber das letztere, so ist das eigentlich der Fall, den das Gesetz hauptsächlich vor Augen hat, so will der Kaiser sich einer Prorogaton und Erstreckung des von einer Linie entfallenen Sitz- und Stimmrechts auf die andere, so dergleichen eventuelle Prorogation noch nicht hergebracht, nicht allein anmassen, weil in diesem Falle die Transferirung nichts anders als eine Introduktion eines ganz neuen Reichsstands seyn würde, der zur Reichsstandschaft noch kein Recht hatte. Dieß ist, wenn ich nicht irre, der Sinn des Gesetzes: das Wort dergleichen bezieht sich nicht auf Sitz- und Stimmrecht, sondern auf Prorogation und Erstreckung; und diese Erklärung kommt nicht nur mit den Worten des Gesetzes überein, sondern paßt auch auf die beyde Fälle, die in diesem Jahrhunderte im Fürstenbergischen und im Salmischen Hause sich zugetragen und zu dem Gesetze die Veranlassung gegeben haben. — Im 160. §. handelt der Verf. vom Unterschiede zwischen pur katholischen, pur evangelischen, und vermischten Reichsstädten.

Der

Der westphäl. Friede A. 5. §. 29. giebt zum Charakter pur evangelische Städte an: in quibus praeter A. C. exercitium nullum aliud a magistratu et civibus iuxta morem et statuta cuiusque loci a. 1624. introductum fuit, und setzt hinzu, es solle in jene Bestimmung keinen Einfluß haben, quod aliqui cathol. relig. addicti cives ibi commorentur, vel etiam in aliquibus capitulis, ecclesiis &c. in eo statu, qui fuit 1. Jan. anno 1624. — omnino relinquendis, catholicae religionis exercitium vigeat. Daraus folgt, daß nicht alle Reichsstädte, in welchen im Entscheidjahre ein kathol. Gottesdienst vorhanden war, gemischte Städte sind, sondern daß es darauf ankomme: ob dieser katholische Gottesdienst von der Obrigkeit, und zwar iuxta morem et statuta cuius-
ıe loci entweder vom Magistrat allein oder vom
th und der Bürgerschaft, also überhaupt von der
igkeit selbst aus eigner freyer Autorität eingeführt
den sey; oder ob der kathol. Gottesdienst durch
re Veranlassungen eingeführt worden, und die Obrig-
eit sich dabey nur passive verhalten, und es nur habe geschehen lassen: im ersten Falle ist die Stadt gemischt; im andern bleibt sie pur evangelisch, nur müssen im letztern den Katholiken alle die Rechte verbleiben, die sie am 1. Jan. 1624. gehabt haben. Freylich sind diese Kennzeichen an sich sehr zusammengesetzt, und die Stelle des Friedensschlusses hätte überdem auch deutlicher und ordentlicher gefaßt werden können, es sind auch über den Sinn der Stelle viele Streitigkeiten entstanden, deren man überhoben seyn könnte, wenn die Sache sich kürzer fassen, und ein leichteres Kennzeichen sich angeben liesse. Für ein solches sah vielleicht der Verf. die auch schon von andern angenommene Regel an, die er im 160. §. vorträgt: daß es geradezu darauf ankomme, ob im

J. 1624. der Magistrat katholisch, oder evangelisch, oder gemischt gewesen sey. Uns scheint aber diese Vorsorge theils noch nicht so sehr nöthig, weil die oftgedachte Stelle des W. Fr. doch noch nicht in einem so hohen Grade undeutlich ist, daß man dergleichen Umwege nöthig hätte; bey den Erklärungen, die Moser im Staatsrechte 42. Th. S. 7. 8. und im Buche von der reichsstädtischen Regimentsverfassung im 2. Buch 2. Kap. S. 516. f. davon gegeben hat, werden über den Verstand derselben nicht viele Zweifel übrig bleiben: Theils scheinet uns der Verf. seinen Zweck zu verfehlen, weil das Kennzeichen, das er angiebt, mit dem Sinne des Gesetzes nicht übereinstimmt. Daraus, daß im Nachsatze nach den Worten: non attento &c. nur *cives* gedacht werden, und daß es also einer pur evangelischen Stadt nicht schaden solle, wenn katholische cives daselbst sind, läßt sich nicht a contrario schliessen, daß die Eigenschaft einer evangelischen Stadt dadurch geändert werde, wenn nicht nur die Bürger, sondern auch der Magistrat zum Theil katholisch ist; ohnedem enthalten die Worte: *non attento, quod* in iis civitatibus *aliqui cathol. relig. addicti commorentur*, vel etiam u. s. w. nur einige zum Ueberflusse beygesetzte Fälle, welche man sonst vielleicht als solche hätte ansehen können, die eine Ausnahme von der Regel ausmachen möchten; die eigentliche Regel und der Hauptcharakter pur evangelischer Städte liegt vielmehr in den Worten: *in quibus praeter A. C. exercitium nullum aliud a magistratu et civibus iuxta morem et statuta cuiusque loci a. 1624. introductum fuit*, und die westphäl. Friedensakten zeigen, daß, besonders seit dem December 1646., die Hauptabsicht der Evangelischen dahin gegangen sey, den Satz gegen die Katholischen zu vertheidigen, daß, wenn eine

eine Stadt für gemischt angesehen werden sollte, dazu nicht hinreiche, daß im J. 1624. eine kathol. öffentliche Religionsübung sich daselbst befunden habe, sondern auch erforderlich sey, daß diese Religionsübung von der Obrigkeit selbst nach der Verfassung einer jeden Stadt active introducirt worden sey, und daß die Evangelischen damit auch durchgedrungen haben. Daß aber die Meynung gewesen sey, das Unterscheidungszeichen pur evangelischer und gemischter Städte nach der Verschiedenheit der Religion, welcher der Magistrat im J. 1624. beystimmte, zu bestimmen, wird sich aus den Friedenshandlungen schwerlich erweisen lassen. Es kann zwar ferner seyn, daß in den Städten, worinn die Ausübung der obrigkeitlichen Rechte dem Magistrate allein überlassen ist, dieser nicht leicht versäumt haben wird, die Religion, der er selbst zugethan war, daselbst einzuführen, und daß also das Kennzeichen, welches Hr. v. S. für die evangel. oder gemischten Reichsstädte angiebt, mit dem gesetzlichen Kennzeichen coincidire; dieß ist aber erstlich eine bloße Muthmassung, und zweytens eine solche Muthmassung, die sich schwerlich auf diejenigen Städte, worinn iuxta morem et statuta loci die Bürgerschaft an der Ausübung der Hoheitsrechte mit Theil nimmt, anwenden lassen möchte. Man thut also am besten, wenn man bey den Worten des W. Fr. bleibt. Wir empfehlen darüber den Henniges in meditat. ad I. P. ad art. 5. §. 29. not. r. verb. *aliqui cathol. relig. addicti cives*, Struben in den Nebenstunden, Th. 6. Abh. 46. §. 11. S. 534. f., und Mosern von der reichsstädtl. Regim. Verfassung a. a. O. §. 6. 21. und 28. nachzulesen. — Die Reichstäge erklärt der Verf. §. 200. durch conuentus statuum imperii ad definienda grauiora regni negotia iussu Caesarum congregatos;

war=

warum nicht Conventus imperatoris et statuum? Man vergleiche damit den 204. §. — Daß, nach dem 232. §., ein Reichsgutachten, welches der Kaiser nicht ratificirt, doch in Ansehung der Stände unter sich gültig sey, wenn es gleich den Kaiser nicht verbinde, weil doch das Korpus der Stände pacta unter sich errichten könnte; ist ein sehr gewagter Satz, der wohl noch eine genauere Ueberlegung verdiente. Freylich ist bey der gemeinen Lehre, daß im Falle, da der Kaiser und Stände über einen auf dem Reichstage verhandelten Gegenstand verschiedene Meynungen äussern, nichts aus der Sache werde, oder wie man sonst mit gleichbedeutenden Worten den Satz ausdrückt, noch viel unbestimmtes; aber des Verf. Meynung möchten wir doch auch nicht ohne Einschränkung unterschreiben, daß in Sachen, die auf dem Reichstage verhandelt worden sind, wobey also erstlich vorausgesetzt wird, daß es Sachen sind, welche für die höchste Gewalt im Reiche, also für Kaiser und Reich gemeinschaftlich gehören, und zweytens auch die Absicht der Stände keine andere ist, als mit Zuziehung und Einwilligung des Kaisers zu handeln, und zu beschliessen — daß in solchen Sachen Schlüsse der Stände ohne kaiserliche Genehmigung als ein *pactum* gelten sollten. Wenn es z. B. auf die Abänderung eines Gesetzes ankömmt, und der Kaiser die Einwilligung darzu versagt, wird wohl alsdann das Korpus der Stände, welches bey Errichtung des Gesetzes ehemals kompaciscirender Theil war, einseitig wieder davon abgehen, und die projektirte Abänderung als ein Pactum unter sich gelten lassen können? Der Grund, den der Verf. anführt: cum singuli adeo status hoc iure utantur, läßt sich in der Anwendung schwerlich so weit ausdehnen, als geschehen müßte, wenn der Hauptsatz dadurch voll-

dung der Häuser Habsburg und Fürstenberg (Wetzlar 1768.) zuerst bekannt gemacht hat, und die als die letzte Bemühung, die sterbende Verfassung noch zu erhalten, anzusehen ist, verordnet hatte, quod nullus Comitatus — sine nostro Consensu possit vel debeat diuidi, vel vendi, aut distrahi pars aliqua &c. Nun ist die Frage: was ist die Ursache, daß die Theilungen aufkamen? Der Verf. sagt, das römische Recht, und die Politik der Kaiser. Daß letztere es nicht gewesen sey, zeigen die angeführten Verordnungen des schwäbischen Kaisers Friedr. des I. und des habsburgischen Rudolfs; und auch in Ansehung des ersten zweifeln wir, daß man darinn die ursprüngliche Hauptquelle und Veranlassung dazu zu suchen habe. Unsrer Meynung nach, lag der Grund weit näher, und die Theilungen entstanden von selbst, sobald der alte Amtsbegrif verschwunden war, und e Fürsten angefangen hatten, die Lande als eigne ınde, und die Hoheitsrechte als eigne Rechte, zu etrachten. Nun hörte der Grund auf, warum die .ehen bisher untheilbar waren, und Lehen und Allodien wurden, wie von Alters her ein jedes Geschlechtseigenthum, getheilt. Man braucht also nicht das römische Recht wie Deum ex machina zu Hülfe zu rufen, um sich die Veränderung zu erklären, und es würde ohnedem schwer fallen, das Gleichzeitige der aufgekommenen Theilungen mit der Entstehung der Landeshoheit aus jener Hypothese begreiflich zu machen. Auch die verschiedene Arten der Theilungen, besonders die Grund- und Todtheilungen, und ihre Würkungen, zeigen, daß diese Theilungen sich auf die alten deutschen Grundsätze von der Erbfolge aus der Gemeinschaft gründen, und mit denselben in genauer Verbindung stehen; den Unterschied zwischen Todtheilungen und andern Theilungen und den Würkungen derselb-

derselben, würde man wohl schwerlich mit den Grundsätzen des römischen Rechts von der Erbfolge reimen, und daraus gewiß nicht herleiten können, daß theilende Brüder, wenn sie sich einander nachher succediren wollten, das reciproke Successionsrecht sich durchaus stipuliren und in der Theilung vorbehalten mußten. Daß die ursprüngl. deutschen Theilungen hernach von Schriftstellern späterer Zeiten in Streitschriften und andern Ausführungen, um solche Theilungen in die damals herrschende Denkungsart einzupassen, mit einem römischen Firniß überzogen worden sind, thut nichts zur Sache, und beweist für den wahren Ursprung derselben nichts; man weiß ja wohl, wie oft von den römischgesinnten Juristen der beyden vorigen Jahrhunderte Institute und Anordnungen der deutschen Rechte verunstaltet worden sind. — Im 527. §. Note 3. heißts von der bekannten Erbverbrüderung zwischen Sachsen, Brandenburg und Hessen: intuitu domus Brandenburgicae nondum ab imperatoribus confirmatum. Es ist doch nicht zu läugnen, daß in K. Leopolds Wahlkapitulation zu Ende des 6. Art. alle ältere Erbverbrüderungen ihre allgemeine Bestätigung erhalten haben, und daß also die erbverbrüderten Häuser durch diese im Jahre 1658. ertheilte kaiserliche Confirmation ein Recht bereits erlangt haben, welches dadurch, daß man jene Stelle in der Wahlkap. K. Carls des 6ten und der folgenden Kaiser nicht wiederholt, und also nicht auf dergleichen Erbverträge noch neuerer Zeiten extendiret hat, nicht widerrufen worden ist. — —

Endlich, Vollständigkeit! — Man erwartet in einem Kompendio freylich keine tief ins Detail hineingehende Ausführungen, keine durch alle mögliche einzelne Fälle durchgeführte Abhandlungen, aber doch von jeder Materie die Hauptgrundsätze, es darf kein

 ein=

einzelnes Hauptstück ganz mangeln, keine Hauptfragen übergangen seyn. Und da wollen wir nur kurz anzeigen, was für Lücken wir insoferne gefunden haben. — Im Kap. de legibus fundamentalibus hätte der Verf. auch der Partikular Reichsgesetze, die den statum publicum betreffen, und nur einen Theil des Reichs, einzelne Corpora oder Gattungen von Ständen, u. s. w. angehen, um so mehr gedenken sollen, da er im nächstfolgenden Kap. auch der Partikularobservanz gedenkt. — Von den churfürstl. Kollegialschreiben an den Kaiser; vom Rechte Rangstreitigkeiten unter den Reichsständen zu entscheiden; vom Geleitsrechte; vom Rechte neue Bürger anzunehmen; von der Aufnahme solcher Religionsverwandten, die zu keiner der drey approbirten Religionen gehören; von den Rechten der Adelichen, der Städte, u. s. f. in ihren Besitzungen in den Territorien, und dem Verhältnisse derselben zur landesherrlichen Gewalt, von der Steuerfreyheit, ist nichts gesagt. — Am wenigsten sind wir mit dem Kap. de re iudiciaria imperii zufrieden. Der Verf. wollte sich vermuthlich von einem andern bekannten Staatsrechtslehrer dadurch unterscheiden, daß er nichts in sein Handbuch brächte, was eigentlich in die Lehre vom reichsgerichtlichen Processe gehörte; aber er ist in den entgegengesetzten Fehler verfallen, und hat vieles weggelassen, das im Staatsrechte mit angeführet werden sollte, und nicht bloß den Proceß betrift. Die wichtige Lehre von den Austrägen ist ganz kurz abgefertigt. Von den Fällen, worinn die Austrägalinstanz übergangen werden kann, und die Jurisdiction der Reichsgerichte sogleich Platz greift, ist im 282. §. gerade so viel wie nichts gesagt. In wiefern die Reichsgerichte die Jurisdiction in der ersten Instanz über Mittelbare ausüben können, erfährt

man

man nicht. Andere wichtige Fragen, z. B. ob Appellationsprivilegien auch Nullitätsklagen ausschliessen, sind auch übergangen. Vom Rekurse an die Visitation in einzelnen beym C. G. anhängigen Sachen ausser dem Falle der Revision, hätten wir auch etwas zu lesen gewünscht; oder, glaubt etwa der Verf. nicht dran? Endlich fehlt die ganze wichtige Materie von der Exekution; weder bey der Lehre von der Kreisverfassung, noch unter den andern Materien von den Reichsgerichten findet man das Nöthige davon. — —

Noch hätten wir gewünscht, daß der Verf. für einen fleißigen Correktor gesorgt hätte; das Buch ist mit häufigen Druckfehlern angefüllt. Im 151. §. steht z. B. das fränkische Reichsgrafenkollegium habe im J. 1654. das Votum auf dem Reichstage erhalten. Im 158. §. Note 2. ist unter den vom Reiche abgekommenen Reichsstädten der rheinischen Bank die Stadt Oberehenheim ausgelassen, und dergleichen mehr. — —

Das hieß doch einmal recht viel Böses von einem Buche gesagt, und das alles vi officii des mühseligen Recensentenamts, wobey man für so unangenehme saure Arbeiten so wenigen Dank erwirbt! Es ist Zeit, das Blatt umzukehren, und nun auch die Vorzüge des Buchs anzuzeigen: nach dem, was wir bisher gesagt haben, wird man uns der Partheylichkeit wohl nicht dabey beschuldigen. Wir rühmen also überhaupt am Buche, (was zwar der Verf. meist selbst schon in der Vorrede bemerklich gemacht hat,) den schönen reinen deutlichen lateinischen Stil, die gute Auswahl der citirten Bücher und Schriftsteller — wobey doch wiederum allerley Unrichtigkeiten in den Allegaten mit untergelaufen sind, — die Unpartheylichkeit in den meisten Hauptstücken, in

Ansehung der Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und dem Pabste, zwischen dem Kaiser und den Ständen (in denen zwischen den Churfürsten und Fürsten wird die leztere Parthey schwerlich ganz zufrieden seyn,) die Sorgfalt in der Benutzung der richtigsten Quellen, besonders im Privatrechte der Fürsten; Eigenschaften, welche dieses Handbuch, wenn es die oben angezeigte Fehler nicht hätte, vielleicht zu unserm besten Lesebuche machen würden.

Unter den einzelnen Abschnitten und Kapiteln müssen wir im ersten Theile unsern Lesern besonders diejenigen empfehlen, worinn von der Person des Kaisers, von den Churfürsten, vom Corpus Cathol. Evangel., vom Postrechte, gehandelt wird: der zweyte Theil im Ganzen betrachtet ist überhaupt ein angenehmes Geschenke, da wir im Privatrechte der Fürsten noch keinen grossen Vorrath guter Bücher haben.

Von einzelnen Stellen und Sätzen, die uns vornemlich gefallen haben, können wir nur wenige auszeichnen. Im 65. §. kommen sehr richtige Grundsätze von den Ansprüchen an fremde Staaten, oder ehemals zum Reiche gehörigen Provinzen, vor; doch hätte der Verf. hierbey der Wahlkapitul. A. 10. §. 3. gedenken sollen. — Mit Vergnügen haben wir beym 80. §. die im Archiv zu Hannover befindliche Urkunde K. Albrechts I. vom Jahre 1299. angeführt gefunden, die dem Recens. vorhin schon bekannt war, in deren Siegel schon der Reichsadler mit zweyen Köpfen erscheint. Im 216. §. finden wir sehr durchdachte Grundsätze von den Rechten des Maynzischen Domkapitels zum Votum und Direktorium auf dem Reichstage bey erledigtem erzbischöflichen Sitze. Der 251. §. giebt richtig an, in wieferne der Kaiser an die Reichsgesetze gebunden sey. Eben

so

so ist uns die Vertheidigung der Alienabilität der Kammergüter deutscher Fürsten mit §. 416., der sorgfältige Unterschied, den der Verf. zwischen Hoheitsrechten oder Regalien, und andern oder Privatrechten der Fürsten, z. B. dem Eigenthume in bonis publicis, beständig beobachtet (§. 423. 469.), dasjenige, was §. 478. und 480. gegen Hrn. Pütters Lehre vom Concentus mehrerer Familienverträge oder der besondern Observanz einiger Häuser im Privatrechte der Fürsten erinnert wird, die gegründeten Lehren von den Mißheyrathen im 501. und 502. §. und von der Regredienterbschaft §. 510., vorzüglich angenehm gewesen! — —

— Noch ein Wort, ehe ich schliesse. Seitdem in ganz neuern Zeiten die Kultur des Staatsrechts so vieles gewonnen hat, haben wir zweyerley Arten von Schriften erhalten, die diese Wissenschaft im Ganzen abhandeln, — Kompendia, und — Moserische Werke. Warum denkt man nicht auch darauf, uns das Mittelding zwischen beyden, ein ausführliches und doch nicht gar zu weitläufftiges System der Staatsrechtslehre zu geben? Ein Buch, wie Struvs corpus iuris publici, nach unsrer heutigen bessern Methode eingerichtet, mit Weglassung so vieler histor. Umstände, mit Benutzung der neuern Kenntnisse, würde uns sehr willkommen seyn, und die Lücken ersetzen, die bisher vorhanden waren, wenn beym kürzern akademischen Vortrage dem Anfänger ein Buch zum beständigen Nachlesen empfohlen werden sollte, oder wenn der Liebhaber, ohne eben sein Hauptgeschäfte daraus zu machen, und der nicht immer Zeit, Musse, und Gelegenheit hatte, die in seinem Kompendium allegirten Bücher nachzuschlagen, etwas genauere und vollständigere Kenntnisse sich erwerben wollte.

IV.

Beschreibung von Arabien, aus eigenen Beobachtungen und im Lande selbst gesammleten Nachrichten abgefaßt von Carsten Niebuhr. Kopenhagen, gedruckt bey Nic. Möller, und zu bekommen in Leipzig bey Breitkopf 1772. 2 Alph. 8 Bogen in 4. Nebst einem Vorberichte von 48 Seiten, 24 Kupfertafeln und der schon vorhin besonders abgedruckten Charte von Jemen.

Daß wir dieses Werk des Hrn. Hauptmann Niebuhrs, das uns von einem bisher wenig bekannten Lande, und das in vieler Absicht unsre Aufmerksamkeit verdient, so viel neue und angenehme Nachrichten liefert, dem Dänischen Könige, Friedrich dem fünften und Christian dem siebenten und dem seligen Grafen von Bernstorf zu danken haben, ist ohne Zweifel schon allen unsern Lesern bekannt. Es waren fünf Personen, die im Anfange des Jahrs 1761. auf Befehl K. Friedrichs die Reise nach Arabien antraten, der Prof. Friedr. Christ. von Haven, ein Däne, der sich den morgenländischen Sprachen gewidmet hatte, und philologische Bemerkungen aufzeichnen sollte, der Prof. Peter Forskål, ein Schwede, der sich besonders auf Naturgeschichte gelegt hatte, Hr. Niebuhr, ein Niedersachse aus dem Bremischen, dem die Erdbeschreibung aufgetragen war, der Arzt, D. Christ. Karl Kramer, der auch zugleich Beobachtungen in der Naturgeschichte anstellen

anstellen sollte, und der Mahler und Kupferstecher, Ge. Wilh. Baurenfeind, der mit Zeichnungen von Naturalien, Prospekten, Kleidertrachten und dergl. der Gesellschaft behülflich seyn sollte. Allein erst am Ende des gedachten Jahrs langten diese Reisenden in Jemen an, und schon 1763. starben Hr. von Haven, Hr. Forskål und Hr. Baurenfeind, und im folgenden Jahre auch Hr. Kramer. Hr. Niebuhr setzte gleichwohl seine Reise alleine fort; und er hat uns, ob wohl er nicht, wie von Haven und Forskål, vor seiner Reise das Arabische grammatikalisch erlernet hatte, auch erst nach dem Tode seiner Freunde anfieng, sich etwas von der Lebensart und den Sitten der Araber aufzuzeichnen, gleichwohl sehr viel neue und brauchbare Nachrichten von Arabien und den Sitten und der Litteratur der Araber geliefert, und macht uns noch zur Ausgabe seiner Reisebeschreibung, die ein eben so angenehmes Geschenk seyn wird, Hofnung. Indeß ist, was eigentlich die Hauptabsicht der Reise war, die Aufklärung der Bibel, größtentheils nicht erreicht worden, denn von Hrn. N. kann man das jetzt nicht verlangen, was von den verstorbenen Hrn. von Haven und Forskål gefordert wurde. Bey den Michaelischen Fragen über hebräische Wörter hat Hr. N., weil er das Hebräische selbst nicht versteht, nichts anders thun, als die Wörter gelehrten Juden zeigen können, und ihre Antworten uns meistens in der Vorrede mitgetheilt. Wir zweifeln nicht, daß der größte Theil dieser Fragen aus noch ungedruckten arabischen Aerzten und Naturhistorikern könnte besser beantwortet werden; und wir denken auch, daß Hr. Michaelis manchmal zuviel gefragt habe. Das Schätzbarste in dem Niebuhrschen Werke sind ohnstreitig die von ihm nach eigenen astronomischen Beobachtungen und Ausmessungen entworfenen Char-

Charten, von Jemen, von dem größten Theile der Landschaft Oman, vom persischen, vom arabischen Meerbusen, und eine Reisecharte von Sues, zum Berge Sinai.

Das ganze Werk, das wir ungerne ohne Register oder vorgesetzten Inhalt sehen, ist in zwey Theile getheilt. Der erste handelt von Arabien überhaupt, und giebt Nachrichten von der Lebensart und den Sitten, der Sprache und Gelehrsamkeit der Araber, und von der natürlichen Beschaffenheit und den Produkten des Landes. Der zweyte Theil liefert die Geographie oder die Beschreibung einzeler Landschaften von Arabien. Hr. N. berichtet uns nichts, als was er selbst in Arabien gesehen oder gehört hat. Wir wünschten doch, daß er die Nachrichten anderer Reisebeschreiber mit seinen Bemerkungen bisweilen verglichen, und die Fehler derselben angezeigt, auch öfter die arabischen Namen mit arabischer Schrift beygefügt hätte. Zwar hat Hr. N. überhaupt, wie uns deucht, die arabischen Namen gut und genau dem Gehöre nach ausgedrückt; doch wird vielleicht einige der deutsche Leser anders lesen, als Hr. N. sie liest, z. E. Didsjele دجلة (wir würden Didschleh geschrieben haben) Dojesan جيزان Sabea صبيا Gattar قطر

Von den Provinzen, in welche Arabien getheilt ist, finden wir keine vollständige Nachricht. Arabien, schreibt Hr. N., besteht aus verschiedenen grossen Provinzen, als Jemen, Hadramaut, Oman, Lachsa, Nedsjed, Hodejas und einigen kleineren daran gränzenden Landschaften. Ibn Haukel dagegen beym Abulfeda theilt Arabien nach der gewöhnlichen Eintheilung in Elgemen, oder das glückliche Arabien, Elhedschah, das peträische, und Elbadiah, oder das wüste Arabien, und dieses weiter in Elba-

diat

diat Elerak, oder die Wüste von Chaldäa, Elbadiat Eldschozirah, die arabische Wüste, und Elbadiat Essham, die syrische Wüste. Der Lage nach, sagt Abulfeda, werde Arabien eingetheilt in Nadschd, oder das obere und bergigte Arabien, Elhedschah, (d. i. die Scheidewand) das mittlere, und Tehamah, das am Meere liegende Arabien. Als kleinere Provinzen nennet er Oman عمان Elbahrain البحرين und Elzamemah اليمامه oder Elarudz العروض. Hätte Hr. N. auf seiner Reise Abulfeda's Arabien, der doch schon in Hudsons Geogr. Gr. minor. Vol. III. gedruckt ist, zur Hand gehabt, er würde uns ohne Zweifel eine noch vollständigere Beschreibung geliefert haben.

Thäler, worinn während der Regenzeit das Wasser sich sammlet und nach und nach ausdünstet, giebt es soviel nicht, als Hr. Michaelis in der 40sten Frage vermuthete; Hr. N. hat auf seiner Reise von Sues nach dem Berge Sinai und in ganz Jemen keine gesehen. Ein Salzthal fand er ohnweit Basra. Die Witterung in Arabien ist nach der Lage der verschiedenen Gegenden sehr verschieden. In der bergigten Gegend von Jemen fällt die Regenzeit, (Michaelis Fr. 79.) die man Matar el Charif (مطر الخريف) nennet, in die drey heissesten Monate Tamus, Ab und Ailul, d. i. ohngefähr von der Mitte des Junius bis in das Ende des Septembers. Ein Mattar es Seif مطر الصيف oder Frühlingsregen fällt im Monate Nisan; und je stärker derselbe ist, eine um soviel reichere Erndte pflegt man zu erwarten. Zu Maskat und in der bergigten Gegend auf der Ostseite von Arabien ist die Regenzeit, Schitte*), in den Mo-

*) Arabisch geschrieben شتي. Und so möchten wir nun Hohel.

dung der Häuser Habsburg und Fürstenberg (Wetzlar 1768.) zuerst bekannt gemacht hat, und die als die letzte Bemühung, die sterbende Verfassung noch zu erhalten, anzusehen ist, verordnet hatte, quod nullus Comitatus — sine nostro Consensu possit vel debeat diuidi, vel vendi, aut distrahi pars aliqua &c. Nun ist die Frage: was ist die Ursache, daß die Theilungen aufkamen? Der Verf. sagt, das römische Recht, und die Politik der Kaiser. Daß letztere es nicht gewesen sey, zeigen die angeführten Verordnungen des schwäbischen Kaisers Friedr. des I. und des habsburgischen Rudolfs; und auch in Ansehung des ersten zweifeln wir, daß man darinn die ursprüngliche Hauptquelle und Veranlassung dazu zu suchen habe. Unsrer Meynung nach, lag der Grund weit näher, und die Theilungen entstanden von selbst, sobald der alte Amtsbegrif verschwunden war, und die Fürsten angefangen hatten, die Lande als eigne Lande, und die Hoheitsrechte als eigne Rechte, zu betrachten. Nun hörte der Grund auf, warum die Lehen bisher untheilbar waren, und Lehen und Allodien wurden, wie von Alters her ein jedes Geschlechtseigenthum, getheilt. Man braucht also nicht das römische Recht wie Deum ex machina zu Hülfe zu rufen, um sich die Veränderung zu erklären, und es würde ohnedem schwer fallen, das Gleichzeitige der aufgekommenen Theilungen mit der Entstehung der Landeshoheit aus jener Hypothese begreiflich zu machen. Auch die verschiedene Arten der Theilungen, besonders die Grund- und Todtheilungen, und ihre Würkungen, zeigen, daß diese Theilungen sich auf die alten deutschen Grundsätze von der Erbfolge aus der Gemeinschaft gründen, und mit denselben in genauer Verbindung stehen; den Unterschied zwischen Todtheilungen und andern Theilungen und den Würkungen derselben

schen Basra, Bagdad, Haleb und Mekke, und er soll auch in Persien und Indien, selbst in Spanien nicht unbekannt seyn, und allezeit von der Seite der grossen Wüste kommen. Er ist also nicht überall ein Ostwind. Die Kennzeichen desselben sind ein schwefelichter Geruch, und daß die Luft in der Gegend, woher er kömmt, sehr röthlich wird. Sowol Menschen, als Thiere ersticken durch diesen Wind, wenn sie sich nicht zur Erde werfen. Die Natur soll selbst die Thiere gelehrt haben, den Kopf zur Erde zu halten, wenn sich der Wind nähert. Hr. N. widerspricht hier, wie es scheint, dem Otter; denn dieser sagt, die haarigten Thiere tödte der Wind nicht; allein vielleicht verwechselte Otter in diesem Falle den gewöhnlichen heissen Wind mit dem tödtlichen. Hr. N. glaubt, daß allein die Hitze bey diesem [illegible] den Menschen oder Thieren die Luft benehme. [illegible] nicht vielmehr die tödtliche [illegible] vornem[illegible] den Schwefeldünsten [illegible] dieser [illegible] sich führt? Der Th[illegible] F[illegible] der östlichen Küst[illegible] M[illegible] schädlich, und man [illegible] Basra und in andern [illegible] en Eu[illegible]ern, die in [illegible] genländer [illegible] au[illegible] bedeckt. [illegible] hre ange[illegible] nderten un[illegible] nd es diejeni[illegible] Die leztern [illegible] jid und Emir, [illegible] n grüne Turbans. [illegible] arabischen Adels ist [illegible] ([illegible]) Die vorneh[illegible] Scherifs halten ins[illegible] ihre Geschlechtsregister. [illegible] raischiten in Mekke; denn ge-

gewisse Bedienungen sind ihren Familien daselbst erblich worden.

Von den Sekten der Mohammedaner findet man S. 18. f. einige, aber freylich sehr mangelhafte Nachrichten. Ohne Zweifel könnte uns Hr. D. Reiske*) aus noch ungedruckten arabischen Schriftstellern von der mohammedanischen Religion und ihren verschiedenen Sekten eine sehr vollständige Nachricht geben. Im Ibn Kotaibah und im Raudh Elachjâri finden sich viele hieher gehörige Nachrichten. Auch sind die bisher gedruckten in Pococks Spec. Hist. Ar. Hottingers Hist. Orient. Maracci Prodr. ad Cor. Salens praelim. Disc. noch wenig bekannt und genutzt worden. Die Sekten hassen auch unter den Mohammedanern einander; hingegen hassen sie die sogenannten Ungläubigen nicht, und in Indien noch weniger, als die Araber. Sie sind nicht geneigt, Proselyten zu machen, aber nach ihrem Koran verpflichtet, diejenigen zu schützen, die zu ihrer Religion übertreten. Die Banianen, Heyden aus Indien, deren es viele in Jemen, Oman und zu Basra giebt, werden mehr von den Mohammedanern verachtet, als die Juden und Christen. Die Bramanen, Banianen, Rasbuten u. s. f. nehmen gar keinen Fremden in ihre Gemeinden auf; hingegen stossen sie das lüderliche Gesindel aus ihren Versammlungen, und verschaffen dadurch oft den Christen und Mohammedanern Proselyten.

Die Erziehung der Araber ist sehr von der unsrigen verschieden, und daher auch ihr Charakter von dem Charakter der Europäer. Ihre Söhne bleiben vier bis fünf Jahre im Haram unter dem Frauenzimmer; nachher sind sie die meiste Zeit beym Vater,

wenn

*) An eben dem Tage, da dieser Bogen der Presse übergeben werden soll, erhält man die Nachricht, daß dieser verdienstvolle Gelehrte der Welt durch den Tod entrissen worden.

wenn dieser ihnen nicht besondere Lehrmeister hält. Weil sie die Musik für unanständig halten, das schöne Geschlecht von öffentlichen Gesellschaften ausschliessen, und keine starke Getränke trinken dürfen; so lernen die jungen Araber wenig Vergnügungen kennen, und werden schon in der Jugend unvermerkt ernsthaft. Die Araber in Jemen fand Hr. N. doch viel lebhafter als die Türken. Den ägyptischen Pöbel hat er oft auf Märkten und in Kaffeehäusern versammlet gesehen, aber nie bemerkt, daß er recht lustig ward. Bey aller der Ernsthaftigkeit, die sich, wie uns deucht, auch in den Schriften der Araber erkennen läßt, lieben sie doch die Gesellschaft, und versammlen sich häufig in ihren Kaffeehäusern und auf den Märkten. In Jemen ist fast kein Dorf, wo nicht alle Wochen Markttag ist. Als Heuchler, Betrüger und Räuber hat Hr. N. die Araber überhaupt nicht gefunden. Hierinnen widerspricht er also dem Shaw, der sie eine diebische und betrügerische Nation nennet. Zanksüchtig sind sie nicht. Wenn sie anfangen zu hadern, machen sie viel Geschrey, sind aber leicht wieder zu besänftigen. Sie haben vielleicht nicht soviel Schimpfwörter, als unser Pöbel; aber sie sind nicht minder empfindlich, und oft rachgieriger. Eine grosse Beleidigung ists, (Michaelis Fr. 58.) wenn man einem Araber ins Angesicht, oder, wie er sagt, auf den Bart speyet. Die Unhöflichkeit, deren S. 30. in der Note gedacht wird, war keiner so langen Anmerkung werth; aber gelegentlich bemerkt Hr. N. vom Arvieux, daß er ihn in den Nachrichten von den Sitten der Araber sehr zuverlässig finde.

Merkwürdig sind die Nachrichten von dem arabischen Rechte der Blutrache, und erläutern die alte Israelitische. Die Mordthaten werden in Arabien nicht auf einerley Art, oft von der Obrigkeit mit dem Tode, bestraft. In einem Theile von Tehama hin-

gegen haben noch die Anverwandten das Recht, wiederum jemand von der Familie des Ermordeten, nicht bloß den Mörder, zu erschlagen; und dieses veranlaßt oft Familienkriege, die funfzig und mehr Jahre dauren.

Wenn die Beduinen heyrathen, und die Zeichen der Jungfrauschaft (Michaelis Fr. 56.) nicht finden, so lassen sie sich gemeiniglich scheiden: und nirgends ist man über diesen Punkt eifersüchtiger, als in der bergigten Gegend von Jemen. Die feineren Bürger der Städte hingegen würden es für ungesittet halten, eine Frau und ihre Familie um einer solchen Kleinigkeit willen zu beschimpfen. Zu Haleb hörte doch Hr. N., daß ein Araber ein Instrument hatte vom Kadi aufsetzen, und von Zeugen unterschreiben lassen, daß seine Tochter vom Kameele gefallen wäre, und dadurch ihren Hymen verlohren hätte. Um das gefärbte Betttuch bekümmert sich nur das Frauenzimmer. Aufbewahrt wird es nicht, sondern gewaschen, und mit dem übrigen Leinenzeuge in der Haushaltung gebraucht. Die vernünftigen Araber trauen dem gefärbten Betttuche nicht viel; weil sie wissen, daß die Weiber sehr geschickt sind, die Natur durch Kunst nachzumachen. Bisweilen würde selber der Mann nicht wünschen, daß man das Blut nach der ersten Nacht suchte; denn die Araber glauben aus der Erfahrung zu wissen, daß es bey einigen Frauenzimmern schwer halte, es so weit zu bringen. Man will auch Beyspiele haben, daß die jungen Ehemänner in den ersten Tagen untüchtig (מרבוט gebunden*), wie die Araber reden), gewesen. Man nimmt in solchen Fällen zuletzt seine Zuflucht zu Aerzten, Mönchen oder alten Weibern.

Wir

*) Man hat sich gezwungen gesehen, in Ermangelung der arabischen Lettern, die von dieser Stelle an in der Recension vorkommenden arabischen Worte mit hebräischen Buchstaben so deutlich als möglich auszudrücken.

Wir übergehen die Nachrichten von der besondern Reinlichkeit der Araber, ihrem Betragen gegen fremde Religionsverwandte, der Gastfreyheit und dem Grusse der Araber, und zeichnen nur noch einiges von der gewöhnlichen Nahrung derselben aus. Die verschiedenen Arten der Araber, ihr Brod zu backen, hat Hr. N. umständlich beschrieben, und Zeichnungen beygelegt. Der gemeine Araber trinkt Wasser, und genießt dabey nichts anders, als frisch gebackenes schlechtes Brod von Durra (דררה) eine Art Hirse, die mit Butter, Oel, Fett oder Kameelmilch durchgeknetet ist. Noch jetzt reibt der Araber sein Brodkorn, vielleicht weil ers schmackhafter findet, wenn es gerieben, als wenns gemahlen ist. Die übrige Nahrung der Morgenländer besteht vornemlich in Reis, Milch, Butter, Cheimak,*) oder dicken Milchrahm, und allerhand Gartenfrüchten. Fleischspeisen werden in den heissen Gegenden nur wenig genossen, weil man alles Fleisch daselbst für ungesund hält. Die Araber sitzen auf der Erde zu Tische, und essen nach unsrer Art sehr ungesittet. Löffel, Messer und Gabel brauchen sie nicht. Zuletzt, sagt Hr. N., scheints einem doch gleichgültig, ob einer das Essen mit reinen Fingern, oder mit einer Gabel aus der Schüssel nimmt. Das Tischgebet der Mahammedaner ist kurz, aber andächtig. Wenn sie sich setzen, sprechen sie: Bism allah errachman errachim, d. i. im Namen des allgütigen Gottes; und wenn einer nicht mehr essen will, steht er auf, und sagt: Elhamd lillah, d. i. Gott sey gelobet. Nach dem

*) Vermuthlich ein Schreibfehler, oder eine fehlerhafte Aussprache. (חמא אללבן) sagen die Araber, wenn die Milch fett ist. Und so möchten wir חמאה Jes. 7, 15. übersetzen. Der Prophet sagt alsdenn von einem Knaben: Fette Milch oder Milchrahm, (nicht Butter) und Honig wird er essen.

Mahlzeit trinkt der Araber einen guten Trunk Wasser, und darauf eine Tasse Kaffe, oder Kahwe, (כהוה) ohne Milch und Zucker. Die Bohnen werden, wenn sie gebrannt sind, in einem hölzernen oder steinernen Mörser gestossen, und der gestossene Kaffe schmeckt weit besser, als der gemahlene. In Jemen nennt man dieses Getränk Bünn, (בן.) und trinkt es nur selten, weil man glaubt, daß es erhitze. Gemeiniglich trinkt man ein Getränk von gerösteten Schalen der Kaffebohnen, das Kischer (קשר) heißt, und mit dem Theewasser viele Aehnlichkeit hat. Die Franzosen nennen es le Caffé à la Sultaine, obgleich jeder gemeine Mann in Jemen Kischer trinkt. Einiges Hausgeräth der Araber findet man auf der ersten Tabelle sehr fein abgebildet, nicht dasselbe, das Pocok Th. I. S. 186. und Norden auf der 34sten Tabelle abgezeichnet haben. Daß Hr. N. die Figur B eine Untertasse nennt, ist ohne Zweifel ein Schreib- oder Druckfehler, anstatt Obertasse. Norden sagt, daß nur die Vornehmen Untertassen brauchen. Der gemeine Araber, weil er starke Getränke nicht bekommen oder bezahlen kann, raucht, um berauscht zu werden, Haschisch (חשיש) ein Kraut, das Forskål und schon andere für Hanfblätter hielten. Bey den Vornehmen in der bergigten Gegend von Jemen fand Hr. N. in den Monaten May, Junius und Julius den ganzen Tag hindurch kleine Bündel Kaad, d. i. junge Sprossen von einem gewissen Baume, die man zum Zeitvertreibe isset. Wir wissen nicht, von welchem; denn die arabischen Wörterbücher kennen dieß Wort nicht.

Die Häuser der vornehmen Mohammedaner sind weder von aussen, noch in den Zimmern der Männer prächtig. Der Fußboden ist überall belegt, wenn es auch nur mit Strohmatte ist. Mitten im Audienzsaale der Imams zu Sana war ein grosses Wasser-

behältniß mit Springbrunnen, um die Luft abzukühlen. Der Fußboden aber war rund umher mit feinen Teppichen belegt. Wenn Mohammed in der 27sten Sure sagt, daß im Audienzsaale Salomons (Michaelis Fr. 96.) der Fußboden mit Glas bedeckt gewesen; so erzählt er ohne Zweifel nur eine Fabel, wie man dergleichen noch in den arabischen Kaffehäusern häufig höret. Die Häuser der Araber, die von Steinen gebauet sind, (Michaelis Fr. 9.) sind alle oben platt. Die kleineren Häuser in Hedsjas und Jemen haben dünne Wände und ein rundes Dach, das mit einer Art Gras bedeckt ist. Ein solches siehet man auf der ersten Tabelle. Mit beyden haben die Mappalia der Afrikaner, die Sallust beschreibt, (oblonga, in curvis lateribus tecta, quasi navium carinae sint) mehr Aehnlichkeit, als mit den Zelten der herumstreifenden Araber. Diese sind gemeiniglich von sieben oder neun Stäben, wovon der mittlere der höchste ist, unterstützt, und oben also nicht rund, sondern haben vielmehr die Figur eines alten europäischen Bauerhauses. Hr. Baurenfeind zeichnete ein solches Zelt; Hr. N. hat es aber nicht beygelegt, weil man ein ähnliches schon auf Nordens 65sten Tabelle sieht.

Die verschiedenen Manieren der Araber, sich zu setzen und ihre Kleidung beschreibt Hr. N. im Folgenden; und auf der zweyten Tabelle findet man Zeichnungen von arabischen Schuhen und Pantoffeln. Die Kleidung des gemeinen Arabers (wie der alten Hebräer) ist auch sein Bette. Die Araberinnen haben sich der Beinkleider bemächtiget; hingegen tragen die Männer meistens keine, sondern nur ein Tuch um die Hüfte. In den niedrigen und heissen Gegenden ist das schöne Geschlecht von Natur braungelb. Vielleicht waren es nur die, welche Hr. N. sah;

denn einige vornehme junge Frauenzimmer, die dem Arvieux gezeigt wurden, hatten, weil sie beständig waren vor der Sonne bewahrt worden, ein sehr feine und weiße Haut. In den kältern bergigten Gegenden hingegen findet man auch unter den Bauermädchen hübsche Gesichter. Ihre Moden wollen wir nicht auszeichnen; denn sie würden unsern Damen, wenn auch einige die deutsche Bibliothek lesen sollten, doch nicht gefallen. Einen jungen Banianen in seiner Kleidung, die uns sehr anständig deucht, und eine arabische Kuh, die aber viel zu klein gerathen ist, siehet man auf der dritten Tabelle. Wir übergehen die verschiedenen Bärte der Mohammedaner, Christen und Juden.

Von Leviratsehen (Michaelis Fr. 60.) hörte Hr. N. noch etwas von einem Juden zu Maskat. Eben dieser und ein andrer Jude zu Basra hatten zwey Weiber. Ein Mohammedaner heyrathet wohl seines verstorbenen Bruders Frau; die Wittwe aber hat kein Recht es zu verlangen. Kein Mohammedaner darf mehr als vier Weiber zugleich haben; doch kann er sich so viel Sklavinnen halten, als er ernähren kann, wenn er nur seinen Weibern die gesetzte Pflicht leisten, oder sich sonst mit ihnen abfinden kann; denn wenigstens Einen Beyschlaf ist er wöchentlich jeder schuldig. (Rahel verkaufte ihre Nacht an Lea, 1 B. Mos. 30, 16. (Michaleis M. R. §. 118). Hrn. N. deucht es nicht wahrscheinlich, daß bey den Mungalen mehrere Brüder nur Eine Frau bekommen können, weil so viele von ihren Mädchen zur Vielweiberey in andere Länder verkauft würden, wie Hr. Michaelis nach dem Süßmilch bemerkt; denn die Türken, Perser, Araber und Indianer, sagt er, ziehen aus den Ländern, die ihnen weisse und schwarze Sklavinnen liefern, auch eine Menge Sklaven.

Hier

Hier widerspricht aber Hr. N. den Zeugnissen des Du Halde Descript. de la Chine T. IV. p. 48. und Rußischer Generale, auf die sich Süßmilch beruft. Es ist ihm und uns auch nicht glaublich, daß in den Morgenländern mehr Mädchen als Knaben gebohren werden. Aus genauen Listen von den jährlich Gebohrnen würde mans mit Gewißheit bestimmen können. Hr. N. hat einige kleine Listen, die er von europäischen Mönchen erhalten, beygelegt: daraus sich aber im Ganzen nichts schliessen läßt. Uns scheinet allerdings die frühere Mannbarkeit in den heißen Ländern zur Vielweiberey Anlaß geben zu können; denn die Weiber werden da dem Manne, der schon als Knabe heyrathet, zu früh alt. Hr. N. hörte von mehr als einer dreyzehnjährigen Mutter. Man verheyrathet die Mädchen schon im neunten Jahre, und die morgenländischen Weiber, die dreyßig zurückgelegt haben, werden bereits für alt gehalten. Indeß ist die Vielweiberey in den Morgenländern nicht so allgemein, als man gemeiniglich glaubt. Manche Mohammedaner gestanden, daß sie mit mehrern Weibern nie so glücklich gelebt hätten, als mit Einer. Im Mittelstande findet man wenige, die mehr als eine Frau haben, und auch viele Vornehme begnügen sich Zeitlebens mit Einer. Doch haben bey der Vielweiberey die Mohammedaner keinen Mangel an Weibern. Die Ursache liegt in den Sitten und der Denkungsart ihrer Weiber. Einem erwachsenen Mädchen und einer jungen Wittwe ists eine Schande keinen Mann zu haben. Man findet bey ihnen keine Klöster. Und weil die Weiber der Mohammedaner fast unbemerkt bleiben, so wird es auch nicht so sehr bemerkt, wenn sie unter ihren Stand heyrathen.

Die Mohammedaner beschneiden sich anders, als die Juden, und unter den Arabern ist die Beschnei-

dung verschieden. Daß sie der Gesundheit wegen nothwendig sey, (Michaelis Fr. 52.) ist nicht wahrscheinlich; denn die Gebers oder Feueranbeter und die Heyden in Indien, imgleichen viele Nationen Kafrs in Afrika, auch einige koptische Christen in Aegypten und Habbesch, beschneiden sich nicht. Ob Abraham der Erste gewesen, der sich und sein Haus auf göttlichen Befehl beschnitte, oder ob andere Völker sich schon vor ihm beschnitten, will Hr. M. nicht entscheiden. Indessen haben vermuthlich die Araber, Aegypter und Habessiner die Beschneidung von den Nachkommen Abrahams angenommen. Die Religion befiehlt, wie Hr. M. glaubt, den Mohammedanern die Beschneidung nicht. Die arabischen Schriftsteller berichten aber doch, daß Mohammed auch diese unter den Arabern schon übliche Gewohnheit bestätiget, obgleich im Korane sie nicht ausdrücklich geboten ist. Man s. Pococks Spec. Hist. Ar. p. 319. Reland de Relig. Mohamm. p. 268. Und diejenigen, welche zur mohammedanischen Religion übertreten, müssen sich beschneiden lassen. Einen physikalischen Nutzen hat doch in den heissen Ländern die Beschneidung; sie ist denen, die sich nicht fleißig waschen, sehr nützlich. Es sammlen sich hier mehr Feuchtigkeiten unter der Eichel, als in den kälteren Gegenden. Ein Unbeschnittener hatte davon, weil er sich nicht fleißig wusch, eine Art Beulen bekommen. Daher ist das öftere Waschen des ganzen Körpers, besonders der heimlichen Theile, denen überdieß noch die Araber durch eine dazu bereitete Salbe die Haare zu nehmen pflegen, in den Morgenländern nothwendig; und die Mohammedaner dürfen dazu nur die linke Hand brauchen; denn mit der rechten essen sie. Der eigentliche Nutzen der Beschneidung aber nach Hrn. N. Meynung ist, daß dadurch viele

Män-

Männer erst zum Beyschlafe tüchtig werden. Er sah davon selbst einen Beweis an einem zu Mosul wohnenden Christen, der mit seiner jungen Frau keine Kinder zeugen konnte. Die Frau beklagte sich über ihren Mann; und dieser entschuldigte sich mit den Schmerzen, die es ihm verursachte. Bey genauerer Untersuchung fand Hr. N., daß dem armen Manne könnte geholfen werden, wenn er sich das Band an der Eichel wollte lösen lassen. Es geschah aber nicht, weil die Frau nicht darein willigen wollte. Die Beschneidung ist nicht bey allen nothwendig. Hr. N. sah an einem Christenknaben, der nicht beschnitten war, eine so kurze Vorhaut, daß sie nur wenig von der Eichel bedeckte. Wir erinnern uns hierbey, daß vom Mohammed erzählt wird, daß er ohne Vorhaut gebohren worden. Eben dieses, vermuthet Hr. N., und weil man die Vorhaut zum Beyschlafe hinderlich fand, (das doch aber wohl nur ein sehr seltener Fall ist) habe die Beschneidung veranlaßt. Auch die Mädchen werden in einigen Gegenden von Arabien und in Aegypten, nicht nur in Habessinien, beschnitten. Mit besondern Ceremonien, wie Hr. N. vermuthete, wohl eben nicht; denn die Weiber, die zu Kahira die Mädchen beschneiden, sind daselbst so bekannt, wie bey uns die Wehmütter. Der Nutzen ist auch nach Hrn. N. Meynung, daß die Weiber sich nachher bequemer waschen können. Zwar sagte ihm ein arabischer Kaufmann, es geschehe darum, daß die Clitoris, arabisch: Sunbula (vielleicht סנבלה) (Golius hat diese Bedeutung nicht) sich nicht erheben solle; weil das Frauenzimmer sich allezeit leidend verhalten müßte. An einem jungen beschnittenen Bauermädchen von achtzehn Jahren zeichnete Hr. Baurenfeind alles nach der Natur ab; aber Hr. N. hat die Zeichnung, welches wir bedauren, nicht beygelegt;

legt; Hr. Michaelis hatte doch darum insbesondere gebeten.

In Arabien ist wohl nicht der natürliche Sitz der Kastration; (Michaelis Fr. 54.) denn daselbst werden gar keine, wenigstens nicht so viele verschnitten, als in Italien; sondern die meisten Kastraten in Arabien, Aegypten und der Türkey, kommen aus Habbesch und Nubien. Die Juden unter den Mahammedanern machen sich kein Gewissen, Hämmel zu essen; verschneiden aber ihr Vieh nicht selbst. Die Ursache, warum Mose befiehlt, kein Thier zu verschneiden, scheinet uns aber vielmehr mit Hrn. Michaelis die Güte und Billigkeit, die er in seinen Gesetzen auch gegen Thiere beobachtet.

Von der Sprache und der Schrift der Araber. Schon in den ältern Zeiten hatten die Araber verschiedene Dialekte. Noch jetzt findet man vielleicht in keiner Sprache so viel Mundarten, als im Arabischen. Auch ist die Aussprache gewisser Buchstaben sehr verschieden, z. E. das (ق), welches die nördlichen und westlichen Araber als ein k oder g brauchen, wird zu Maskat und am persischen Meerbusen als tsch ausgesprochen, daher spricht man in einigen Gegerden Bukkra, Kiab, und in andern Batscher, Tschiab, u. s. f. Das neuere Arabische, das in Hedschar geredet wird, verhält sich gegen das alte, wie etwa die Sprache des mittlern Italiens gegen die Sprache des alten Roms, die verschiedenen Mundarten in Arabien, wie die verschiedenen Dialekte in Italien, und die arabische Sprache ausserhalb Arabien, wie das Provensalische, das Spanische, das Portugiesische. Das Koptische ist dergestalt ausgestorben, daß man nur wenig Kopten findet, die ihre Kirchenbücher verstehen, ja nur erst lesen können. Eine todte Sprache ist das Syrische

(Mi-

(Michaelis Fr. 80.) noch nicht; wenn man gleich in Syrien und Palästina nichts als Arabisch hört. Im Gebiete von Damask sollen noch einige Dörfer seyn, wo man nichts denn Syrisch redet. Auch in der Gegend von Merdin und Mosul war Hr. N. selbst in einigen, wo die Christen noch beständig Chaldäisch oder Syrisch reden. Das Neuchaldäische soll aber eben so sehr vom alten abweichen, als das jetzige Arabische von dem ältern. Hr. N. glaubt nicht, daß die Einwohner der Insel Cypern noch vor nicht langer Zeit Syrisch geredet. Das Griechische ist auf dieser Insel noch immer die Hauptsprache. Die Kiurden haben ihre alte Sprache noch, und man findet in Kurdistan noch jetzt drey Hauptdialekte. Die Sabäer oder sogenannten Johannischristen sollen noch beständig ihre alte Sprache reden und schreiben. Innschriften aus der Zeit der Hamgaren, (deren Pocok Spec. Hist. Ar. pag. 155. gedenkt) hat Hr. N. selbst in Jemen nicht gesehen; man sagte ihm aber, daß man unter der Ruinen der Stadt Dhafar und in einem Dorfe Hoddafa alte Innschriften finde, die weder Juden noch Mahommedaner lesen könnten. Zur Zeit, als den Koran zum Vorscheine kam, waren vielleicht nur noch die kufischen Schriftzüge in Jemen unbekannt. Diese folgten auf die hamgaritischen, und werden noch jetzt in einigen Gegenden, auch zu Ueberschriften in Büchern, fast wie die alten deutschen Buchstaben in England, gebraucht. Die vierte und fünfte Tabelle liefern die Abschrift eines Blatts aus einem Korane der Büchersammlung bey der Akademie zu Kahira, der auf Pergament geschrieben, und wie man glaubt, von der Hand des Chalifen Omar ist. Wenn gleich Omar das Blatt nicht geschrieben, so ists doch sehr alt und deswegen merkwürdig. Aus

diesem Stücke und den folgenden Innschriften könnte man verschiedne kufische Alphabete sammlen. Die 6te 7te und 8te Tabelle sind kufische Innschriften auf Leichensteinen, die Hr. N. selbst in Jemen sich abgezeichnet hat, und die 9te das Ende einer grossen Innschrift an einer alten Mosque zu Thobad nahe bey Taas. Hr. D. Reiske hat diese Innschriften, die verschiedne arabische Gelehrte nicht lesen konnten, größentheils erklärt, und die Erklärungen findet man in Hrn. N. Vorrede. Daß Hr. Reiske einige Wörter doch nicht hat lesen können, daran, dünkt uns, ist nicht sowohl er, als vielmehr entweder Hr. N., der sie kopirt hat, oder der Steinhauer, oder auch der Kupferstecher schuld. Die zweyte und dritte Zeile der sechsten Tabelle, die Hr. N. nicht ganz lesen konnte, glauben wir doch lesen zu können: דהלוא אלגבה אלהיוח עליכם ולא אלים in der letzten Zeile aber ist wol nicht, wie Hr. R. liest, ארבה איה שנה zu lesen, sondern שת מיח שנה Die Innschriften, die Hr. N. in der Wüste am Wege von Sues nach dem Berge Sinai antraf, waren von der Art, als Pocok und Montagii kopiert haben, und schienen ihm nichts denn Namen von Reisenden. Doch verspricht er sowol einige von diesen, als auch verschiedne Hieroglyphen, die er in der Wüste angetroffen, in seiner Reisebeschreibung mitzutheilen. Die 10te, 11te und 12te Tabelle liefern arabische, mehrentheils kufische, und einige parthische Münzen; von welchen letzteren doch keine Erklärung ist gewagt worden. Von den erstern hingegen giebt Hr. N. uns in der Vorrede Hrn. Reiskens Erklärungen und Anmerkungen. Die erste Münze ist, wie Hr. R. wohl bemerkt hat, obwohl die Schrift etwas unleserlich ist, vom letzten tatarischen Khan in Chorasan, Abu Said Behadurkhan, der im Jahre der H. 716. zur Regierung

kam,

kam, und 736. starb. Sonach trift aber die Jahrzahl, die am Rande steht, so wie Hr. N. sie erklärt, mit der Geschichte nicht zu. Wir glauben, daß man sie lesen könne: צרב פו שנה שבע (תשע) עשר... מאיה (שבע מאיה) das ist, im Jahre 717. oder 719. Auf eben dieser Seite lesen wir die erste und letzte Seite zusammen: צרב בבגדאד geschlagen zu Bagdad, welches wohl mit der Geschichte übereinkömmt; denn der Sultan pflegte den Winter über sich in Bagdad aufzuhalten. Den Werth eines Dirhems gab ein arabischer Gelehrter so an, daß er ohngefähr 6 Schilling lübisch wäre, und den Werth eines Dinars, einer Goldmünze, von etwa 1¼ Rthl. Hr. N. fürchtet, man habe ihn unrecht berichtet. Wir vermuthen aus der zweyten Münze, die nach der Umschrift ein Dinar ist, und unter dem Chalifat des Mostadher Billah zu Mausel 503. geprägt worden, daß der Dinar nicht immer einerley Werth gehabt; denn von diesem ist er 4. Rthl. 9. Schill. Lüb. Dagegen finden wir in der Allgem. Welthistorie neuerer Zeiten Th. 1. S. 179. die Anmerkung, daß in der Bodlejanischen Sammlung 9. Dinare, und ein andrer in der Sammlung des Hrn. Bronn vorhanden seyn, deren Werth nach dem Gewichte auf 13. Schill. 6. Pence, d. i. ohngefähr 3. Rthl. geschätzt wird. Von den Dirhems versichert Hr. Reiske zu Guthries Weltgesch. B. VI. Th. I. S. 602., daß diejenigen, die er unter Händen gehabt, nicht über 3. bis 4. gute Groschen werth gewesen. Und dieses stimmt mit der Nachricht der obgedachten arabischen Gelehrten überein.

Die 13te Tabelle liefert eine Probe, die Hr. N. zu Bagdad schreiben lassen, von den verschiednen Schriftzügen der Araber, Nessich (beym Erpenius (נשחי Neschi) Talik (תעליק) Diwani. (דיואני)

Dtült

Otâlt, (etwa שלשי) Rokaî, die Meninski Kyrmâ (קרמה) nennt, und einer Schrift, der sich die Janitscharen in ihren Rechnungen bedienen, Siaki. Die 14te Tabelle enthält eine Probe der Kursivschrift der Araber in Jemen in zweyen Briefen, die sehr unleserlich und fast ohne alle Unterscheidungspunkte sind, und darneben die jetzige größte Silbermünze in Jemen, die einen halben Speciesthaler gilt, mit dem vollständigen Namen des Imans. Merkwürdig war uns die Nachricht von einem Koche aus Armenien, der nie mehr als Zahlen mahlen gelernet hatte, und gleichwohl die Rechnung von den Haushaltungsausgaben seines Herrn führte. Sein Buch war voller Hieroglyphen, und diese Bilderschrift las er alle Sonnabende dem Schreiber des Kaufmanns vor.

In den höhern Wissenschaften sind die Morgenländer sehr weit unter den Europäern, nicht weil es ihnen an Fähigkeit, sondern an Büchern und gutem Unterrichte fehlt. In Jemen sind zwey schon seit vielen Jahren berühmte Akademien, die eine für die Sunniten zu Zebid, die andere zu Damar für die Zeiditen. Die Erklärung des Korans und ihre Geschichte sind die Hauptbeschäftigung der mohammedanischen Gelehrten. Die Araber sind noch jetzt grosse Reimer, und ihre Reime werden ihnen bisweilen gut bezahlt. Unter den herumstreifenden Arabern in der Landschaft Dsjôf soll es auch Dichter geben. Wir wünschten, daß Hr. N. uns mehr Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande der arabischen Poesie, auch von ihren Schulanstalten gegeben hätte. Die folgenden von der Zeitrechnung der Araber und von ihrer Staatskunde sind sehr lesenswerth, und bisher größtentheils unbekannt, aber nicht wohl eines Auszugs fähig. Wir übergehen

auch die geheimen Wissenschaften. Grosse Aerzte findet man in Arabien nicht. In Jemen waren einige zugleich Laboranten, Apotheker, Wund- und Pferdeärzte, und verdienten doch kaum ihren Unterhalt. Die Araber brauchen viel Hausmittel. Auch Klystiere lassen sie sich setzen, u. s. f. Das Salben (Michaelis Fr. 17.) soll den Leib stärken, und gegen die Sonnenhitze schützen. Die gemeinen Araber bestreichen oft den ganzen Leib mit dem schlechtesten Oele. Auch viele Mohammedaner und Juden salben sich, wenn sie krank werden. Die letzte Salbung der morgenländischen Christen aber geschieht nicht eher, als wenn keine Hofnung mehr zur Genesung ist. Die Zahnschmerzen (Michaelis Fr. 68.) sind auch den Arabern, vornehmlich den Einwohnern der Städte, nicht unbekannt. Man wollte auch Würmer in den Zähnen bemerkt haben, u. s. f. Noch gilt nach dem Ausspruche der mohammedanischen Rechtsgelehrten das Recht: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Nase um Nase, u. s. w. Man sagte aber, diese Gesetze würden nur selten beobachtet, und bey der türkischen Regierung könne alles mit Geld abgemacht werden. Den Nervenwurm, Vena Medinensis, (Michaelis Fr. 50.) nannte man Aerk (ערק) und Aerk el insil. Hr. N. beschreibt die Beschaffenheit und die vermuthliche Ursache der Krankheit. Der Arzt der Reisegesellschaft starb an derselben, und bey ihm war das Sonderbare, daß sich auf einmal vier Würmer an den Füssen, und einer an der Hand zeigte, von welchen aber keiner, weil Hr. Cramer nicht lange lebte, Zeit hatte, sich herauszuarbeiten. Dreyerley Gattungen von Aussatz kennen die Araber, nemlich (בהק) Bohak (בהק 3 B. Mose 13, 39.) (ברץ) Barras und (גראם) Dsjuddam oder (מגרום) Madsjurdam. Dieser letzte ist dem Ansehen

sehen noch derjenige, den Hillarg den Aufsatz der Gelenke nennet. (Michaelis Fr. 28.) Den Beyschlaf zur Zeit der monatlichen Reinigung (Mich. Fr. 10.) hielt man zwar nicht für schädlich; man glaubte aber, daß ein vernünftiger Mann nicht den Versuch machen würde. Ein Europäer dagegen versicherte, daß er davon nie die geringste schlimme Folge verspürt hätte. Auf die 76ste Frage giebt Hr. N. die Antwort des D. Rüssels, eines Bruders vom Verfasser der Nat. Hist. of Aleppo, und bemerkt zuletzt noch einiges von der Einimpfung der Blattern.

An Golde (Mich. Fr. 39.) haben die arabischen Gelehrten einen so grossen Mangel, als die europäischen. Daher giebts auch Goldmacher unter ihnen, oder solche, die gerne Gold machen wollten und nicht können. Jetzt erhält man in Arabien kein Gold, weder aus Flüssen noch aus Bergwerken; aber für Kaffe geht jährlich eine grosse Menge venetianischer Dukaten nach Jemen. Eisenbergwerke sind noch im Gebiete Sàade im Gange, und vielleicht könnte man auch anderswo Eisen finden. Doch können die Eisenbergwerke zu Sàade nicht ganz Jemen versorgen, und das jemenische Eisen ist nicht nur schlechter, sondern durch Unwissenheit der Araber und Mangel an Holz auch theurer als das, welches aus Dännemark über Aegypten oder Ostindien dahin gebracht wird. In Oman findet man so ergiebige Bleyberwerke, daß von Maskat viel Bley ausgeführet wird. An Edelgesteinen ist Arabien nicht ganz arm. Man findet im Gebiete des Imanns von Jemen Onyxe und den dunkelrothen, oder vielmehr hellbraunen Akik Jemani (עקיק ימני) Auf der Südostküste von Arabien bauet man in einigen Gegenden nur die Art von Weihrauch, (Mich. Fr. 29.) die die schlechteste ist, welche die Araber Libân oder Oliban, (wir glauben,

ten; (לבנה) λίβανος sey der allgemeine Name des Weihrauchs) und die Engländer Incense oder Frankincense nennen. Von der Weihrauchstaude und so manchen andern natürlichen Dingen, wovon Hr. N. nur im Vorbeygehen redet, hätte man von Forskål genauere Beschreibungen erwarten dürfen. Agallochum, (Mich. Fr. 43.) das Holz, welches die Engländer Agal Wood nennen, wächst vermuthlich nicht in Arabien. An der westlichen Seite des Gebürges, welches durch Jemen geht, wächst der beste und der meiste Kaffe. Der Kaffe aus Jemen behält noch immer den Vorzug vor dem, den die Holländer, Franzosen und Engländer aus Jemen gestohlen haben, weil diese ihn nicht unter gleicher Polhöhe, und nicht auf so hohen Bergen bauen können. Die Araber sagen, daß sie den Kaffebaum aus Habessinien erhalten hätten, und daß der Kaffe daselbst in einigen Gegenden eben so gut sey, als der in Jemen. Nach dem Manna hat Hr. N. gerade an dem merkwürdigsten Orte, in der Gegend des Berges Sinai, versäumet sich zu erkundigen. Zu Merdin setzt es sich wie Mehl auf die Blätter der Bäume, die man Ballot und Afs (zu Haleb sagte man As) nennet, und die Hr. N. für Eichenbäume hält. Wir kennen (בלות) und (אש) oder (אוש) als zwey verschiedne Bäume, jener ist der Eichbaum, dieser die Myrte. Man s. Celsius Hierobot. T. I. p. 37. T. II. p. 17. Es wird auf dreyerley Art gesammlet, und ist sonach von verschiedner Güte. Das schlechteste ist das Manna essemma. Die Gattung, welche man Tarandsjubin oder Tarandsjubil nennet, (Golius nennt sie (תרנגבין) soll um Isfahan von einer kleinen stachlichten Staude gesammlet werden. Und dieses ist nach Hrn. N. Vermuthung das Manna, womit die Israeliten gespeist worden. Eine Traube Namens

Sorek (Mich. Fr. 27.) kannte man nicht. Wir glauben nicht, daß das Wort arabisch sey; sondern der arabische Uebersetzer behielt ein Wort, das er nicht zu übersetzen wußte, bey; und vielleicht bedeutet es auch im Hebräischen keine Traube. Das Gewächs Elcherroa (אלחרוע), (Mich. Fr. 87.) das man zu Haleb Palma Christi nennt, sah Hr. N. zu Basra. Der Stamm ist mehr Blätter denn Holz. In fünf Monaten war es etwa acht Fuß hoch gewachsen, und hatte zugleich Blüthen, grüne und reife Früchte. Dagegen behaupteten die Christen und Juden zu Mosul und Hales, das Gewächs, welches dem Jonas Schatten gab, sey eine Art Kürbisse Elkerroa (אלקרע), die nicht nur mehr grosse Blätter, sondern auch eine sehr grosse Frucht trage, und nicht länger als etwa vier Monate daure. Dieses deucht uns wahrscheinlicher; denn es ist die ältste und gemeinste Meynung, und der Araber hat selbst קיקיון durch (קרע) übersetzt. Beym Hasselquist Kesa til Hel. Lander S. 488. finden wir: Cucurbita lagenaria, Ar. *Charra.* Es folgen Antworten auf Mich. 74ste Frage vom Erak (אראך,) auf die 90ste vom Aers (ארז,) das Tannenholz ist, dagegen die Ceder (שרבין) heißt, auf die 25ste vom March (מרח,) und vom Salpeter auf die 84ste.

Das durch die Ueberschwemmung des Nils fruchtbar gemachte Erdreich (Mich. Fr. 13.) soll nicht mehr als zehnfältig Waizen geben. Dieses sagt auch Granger. Das fruchtbarste Erdreich, wovon Hr. N. hat reden hören, ist die Gegend um Alexandrien. Hier soll noch der Waizen, wie schon von den Alten ist bemerkt worden, hundertfältige Frucht bringen. Wir übergehen die Nachrichten von der Bestellung des Ackers in den Morgenländern, wovon die 15te Tabelle sehr feine Zeichnungen liefert. Das Siwan

(Fr. 15.)

(Fr. 15.) hat Hr. N. nicht gesehen. Zu Haleb bedeutet (זיואן) schlecht gerathenen (vielleicht in Siwan, wie man glaubte, ausgearteten) Waizen.

An verschiedenen Arten von Thieren ist Arabien reich. Wir überschlagen die Nachrichten von ihren Pferden, Eseln und Kameelen. Die hottentottischen Ochsen (Mich. Fr. 46.) müssen klüger und gelehriger seyn, als die arabischen; denn von diesen hat Hr. N. nie dergleichen Geschicklichkeiten gehört. Büffelochsen (Fr. 85.) findet man in grösserer Menge, als das gemeine Hornvieh. Das Fleisch schmeckt nicht so gut als ander Ochsenfleisch. Es ist härter und grobfäsrigter. Doch wird es sehr viel, auch von europäischen Kaufleuten, gegessen. Der arabische Name ist (גאמוש;) und aus diesem soll der persische (כאומיש) entstanden seyn. Um nicht allzuweitläuftig zu werden, wollen wir unsern Lesern nur kurz sagen, daß sie auf die 38ste, 32ste, 5te, 4te und 83ste Frage des Hrn. Mich. im Folgenden Antworten finden. Eine ähnliche Vergleichung der Heuschrecke mit andern Thieren, als wir Offenb. 9, 7-20. antreffen, hörte Hr. N. von zween Arabern. Wenn ein Gottesgelehrter von Einsicht und Beobachtungsgeiste eine Zeitlang unter den Arabern der Wüste lebte, würde er vielleicht selbst aus ihrem Umgange manches zur Erklärung der Bibel lernen können. Das Wort החרש in der 8ten und 37sten Frage des Hrn. Mich. zeigte Hr. N. einem Juden zu Maskat, der außer dem Hebräischen und Neuarabischen, auch der alten arabischen Sprache (Nachwe) ziemlich kundig war, und nicht abergläubisch schien. Beyläufig wollen wir erinnern, daß Hr. N. das Wort Nachwe nicht wohl verstanden; denn (אלנחוה) bedeutet die Grammatik; und der Jude sagte wohl nur, er verstehe auch die arabische Gram-

matik. Dieser meynte, תחש bedeute die Haut von einem Schafbock (דכר) Dakr, nachdem sie zubereitet und roth gefärbt worden. Ohne Zweifel nur nach einer geringen Aehnlichkeit der Namen. Ein berühmter Rabbi zu Bagdad hingegen war der Meynung, daß Gott ein besondres Thier erschaffen hätte, um die Stiftshütte mit diesem Felle decken zu lassen. Hr. Michaelis hat Häute von Meerfräulein übersetzt. Häute von Meerschweinen, dächten wir, wäre besser gewesen; allein wir wollen lieber den meisten Zeugnissen glauben, daß [illegible] עורת תחש eine Farbe bedeute. Kurz, wir sind der Meynung Bocharts. Der Fisch, den die engländischen Fischer Porpoisie oder Porpus, und die deutschen Meerschwein nennen, heißt arabisch (דרש) Dachs auch (תחש). Noch nennt Hr. N. die Thiere, die den Mohammedanern zu essen erlaubt sind, und dieselben für unrein halten, zu Beantwortung der 95sten Frage des Hr. Michaelis. Wir überschlagen dieselbe, und kommen nun zu dem wichtigsten, dem geographischen Theile des Werks. Wir wollen den Abulfeda und den so genannten nubischen Erdbeschreiber mit den Niebuhrschen Nachrichten vergleichen, und die arabischen Namen, die Hr. N. nicht beygefügt hat, und uns bekannt sind, hinzuschreiben.

Die erste Landschaft ist bey Hrn. N. Ard el Jemen. Die Eintheilung in vierzehn Provinzen finden wir im Abulfeda nicht. Ibn Haukel sagt, Jemen begreife unter sich das Tehamah und das Nadschd (von Jemen תהאמה {ונגד אלימן,) nicht, wie Hr. Büsching: Nadschd und Aljaman im engern Verstande) Oman, Mahrah, Hadframaut und die Belad Sana und Adra und noch einige andre Distrikte. Dieses sind offenbar größere Landschaften, die ihren Namen theils von der Lage, theils von Städten erhalten.

halten. Dagegen nennet Hr. N. Gebiete, die ihre eignen Schächs haben. Nach ihm ist Jemen im engern Verstande das Gebiete des Regenten, der jetzt zu Sana residirt, und Imam genannt wird. Der gegenwärtige ist der Imam Elmähdi Abbas. Auch von der Geschichte von Jemen finden wir hier einige Nachrichten, und S. 194. eine Geschlechtstafel und Geschichte des regierenden Hauses zu Sanâ. Aber gar keine Nachrichten hat Hr. N. von der ältesten Geschichte von Jemen unter den Joktaniden erhalten können. Ohne Zweifel war Tobba (d. i. Nachfolger) der Ehrenname der alten arabischen Regenten, so wie Pharao bey den Aegyptiern. Zu Maskat, sagt Hr. N. sind Tobba und Hamgar noch jetzt gewöhnliche Namen. In der Landschaft Chriwan ist noch eine Familie Tobba, die vielleicht von den ersten Königen von Jemen abstammt. Die Nachricht eines arabischen Gelehrten, die Hr. N. hier bloß arabisch mittheilt, stimmt mit dem Berichte des Abulfeda und Hamzah von Isfahan nicht überein. Es scheinet auch im Anfange etwas zu fehlen; denn (קל,) oder wie man wohl lesen muß, (קול קתאדה,) heißt doch eine Tradition des Kotadah. Nach dem Abulfeda und Hamzah eroberte Schamar Jawâsch Abukharb, ein Zeitverwandter des Darius Hystaspis, die Hauptstadt von Sogdiana, und zerstörte die Mauren derselben; und daher wurde sie (שמר כנר,) d. i. Schamar hat sie zerstört, und nachher (שמרקנר,) genannt. Bey diesen führt auch Abukharb Asâd den Beynamen (תבע אלאושת.) Hr. N. nennet ferner verschiedene Geschichtschreiber von Jemen, die er gefunden, aber keine davon sich abgeschrieben hat. Das Bark el Jemen ist vermuthlich im Herbelot B. O. p. 185. a. (ברק אלימן פי פתח אלעתמאן) und in der königl. Bibliothek zu Paris.

Paris. Des vorzüglichsten Geschichtschreibers von Jemen, des Ammarah Ibn Abi aus Jemen, den Saladin 569. kreuzigen ließ, aus dessen (תאריך אלימן) Abulfeda in seinen Annalen geschöpfet hat, finden wir doch nicht gedacht. Forskål fand auch ein (עתאב מלוך המיר.) Der Recensent besitzt eine vollständig gedruckte, aber doch nie herausgekommene Sammlung des Alb. Schultens von arabischen Geschichtschreibern zur Geschichte der Joktaniden: Historia Joktanidarum in Arabia Felice ex *Abulfeda*, *Hamra Ispahanensi*, *Nuweirio*, *Taberita* (אלתברי). Schultens wollte ihr noch die hieher gehörigen Kapitel aus Bocharts Geogr. S. (eine höchst unnöthige Sache!) wovon auch schon etliche Bogen gedruckt sind, anhängen, und vielleicht auch einige Noten; und darüber starb er. Aus dieser Sammlung könnte die älteste Geschichte des glücklichen Arabiens, von der wir bisher nichts als aus Pocoks Spec. Hist. Ar. wissen, (denn in Hr. Reiskens Abulfeda fehlt dieser Theil der Geschichte, und Hr. Deguignes hat bloß die Namen aus dem Pocok abgeschrieben) noch viel Licht erhalten.

In jedem Amte des Königreichs ist ein Statthalter, der Dola oder Emir, auch wohl Wali genannt wird, und ohngefähr so viel ist, als bey den Türken ein Pascha. Der Bas Rateb oder Kontroleur in jedem Amte, der unmittelbar unter dem Imam steht, muß mit dem Dola auf dem Zollhause sitzen, und von den herrschaftlichen Einkünften Gegenrechnung halten. Der Kadi steht wahrscheinlich unter dem obersten Kadi zu Sana, so wie die türkischen Kadis unter dem Mufti zu Konstantinopel. Sie sind Richter in geistlichen und weltlichen Sachen, und ihr Ausspruch kann so wenig hier vom Dola, als in der Türkey von einem Pascha, umgestossen

stossen werden. Die Einkünfte des jetzt regierenden Imams sollen jährlich auf 480000. Spec. Thl. können gerechnet werden. Die Infanterie besteht in Friedenszeiten ohngefähr aus 4000. Mann, und die Cavallerie aus 1000. Alle Generale und Stabsofficiers werden Nakib genannt. Für die Erziehung und Erhaltung ihrer Pferde (Mich. Fr. 54.) haben die Araber große Sorgfalt. Fast jedes Reitpferd hat in den Ställen der Vornehmen seinen Wärter. Des Nachts, weil es empfindlich kalt ist, werden die Pferde mit Decken bedeckt. Sie werden, schreibt Hr. N., auf dem Grase sowol als in den Ställen mit den Füssen gleichsam an die Erde genagelt, (wir wissen nicht recht, wie; aber Arrican sagt irgendwo, wo wir nicht irren, daß sie in den Ställen mit den Füssen an Pfähle gebunden wären) und gewöhnen sich daher nicht so leicht zu Untugenden. Dagegen haben sie den Kopf frey, und dieses ohne Zweifel zu ihrem großen Vortheile u. s. w. Von den Uebungen der Araber im Reiten enthält die 16te Tabelle eine sehr feine Zeichnung des Hrn. Baurenfeinds. Die jemenischen Schiffe haben das Besondere, daß ihre Segel von Strohmatten sind. Die Fischerböte der Araber sind vielleicht die einfachsten und ältesten in der Welt, krumme Stücken Holz, die durch Querhölzer mit hölzernen Nägeln befestigt sind.

Die Künste sind gegenwärtig in sehr schlechtem Zustande in Arabien. Buchdruckereyen findet man nicht. Eine Ursache, die Hr. N. angiebt, ist, daß die oft übereinander gesetzten und durch einander geschlungenen Buchstaben der Araber schöner aussehen, wenn sie geschrieben, als wenn sie gedruckt sind; und eine andere ohne Zweifel, daß es in Arabien nicht so viel Schriftsteller giebt, als in Europa. Daher hörte auch die Buchdruckerey des Renegaten Ibrahim

Effendi zu Konstantinopel sobald auf. Weil es unter den Sunniten immer noch Heilige giebt, die keine Bilder dulden wollen; so findet man auch keine Mahler und Bildhauer. Ihre Innschriften mit erhabner Schrift auf Steinen machen doch die Araber sehr gut. Auch Gold und Silber wird in Jemen gut verarbeitet, aber meistentheils durch Juden und Banianen. Bey der Münze zu Sana findet man fast lauter Juden. In ganz Jemen war niemand, der eine Uhr repariren konnte. In der Musik findet man unter den Türken, besonders den Derwischen vom Orden Mevlavi, die es nach ihrer Art ziemlich weit gebracht haben; aber in ganz Jemen hörte Hr. N. keine andre Instrumentalmusik, als Trommeln und Schallmeyen. Alle Handwerker arbeiten sitzend. Die Art Holz zu sägen ist auf der 15ten Tabelle abgebildet. Die Drechsler ziehen den Bogen mit der linken Hand, und regieren das Eisen mit der rechten Hand und dem linken Fuße. Die Füße der Araber sind zu solcher Arbeit geschickter, als der Europäer ihre; weil sie sie nicht in enge Schuhe einsperren, so können sie ihre Zehen fast so gut wie wir unsre Finger brauchen. Noch werden in Jemen keine Säbel gemacht, wohl aber breite, krumme und spitzige Messer, die man Janbea (etwa יבנע, von einer Stadt dieses Namens im peträischen Arabien?) nennet. Die Nachrichten von der Münze, dem Gewicht und dem Handel in Jemen sind nicht wohl eines Auszugs fähig.

Das Tehama oder flache Land von Jemen ist in sechs, und Dsjabbal oder die bergigte Gegend in 24. Aemter getheilt. Wir finden eine Menge Namen von Städten, deren Abulfeda und der nubische Erdbeschreiber nicht gedenken, aber auch in diesen manche, die Hr. N. nicht kennet, und die vielleicht noch

übrig

übrig sind. Mochha (אלמחא) ist die einträglichste Stadt im Gebiete des Imams. Sie soll ihren Ursprung von einem sunnitischen Heiligen Schädeli (שדלי) haben, der ohngefähr vor 400. Jahren gelebt, und eigentlich Ali Ibn Omar geheißen. Daher kennen Abulfeda und der nubische Geograph sie nicht; hingegen in einer Geographie von Jemen, die im J. Chr. 1342. geschrieben ist, und aus welcher Steph. Er. Assemann Biblioth. Medic. p. 302. die Namen der Städte ausgezeichnet, finden wir sie schon. Musa (מוזע,) ein Flecken etwa 4½ Meilen nach Osten von Mochha, ist vielleicht, wie schon vor Hrn. N. Hr. Büsching vermuthete, Mesa, 1 B. M. 10, 30. und der Haven Muza der Alten. Der erste Gedanke findet wohl nicht statt, da die Orthographie beyder Namen (מוזע) und משא so sehr von einander abweicht; allein noch weniger gefällt uns Hrn. Mich. Vermuthung, der Mesa für das alte Mesene hält, und in seiner Uebersetzung gar dafür einen neuen Namen, Bassora, gesetzt hat. Wir möchen das Musa oder Muza der alten Erdbeschreiber, einen Haven und Handelsplatz am arabischen Meerbusen, lieber dahin setzen, wo Hr. N. Mausidsj oder Mauschid (מושג oder מושד), hat (im Deutschen oder im Arabischen muß hier ein Fehler seyn) unter der Polhöhe von 13°. 43'. Hiermit stimmt auch beym Ptolomäus die Polhöhe von Muza 14°. besser überein, und (מושי) könnte gar wohl Mose משא seyn. Ghalef'ka ist jetzt ein schlechtes Dorf. Beym Abulfeda ist (עלאפקה) der Haven von Zebid. Die Küste in dieser Gegend aber ist jetzt nach Hrn. N. Berichte so voller Korallenbänke, daß der Haven auch für kleine Schiffe gänzlich unbrauchbar worden. Von Mahdsjam (אלמהג[illegible]) einer ehemals berühmten Stadt, deren auch Abulfeda und der nubische Erdbeschreiber gedenken, ist

jetzt fast nichts mehr übrig, als eine alte Mosque. Sana war schon zu Abulfedas Zeit die größte Stadt, und ist noch die Hauptstadt in Jemen, und die Residenz des Landesherrn. Auf dem Hügel Gamdan (עמדאן) dessen auch Hr. N. gedenkt, war ehedem der königliche Wohnsitz. Ueberbleibsel von alten Gebäuden, schreibt Hr. N., darf man nicht hier erwarten, weil diese Stadt jederzeit stark bewohnt gewesen. Ohne Zweifel dachte er hiebey an eine Anfrage der parisischen Akademisten bey Hrn. Mich. Fragen S. 374., die aus einer bloßen Vermuthung des *de la Roque* Voy. de l' Ar. heur. p. 230. genommen scheint. Zu Damar (דמאר) ist gegenwärtig eine berühmte Akademie der Sekte Zeidi. Sie scheint alt zu seyn; denn aus dem Abulfeda läßt sich muthmaßen, daß sie schon vor seiner Zeit gewesen. An der Ostseite des Bergs Sumara findet man noch die Trümmer der Stadt Saphar: und diese ist, wie Hr. N. nachher S. 290. anmerkt, allem Ansehen nach Mose Sephar (ספר.) das Hr. Mich. in seiner Uebersetzung sehr unrichtig in Thama verwandelt hat. Beym Abulfeda und dem nubischen Erdbeschreiber heißt diese Stadt (ד׳פאר) und ist die Hauptstadt der Landschaft Schechr (אלשחר,) und wie uns deucht, ist dieselbe beym Ptolomäus Σαπφαρ μητρόπολις, unter der Polhöhe 14°. 3'. Dsjöbla (גבלה) ist die Wohnung des Dola, und also die Hauptstadt in dem Amte, das Hr. N. Jemen ala nennt. Abulfeda sagt, sie werde wegen ihrer Lage zwischen zweyen Flüssen auch Medinat zenahrain genannt, und sey eine neue Stadt, die, wie es in der Grawischen Ausgabe und in de la Roquens Uebersetzung heißt, von den Alsalihigunis erbauet worden. Allein im arabischen Texte ist (אלצליחיין) zu lesen, und dieses bedeutet die Nachkommen Saladins.

kadins. Taas schreibt Abulfeda (תעז,) Jakut, so wie Hr. N. (תעז,) de la Roque Tage, Midleton Taies. Dieses sey nur ein Beyspiel von der verschiednen Rechtschreibung der arabischen Namen. Hrn. N. Oeddene ist ohne Zweifel Abulfedas (ערן אלעה,) wovon er (ערן אבין) am Meere unterscheidet. Im Ptolomäus finde ich Ἀδάνε δύο; aber dieß ist vermuthlich ein Schreibfehler, denn beyde liegen nicht unter einerley Polhöhe, und vielleicht Aden Abjan zu verstehen. Von der regierenden Familie im Fürstenthume Kaukeban (כוכבאן) findet man S. 256. eine Geschlechtstafel. Die hier aus dem Abulfeda angeführten Worte verstehen wir so, daß die ersten (ושבאם גבל מנע,) auf den Berg gehen, auf welchem Kaukeban liegt, und davon die folgenden; (ושב אם קצבה הצרמות,) Schebam heißt auch die Hauptstadt von Hadsramaud, unterschieden werden. Die Namen Dsjesan (גיזאן;) und Ghasan (עשאן;) im nubischen Erdbeschreiber lassen sich wohl nicht mit einander vergleichen; aber im Ptolomäus S. 10. scheint uns Κασσανι των χώρα so viel als (בלאד עשאן;) Sabbea (צבי) (auf Danvillens Charte Sabie nach einer andern Aussprache) ist nach Hrn. N. Vermuthung das Sabe des Ptolemäus und das Seba der Chusiten 1 B Mose 10, 7. Hingegen S. 292. hält er dafür die Stadt Schebam in Hadramaut. Wir glauben nicht, daß Hrn. N. Gründe hinlänglich sind, um die Meynung der morgenländischen Erdbeschreiber, daß Mareb ehedem Saba geheißen, zu verwerfen. Daß die Stadt Serrain auf der Insel Serene, oder der gegenüber liegenden Küste zu suchen sey, deucht uns nach dem, was Abulfeda davon berichtet, nicht wahrscheinlich. Attuje heißt beym nubischen Erdbeschreiber (עתיו), Sankan (צנכאן). Die Araber, die zwischen Abu

Arisch

Arisch und Hedschas wohnen, sollen eine von den Sunniten und Zeiditen ganz verschiedne Religion haben, und sich auf besondre Art beschneiden. Man nannte diesen Stamm (בני הלאל) und ihre Religionsverwandte (מצאליה). Beyläufig bemerkt Hr. N. vom Diodor, daß er vieles von Arabien berichte, welches er nicht gefunden habe. Zwischen Saade und Haschid ubekil setzt er eine Wüste Anasia oder nach Andrer Aussprache Amerschia. Beym Abulfeda heißt noch Amaschiah (אלא עמשיה) ein bewohntes Dorf. Von dem ehemaligen Wasserbehältnisse bey Mareb theilt Hr. N. S. 277. f. die Nachrichten, die er davon gehört hat, mit. Es war in einem Thale zwischen zwey Reihen Bergen, worinn sich 6. bis 7. kleine Flüsse versammlen, und gegen Osten, wo die Berge sich einander sehr nahe kommen, mit einer starken Mauer verschlossen, wovon noch an beyden Seiten vieles übrig ist. Die Wasserbehältnisse zu Konstantinopel sind eben so angelegt, nur kleiner als das arabische. Wir finden Mareb schon beym Ptolemäus S. 24; denn statt Μαοσάμα lesen wir Μαριάβα Das Gebiete Chaulan (חולאן) ist nach Hrn. N. Vermuthung Chevila 1 B. Mose 10, 29.

Eine große Landschaft von Arabien ist Hadramaut (חצרמות), insonderheit wenn man Mahhra (beym Abulfeda (מהרה) mit dazu rechnet. Schebam (שבאם), zu Abulfedas Zeit die Hauptstadt, ist nach Hrn. N. Meynung des Plinius Sabota und Arrians Sabbatha. Wir finden in der obgedachten Beschreibung von Jemen beym Assemann im Sabatan, das dieser für der Ptolem äus Sabatha und des Plinius Sabota hält, und auch im nubischen Erdbeschreiber (מחלאף שבתאן). S. 286. ist im Abulfeda (קרש) eine falsche Lesart; die leydensche Handschrift hat (תרי). Vom Haven

Keschin

Keschin ist die 17te Tabelle ein Grundriß. Der hiesige Meerbusen, vermuthet Hr. N., sey derselbe, den die alten Sachalites nennen. Uns deucht wahrscheinlicher, dem Namen und der Lage nach zu urtheilen, daß dieses die Stadt Sohar (צחאר) in Oman bey Hr. N. S. 296. sey, und daß Keschin der alte Haven Kana, und die Stadt Ser (צער), deren Hr. N. S. 307. gedenkt, und vermuthlich dieselbe ist, die Seroman (שר עמאן) im Nubiensis und (שחר) oder (שחר עמאן) beym Abulfeda heißt, (denn in der Gravischen Ausgabe S. 18. Z. 12. fehlen nach (צוירק) die Worte (קאן פי אל זבאב וקאל אלשחר) שחר עמאן) das Syagrum der Alten sey. Wir finden hier den Abulfeda und den Ptolemäus sehr einstimmig. Dieser sagt; παρὰ δὲ τὸν Σύαγρον μέχρι θαλάσσης Ἀσκῖται, ich lese Ἀσδῖται und Abulfeda sagt, Sohar, (das nicht weit von Schechroman entfernt ist) sey der Hauptort in dem (דיאר אלאזד) oder der Gegend, die die Azditen bewohnten, nicht (דיאר אלאזדה) wie de la Roque und Grave lasen. Beyläufig erinnern wir noch, daß es unrichtig sey, was Otter sagt, dem auch Hr. Büsching gefolgt ist, daß Sohar auch Sir genannt werde, und vormals die Hauptstadt des Landes Ezde gewesen.

S. 289. äußert Hr. N. die Vermuthung, daß Mose im ersten Buche 10, 7. 26. 29. kein Geschlechtsregister, sondern eine Liste von arabischen Städten gegeben, von welchen Chus und Joktan entweder die Hauptstädte, oder solche gewesen, die Kolonien nach den übrigen gesandt hätten, und bemerkt sonach die neuern Namen, die mit den im Mose erwähnten eine Aehnlichkeit haben. Wir haben im Vorigen schon einiger Gedanken des Hrn. Hauptmanns gedacht, und dürfen uns nicht in eine genauere Anzeige und Prüfung

der

der übrigen einlassen. Aber ist es unwahrscheinlich, daß Mose Häupter von Familien nenne, und daß von diesen Städte in Arabien ihren Ursprung und Namen erhalten? Uns daucht, wenn man hierbey an die Stämme der Araber der Wüste denkt, wird dieses noch wahrscheinlicher. Und alsdenn dürfen wir doch nicht eine Geschlechtstafel in eine Landcharte umformen.

Von der Landschaft Oman hat Hr. N. eine Charte beygelegt. Wir vermuthen, dieses Land sey gegen Westen zu etwas zu klein gezeichnet, aus dem nubischen Erdbeschreiber Cl. II. P. VI. Doch wir sehen, daß Hr. N. selbst sagt, er habe nur von dem größten Theile dieser Landschaft eine Charte entworfen; und weil er nur zu Maskat an Land gewesen, so könne er davon nicht so große Genauigkeit und Vollständigkeit versprechen, als von der Charte von Jemen. Unter den verschiednen kleinen unabhängigen Regenten dieser Provinz ist der Imam von Oman der mächtigste. Seine Residenz ist Rostak. Sohar ist jetzt von keiner Bedeutung. Vormals war sie die Hauptstadt des Landes, aber schon zu Abulfedas Zeit verwüstet. Maskat (משכת) (beym Nubiensis משקט) ist nach Hrn. N. Meynung eben die Stadt, die Arrian Moscâ nennet. Auch hier findet man zuletzt noch Nachrichten von der Geschichte von Oman.

Auf der 19ten Tabelle hat der Hr. Hauptmann, theils nach eigenen Beobachtungen, theils nach Beobachtungen engländischer Schiffer, eine Charte vom persischen Meerbusen entworfen, und die verschiedenen unabhängigen Herrschaften in und an demselben angezeigt. Wir wollen dieses Stück, weil es doch größtentheils eigentlich nicht zu Arabien gehört, denn das persische Ufer ist am meisten bewohnt, überschlagen.

Von

Von der Landschaft Lachsa oder el Hassa (אלחסא), oder Hadsjar (הגר) wird der Theil, wie Hr. N. versichert, der an den persischen Meerbusen gränzt, auch Bahrain genannt; doch verstehe man unter dem Namen gemeiniglich die Insel Aual (אואל) mit den dazu gehörigen kleinen Inseln. Lachsa ist die Residenz des Landesherrn; man solle sie auch Hadsjar nennen; vielleicht aber sey dieses nur der Name der Provinz, nicht der Stadt. Nach dem Jakut und Abulfeda ist Elachsa (אלאחסא) (beym Herbelot B. O. p. 70. b. Ahassa) eine Stadt der Provinz Bahrain, die den Namen daher erhalten, daß sie auf der einen Seite das Meer, auf der andern die See bey Elachsa hat. Hadschr (חגר) hingegen, (wovon Elhedschr (אלחגר) eine Stadt in Hedschaz zu unterscheiden) ist nicht der Name der Hauptstadt von Bahrain, sondern ein andrer Namen dieser Provinz.

Der Theil der Landschaft Nedsjed (נגד), der im engern Verstande so genannt wird, ist bergigt und voller Städte und Dörfer und kleiner unabhängiger Schächs. Die Hauptprovinzen sind Elared (אלעארץ) und Elcherdsje (אלחרג). Bey Hrn. Büsching findet man sie nicht; Abulfeda aber gedenket beyder, und nennet Elaredz ein Gebürge, das den Bergen Adscha (אגא) und Salma (שלמי) (bey Hrn. B. Salamy und Ascham) östlich liege. Dsjebrin (צברין) ist, wie wir glauben, bey Hrn. N. eine unrichtige Schreibart; beym Abulfeda heißt die Stadt Jabrin (יברין), und vermuthlich ist es dieselbe, die Ptolemäus S. 23. Ἰάβριν nennt. Eben so ists auch ohne Zweifel eine fehlerhafte Schreibart, wenn Hr. N. schreibt, zur Provinz el Cherdsje rechne man (אלאמאמה) Elamame oder Imame, eine Stadt, die schon zu Mohammeds Zeiten durch Mosailama,

der

der sich zu einem Propheten aufwarf, berühmt gewesen; und der Distrikt, worinn selbige liege, heisse Sursa. Nach dem Abulfeda Annal. p. 64. hielt sich Mosailemah die meiste Zeit in Elsantaniah (אלימאמה) auf; und nach demselben in der Tafel von Arabien ist dieses die Hauptstadt der Landschaft dieses Namens, und liegt in dem Thale Elchardsch (אלחרג). Unter den vielen Namen von Städten, die Hr. N. sich von Arabien hat vorsagen oder aufschreiben lassen, dürften wohl manche seyn, die nicht existiren, oder die anders sollten geschrieben seyn. Dumah nennt Abulfeda Dumat eldschandel (דומת אל גנדל). Eben derselbe rechnet annoch zu Nedschd folgende Städte, die Hr. N. nicht kennet: Faid (פיד) Dsat Erk (צאר ערק), Eddahna (אלדהנא), und Ettsalebiah (אלתעלביה). Noch einige Nachrichten von der neuesten Geschichte von Nedschd findet man S. 345 f.

Von Hedsjas (אלהגאז) hat Hr. N. nur die Küste gesehen, und die im Innern des Landes befindlichen Oerter nach mündlichen Nachrichten aufgezeichnet. Aber ein sehr angenehmes Geschenk ist die Charte vom arabischen Meerbusen, die größtentheils aus astronomischen Beobachtungen, zum Theil auch aus geschriebnen Charten von Engländern, Franzosen und Holländern genommen ist. Wenn man mit der Niebuhrschen Charte die Abulfedische Beschreibung des Meers Kolzom in Büschings Magazine vergleicht, so findet man noch an beyden Ufern alle die Namen von Oertern, die Abulfeda nennet, aber durchaus eine etwas verschiedne Polhöhe, und diese hat unstreitig Hr. N. genauer angegeben. Nur an der arabischen Küste fehlt bey ihm Dschofah (גחפה) zwischen Jambo und Dschoddah. Die Oberherrschaft über Hedsjas behauptet zwar die Pforte; aber

ihre

ihre Macht ist sehr eingeschränkt, und die Macht des Scherifs zu Mekke, der als ein Lehnsmann des Sultans (nicht Lehnsherr, wie Hr. N. schreibt) anzusehen ist, sehr ansehnlich. Worinn die Herrschaft des Sultans in Hedschas bestehe, zeigt Hr. N. umständlich an. Das Vorzüglichste ist, daß er einen Pascha von dreyen Roßschweifen in der Stadt Dsjidda (beym Abulfeda Dschoddah (גדה) hält. Die Einkünfte desselben bestehen daselbst vornemlich in der Hälfte des Zolls. Otter sagt bestimmter, daß ausser dem Befehlshaber der Pforte auch einer von Seiten des Scherifs zu Mekke zu Dschoddah sey, und beyde den Zoll unter sich theileten.

Der Stadt Mekke darf niemand, der nicht ein Mohammedaner ist, oder zu werden gedenkt, sich weiter als bis Dsjidda, den Hafen von Mekko, nähern. Die Europäer, die zu Mekke gewesen, als Barthema, Hans Wilde, Joseph Pitt u. a. m. waren vermuthlich Renegaten. Die beyden leztern insbesondere hält Hr. N. für zuverlässig. Von der Kaba zu Mekke hat er eine Zeichnung, die nach verschiednen andern kopiert und verbessert ist, beygelegt. Wir finden sie in manchen Stücken von derjenigen, die sich im Reland de Relig. Mohamm. p. 128 findet, verschieden; unter andern den weißen Stein auf der östlichen Seite der Kaba auf derselben nicht. Die Anzahl der Pilgrimme, schreibt Hr. N., die sich jährlich zu Mekke versammlet, ist sehr groß; aber die wenigsten reisen aus Andacht und für ihr Geld. Viele gehen als Kaufleute nach Mekke; andre suchen auf andre Art zu gewinnen. Sehr viele sind auch ihres Handwerks Pilgrimme, und thun die Reise für Andre. Von der Geschichte von Hedsjas S. 367 f.

Medina ist nur klein, und mit einer schlechten Mauer umgeben. Daß die Stadt vorhem (יתרב)

(und uns deucht, dieses sey der Ptolemäus Λάθριπ-πα, und dafür Ἰάθριππα zu lesen) geheissen, und daß Mohammed daselbst gestorben und begraben sey, ist bekannt. Die große Mosque zu Medina, worinn das Grab Mohammeds ist, sieht man auf der 22sten Tabelle. In dem Gebäude über dem Grabe des Propheten ist eine Erhöhung aufgemauert, die einem Kasten ähnlich ist, und eben solche sind in demselben über den Gräbern der beyden ersten Chalifen, Abubekr und Omar. Neben dem Begräbnisse Mohammeds soll noch ein Grab für Christum, der kurz vor dem jüngsten Tage wiederkommen und zu Medina sterben wird, offen seyn. Woher die thörichte Meynung entstanden, daß Mohammeds Sarg in der Luft schwebe, wissen wir nicht; aber Hrn. N. Vermuthung von dem Ursprunge dieser alten Fabel dünkt uns nicht wahrscheinlich. Der Haven von Medina ist Janbo; (Jambo ינבע) und dieser, wie uns deucht, beym Ptolemäus Ἰαμβία κώμη. Die Polhöhe stimmt sehr genau überein. Bey Hrn. N. ist sie 24°. 5. bey dem Griechen 24°. Abulfeda, (oder vielmehr Ibn Said, den er anführt) muß sich entweder geirrt haben, wenn er schreibt, daß Janbo eine Tagreise von der See entfernet sey, oder das jetzige Jambo muß eine neue Stadt seyn; denn Hr. N. lag dicht bey derselben vor Anker. In einer Anmerkung vermuthet Hr. N., daß in der Gegend einer kleinen Stadt Sadie, die Stadt und der Hafen Soquia (אלשוקי) gewesen, dessen der Scherif Edris (oder vielmehr der sogenannte nubische Erdbeschreiber; denn dieser ist eigentlich aus dem Edrisi nur ein Auszug) gedenke. Vielleicht hat Hr. N. den Namen unrecht gehört, oder unrecht geschrieben.

Die Einwohner der Städte in Arabien haben durch ihren Handel und Umgang mit Fremden sehr vieles

von

von ihren alten Sitten und Gebräuchen verlohren. Die wahren alten Araber sind die Bedouinen, die in abgesonderten Stämmen unter Zelten leben, und nie von einer fremden Nation bezwungen worden. Diese beobachten noch beständig ihre uralte Regierungsform und Gewohnheiten. Ein Schäch herrscht über seine Familie und derselben Knechte. Mehrere kleine Schächs verbinden sich, und wählen unter sich einen größern, und mehrere größere unterwerfen sich mit Genehmigung der kleinern einem noch mächtigern, der Schäch elkbir (שיח אלכביר) oder Schäch es Schiuch (שיח אלשיוח) und der ganze Stamm alsdenn nach der Familie desselben genannt wird. (Daher die verschiedenen Beynamen der arabischen Schriftsteller; z. E. (אלאזדי אלפארהידי), d. i. aus dem Stamme Farahids, einem kleinern Zweige des Stamms Azd). Die Regierung bleibt in der Familie eines jeden großen oder kleinen Schächs, und nicht immer der älteste von den Söhnen, oder der nächste Anverwandte wird gewählt, sondern derjenige, der für den tüchtigsten gehalten wird. Diese Regierungsform ist wohl unter allen die älteste und natürlichste. Man lese Achenwalls Abhandlung de Regnis mixtae success. Diese Bedouinen leben größtentheils vom Raube. Indeß wird von den Karavanen, die durch die Wüste gehen, nur selten eine geplündert. Die arabischen Räuber sind auch die gesittetsten Räuber in der Welt. Nur ein Paar wollen wir von den Stämmen, wovon Hr. N. Nachricht giebt, auszeichnen. Dsjarhamie (גרהמיה), zwischen Rama und Jerusalem. Die armen Mönche, die als Pilgrimme nach dem gelobten Lande gehen, versichern, daß sie von diesem Stamme oft derbe durchgeprügelt würden. Dafür erhalten aber auch die guten Franciskaner von den Europäern desto mehr Allmosen.

Der Stamm Temim (תמים) in Nedsjed ist vermuthlich noch derselbe, aus welchem die Prophetin Sedschabsch (שגאבֿ) war, die im 11ten Jahre der Hedschrah auftrat, und sich mit dem Mosailemah verband. Hodail (הדיל) ist ein alter Stamm nordwestlich von Mekke. Allem Ansehen nach derselbe, dessen schon der nubische Erdbeschreiber gedenkt, und von welchem eine eigne Sammlung von Gedichten, Diwan Hodail, in der leidenschen Bibliothek ist.

Wie der Distrikt heiße, der nach Norden von Hedsjas zwischen den beyden Armen des arabischen Meerbusens liegt, hat Hr. N. nicht erfahren; glaubt aber, daß man ihn Bar et Tur Sina, die Wüste des Bergs Sinai nenne. (בר אלטור שינא) heißt die Gegend, nicht die Wüste des Bergs Sinai; dieses würde seyn (באדיה אלטור שינא). Diese in den ältern Zeiten so berühmte Gegend ist jetzt gänzlich wüste. Den östlichen Arm des arabischen Meerbusens nennen die Araber Bahhr el akaba (בחר אלעקבה). An der äußersten Spitze desselben liegt die alte Stadt Aila, das Eloth der Bibel. Dieser Ort, schreibt Hr. N., wird gemeiniglich Akaba, von den Bedouinen aber Häle genannt. Sollte das letzte nicht eine fehlerhafte Aussprache von (אילה) seyn? An dem westlichen Arme des Meerbusens findet man den bekannten Haven Tor oder Bender Tor. Das Kastel Kalla et Tor ist gänzlich verfallen. In einer Note meynt Hr. N., daß man hier das Sur 1 B. Mose 25, 18. suchen könnte. Dieser Meynung war schon Clericus; wir können ihr aber nicht beytreten; denn שור und (טור) kann man nicht mit einander vergleichen; die Stadt Tor liegt nach dem Abulfeda auf dem Vorgebürge dieses Namens, und bey den Chaldäern und Arabern bedeutet טור einen Berg. Chr. Müller in seiner Sat. Obs. Cap. IV. hat vielmehr richtig gezeigt, daß die

die Wüste Schur diejenige sey, die die Araber Eldschoffar (אלגפאר) nennen, von der man mehr Nachricht in Hrn. Köhlers Ausgabe von Abulfedas Syrien S. 4 findet.

Vom Berge Sinaï wollen wir die Bemerkungen des Hrn. N. im Auszuge mit einigen Anmerkungen mittheilen. Der Sanktkathrinenberg liegt nach Nordost, etwa $6\frac{1}{2}$ deutsche Meilen von Tor, und nahe bey diesem Berge Sinai (טור שינא). Dieser ist nur eine Spitze von einer Reihe Gebürge. Am Fusse desselben liegt das bekannte griechisch. Kloster (das Kathrinenkloster.). Das ganze große Gebürge, welches Tagereisen im Umfange hat, nennen die Araber Dsjabbel Musa, den Berg Mose. Dieses besteht größtentheils aus Sandstein. Man findet aber auch Granit, und der eigentliche Berg Sinai ist fast gänzlich ein grober röthlicher Granitfelsen. (Mich. Fr. 21.) Wir wußten schon aus Egmond van der Nyenborg und Heymanns Reisebeschreibung, daß der Sinai ein Granitstein sey, aber von verschiednen Farben und die Spitze blau. Das große Gebürge hat viele Quellen; aber es scheint, daß die Thäler sich nur nach vorhergegangnem Regen ergiessen. Die Westseite des Berges Sinai und daher auch der Stein mit den zwölf Quellöfnungen hat Hr. N. nicht gesehen. Auch den Stein nicht, worinn Aaron den Kopf des goldnen Kalbes gegossen. Dieses ist allem Ansehen nach der Berg, den Abulfeda Thur Harun (טור הארון) nennet. Das Thal Faran (פראן) liegt an der Nordseite und am Fusse des Dschabbel Musa. Das Thal Girondel 9. bis 10. deutsche Meilen von Sues nahe bey Dschabbel Hammam Faraun. Hier glaubt Hr. N., könne man Elim 2 B. Mose 15, 27. suchen. Shaw fand dieses zwey leagues gegen Norden von Tor, und ohngefähr dreyßig von Gorondel.

Ob das Wasser in dieser Gegend abwechselnd süß und bitter sey, (Mich. Fr. 18. 19.) hat Hr. N. nicht untersuchen, auch nicht sichre Nachrichten davon erfahren können. Aber unstreitig kennet man jetzt den Baum, wodurch Mose das Wasser süß machte, nicht; denn sonst würden sich die Einwohner von Sues dessen bedienen. Wo jetzt die Ajun Musa sind, war vielleicht das 2. B. Mose 15, 22. erwähnte Marah. Shaw glaubte zu Goromel. Auf einem hohen Berge im Gebiete des Stammes Leghat war ein Todtenacker mit aufrechtstehenden und mit ägyptischen Hieroglyphen beschriebenen Leichensteinen.

In welcher Gegend die Israeliten durchs rothe Meer gegangen, ist eine Frage, die schwerlich jemals mit Gewißheit wird beantwortet werden. Das Ufer des Meers hat sich, wie H. N. bemerkt, auch hier, wie in andern Weltgegenden, verändert. Die Meynung desselben, daß die Israeliten bey Sues, gerade am äussersten Ende des rothen Meers hindurchgegangen, ist uns doch nicht sehr wahrscheinlich; aber daß Ebbe über Ebbe, die man auch zu Kuxhafen, wie Hr. N. anmerkt, nicht kennet, und diese nur das einzige mal entstanden, als die Israeliten hindurchgegangen, wäre, wie uns deucht, ein weit größer Wunderwerk, als was Mose berichtet, daß auf göttlichen Befehl die Wasser sich getheilet, und auf beyden Seiten stehen geblieben. Hr. N. hat gleichwohl die Ebbe und Fluth im arabischen Meerbusen, die sehr geringe ist, an verschiednen Orten selbst beobachtet, und seine Beobachtungen mitgetheilt. Auf dem breiten Meerbusen fand er kein Riff unter dem Meer. Hingegen bey den Ruinen der Stadt Kothum ritt er selbst zu der Zeit der niedrigsten Ebbe durch denselben; doch scheint dieser Riff nicht breit zu seyn. Ueber den Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer

ver-

verdienet insbesondere des Vignoles Chronol. de l' Hist. Sainte Tom. I. p. 553 - 675., der Gorondel für den Ort des Durchgangs hält, gelesen und geprüft zu werden; allein wir wollen die Untersuchung gerne Andern überlassen. Korallenbänke (שעב) Schâb fügt Hr. N. bey; allein dieses bedeutet wohl nur überhaupt alles durcheinander gewachsene Gesträuch) sah Hr. N. keine eher, als zwischen Hammam Faraun und Tor; und diese sind viel zu scharf, als daß die Israeliten darauf hätten gehen können. In der Gegend zwischen dem äußersten Ende des Meerbusens und des mittelländischen Meers war der Bach Aegyptens, dessen in der Bibel gedacht wird. Den nur erwähnten Nachrichten hat Hr. N. zwey Tabellen angehängt, eine Reisecharte von Sues zum Sinai, und einen Grundriß von dem äußersten Ende des arabischen Meerbusens und der Stadt Sues. Hierauf folgen noch Beobachtungen über die Abweichung der Magnetnadel, und zuletzt die Charte von Jemen. Diese ist schon 1771. gestochen, und unsern Lesern unstreitig schon aus andern Nachrichten bekannt. Von zwanzig Oertern findet man auf derselben durch astronomische Beobachtungen die Polhöhe, und von Loheia auch die Länge bemerkt.

In der Vorrede redet Hr. N. von dem Betragen auf einer arabischen Reise, die leicht noch ein europäischer Gelehrter mit einem Schiffe, das die engländische ostindische Kompagnie alle zwey Jahre nach Mochha sendet, oder mit andern engländischen Schiffen thun könnte. Er versichert, daß seine Freunde an ihrer Krankheit und ihrem Tode durch ihre zu europäische Lebensart selber schuld gewesen. Ferner theilet er Hrn. Reiskens Erklärungen seiner kufischen Innschriften und Münzen, deren wir bereits

der übrigen einlassen. Aber ist es unwahrscheinlich, daß Mose Häupter von Familien nenne, und daß von diesen Städte in Arabien ihren Ursprung und Namen erhalten? Uns deucht, wenn man hierbey an die Stämme der Araber der Wüste denkt, wird dieses noch wahrscheinlicher. Und alsdenn dürfen wir doch nicht eine Geschlechtstafel in eine Landcharte umformen.

Von der Landschaft Oman hat Hr. N. eine Charte beygelegt. Wir vermuthen, dieses Land sey gegen Westen zu etwas zu klein gezeichnet, aus dem nubischen Erdbeschreiber Cl. II. P. VI. Doch wir sehen, daß Hr. N. selbst sagt, er habe nur von dem größten Theile dieser Landschaft eine Charte entworfen; und weil er nur zu Maskat an Land gewesen, so könne er davon nicht so große Genauigkeit und Vollständigkeit versprechen, als von der Charte von Jemen. Unter den verschiednen kleinen unabhängigen Regenten dieser Provinz ist der Imam von Oman der mächtigste. Seine Residenz ist Rostak. Sohar ist jetzt von keiner Bedeutung. Vormals war sie die Hauptstadt des Landes, aber schon zu Abulfedas Zeit verwüstet. Maskat (משכת) (beym Nubiensis משקט) ist nach Hrn. N. Meynung eben die Stadt, die Arrian Moscha nennet. Auch hier findet man zuletzt noch Nachrichten von der Geschichte von Oman.

Auf der 19ten Tabelle hat der Hr. Hauptmann, theils nach eigenen Beobachtungen, theils nach Beobachtungen engländischer Schiffer, eine Charte vom persischen Meerbusen entworfen, und die verschiedenen unabhängigen Herrschaften in und an demselben angezeigt. Wir wollen dieses Stück, weil es doch größtentheils eigentlich nicht zu Arabien gehört, denn das persische Ufer ist am meisten bewohnt, überschlagen.

Von

Kurze Nachrichten.

1. Von der Gottesgelahrheit.

Joh. Dan. Michaelis orientalische und exegetische Bibliothek. Erster Theil. Frankfurt bey Garben 1771. 255. Seiten. Zweyter Theil, 1772. 252. Seiten in 8.

D. Joh. Friedr. Hirts orientalische und exegetische Bibliothek. Erster Theil. Jena bey Fickelscheer 1772. 248. Seiten in 8.

Wir zeigen unsern Lesern zu gleicher Zeit zwey neue Journale an, die die neuesten Nachrichten von dem Zustande der morgenländischen Litteratur und Exegesis enthalten sollen. Uns schien es schicklich, daß wir unser Urtheil über beyde Bibliotheken in Eine Recension zusammenfaßten.

Hr. Hofr. Michaelis versichert in der Vorrede zu seiner Entschuldigung, weil er unser an Journalen so reiches Deutschland mit einem neuen beschenkt, daß eine orientalische Bibliothek oft von ihm verlangt worden. Sein Zweck ist, „nicht bloß Bücher zu recensiren, sondern vorzüglich auch im dritten Abschnitte eines jeden Theils nach und nach Stoff zu einer noch öfter verlangten Einleitung ins A. T. zu sammlen, und der Kritik des A. und N. T. einiges aufzubewahren, das sonst verlohren gehen dürfte. Insonderheit geht sein Augenmerk auf seine ehemaligen Zuhörer, mit denen er sich noch abwesend unterhalten möchte. Mitarbeiter hat er nicht; die Leser können sich darauf verlassen, daß alle Recensionen von ihm selbst sind.„ — Wir überschlagen hier so viel in Journalen gebräuchliche Wir, und die Ursache, warum der Hr. Hofr. sich als Verfasser des Journals genannt hat; weil wir unsre Leser immer lieber mit dem Guten, als dem Schlechten einer Schrift, unterhalten mögen.

Der erste Abschnitt der Bibliothek enthält Recensionen von Büchern, die zur morgenländischen Philologie und Bibelerklärung gehören, nur aber von guten und nützlichen Schriften, mit Ausschließung der schlechteren oder gänzlich unerheblichen. Auch sollen aus größeren Sammlungen vermischten Inhalts wichtige hieher gehörige Stücke beurtheilet werden; wovon schon im ersten Theile ein Beyspiel ist Hr. Reiskens Abulfeda. Die Recensionen selbst sind zuweilen vielleicht ein wenig zu flüchtig hingeschrieben, oder bey unerheblichen Dingen zu umständlich, allein doch nie trockene Auszüge, überall mit Urtheilen und Anzeigen, wo man noch mehr Untersuchung angestellt wünschte, begleitet, und gefallen durch Wahrheitsliebe und Billigkeit. Der zweyte Abschnitt ist orientalischen und exegetischen Neuigkeiten bestimmt. Der vierte der eigentlich sogenannten Kritik des A. und N. T.

Hr. C. R. Hirt schreibt seine orientalische und exegetische Bibliothek auch, wie die Vorrede uns sagt, auf Verlangen seiner Zuhörer und andrer Freunde, und weil Hr. M. an seiner Bibliothek keine Mitarbeiter haben wollte. Hr. Hirt giebt eine Beylage dazu, und will nicht leicht eine in dieser schon recensirte Schrift anzeigen, auch größtentheils zu eben der Absicht arbeiten, wozu Hr. M. Zudem hat er noch die besondere, zu Zeiten auch ältere und seltene orientalische und exegetische Schriften zu beurtheilen, um so nach und nach uns eine Literärgeschichte der morgenländischen und exegetischen Wissenschaften mitzutheilen.

Nach angezeigtem Plane beyder Bibliotheken wollen wir den Inhalt kurz angeben, und da wir sonst bloß recensirende Journäle gar nicht zu beurtheilen pflegen, auch die recensirten Bücher größtentheils bloß anzeigen, und nur bey einigen Antikritiker seyn.

Das erste in der michaelischen Bibliothek umständlich beurtheilte Buch ist, *Abilfedae* Opus geographicum: ex Arabico Latinum fecit *J. J. Reiske*. Von dieser Uebersetzung, die wir lieber besonders, als im vierten und fünften Theile des Büschingischen Magazins gedruckt sähen, sagt Hr. Reiske selbst, er sey in 45 Tagen damit fertig geworden. Hr. M. versichert, sie sey gleichwohl so treu und zuverlässig, als eine Ueber-

setzung seyn könne, und giebt einige Anmerkungen über die Tafel von Mesopotamien, mit Anzeige der verschiedenen Lesearten eines pariser Manuscripts, das Hr. M. sich abgeschrieben hat. Der Recensent hat eine Abschrift der Reiskischen, die aus der leidner Handschrift, die Abulfeda's eigenes Exemplar war, genommen ist, und diese mit eben der pariser, die Hr. M. vor sich hatte, verglichen; er kann also hier über Hrn. M. Anmerkungen besser, als andre Leser, urtheilen. S. 236. Z. 10. die Lesart العراق keiner Anzeige; sie ist offenbar ein Schreibfehler, und giebt nach unserer Einsicht gar keinen Sinn. S. 239. Z. 1. halte ich Hrn. R. Uebersetzung von في الموطاة in declivi, für richtig. Giggei giebt die Bedeutung an. S. 240. Z. 6. ist die angezeigte parisische Lesart ohnstreitig, wie das Folgende ausweist, ein Schreibfehler. Schultens Ind. geogr. in Vit. Salad. v. Sjabarum hat المدويسرية, und eben der Name kommt in Abulfeda's Annalen und im nubischen Erdbeschreiber vor. S. 240. Z. 18. durfte Hr. M. nicht zweifeln, ob Hr Reiske recht übersetzt habe. S. 241. Z. 5. Schultens Ind. geogr. v. Rasolainum las auch in der Leidner Handschrift مصدم نيبار; vielleicht also hat sich nur Hr. R. verschrieben. Ebend. Z. 18. sagt Hr M. er habe für Schadri in der pariser Abschrift ganz andre Buchstaben. Was nützt eine solche Anzeige? Wir haben uns aus derselben aufgemerkt, allein ثاني ثنيه جزي las auch Schultens Ind. geogr. v. Rahaba im leidner Original. Seite 242. Zeile 3. übersetzen wir mit Hr. M. علي جي لا من الارض, auf einem Sandhügel. Dagegen heisst beym Abulfeda ein Fels جيا من المصخر. Z. 9. جواهر الزجاجه sind vermuthlich Bergkrystalle. S. 243. Z. 12. 13. fehlen, wie Hr. M. sagt, ihm die Worte: ad instar regulorum, qui ab Alexandro M. quondam relictum imperium descripserunt. Aber hier hat der Hr. Hofr. unfehlbar den Abulfeda unrecht verstanden. Die Worte كملوك الطوايف hat auch die

die pariser Handschrift, und diese bedeuten eben das, was in Hrn. R. Uebersetzung steht; denn so nennen die Araber die Nachfolger Alexanders. S. 246. Z. 17. muß man doch wohl die parisische Lesart der leidenschen (oder reiskischen) vorziehen; aber alsdenn auch kurz vorher urbs praedicatoris, des Propheten Jonas nemlich, übersetzen. Daß zu S. 248. Z. 6. Hr. M. Recht habe, dünkt uns nicht. Noch folgen über ein Paar andre Stellen gegründete Erinnerungen; und mit Recht wird als ein großer Mangel dieser Uebersetzung angezeigt, daß die Tabellen, worauf die Längen und Breiten der Oerter bemerkt sind, fehlen. Ueber die Rechtschreibung arabischer Namen streitet Hr. M. noch mit Hr. R. von S. 25. bis 36. Wir haben schon bey Anzeige der arabischen Grammatik (XVI. B. 1 St.) unsre Gedanken darüber gesagt; hier hat Hr. M. fast nur dasselbe, was er dort gesagt hatte, wiederholt. Daß Hr. R. im lateinischen arabisch deklinirt, z. Ex. Abulfeda, Abilfedae, schreibt, und beydes, ج und غ durch G., ش durch Tsch ausdrückt, mißfällt uns freylich auch.

II. C. V. Büttners Vergleichungstafeln der Schriftarten verschiedner Völker. Uns deucht diese nützliche Arbeit, wovon Hr. M. den orientalischen Gebrauch zeigt, nicht so gut ausgeführt, als es hätte geschehen können. Wir haben keine gehörige Anzeige der Quellen, woraus Hr. B. geschöpft hat, und einige Schriftzüge, (z. E. im Phönicischen Alphabet) die denen, welche Hr. B. kopiert hat, nicht sehr ähnlich waren, gefunden.

III. The moral System of Moses, by *Sam. Pye*. IV. A free Enquiry into the Authenticity of the first and second Chapters of St. Matthew's Gospel. Wir nehmen gleich dazu VII. The Authenticity of the first and second Chapters of St. Matthew's Gospel vindicated. Der Verf. der Enquiry ist ein englischer Prediger, Joh. Williams. Die Gründe, die ihn vornemlich bewogen, die beyden ersten Kapitel Matthäi als unächt zu verwerfen, sind die Anführung von Jes. 7, 14. und daß sich die Flucht Jesu nach Aegypten nicht wohl mit Lucä Erzählung reimen läßt. Hr. J. C. Velthusen dagegen beruft sich in der Widerlegung dieser Schrift auf das Zeugniß der alten Handschriften, Uebersetzungen und Kirchenväter, in welchen

chen sich die erwähnten Kapitel finden, und daß Hr. B. nichts für sich habe, als das hebräische Evangelium der Ebioniten. Auf die Stelle Jes. 7, 14. läßt er sich nicht ein; und scheinet eine andere Lesart zu erwarten, die aber wohl schwerlich zu erwarten ist. Wir müssen gestehen, daß wir gegen diese beyden Kapitel innere Zweifel haben, die wir uns zu einiger Befriedigung noch nicht haben heben können, insbesondere das Geschlechtsregister Christi. Die Stelle Jes. 7, 14. ist freylich, dem Zusammenhange nach, keine Weissagung auf die Geburt Christi; aber hier könnte man wohl übersetzen: Dieß alles geschah, damit auch hier einträfe, was der Herr durch den Propheten geredet hat: Siehe, eine Jungfrau u. s. w. Denn so muß man doch oft das ἐπληρώθη, wo Stellen des A. T. im Neuen angeführt werden, verstehen; und diese Art zu citiren ist jüdisch, und überhaupt morgenländisch. Man sehe ein Beyspiel aus dem Syrer Ephräm beym Assemann Bibl. Orient. Vatic. Tom. I. p. 36. Allein wenn Markus, der Epitomator Matthäi, alles, was in diesen beyden Kapiteln erzählt wird, nicht hat, selbst das durch so viel Zusätze verfälschte Evangelium der Ebioniten sie nicht hatte, und allem Ansehen nach auch das reinere hebräische Evangelium Matthäi der Nazarener, das doch vollständiger war als unseres, nicht: (s. Epiphanius Haeref. 29. §. 9.) so deucht uns wenigstens sehr wahrscheinlich, daß diese Kapitel in unsrer Uebersetzung Matthäi ein Zusatz einer fremden Hand seyn. Und daß Matthäus Hebräisch geschrieben, und unser Evangelium nur eine Uebersetzung sey, können wir wohl nicht anders, als den Zeugnissen so vieler Alten glauben.

V. I. *S. Semleri* Paraphrasis in primam Pauli ad Corinthios Epistolam. VI. De doni linguarum indole Disquisitio; Ein göttingisches Pfingstprogramm von Hrn. D. Leß. VIII. Rommershausen Vorlesungen über seinen Entwurf zu einer Einleitung ins A. T. IX. Schellings Abhandlung vom Gebrauche des Arabischen zu einer gründlichen Einsicht in das Hebräische. X. The ten annual accounts of the Collation of Hebrew Mss. of the Old Testament, begun in 1760, and compleated in 1769, by *B. Kennikott*. Hr. K. hat in den zehn Jahren, worinn er Varianten sammlet, oder von Andern sammlen läßt,

dafür

dafür 9117. Pfund genossen. Nun hat er noch Proposals for preparing for the press the various Readings drucken lassen. Bey alle dem ist Hr. Kennikott ein sehr uneigennütziger Mann, der ganz unbezahlt gearbeitet hat, und gar von dem Seinigen zugiebt; denn er hat 200. Pfund, die ihm zur Belohnung für die Arbeit von einem Frauenzimmer waren vermacht worden, dazu gelegt. Die Summe, bedünkt Hrn. M. sey für England nicht zu groß, Hr. K. mache zu viel Rühmens davon. „Wenn eine solche Sache im Hannöverischen unternommen wäre, und man hätte eben so viel Mühe angewandt, der Beytrag sollte nach Proportion eben so ansehnlich, oder noch ansehnlicher gewesen seyn. Wer die hannöverischen Intelligenzzettel lieset, wird mir vermuthlich hierinn beystimmen.„ —

XI. Questions sur l' Encyclopédie, par des Amateurs. Troisieme partie. Diese Spötterey Voltairens über 1 Sam. 6, 19. gegen Kennikotten verdiente keine Anzeige. XII. Das durch eine leichte und ungekünstelte Erklärung von seinen Vorwürfen gerettete hohe Lied, nebst einem Beweise, daß selbiges für die Zeiten Salomons und seiner Nachfolger sehr lehrreich und heilsam und eines heiligen Dichters würdig gewesen. Sulamith ist, nach diesem Verfasser, eine schöne tugendhafte Frau, die Salomo verführen will. Diese neue Erklärung deucht Hrn. M. sehr wahrscheinlich. Aber sollte wohl Salomo der Verf. eines solchen Liedes auf ihn selbst seyn? und wenn er es ist, das hohe Lied gleichwohl ein göttliches Buch? Uns deucht noch immer, die ehemalige Meynung des Hrn. Hofr. in einer Anmerkung zum Lowth, daß eine zärtliche Liebe in der Ehe besungen werde, wahrscheinlicher.

XIII. *Mosis Amyraldi* Paraphrasis in Psalmos Davidis, una cum annotationibus et argumentis. Editio altera emendatior, cum praefat. *Jac. Cremer.* XIV. *Theod. Christoph. Lilienthal* Commentatio critica, sistens duorum Codicum Mss. Biblia Hebraica continentium, qui Regiomonti asservantur, praestantissimorum notitiam, cum praecipuarum variantium lectionum ex utroque Codice excerptarum Sylloge. Bey einem solchen Buche, das wir aus andern Journalen nicht recht haben kennen lernen, Hr. M. aber umständlich beurtheilet hat, dürfen wir uns noch ein wenig aufhalten. Hr. L. verglich seine Hand-

schrift

schriften nicht, nach Kennikotts Vorschrift, mit van der Hooghts Bibel, sondern mit der zur Grundlage viel würdigeren Hallischen von 1720. Er hat auch nicht, wie Kennikott, bloß die verschiednen Lesarten der Konsonanten, sondern auch der Vokalen (nur selten der Accente) aus seinen Handschriften angemerkt, und das nicht ohne guten Grund; denn, sagt er, sind gleich die Vokalen nicht von den Schriftstellern selbst, so sind sie doch älter, als alle Handschriften. Und alle Lesarten der Konsonanten, fügt Hr. M. bey, bekömmt man nicht einmal, wenn man nicht mit auf die Vokalen achtet; denn oft verrathen diese eine ehemalige andre Lesart der Konsonanten. Auch liefert Hr. L. nicht ein bloß Register von Lesarten, sondern urtheilet oft, und vergleicht alte Uebersetzungen, Ausgaben und andre Handschriften. Viel Merkwürdiges hat er insbesondere aus Potkens 1518. gedrucktem Psalter genommen. In den Büchern Mose, weil sie immer am sorgfältigsten abgeschrieben worden, findet man die wenigsten Varianten. Bey Hrn. L. fand Hr. M. die erste beträchtliche 3 B. Mose 7, 21. שרץ für שקץ; und dieses halten beyde, aus verschiedenen Gründen, für richtig. Wir möchten lieber שקץ beybehalten; denn dieses, als eine allgemeine Benennung der Unreinen schickt sich unsers Erachtens besser hieher, und leichter hat aus שקץ können שרץ werden, als umgekehrt. 1 B. Mose 4, 8. fand Hr. L. keinen leeren Raum im Verse, wie auch nicht in andern Handschriften; und schließt daraus, es sey hier keine Lücke im Texte anzunehmen. Hr. M. sagt richtig, dieses sey zu viel geschlossen; man müsse die Zeugen für die Einrückung der Worte: Lasset uns aufs Feld gehen, dagegen hören. Uns deucht aber, wenn man dazu nimmt, was wir in Hrn. Prof. Köhlers Obs. ad loca sel. S. C. zu der Stelle bemerkt finden, daß die Morgenländer so unvollständig zu erzählen pflegen, oft die Worte eines Andern auslassen, wenn aus dem Folgenden, welche Worte zu verstehen sind, klar ist; so könne man gar wohl gegen Houbiganten und Kennikotten, denen Hr. M. hier beytritt, annehmen, daß obgedachte Worte nicht in den Text gehören, und die

alten Uebersetzer sie, um in ihrer Sprache verstanden zu werden, eingerückt haben. Eine merkwürdige Lesart fand Hr. L. in seiner ersten Handschrift Hiob 5, 8. ואל שדי אלהים דברתי. Hr. M. übersetzt: Deus altissimus, Deus est sermo meus. Wir möchten lieber hier aus zween Lesearten Eine machen: ואל אל שדי אשים דברתי. So lasen, wie es scheint, die siebenzig Dollmetscher.

Nun folgen im zweyten Abschnitte Nachrichten. XV. Von der Uebersetzung Daniels nach den siebenzig Dollmetschern, die jetzt in Rom herauskömmt. Die griechische Uebersetzung, die wir bisher vom Daniel haben, ist bekanntermaßen Theodotions. Von der siebenzig Dollmetscherübersetzung, die zu Rom herauskömmt, erwartet der Hr. Hofr. über verschiedene Punkte, worüber man ihn selbst nachlesen mag, Belehrung, und verspricht, das Werk nachdrucken zu lassen.

XVI. Nachricht von einigen des Hrn. Hofpr. Christ. Scholz zu Berlin zur koptischen Sprache gehörigen Arbeiten, die in Oxford gedruckt werden. 1) Eine Grammatik beyder Dialekte, des gewöhnlichen, und der Saidischen oder Oberägyptischen. 2) Eine Abhandlung von der koptischen Sprache und ihrem Nutzen. 3) La Crozens koptisches Lexikon, durch Weglassung des Entbehrlichen von Hrn. Scholz abgekürzt. Von diesem so wichtigen Werke eines Schülers von Jablonski werden nur 250 Exemplare auf Subskription gedruckt.

Der dritte Abschnitt, von kritischen Urkunden und Hülfsmitteln zur Berichtigung der wahren (dieß Wort sollte fehlen) Lesarten der Bibel. XVII. Anmerkungen über J. H. Michaelis hallische Bibel, und die darinn ausgelassenen merkwürdigen Lesarten erfurtischer Handschriften. Hr. M. hat die unangenehme Entdeckung gemacht, daß die hallische Vergleichung nicht zuverläßig ist, und wichtige Varianten erfurtischer Handschriften (Zach. 12, 10. אליו und Ps. 16, 10. חסידך) darinn fehlen. Daß die Kollation so verunglückt ist, daran ist, wie Hrn. Mich. dünkt, hauptsächlich schuld, daß man so viel auf einmal thun wollte, nicht nur die Konsonanten, sondern auch die Punkte, und sogar Accente, verglich. Dazu kam, daß

J. H.

J. H. Michaelis nicht die Handschriften selbst vor Augen hatte, sondern den gedruckten Text vorlas, und seine zwölf Gehülfen (worunter wenigstens ein sehr schlechter war) ihm die Abweichungen anzeigen mußten.

XVIII. Anfang einer Beschreibung der berühmten kasselischen Handschrift, die für Hr. Kennikotten, doch nur was die Konsonanten betrift, ist verglichen worden. Varianten der Punkte hat der Hr. Hofr. nur beyläufig einige sich aufgemerkt, die Accente, die Masora und die Unterschriften der Bücher gänzlich übersehen. Ein besonders Verdienst der Handschrift ist, daß mehrere Hände darinn korrigirt haben; so daß sie eine Sammlung alter Varianten ist. Das hier abgedruckte Stück, wobey auch eine Schriftprobe befindlich ist, enthält Anmerkungen über die Zeichen der Korrekturen und Figuren der Buchstaben in der Handschrift. Einen Auszug können wir aus dieser Abhandlung nicht wohl geben; ein jeder, der sich mit hebräischer Kritik beschäftiget, wird sie auch gerne ganz lesen.

Im zweyten Theile der Bibliothek macht den Anfang XIX. Freye Untersuchung über einige Bücher des A. T. Mit Zugaben und Anmerkungen von G. J. L. Vogel. Die beste Schrift des sel. Oeders, die er, wie Hr. M. sagt, für sein eigen Gewissen, nicht fürs Publikum schrieb. Wäre die Untersuchung unpartheyischer, mehr aus den Quellen geschöpft worden, und hätte Oeder diese besser gekannt, fände man überhaupt mehr Untersuchung und minder Widerlegung Andrer, so hätte sie unstreitig noch mehr Licht über eine unsrer Religion wichtige Materie verbreitet. Sie enthält gleichwohl vielen Stoff zum richtigen Urtheile über die Bücher der Chronik, Esra, Nehemia, Ezechiels neun lezten Kapitel und Esther. Hr. Prof. Vogel hat einige wenige, aber gute Anmerkungen hinzugefügt, die manchen Fehler des Verf. berichtigen. Die Fragen, worauf es bey dieser Untersuchung, nach Hrn. M. Urtheile, vorzüglich ankömmt, müssen wir unsern Theologen zur Prüfung überlassen.

XX. Jo. Cph. Sticht Diss. ad Matth. 13, 32. de adagio: Laß die Todten ihre Todten begraben. XXI. Continuatio Abulfedae Tabularum geographicarum, im fünften Theile des Büschingischen Magazins S. 299 = 366. Marcai Geschichte von Aegypten, aus dem Arabischen übersetzt

von J. J. Reiske, ebendas. S. 367-454. XXII. Lettre de M. l' Abbé de *** Exprofesseur en Hebreu en l' Université de *** au Sieur *Kennicott*, Anglois. Bey dieser unbeträchtlichen Brochüre hat sich unsers Erachtens Hr. M. zu lange aufgehalten, von S. 64-89. XXIII. *Theodoreti* Opera, ex recens. *Jac. Sirmondi*: denuo edidit, Graeca e Codicibus locupletavit, antiquiores editiones adhibuit, versionem latinam recognovit, et variantes lectiones adjecit *Jo. Ludov. Schulze*. T. I. et II. Bekanntermaßen ist Theodoretus einer der besten Schriftausleger; man findet bey ihm oft, was bey Neuern fehlt. Dieses wird an zweyen Beyspielen Jerem. 22, 6. und 15. gezeigt. Ueberdieß, sagt Hr. M., könne man den Theodoretus zu einer dreyfachen Absicht gebrauchen. Einmal, ist er Kommentator über die siebenzig Dollmetscher, und hat zuweilen eine bessere Lesart. Zweytens, zur Kritik über die syrische Uebersetzung des A. T. Er führt sie oft an, und man findet bey ihm wichtige Varianten. Drittens, zuweilen, aber doch selten, hat er auch eine hebräische Variante, z. E. Jerem. 25, 25. Die Bücher, worüber er kommentiret hat, sind die Bücher Mose, Josua, der Richter, Ruth, Samuelis, der Könige, der Chronik, die Psalmen, das Hohelied, Jesaias, Jeremias, Baruch, die Klaglieder, Ezechiel, Daniel, und die zwölf kleinen Propheten. XXIV. *Theodoreti* Opera, ex rec. *Jac. Sirmondi*: denuo edidit. — *Jo. Aug. Noesselt*. T. III. Im dritten Theile des Theodoretus, den Hr. D. Nösselt besorgt hat, findet man: Erklärung der Briefe Pauli, Kirchengeschichte, und Historie der Asceten. Nicht bloß zur Erklärung, sondern auch zur Berichtigung der Lesarten des N. T., ist Theodoretus noch sehr zu gebrauchen, und bisher wenig, wie die meisten Kirchenväter, gebraucht worden. Wir wünschen mit Hrn. M., daß Hr. N. ein Verzeichniß von Varianten zum N. T. aus dem Theodoretus besonders drucken lasse, und die von ihm in einer Augsburger geschriebenen Catena über den Brief an die Römer aufgefundenen ungedruckten Stücke vom Origenes und Theodorus Mopsvestenus ans Licht stelle.

XXV. Memoire, dans lequel on propose un Etablissement, qui, sans être à charge à l' etat, rendra des services très essentiels à l' Eglise, deviendra utile aux savans et aux

gens

gens de lettres, et contribuera à la gloire de la Naton. Lange haben wir nichts so Unterhaltendes gelesen. Eine orientalische Gesellschaft von Kapucinern in Frankreich, und ein Projekt, das uns viel Neues zur Erklärung der Bibel, Geschichte, Geographie, und überhaupt für die morgenländische Litteratur verspricht. Unsere Leser müssen dieses Stück bey Hrn. M. selbst lesen. Der ganze Entwurf zeigt, daß die ehrlichen Kapuciner wenigstens mit den meisten Gegenständen, wovon sie reden, bekannt sind; und dieser ist hier mit Erinnerungen eines unstreitig noch grössern Kenners begleitet. Aber warum hat der Hr. Hofr. nicht eben der Kapuciner Principes discutés, pour faciliter l' intelligence des livres prophetiques, et specialement les Psaumes, relativement à la langue originale, in 16 Oktavbänden, die wir S. 105. nur beyläufig genannt finden, in seiner Bibliothek recensirt. Zwar ist schon seit 1764. das Werk heraus, aber doch gar nicht unter uns bekannt worden. Wir wenigstens haben in keinem deutschen Journale, auch in Hrn. Ernesti's theologischen Bibliothek, keine Anzeige davon gefunden. Vielleicht verdiente es noch eine Recension, die uns was neu und brauchbar in dem Werke ist, bekannt machte.

XXVI. Der erste Theil der Aufklärung des Buchs Daniel, von J. C. Harenberg. XXVII. *Jac. Elsner* Commentarius critico-philologicus in Evangelium *Matthaei*. Edidit et notulas adjecit *Ferd. Stosch.* Viel entbehrliche Gelehrsamkeit, eine Menge Stellen aus Profanscribenten, die im N. T. nichts aufklären, neue Bemerkungen eben nicht; — im übrigen, wie Hr. M. urtheilet, ein brauchbarer Kommentar! XXVIII. Theses philologicae sub praesidio *Ever. Scheidii*, S. Th. D. et LL. OO. P. O. Harderovici habitae. Materialien zum hebräischen Wörterbuche, der Anfang einer Arbeit, die Hr. M. fortgesetzt wünscht! Die Disputationen sind sämtlich im J. 1769. herausgekommen, und handeln, die erste und zweyte vom Namen Gottes אל die dritte und vierte von פרע, die fünfte von סכל. Hr. M. lobt dann fleißige Sammlung des in Holland Bekannten, und vielen Gebrauch des Arabischen, tadelt zu vielen auf Etymologie gewandten Fleiß, arabischen Wörtern gegebene holländische Modebedeutungen, z. E. stringere,

turgers) überhaupt zuviel holländische Modemeynungen zu seinen Gebrauch der alten Uebersetzungen, und zeigt einige Hrn. Scheidius mißlungene Erklärungen an.

XXIX. Ob die Offenbarung Johannis ein ächtes göttliches Buch ist, eine kritische Untersuchung, mit Erläuterungen und Abhandlungen über den Ursprung und die historische Gewißheit der kanonischen Sammlung des A. und N. T. von Christ. Friedr. Schmid. XXX. Philosophical Transactions. Vol. LX. for the Year 1770. S. 27 : 29. Eine kurze Beschreibung und nach der Natur gezeichnete Abbildung des Kameloparдalis, oder der Girafe, (Arabisch زرافة und vielleicht Mose זמר) Hr. M. hatte in der 85sten Frage die Reisenden nach Arabien um eine Abzeichnung der Thiere gebeten. Nun bleibt die Frage noch übrig, ob sich die Girafe auch im südlichen Arabien finde? Kapitain Carteret fand die hier abgezeichnete nicht weit vom Vorgebürge der guten Hofnung. S. 86 : 93. Some Observations upon an inedited Greek Coin of Philistis, Queen of Syracuse u. s. w. von Swinton.

Zweyter Abschnitt. XXXI. Oxfordische Neuigkeiten. Die syrische Philoxenianische Uebersetzung des N. T. (wovon Hr. Michaelis Einl. S. 188. f. f.) soll jetzt zu Oxford aus dem Ridleyischen Manuscripte gedruckt werden. Nachrichten vom Hrn. Kennikott. Daß manches Wichtige in der Sammlung desselben enthalten seyn müsse, urtheilet Hr. M. aus einzelen ihm davon zugekommenen Nachrichten. Davon eine Probe Dan. 9, 27.

Dritter Abschnitt. XXXII. Von einigen aus Gotha erhaltenen Fragen bey einer hebräischen Handschrift. Zwey Stücke alt Pergament, die andern Büchern zum Bande gedienet hatten, enthielten Ezech. 21, 16. 22, 27. und 47. 4. — 48, 18. Hr. M. war erstaunt, wie er schreibt, in so wenig Versen so viel Varianten zu finden. Aber wir finden unter den angezeigten kaum eine oder zwey würkliche, und gar keine beträchtliche Varianten, nichts als matres lectionis. Und dieses werden, denken wir, auch bey weiten die meisten von Hrn. Kennikots Varianten seyn. Und was nützen uns diese? XXXIII. Fortsetzung der Beschreibung der kasselischen Handschrift. XXXIV. Des Hrn. Prof. Schulz zu Giessen Auszüge

züge aus einer griechischen Handschrift des Evangelii Johannis, die auf der Universitätsbibliothek befindlich ist. Es hätte heißen sollen: Abschrift einer Variantensammlung. Hr. Schulz nemlich fand auf der Universitätsbibliothek zu Gießen eine Sammlung von Varianten zum Johannes, aus einer Uffenbachischen Handschrift, die vielleicht Joh. Heinr. Majus gemacht hatte. Diese hat er abgeschrieben, und Hrn. M. mitgetheilt. Anmerkungen haben beyde nicht beygefügt; wir wollen doch die wichtigsten und unserm Bedünken nach richtigen Lesarten auszeichnen. 3, 25. μετὰ Ἰουδαίων. So wollte schon Grotius lesen. Bentleys Muthmassung μετὰ Ἰησοῦ findet nicht statt; denn dieses heißt mit Jesu. Mit den Jüngern Jesu würde heißen μετὰ τῶν Ἰησοῦ. Und so möchten wir freylich am liebsten lesen; denn in den Zusammenhang schickt sich dieses am besten: Es entstand ein Streit unter einigen Jüngern Johannis und den Jüngern Jesu; und es läßt sich ein Grund denken, warum ein Abschreiber die Lesart könne geändert haben. 7, 53. Die Worte, καὶ ἐπορεύθη ἕκαστος εἰς τὸν οἶκον αὐτοῦ, und das Folgende von der Ehebrecherin, 9, 1-12. welche Stelle unsers Erachtens, vieler äußern und innern Gründe wegen für untergeschoben, obwohl für ein altes Stück zu achten, fehlen auch hier. Daß 9, 31. τούτου ἀκούει ausgelassen ist, mißfällt uns als ein Anantapodoton nicht. 10, 8. fehlen die Worte πρὸ ἐμοῦ, die ohne Zweifel ein Glossem sind. 12, 41. ὅτι 17, 23. ἠγάπησας αὐτούς. 19, 26. συντρίβεται ἐπ' αὐτοῦ. Es sollte heißen: συντριβήσεται ἐπ' αὐτοῦ.

Hrn. Hofr. Michaelis eigene Schriften in diesem Jahre finden wir am Ende beyder Theile bloß genannt. Es sind folgende: Erpens arabische Grammatik, abgekürzt, nebst dem Anhange einer Chrestomathie; Vorrede zur arabischen Grammatik vom arabischen Geschmak; Grammatica Chaldaica; Dritter Theil der Uebersetzung des A. T., welcher das zweyte und dritte Buch Mose enthält; Versuch über die siebenzig Wochen Daniels: vierter Theil der Uebersetzung des A. T. Erste Hälfte, die das vierte Buch Mose enthält.

Wir kommen nunmehr zu Hrn. M. Hirts Bibliothek. Von den vier ältern Büchern, die wir im ersten Theile recensiret finden, setzen wir, um den Raum zu sparen, die Titel sogleich hinter einander her, und wollen sodann auch die merkwürdigsten Nachrichten, die Hr. Hirt davon giebt, beyfügen. I. Epistola Pauli ad Galatas, item sex primaria Capita Christianae religionis. Quibus ad finem adjunctum est Compendium Grammatices Arabicae. Authore *Rutgbero Spey*, Bopardiano — Addita est interpretatio Latina ad verbum eodem Authore reddita. II. Octaplus Psalterii, *Augustini Justiniani* Genuensis, praedicatorii ordinis, Episcopi Nebiensis. Genuae 1516. fol. III. *Jo. Reuchlini* de rudimentis Hebraicis libri III. Pforzheimii 1506. fol. IV. Dictionarium Hebraicum novum, non ex Rabinorum commentis, nec ex nostratium Doctorum, stulta imitatione descriptum, sed ex ipsis thesauris sacrorum Bibliorum, et eorumdem accurata locorum collatione depromtum. Autore *Jo. Forstero*, Augustano, S. Th. D. ac Hebr. L. Prof. in Acad. Vuiteb. — Basil. 1564. 4. R. Speys Brief an die Galater ist die erste arabische Schrift in Deutschland, zu Heidelberg 1583., wie die letzte Seite des Buchs anzeigt, gedruckt; nicht aber seine arabische Grammatik die erste eines Deutschen; denn schon ein Jahr vorher hatte Jak. Christmann, der erste deutsche Professor der arabischen Sprache zu Heidelberg, Alphabetum arabicum, cum lege scribendi legendique arabice, drucken lassen. Der erste christliche Schriftsteller, der eine arabische Grammatik geschrieben, ist Peter de Alcala, 1505. zu Granata. Ob aber gedachte arabische Uebersetzung des Briefs an die Galater dieselbe sey, die in der Polyglottenbibel befindlich ist, und vom kritischen Gebrauche derselben, hätten wir hier etwas zu lesen gewünscht. Die Grammatik, die nicht viel bedeutet, enthält zwey arabische Alphabete. Das eine auf dem letzten Blatte, sagt der Hr. M., komme dem mauritanischen am nächsten, und sey von dem unsrigen sehr verschieden. Wir haben des Alphabets wegen Speys Schrift in die Hände genommen, und dabey eine sonderbare Entdeckung gemacht. Es sind in diesem letzten Alphabete alle arabische Buchstaben verkehrt gedruckt; so daß wenn man das Buch umkehrt, man die nehmlichen Lettern hat, womit der Brief an die Galater gedruckt ist. Hergegen sind jene andre zu dem ersten

Alpha-

Alphabete in der Grammatik etwas grösser. Mit dem mauritanischen kommen beyde gleich viel überein; in so weit nemlich, daß die Buchstaben etwas viereckigter sind, als die gewöhnlichen; allein der bekannte Hauptunterschied des occidentalischen und des orientalischen arabischen Alphabets beym ف und ق findet sich hier nicht. Uns deucht, es sey offenbar, daß hier am Ende des Buchs das Alphabet noch einmal gedruckt worden, bloß ad fugum vacui geschehen, und ein bloßer Einfall des Druckers, der gerne auf der letzten Seite des Buchs seinen schönen Holzschnitt mit dem Namen Jakob Mylius anbringen wollte. Dieses zeigt auch die Aufschrift; denn die Worte, figura, nomen, potestas, passen hier auf das darunter stehende nicht. Wundern aber müssen wir uns, daß Hr. Hirt dieses, was uns beym ersten Blicke in die Augen fiel, nicht bemerkt hat. Beyläufig erinnern wir, daß in den beyden ältsten Ausgaben von Breydenbachs Reisebeschreibung, der lateinischen und deutschen, die beyde zu Maynz 1486. fol. gedruckt sind, in der Mitte des Buchs (denn Seitenzahlen haben beyde Ausgaben nicht) ein arabisches Alphabet anzutreffen sey, das überhaupt der erste arabische Druck ist. Dieses weicht nicht sehr von dem gewöhnlichen ab, außer daß die Lettern sehr groß und mehr viereckigt sind. — Augustinus Justiniani war 1470. zu Genua gebohren, Bischof zu Nebio auf der Insel Korsika, und ist der erste, der in seiner Vaterstadt ein arabisch Manuscript drucken lassen, das zur Polyglottenbibel die Veranlassung gegeben. Den kritischen Gebrauch dieses Polyglottenpsalters verspricht der Hr. CR. bey einer andern Gelegenheit zu zeigen, und bemerkt vorläufig, Ps. 16, 10. stehe hier im Hebräischen חֲסִידְךָ, sondern auch im Arabischen, wie auch in der römischen Ausgabe, im Singular صفيك. — Johann Reuchlin war 1470. zu Pforzheim im Badendurlachschen von armen Aeltern gebohren, wurde am Hofe erzogen, studirte die Rechte, ward endlich kaiserlicher Rath und geadelt, und ist gleichwohl der erste, der im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die Hebräische Sprache unter den Christen in Europa wieder bekannt gemacht hat. Von dem Leben dieses großen Mannes und dem obgenannten Buche, das zugleich

Grammatik und Lexikon ist, finden wir hier hinlängliche Nachricht; aber die Kunst sich kurz zu fassen, und für den Leser nur das Brauchbare und Interessante auszuwählen, versteht der Hr. CR. in der That nicht. Neben Reuchlinen verdiente hier Conr. Pellikanus gestellet zu werden, der, obwohl jünger, doch schon zugleich mit jenem das Hebräische zu Tübingen lehrte. Seb. Münster gedenkt desselben, als seines Lehrers, in der Zuschrift seines Operis grammatici, die noch manches Merkwürdige zur Geschichte der hebräischen Litteratur enthält. — Johann Forster, zu Augsburg 1495. gebohren, ein Schüler Reuchlins, ist merkwürdig als der erste Lutheraner, der ein hebräisch Lexikon geschrieben, und überhaupt der erste christliche Schriftsteller, der etwas von den hebräischen Idiotismen in der Vorrede dieses Buchs bemerkt hat. Anlangend den Werth des Wörterbuchs, verweist der Hr. CR. nur auf Löschern de C. L. H. Cap. X. Wir wünschten, er hätte überall mehr selbst geurtheilet, und sich minder bey so unbedeutenden Kleinigkeiten, als hier die Verschiedenheit der beyden Ausgaben von 1557, und 1564., wovon doch die letzte ein bloßer Nachdruck der ersten ist, aufgehalten.

Nun folgen Recensionen von neuen Büchern. V. Clavis Pentateuchi, sive analysis omnium vocum hebraicarum suo ordine in Pentateuchi Mosis occurrentium, una cum versione Latina et Anglica, notis criticis et philologicis adjectis, in quibus ex lingua Arabica, Judaeorum moribus et doctorum itinerariis, plurimorum locorum S. S. sensus eruitur, novaque versione illustratur. Cui praemittuntur Dissertationes duae: I. De antiquitate Linguae Arabicae ejusque convenientia cum lingua Hebraea, nec non de antiquitate scriptionis et punctorum vocalium apud Arabes. II. De genuina punctorum vocalium antiquitate, ex ipsius linguae Hebraeae ejusque dialectorum indole depromta. Auctore *Jac. Robertson*. S. T. D. LL. OO. in Acad. Edinburg. Prof. Robertson braucht zur Erklärung des Hebräischen das Arabische; bey der Analysis ist er kurz, und verweist auf seine Grammatik. Von seinen Erklärungen giebt Hr. H. einige Proben, so daß er die eigenen Worte desselben abdrucken läßt, und kein Urtheil darüber beyfügt. Die angehängten Abhandlungen enthalten, so viel sich aus Hrn. H. Anzeige muthmaßen läßt, viel Lesenswer-

thes.

thek. Uns wäre Hrn. M. Urtheil von dem Buche lieber gewesen; denn aus dieser Recension haben wirs gar nichts kennen lernen. Von Schellings Abhandlung über den Gebrauch des Arabischen versichert Hr. Hirt, sie habe im ersten Abschnitte sonderlich, gar viel Aehnlichkeit mit der erstern Robertsonischen Abhandlung.

VI. Moses Mendelssohns hebräischer Kommentar über den Prediger Salomo. Hr. M. ein sonst so erleuchteter Schriftsteller, ist doch in Absicht auf die Erklärung der Bibel nicht von den Vorurtheilen seiner Nation frey; allein sein Kommentar über das philosophische Buch der Bibel enthält doch auch manche neue und leichte Erklärung schwerer Stellen. Hr. H. hat offenbar an diese Recension vielen Fleiß gewandt. Gegen eine und die andere Stelle ließe sich etwas erinnern, als gleich gegen die Erklärung von קהלת, wo wir vielmehr der Meynung des sel. C. S. B. Michaelis in der Abhandlung, Nomina virilia in muliebria et ex muliebribus in virilia versa §. 12. sind; doch wir dürfen uns nicht wohl länger aufhalten.

IX. Carmen mysticum *Borda* dictum *Abi Abdallae* M. B. S. Busiridae Aegyptii, e Codice MS. B. L. B. Latine conversum. Accedunt Origines Arabico-Hebraeae. Paravit et edidit *Jo. Uri.* Traj. ad Rh. 1771. 4. Hr. Hirt kennet, wie wir sehen, die erste Ausgabe dieses Gedichts Leyden 1761. 4. nicht. Diese neue ist, wie die Seitenzahl, die Hr. H. angiebt, und einige Excerpte aus den Origg. A. H. zeigen, ist entweder ein unveränderter Abdruck, oder nur ein neuer Titel. Die Uebersetzung ist, nach Hrn. Hirts (nicht unserm) Urtheile, nicht eben übel gerathen. Anmerkungen sind keine beygefügt; aber die angehängten Origines enthalten, wie auch Hr. H. bemerkt, sehr harte und weithergeholte Erklärungen biblischer Stellen. Was Hr. H. selber von dem Namen des Gedichts البردة sagt, klingt sonderbar. „Das arabische Wort بردة wird sonst als ein Kennzeichen einer aufrichtigen Gemüthsneigung und einer in die Augen fallenden Schönheit gebraucht. Weil also dieses Gedicht aus einer solchen Gemüthsneigung gegen den Mohammed hergeflossen, und überaus schön geschrieben seyn soll, so ist

es daher Borda benennet worden.„ Vielmehr بردة bedeutet ein buntes Kleid, vestis striata beym Golius. Ursachen dieser Benennung giebt der Scholiast in einer dresdner Handschrift, die der Recensent sich abgeschrieben, zwey an. Dem Dichter, sagen einige, erschien einmal im Traume, als er, wie ihm deuchte, sein Lobgedicht auf den Mohammed„ las, der Prophet, und hieng ihm ein buntes Kleid (بردة) um; und dieses bewog ihn, seinem Gedichte, das Mohammed selbst so werth geachtet hatte, den Namen Albordah zu geben. Nach Andrer Meynung las der Dichter einst einem vornehmen Manne, der krank war, eben das Gedicht vor; und dieses hatte die trefliche Wirkung, daß der Kranke genas. Zur Belohnung schenkte ihm der Gesundgemachte ein schönes buntes Kleid.

X. Der Bibelfreund, eine theologische Wochenschrifft, Erster Theil. Der Verf. ist Hr. Superint. Mosche zu Arnstadt. Eine sehr leichte und natürliche Erklärung ist die vom 1 B. Mose 4, 14. 15. Die hingegen vom 1 B. Mose 32, 24, die dem Hrn. M. gefällt, deucht uns gar nicht wahrscheinlich. Joh. 8, 25. τὴν ἀρχὴν, ὅ, τι καὶ λαλῶ ὑμῖν, möchten wir übersetzen: Allerdings bin ich der, wofür ich mich gegen euch ausgebe. Daß Joh. 14, 16. παράκλητος durch Lehrer zu übersetzen sey, dem wir auch beytreten, ist auch die Meynung des Hrn. D. Ernesti Opusc. philolog. pag. 214. dessen hier Hr. H. nicht gedacht hat; aber die Erklärung, sagt er, sey nicht neu, und ihm schon aus dem Joseph Mede bekannt gewesen. Wir können hinzusetzen, Connero hat schon dieselbe in seinem Myrothec. Evangel. S. 160. der Genfer Ausgabe. Hr. Hirt aber ist der Meynung, man müsse Beystand oder Patron übersetzen.

XI. Anmerkungen zur Ehre der Bibel, bey Anlaß der Michaelischen Uebersetzung des A. T. und einiger andrer neuer Schriften. „Eine schlechte Schrift, ein gelehrter Mischmasch, dem es allenthalben an Ordnung und Deutlichkeit gar sehr mangelt.„ Man vergleiche doch hiermit Hrn. Michaelis Urtheil in den G. H. Anz. 1772. S. 241. XII. J. A. Dietelmaiers theologische Betrachtungen von vermischtem Inhalte. Erster Band. XIII. Der Prediger Salomo, mit einer kurzen und zureichenden Erklärung nach

nach dem Wortverstande, vom Verfasser des Phädon. Aus dem Hebräischen übersetzt von dem Uebersetzer der Mischnah. XIV. Gründliche Widerlegung eines gewissen Recensenten in dem Magazin für Schulen, ausgefertigt von M. Joh. Valentin Briegleb. Betreffend Hrn. M. Brieglebs von Andern für brauchbar geachtetes Schulbüchelchen: Dicta classica V. T. in Breviario doctrinae Christianae obvia, analysi grammatica ad ductum Cel. Dantzii in usum discentium exposita. Und einen dem Hrn. CR. unerwarteten Ausfall auf die neue und vermehrte Ausgabe seiner Bibl. Ebr. analyt. u. s. w.

Nun folgen noch zwey eigene Abhandlungen des Hrn. CR. XV. Nachricht von den über Röm. 9, 5. bisher herausgegebenen Schriften, mit eingestreuten Anmerkungen. Bekanntermaßen ist die Stelle eine der deutlichsten Beweisstellen von der Gottheit Christi. Eine neue Erklärung derselben, der wir auch des Zusammenhangs wegen nicht beytreten können, gab Hr. D. Semler in seiner Paraphr. Epist. ad Rom. S. 213. f. Nur von den Schriften, die diese Erklärung veranlasset hat, findet man hier eine Anzeige, und sehr gute Beurtheilung. XVI. Nachricht von beyden Handschriften der hebräischen Bibel, welche in dieser Bibliothek beschrieben werden sollen. Die eine ist in der jenaischen akademischen, die andre in der fürstlichen Bibliothek zu Weimar. Bey Vergleichung derselben soll sowol auf die Buchstaben, als auf die Vokale und Accente gesehen werden. Wir wünschen aber, damit die Kollation zuverlässig werde, daß der Hr. CR. zwey Vergleichungen anstelle, die erste bloß der Konsonanten, die zweyte der Vokalen und Accente, und bey dieser auch auf die Berichtigung der Masora gesehen werde.

Weil unsre Anzeige der ersten Theile beyder Bibliotheken später abgedruckt wird, so wollen wir dieser sogleich noch eine kurze Anzeige zweyer seitdem herausgekommenen Theile beyfügen.

J. D. Michaelis orientalische und exegetische Bibliothek. Dritter Theil. Frf. 1772. 16 Bogen. 8.

D. J. F. Hirts orientalische und exegetische Bibliothek. Zweyter Theil. Jena 1772. 17 Bogen. 8.

Im

Im dritten Theile der Michaelischen Bibliothek gefiel uns vorzüglich gleich die erste Recension von Hrn. Seb. Raus Rede de judicio in Philologia Orientali regundo. Sie wird als eine sehr lesenswerthe Schrift, die die gesundesten und in Holland zumal wenig befolgten Grundsätze vom Gebrauche der morgenländischen Dialekte zur Erklärung des Hebräischen enthält, empfehlen. Wir wünschen, sie würde durch einen Nachdruck in Deutschland bekannter. Ferner werden umständlich, und etwas polemisch, beurtheilt Hrn. D. Semlers Paraphr. Evangelii Joannis und Abhandlung vom Kanon. Niebuhrs Charte von Jemen. Büschings Erdbeschreibung von Asien. Die zweyte Auflage hat wichtige Zusätze erhalten. Schon bey der ersten mißfiel es uns, und wir finden es in der jetzigen nicht geändert, daß Hr. B. von Einem Orte so viel Namen angiebt, so vielfach er Einen Namen bey neueren Schriftstellern, die er excerpirte, geschrieben fand, worunter denn oft Schreib- und Druckfehler, sind. Hätte er selbst die arabischen Geographen und Geschichtschreiber einsehen können, so würde er vermuthlich den Fehler vermieden, und nur Eine Orthographie gebraucht haben. Z. E. S. 235. heißt eine alte Stadt am Tiger bey ihm Athur oder Attur, oder Assur, und arabisch doch nur أثور Atsur; denn so möchten wir das ث, das wie das englische th lauten soll, am liebsten ausdrücken. Die Leseart der parisischen Handschrift des Abulfeda, die Hr. M. anzeigt, أنور ist unstreitig ein Schreibfehler. Wir wüßten manches von dem Orte, der allem Ansehen nach das alte Assur 1 B. Mose 10, 11. ist, zu sagen; doch hier ist dazu der Ort nicht. Eben so S. 235. Hadice, oder Hadith oder Haditscha für حديث Hr. M. räth dafür zu schreiben: Hadita, Hadiths, Hadise, oder bey Franzosen Hadice; wir würden bloß Hadits, oder um das ح von dem ه zu unterscheiden, Chadits schreiben. Wir haben hier die Anmerkung machen wollen, obwohl sie nicht eigentlich hieher gehört, weil wir in diesem Stücke von Hrn. M. und Hrn. B. verschieden denken; da unsers Erachtens eine ungewisse Rechtschreibung fremder Namen in der Geschichte viel Verwirrung macht.

macht. Nicht übel wäre es, wenn jemand, wie der Recensent zu seinem Gebrauche gethan hat, die verschiednen Schreibarten der europäischen Gelehrten (die Herbelotische, Pocockische, Schultensische) zum arabischen Alphabete sammlete und bekannt machte. Beyläufig erfahren wir, daß der Hr. Hofr. die Geographie des Abulfeda arabisch drucken läßt. Wir denken, nur die noch ungedruckten Tafeln, und wünschten, daß der Hr. Hofr. die Leidensche Urschrift des Abulfeda könnte abdrucken lassen; denn seine Abschrift der parisischen Handschrift ist, wie wir aus den daraus mitgetheilten Lesarten sehen, sehr fehlerhaft. — *W. Bowyeri* Conjectures on the N. T. collected from various Authors. London 1772. 8. In dieser neuen Auflage ist die nützliche Sammlung, die wir einem gelehrten Buchdrucker zu London zu danken haben, und zuerst 1763. nebst einem nach Wettsteinen korrigirten griechischen N. T. herauskam, sehr vermehrt worden, aber doch noch immer mangelhaft, und fehlen insbesondere die Muthmassungen deutscher Gelehrten. Hr. M. wünscht, die Sammlung würde nur so wie sie ist, ins Deutsche übersetzt; wir dächten, doch lieber Lateinisch und vermehrt. Es folgt eine kurze Anzeige der römischen Ausgabe des Daniels der 70. Dollmetscher. Merkwürdig war uns, was Hr. M. aber nicht angemerkt hat, daß in der berühmten Stelle Dan. 9, 24-27. die 70. Dollmetscher einige Gedanken des Hrn. Prof. Hassencamps, in einer bekannten Abhandlung über diese Stelle, bestätigen. Eden, das ist, Betrachtungen über das Paradies, mit einer Vorrede von C. F. Bahrdt. Wir wundern uns, daß Hrn. M. der Einfall hat gefallen, oder nur einer solchen hypothetischen Vorstellung, als hier davon gemacht ist, werth scheinen können. Ein Geschichtschreiber sollte gleich nach der Schöpfungsgeschichte, die doch nimmermehr auch eine Erdichtung seyn wird, eine Fabel einstreuen, davon die Moral, wie Hr. M. lieber sie ausdrücken möchte, diese wäre: Eine gewisse Neugier und Unerfahrenheit, Unglaube gegen Gott, der das Schädliche verbietet, und zu viel Sinnlichkeit, habe die Menschen von jeher zur Sünde verleitet, und thue es noch? Warum nicht statt dieser Fabel die wahre Geschichte, wie die ersten Menschen

zur

zur Sünde verleitet worden, wenn diese eben das lehrte? Mose ist überall doch, wo er nicht alte Gedichte einrückt, ein so prosaischer Geschichtschreiber; und wenn er auch die Erzählung vom Sündenfalle aus einem alten Gedichte sollte genommen haben, so hat man doch keinen Grund, sie für eine bloße Erdichtung zu halten. Und kann man glauben, wenn Paulus, wie von einer bekannten Geschichte, spricht, die Schlange habe Evam verführet, daß er die mosaische Erzählung für Allegorie gehalten? Hr. M. tritt hier Hr. Bahrdten zwar nicht bey; allein er thut doch, als wäre der Einfall so unrecht nicht, und als wünschte er ihn wahr. Es ist aber, deucht uns, sehr zu wünschen, daß solche allegorische Origenianische Erklärungsart nicht unter uns Mode werde. Eine sehr lesenswerthe Beurtheilung ist die von Kennikotts Notis crit. in Ps. 62. 63. 68. 89. mit Hrn. M. Bruns und Hrn. Prof. Schulzens Anmerkungen. Minder wichtig und zu bekannt schien uns die Anmerkung von dem Nutzen der arabischen Gespräche in Hrn. M. Hirts Chrestomathie.

Unter den Nachrichten finden wir, der sogenannte Exprofesseur en Hebreu, den wir als einen unwissenden Gegner und Verläumder Hrn. Kennikotts im ersten Theile kennen lernen, sey M. Ignace de May, ein getaufter Jude, und der Verfasser des daselbst erwähnten Projekts der Kapuciner heiße Louis de Poix. Merkwürdiger ist die Nachricht von der Uebereinstimmung der Sahidischen oder Oberägyptischen Uebersetzung mit dem Cod. Cantabr., der bekanntermaßen sehr alt, aber häufig interpolirt ist. (Man s. Hrn. Michaelis Einl. ins N. T. S. 402. und Hrn. D. Semlers Append. Observat. ad *Wettsteinii* Prolegom. in N. T. Observ. II.). Aus der Apostelgeschichte führt Hr. Våde eine Menge Lesearten an, die der Cantabr. und die Sahidische Version gemein haben, und die man größtentheils anderwärts nicht findet. Wir wollen ein Paar zur Probe, mit unserm Urtheile darüber, hersetzen. Kap. 1, 2, hat auch die Sahidische Version den Zusatz κηρύσσειν τὸ ἐυαγγέλιον, aber nicht wie der Cod. Cant. nach, sondern besser, wie uns deucht, vor ἀνελήφθη; denn so muß man unsers Erachtens die Stelle verstehen, wie auch die Vulgate übersetzt hat: bis an den Tag, da er aufgenommen wurde,

nach-

nachdem er den Aposteln, welche er erwählet, durch den heiligen Geist die letzten Befehle ertheilt hatte, Man vergl. Joh. 20, 2. Hr. Hofr. Michaelis in den Curis in Vers. Syr. A. A. ist dieser Meynung nicht. V. 3, setzen beyde nach συναλιζόμενος, hinzu μετ' αὐτῶν. Auch dieses ist unstreitig ein Scholion, das aber den richtigen Verstand der Stelle zeigt. Andere Handschriften haben συναυλιζόμενος, und Hemsterhuis glaubte, es sey συναλιζομένοις zu lesen. Auch hier hat unsers Erachtens die Vulgate, die die Ausleger verlassen, richtig übersetzt: et convescens, und als er mit ihnen zu Tische saß. Das Wort, das von ἅλς, ἁλὸς, abgeleitet ist, (Salis mensae participare) kömmt selbst in der Bedeutung bey einem griechischen Uebersetzer Ps. 141, 4. vor; und hier scheinet Lukas auf die Geschichte zu zielen, die er im Evangelio 24, 41-43. erzählt, daß Christus nach seiner Auferstehung, um die Jünger zu überführen, daß sie kein Gesicht sähen, mit ihnen gegessen habe. Auch im Folgenden findet man noch mehr beträchtliche Varianten. Wir wünschten, daß die Sahidische Uebersetzung selbst, oder nur die Varianten zum N. T. daraus bekannt gemacht würden.

Angenehm war uns die Nachricht von einer jetzt angestellten neuen Vergleichung der erfurtischen Handschriften, die in der hallischen Bibel, wie wir im ersten Theile der Bibliothek erfahren, nicht sorgfältig genung verglichen worden. Hr. Joh. Christ. Wilh. Diederichs aus Pyrmont, ein Studirender zu Göttingen, hat die Vergleichung zu Erfurt angestellt, und sie verdient ohne Zweifel ganz gedruckt zu werden. Es fehlen, wie man aus der mitgetheilten Probe sieht, in der hallischen Bibel gar viele, und zum Theil wichtige Varianten.

Das letzte Stück ist eine weitere Beschreibung der kasselschen Handschrift. Hier wollen wir doch, da die Abhandlung immer wichtiger wird, einiges aus den Bemerkungen des Hrn. Hofr. auszeichnen. Zuerst noch einige merkwürdige Korrekturen der Handschrift. Sie haben, wie der Hr. Hofr. bemerkt, ohne Zweifel mehr als einen Verfasser. Die meisten sind vom Punktator, andere widersprechen den Punkten, und unter diesen sind einige von einer sehr alten Hand, andere von neuern, manche endlich offenbar von der Hand der Masorethen;

aber

oder die Masora stimmt bald mit der gewöhnlichen über-
ein, bald weicht sie sehr von ihr ab. Sodann folgen
Varianten der Punkte. Eine wichtigere Bemerkung
S. 236. An mehr als einem Orte fand Hr. M. die
Punkte aus zweyen ältern Handschriften vereinigt. Da-
bey bemerkt er, daß ohne Zweifel so auch die den Punk-
ten nach zusammengesetzten Konjugationen, z. E. ירדף
Ps. 7, 6. entstanden, und nimmt, was er ehedem da-
von im 94sten §. seiner hebräischen Grammatik gesagt
hatte, zurück. Es ist bekannt, daß dergleichen Lesar-
ten, die aus zween entstanden, sich auch in griechischen
Handschriften finden; und wir halten diese so wohl, als
die neuerdachten Hebräischen, für vom Abschreiber kurz
angezeigte Varianten. Wir fügen noch hinzu, auch die
Analogie andrer morgenländischen Sprachen bestätigt
die Zusammensetzung von Konjugationen nicht, und wir
denken, auch den 23sten §. der arabischen Grammatik
könnte der Hr. Hofr. gänzlich zurücknehmen. Erpenius
kannte keine zusammengesetzte Konjugationen; Varmorr
glaubte im Worte فادارأتم Sur. 2, 67. eine solche
gefunden zu haben; allein davon haben wir schon in
unsrer Bibliothek erinnert, daß es mit einer kleinen Ano-
malie die achte Konjugation sey; und alle übrige vom Hrn.
Hofr. angeführten Exempel sind in der That dieß auch;
nur ist das charakteristische ت der achten Konjugation im
erstern Stammbuchstab durch ein Teschdid kompensirt.
Um eine neue hebräische Grammatik möchten wir bey
dieser Gelegenheit noch den Hrn. Hofr. bitten. Von
wem könnten wir eine brauchbarere und vollständigere er-
warten? Wir wissen auch, daß er seine schon 1745. ge-
druckte in seinen Vorlesungen häufig korrigirt. S. 238.
noch eine merkwürdige Bemerkung! Beyspiele zu dem,
was wir aus dem ersten Theile auszeichneten, daß wenn
die Vokale und diakritischen Zeichen gar nicht aus einer
Handschrift ausgezeichnet werden, man nicht einmal alle
Lesarten der Konsonanten bekomme, die man sonst aus
ihr hätte sammlen können. Ps. 42, 9. hat die kasselische
Handschrift חיי. Da scheint es, der Punktator punk-
tirte aus einer alten Handschrift, die לאלחי, zum le-
bendigen Gott, hatte; und dieß haben auch der Syrer
und andere Handschriften. Wir zeichnen nicht mehr aus

dieser

dieser schönen Abhandlung aus; denn wir wünschen, daß ein jeder Bibelerklärer sie ganz lesen möge.

Noch folgt eine Nachschrift gegen den hallischen und frankfurtischen Recensenten, der es vom Hrn. Hofr. nicht bedurfte. Der bessere und verständigere Theil des Publikums achtet auf dergleichen gelehrte Possenspiele nicht. Zuletzt sind die Schriften des Verf. vom vorigen halben Jahre angezeigt, des Mosaischen Rechts dritter Theil, und zwo holländische Uebersetzungen, des ersten Theiles des Mos. Rechts, und der Paraphrase und Anmerkungen über die kleinen Briefe Pauli.

Wir gehen zum zweyten Theile der Hirtischen Bibliothek. Zuerst Nachrichten von älteren zur syrischen Litteratur gehörigen Büchern. Joh. Alb. Widmanstads Syriacae linguae prima Elementa sind die erste aber unvollständige, syrische Grammatik. Sie enthält nur das Alphabet, sowol das gewöhnliche, als die Estrangeloschrift, die fünf Vokale und 14. Gebete. Beyläufig nennt der Hr. CR. neuere syrische Grammatiken, worunter die besten nach seinem Urtheile sind die vom Heinr. Opitz und C. B. Michaelis. Auch zu Wien 1555. edirte Widmanstad das erste syrische N. T. Die Geschichte der Bekanntwerdung der syrischen Sprache in Europa, die Veranlassung zur Ausgabe des syrischen N. T. und von allen folgenden Ausgaben desselben, findet man hier umständliche Nachrichten, und hin und wieder Hrn. Michaelis Einleitung ins N. T. ergänzt und berichtiget. In der Widmanstadischen und den zunächst folgenden Ausgaben fehlt unter andern die Geschichte von der Ehebrecherinn Joh. 8, 1 : 11. von welcher wir schon erinnert haben, daß sie ohne Zweifel nicht vom Johannes ist. El. Hutter übersetzte sie zuerst syrisch in seiner Polyglotte des N. T. und in der englischen Polyglottenbibel wurde sie nachher aus einer usserischen Handschrift eingerückt. Die syrische Uebersetzung von 1 Joh. 5, 7. ist vom Tremellius.

Die Recensionen neuer Bücher haben in diesem Theile uns besser gefallen, als in dem ersten. Sie sind ausführlicher und mehr mit Urtheilen des Verfassers begleitet, als im ersten. *Nic. Barkey* Biblioth. Hag. Class. II. Fasc. I. II. III. Zuerst eine kurze Geschichte

dieser von Theod. Hasäus und Friedr. Ad. Lampe an gefangenen Sammlung, und hiernächst eine umständliche Anzeige und gute Beurtheilung der in gedachten Fascikeln enthaltenen Abhandlungen. Harenbergs Erklärung von Marc. 11, 13. ὁ γὰρ ἦν καιρὸς σύκων; war denn nicht die Zeit der Feigen? der der Hr. M. hier beytritt, schickt sich unsers Erachtens in den Zusammenhang gar nicht. Freylich ist es, wie uns deucht, eine Christi nicht würdige Handlung, wenn man auch ein symbolisches Wunder annimmt, Feigen zu suchen, da noch keine Feigenzeit war, und gar den Feigenbaum zu verfluchen, der doch keine Feigen haben konnte. Das Erträglichste wäre denn mit Hombergen Parerg. pag. 104. zu übersetzen: denn es war kein gut Feigenjahr; oder mit Abreschen Lect. Aristaenet. pag. 15. und Trillern ad Tho. Mag. p. 490. denn in der Gegend wuchsen gar keine Feigen. Allein beydes thut uns keine Genüge. Wir möchten am liebsten mit Hrn. Toup Emend. in Suid. P. II. p. 87. die Worte für ein Glossem halten; denn daß es viele und sehr alte Glossemen im N. T. giebt, ist unstreitig, und dieß zeigen auch der obgedachte alte Codex Cantabr. und die Sahidische Uebersetzung, die so voll Scholien sind. Hier ist uns dieses hauptsächlich darum glaublich, weil die übrigen Evangelisten, besonders Matthäus, dessen Epitomator Markus ist, die Worte nicht haben; und ein Abschreiber, der einen Grund angeben wollte, warum der Baum so viel schöne Blätter und keine Feigen gehabt, konnte wohl seinen albernen Gedanken hinzu, oder am Rande beyschreiben. *Jo Bernh. Derossi* de causis neglectae Hebraicarum literarum disciplinae Aug. Taurin 1769. 4. Eine merkwürdige und wenig bekannt gewordene Schrift! Der Verf. hat die Schriften der protestantischen Philologen wohl studirt und genützt. Beyde, Derossi und Hr. Hirt, behaupten, Gott habe dem Menschen eine Sprache anerschaffen, und dieses sey wahrscheinlicher Weise die hebräische gewesen. Wir sehen freylich auch nicht, wie aus den mechanischen Tönen, die die lebhaftern Empfindungen auspressen, und die Thiere so gut wie wir haben, nach und nach eine Sprache habe entstehen können, obgleich es davon abgeleitete Wörter in allen Sprachen giebt. Das Natürlichste, deucht uns, was sich über den Ursprung der mensch-

menschlichen Sprache denken läßt, und auch mit der mosaischen Erzählung übereinstimmt, ist Folgendes. Der Mensch war mit den Sprachwerkzeugen und dem Sprachtriebe erschaffen; die Benennungen der Thiere gab er ihnen, als er sie kennen lernte, selbst, und nahm sie, nach Art der Kinder, vielleicht größtentheils von den Tönen, die er von ihnen gehört hatte, her; (z. E. כלב, kleffen) und so erfand er auch bald für andre körperliche Dinge gewisse Namen, und brauchte diese nachher nach gewissen Aehnlichkeiten, um allgemeine Begriffe auszudrücken, z. Ex. den Muthigen nannte er einen Löwen; oder leitete andere Wörter von ihnen ab, die zuerst allegorische Ausdrücke waren, und bald eigentliche wurden. Zelbichs vermischte Betrachtungen aus der Theologie und Philologie 1 B. 1 und 2tes Stück. Daß die Israeliten bey einer starken Ebbe durchs rothe Meer gegangen, ist uns auch nicht wahrscheinlich; denn die Eigenschaft des rothen Meers hätte doch Pharao gewiß gekannt; und Mose sagt, das Meer sey zu beyden Seiten stehen geblieben. Aber daß Hiob eine wahre Geschichte sey, die sich gerade so zugetragen, mit allen den besondern Umständen, wie sie der Verfasser erzählt, können wir der Versicherung des Hrn. M. nicht glauben; denn sollte wohl, andre Umstände, die das Gepräge der Erdichtung an sich tragen, unerwähnt gelassen, ein so kranker, geplagter Mann, der in der Aschen saß und sich schabete, so vortrefliche Gedichte gemacht haben? Gänzlich erdichtet ist vielleicht die Begebenheit nicht, sondern aus der Geschichte genommen, und vom Dichter, (vermuthlich vom Mose,) zur Fabel gebraucht. — Mit Hrn. Megerlins Uebersetzung des Korans ist der Hr. M. sehr wohl zufrieden, sie sey, sagt er, an den allermeisten Orten richtig und treulich gerathen, und dankt ihm, daß er unter den Gelehrten, die sich neuer Zeit um das Arabische verdient gemacht haben, ihn oben angesetzt, und darauf erst den Hrn. Hofr. Michaelis, den M. Schelling und den Prof. Froriep genannt habe; wobey beyläufig die überaus günstigen Urtheile über Hrn. Hirts arabische Grammatik und Chrestomathie aus vielerley gelehrten Zeitungen angezeigt werden. Von den verschiednen Uebersetzungen des Korans findet man hier gute Nachrichten, und einige

Fehler der Megerlinischen angezeigt. Hrn. Hirts Syntagma Observationum enthält, wie der Hr. CR. selbst sagt, wichtige Anmerkungen zur hebräischen Grammatik. Von Schriften des Hrn. Hofr. Michaelis haben wir noch immer keine Anzeige gefunden; Hr. H. scheint dieselben gar nicht beurtheilen zu wollen. Einige kurze Anzeigen übergehen wir.

Der Nachrichten sind dießmal drey. 1) Ein chronologisch Verzeichniß aller Ausgaben des syrischen N. T. 2) Hr. Prof. Schulzens zu Gießen vorläufige Nachricht, (die pompös und komisch genug lautet) von der Ausgabe seiner neuen Uebersetzung und seines Kommentars über das A. T. 3) Hrn. Büschings Ankündigung einer Ausgabe der Ulphilanischen Schriften des Hrn. Kanzleyraths Ihre.

Dieses mag nun zu einem Urtheile über beyde orientalische Bibliotheken in unsere D. B. genug seyn. Wir zeigen zugleich unsern Lesern an, daß wir die folgenden Theile nicht weiter recensiren werden. Sie sind, wenn die Recensionen in der Bibliothek abgedruckt werden, längst schon in den Händen der Liebhaber dieser Litteratur, und enthalten auch nicht so viel eigene Abhandlungen der Verfasser, als wir Anfangs vermutheten.

Cl.

Communionbuch, enthaltend 1. eine kurze Anweisung zum würdigen, oder rechten und nützlichen Gebrauche des heil. Abendmahls. 2. Betrachtungen und Gebete für Communicanten vor, bey und nach der Haltung des heil. Abendmahls. 3. Einige Lieder für Communicanten. 4. Nöthige Vorstellungen wider die Geringschätzung und den Mißbrauch des heil. Abendmahls. Verfasset von Fr. Germ. Lüdke, Pred. bey der Nicol. und Klosterkirche in Berlin. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, bey Friedrich Nicolai. 1774. 208. S. in 8.

Dieß ist die zwote, in kurzer Zeit erfolgte Ausgabe eines Communionbuchs, welches die bisher gang-

baren

baren in Absicht auf die Sachen sowol, als in Ansehung des Vortrags, weit übertrift. Es scheint also, der Geschmack am reinern Christenthume, und an vernünftiger Andacht gewinne immer mehr Erdreich, und der Liebhaber des Unrichtigen, Tändelnden, Unedlen und Niedrigen in Vorstellungen und Ausdrücken würden immer weniger. Das muß jedem Freunde des bessern Geschmacks,, der geläuterten Religion, und der ächten Tugend ungemein erfreulich seyn. — Von der vorigen unterscheidet sich diese neue Auflage theils dadurch, daß die Vorstellungen wider die Geringschätzung und den Mißbrauch des heil. Abendmahls, die vorher besonders gedruckt waren, nun dem Werke selbst einverleibt worden, und so in mehrere Hände kommen, und ausgebreitetern Nutzen stiften, manche Vorurtheile nemlich hinweg räumen, verschiedene Zweifel und Bedenklichkeiten heben können und dergl. theils durch verschiedene Zusätze. Es findet sich ein solcher, und zwar nicht unerheblicher, z. B. S. 178. von Privatcommunionen. „Wenn Alter, Schwachheit, widrige Ungestaltheit oder Gebrechlichkeit des Leibes jemanden hindern, an den öffentlichen Communionen Theil zu nehmen, so würde,„ (sagt der Verf. mit Recht) „bey solchen oder andern besondern Umständen nichts dagegen einzuwenden seyn, daß ihm das h. Abendmahl auch irgendwo besonders, oder mit den Seinigen gereicht würde. Allein wenn Personen von gewissem, wirklichen oder eingebildeten Stande und Range darum, weil sie vornehmer, als die mehresten, oder alle übrige, Glieder der Gemeine sind, oder zu seyn glauben sich von der öffentlichen Haltung des heil. Abendmahls absondern, und Privatcommunionen begehren: so muß man nothwendig anders davon urtheilen„ u. s. w. — Von der Beichte, und vom Fasten, hätte der Rec. noch etwas mehrers, theils aus der Geschichte, theils aus der heil. Schrift, zur Kenntniß des Ursprungs, und leichtern Beurtheilung des Werths oder Unwerths dieser Gebräuche, etwan in einer Anmerkung beygebracht zu sehen gewünscht.

W.

Bibliothek der vorzüglichsten Englischen Predigten, herausgegeben von J. C. F. Schulz, Pr. der theol. u.

Morgenl. Spr. in Giessen. Vierter Theil. Giessen, Krieger 1773. 354 S. in 8.

Hr. S. fährt fort, was ihm unter den brittischen Produkten aus diesem Felde vorzüglich dünkt, dem deutschen Publiko mitzutheilen. Der größte Theil der in diesem Theile enthaltenen ist wieder von Enfield und Secker. Jener hat, auch diesesmal, überaus reizende, schmackhafte und saftvolle Früchte geliefert. Die 6. Secker'sche haben ebenfalls ihren grossen Werth, und eigne Annehmlichkeit; die Eine Webb'sche zwar eine glänzende Schaale, aber einen sehr kleinen Kern.

Ungemeines Vergnügen hat es dem Rec. verursacht, da er die Ankündigung einer deutschen Uebersetzung der Enfield'schen Sermons gelesen. Es befaßt sich dieser Britte nicht mit mühsamer Erörterung streitiger, dabey unerheblicher Lehrartikel, noch mit gelehrter Deutung für uns nun unwichtiger, und zugleich dunkler und schwerer Schriftstellern, donnert nicht gegen sogenannte Irrgläubige und Ketzer, häuft auch nicht Zierrathen auf Zierrathen, wie einige seiner, und unsrer Landsleute: sondern er trägt ächtes, allgemein wohlthätiges Christenthum vor, erklärt kurz und richtig die Schriftstellen, welche sich ihm auf seinem Wege darbieten, vertheidigt die wirklich neutestamentische Religion gegen die scheinbarste der gangbaren Einwendungen bündig und bescheiden, dringt die Hauptpflichten derselben durch die einleuchtendste, kräftigste und edelste Gründe an, und redet durchgehends in einem anständigen, gesetzten und dabey liebreichen Tone. Wie vieles kann er übersetzt, zu glücklicherer Verbreitung eines gesunden Geschmacks im Predigen, ja zur Rettung und Anpreisung der von so vielen unter uns mißkannten Religion Jesu beytragen! Nur verhüte der Himmel, daß die Uebersetzung nicht in die Hände eines aus dem Troß der Tagelöhner gerathe, noch in die eines — Si dis placet — Orthodoxen, der Enfielden zu schimpfen sich anmaßen wolle, wenn er die grosse Strasse verläßt, weil er sie holpericht und untüchtig findet, — oder gar, ihn darauf, gegen seinen Sinn, wirklich zu bringen, wie es Crugotten unter uns gegangen, u. a. m.

Se.

Alex.

Alex. Gottl. Baumgartenii Prof. Philos. *Praelectiones theologiae dogmaticae.* Praefationem adjecit D. Jo. Sal. *Semler*, theol. prof. p. o. in ac. hal. *Halae Magdeb.* impensis *C. H. Hemmerde* 1773. 8. 352. pp.

Was man von beschriebenen Zetteln und Kollegiensheften Mosheim's, insbesondre Siegm. Jak. Baumgarten's, auffinden konnte, hat man dem Publiko nicht vorenthalten wollen, so gering übrigens der innere Gehalt desselben, und so wenig es dieser, sonst grossen, Männer wahrhaftig würdig gewesen. Die Varianten sogar in den Vorlesungen des letzten getreu anzuzeigen, hat man nicht ermangelt. Ein ähnliches Schicksal trift seinen Bruder, dessen wohl nicht von ihm zum Drucke bestimmte Dogmatik, der Welt hier vorgelegt wird. Cui bono? können wir nicht wohl absehen. Das Verdienst und die Grösse des sel. Mannes erscheinen wahrlich dadurch in keinem hellern Lichte. Und die Aufklärung des Publikums gewinnt eben so wenig dabey. Von dem grossen Haufen der Kompendien zeichnet sich dieses weder in der Materie, noch in der Bearbeitung derselben überhaupt aus. Ja von verschiednen neuern, dem Heilmann'schen unter andern, wird es in allem diesem Betrachte, merklich verdunkelt. — Daß bloß die geweihten Sätze und wohlhergebrachte Bestimmungen an einander greihet worden, und die Reinigung des Grundes gänzlich fehlt, darf nicht erst bemerkt, noch scharf getadelt, werden. Unsre Kompendien im Durchschnitte genommen, sind Sünder hierinn, und mangeln dieses Ruhms. — Wohl aber verdient dieses Rüge, daß unter jenen Sätzen rc. keine Auswahl getroffen worden; und vorzüglich —, daß es den Beweisen überhaupt, und insbesondre den Schriftbeweisen, an Licht und eingreifender Schärfe gebricht. Dafür metaphysische Spitzfindigkeiten im Ueberfluß, und Schriftstellen in solcher Menge hingeschüttet, als man nur von gänzlicher Unaufmerksamkeit auf die Verbindung, worinn sie stehen, und merklicher Unkunde der den heil. Schriftstellern eigenthümlichen Denkungs- und Sprachart, erwarten kann. Exempel? Man öfne das Buch, auf welcher Seite man will. — Ferner sind verschiedne Lehren, —

gesetzt auch ihre Richtigkeit wäre ausgemacht — als zu weitläuftig abgehandelt; z. B. von der Dreyeinigkeit. Was noch allenfals im Neuen Testament dahin gedeutet werden könnte, schrumpft doch in so wenig Zeilen zusammen. Hier ist es 27. Seiten hindurch gezogen worden. Wozu das ganze Spinnengewebe taugen soll, so wie das 44. Seiten umziehende von der Person und Natur Christi; und den 3. generibus communicationis idiomatum: dieses recht zu beantworten, möchte dem sel. B. schwer gewesen seyn und noch manchem schwer fallen. — Und denn haben wir einige Artikel vermisset, die man sonst in Dogmatiken zu suchen pflegt; z. B. von Gnadenwirkungen des heil. Geistes, den Sakramenten, den letzten Dingen, wie man sich in den Schulen auszudrücken pflegt. — Endlich sind diese praelectiones theol. dogm. so geschrieben, daß sie von dem, der nicht in die Geheimnisse der baumgartenschen Terminologie und Sprache eingeweiht ist, nicht ohne grosse Mühe an den meisten Orten verstanden werden können. — Hr. D. Semler hat in der Vorrede allerley Gutes gesagt. Wir hoffen, er werde sein Versprechen, eine Dogmatik herauszugeben, nicht unerfüllt lassen. — Aber da folge er doch lediglich seiner Einsicht, ohne alle Rücksicht auf verjährte Lehrsätze, Symbolische Schriften, und Urtheile des Pöbels unter Theologen und Laien. In seinen Paraphrasen, und in etlichen Dissertationen, hat er sich dadurch noch verschiedentlich mißleiten, als von einem Irrlichte in verschiedne Sümpfe hineinziehen lassen.

Ar.

Modesta aestimatio recentioris in Theologia reformationis iusto Theologorum quorundam judicio submissa. *A. L. C. Schmaling* Goettingae, ap. J. C. Dieterich 1773. 40 pp. 8.

Man ist seit etlichen Jahren in der protestantischen Kirche weiter gegangen, als jemals. Nicht bloß manche Schriftstellen hat man aus der Reihe der Beweissprüche, worin sie Jahrhunderte hindurch gestanden, ausgestrichen; nicht bloß die Aechtheit einzelner

Worte

Worte und Verse, nicht bloß die Richtigkeit verschiedener Sätze, Bestimmungen, Einschränkungen und Eintheilungen, die von der Menge unter den ältern und neuern Theologen angenommen, obgleich nicht für fundamentell ausgegeben, worden, angegriffen: man hat die Aechtheit ganzer Kapitel, ja Bücher der Bibel, und die Vernunft- und Schriftmäßigkeit solcher Lehren öffentlich, und ohne alle Zurückhaltung, bestritten, die zwar nie ohne Bezweiflung und Widerspruch geblieben sind, (sonst müßte ja eine gänzliche Verfinsterung der menschlichen Vernunft eingetreten seyn) aber bey dem zahlreichsten und angesehensten Theile der Gelehrten und Ungelehrten stets sich erhalten, und für die Grundpfeiler des christlichen Glaubens bisher von demselben angesehen worden. Wenn solche Bestreitung bey einigen blosse Neuerungssucht und Eitelkeit zum Grunde gehabt: so ist sie doch gewiß bey andern aus reinen Quellen geflossen. Durch Nachdenken und Forschen überzeugt, daß diese Lehren gegen alle Grundsätze der Vernunft und Sittlichkeit anstießen, und in der heil. Schrift nicht enthalten wären, dabey durch die Erfahrung belehrt, daß sie theils der Religion überhaupt eine Menge von Spöttern und Widersachern zuzögen, theils den Tugendeifer vieler unter den Bekennern der christlichen, in Schlummer wiegten: haben sie, solchen erheblichen Nachtheilen an ihrem Theile zu steuren, die Bestreitung derselben für erlaubt, ja pflichtmäßig, gehalten.

Hr. S. nimmt sich in dieser Schrift der Sache dieser angeblichen Grundartikel des Christenthums an. Nachdem er den Herren Walch, Leß und Miller in Göttingen, welchen er sie zugeschrieben, wiederholte tiefe Verbeugungen gemacht, und allerley alltägliche Anmerkungen vorangeschickt: so schreitet er endlich zur Sache selbst. Ich hebe bey seiner Vertheidigung der Lehre von der vertretenden Genugthuung J. C. an. Da ich hier das nicht abschreiben kann, was in Absicht auf dieselbe, in den letzteren Bänden dieser Bibliothek, z. Ex. B. XVII. S. 406 fg. B. XIX. S. 215. 216. B. XX. S. 402-407. und von einem andern Rec. B. XXI. S. 473. B. XXII. S. 190 fg. erinnert worden: so beziehe ich mich darauf, und mache jetzt nur einige wenige Anmerkungen: Daß die Lehre von der vertretenden Genugthuung

J. C. und der durch sein Leiden und Tod bewirkten Versöhnung maxime fundamentalis sey, und unter potissima fidei christianae capita gehöre, soll aus 1 Tim. 3, 15. 16. erhellen. Paulus verbis hisce Timotheo hanc doctrinam commendat. Nachdem er die Worte hergesetzt, ruft er aus: ergo doctrina de *manifestatione* Jesu Chr. ejusque *negotiis* ad *salutem nostram restituendam necessariis* non subtilitas scholastica, sed columna et firmamentum veritatis est. Hier aber entstehen folgende Fragen. Schließt manifestatio J. C. Menschwerdung im gangbaren Sinne in sich? Gehört vertretende Genugthuung zu den negotiis J. C. ad sal. hum. rest.? Ist ferner die Abtheilung des Verf. da er nemlich v. 15. nach θεου ζωντος die Periode schließt, und mit στυλος eine neue anfängt, richtig? (Die Erfinder derselben haben übermäßig frolockt, weil sie der römischen Kirche dadurch wieder einen Beweisspruch entwandt zu haben glaubten. Die Vorzüglichkeit derselben ist aber noch nicht über alle Zweifel erhoben.) Ist die Richtigkeit der Lesart θεος v. 16. ausgemacht? Alles dieses aber einsweilen zugegeben: wo steht in diesen beyden Versen Ein Wort von Menschwerdung? wo Eine Sylbe von einer vertretenden Genugthuung J. C.? θεος (wenn man so liest mit dem Verf. u. a. m.) εφανερωθη εν σαρκι heißt nichts mehr, als: Gott hat sich geoffenbaret durch Christum, (der seine Vollkommenheiten und Eigenschaften, seine Absichten mit den Menschen ꝛc. (Joh. 17, 4. 6.) in helleres Licht gesetzt, als bisher, weil er mit vorzüglichen Talenten dazu von ihm, seinem, und unserm, Vater ausgestattet worden.) Gewissen Gelehrten stossen überall im N. T. Gnostiker auf. Und so sieht der Verf. aller Orten vertretende Genugthuung J. C. — Er sagt ferner: „er könne nicht absehen, was der ohne solche Genugthuung zu hoffen habe, der einen grossen Theil seines Lebens mit den schwersten Sünden befleckt hat, wenn er einmal mit Gott sich aussöhnen wolle?„ Den, der keines bedarf, als der jedermann Leben und Odem giebt, (Ap. Gesch. 17.) den, welchen man, wenn man sündigt, damit keinen Schaden, und dessen Herrlichkeit, wenn der Missethat auch noch so viel ist, keinen Abbruch thut (Hiob 35, 6.) den unendlich Seligen (1 Tim. 6, 15.) hat er doch durch seine Sünden eigentlich nicht beleidigt; wohl aber das

Ansehen

Ansehen Gottes, als höchsten Oberherrn und Gesetzgebers der Menschen, verläugnet; des Wohlgefallens dieses reinstens Wesens sich verlüstig gemacht; sich selbst geschändet; allerley äusserlich und innerlich Unangenehmes und Widriges sich zugezogen, dessen Dauer mit der eines solchen Sinnes und Verhaltens — das kann man sagen — parallel geht, und dergl. m. Wenn er nun nach seinem Falle aufsteht; die durch seine Sünden angerichteten Uebel tilgt; seinen Sinn und Wandel von ihren Flecken reinigt, und dem Gesetze Gottes gemäß bildet: so wird er dadurch allein das Mißfallen Gottes abwenden, alles überhaupt selbst wieder gut machen können.— Man nehme aber eine eigentliche Beleidigung Gottes durch die Sünde an: brauchts, auch diese zu tilgen, eines dritten? Wenn solcher, durch und bey seinen Sünden allemal unglückliche, Sünder seine Verirrungen erkennt, abbittet, verabscheut, den dadurch gestifteten Schaden aufhebt, also dem göttlichen Gesetze die Ehre giebt, und die Verpflichtung es zu befolgen, an seinem Theile wieder anerkennt, zum Beweis dessen noch, so läng er lebt, dasselbe redlich erfüllt: soll er die Gott zugefügte Beleidigung nicht selbst, nicht dadurch allein, wieder zu vergüten vermögen? — Wie nun aber, wenn derselbe nicht mehr im Stande ist, alle üble Folgen seiner Sünden aufzuheben, ja wenige nur tilgen kann? Das mag seyn. Ich frage dagegen. Wie kann durch J. C. Leiden und Tod solche Aufhebung, wie dadurch die Erlegung der menschlichen Rückstände geschehen seyn? Wenn der Mensch alle seine Kräfte anspannt, den Nachtheil seiner Sünden zu tilgen, — und dieses soll er — alsdann kann er die Wegschaffung des Uebrigen, ausser dem Bezirke seiner Umstände und Kräfte liegenden, der Vorsehung überlassen, welche anderweitig, durch die ganze Einrichtung des Menschen, und die darinn gegründete, und daraus fliessende Veranstaltungen, für die allmählige Tilgung des Schadens der Sünde, gewissermassen gesorgt hat. Das Böse, welches nicht auf die eine, oder die andre Art zerstöret wird, kann durch J. C. Leiden und Sterben nicht als zernichtet angesehen werden. — Der Verf. beruft sich noch, um seiner, und der Kirche, Meynung zu beweisen, auf den Ausspruch Pauli

2 Kor. 5, 14. der ihm sonnenklar sie auszudrücken dünkt, aber zu seinem Zwecke nicht dienen kann. Heißt er doch nichts anders, als: da Einer für alle gestorben ist, so sind sie alle verbunden zu sterben. Man merke auf den Zusammenhang. In den vorhergegangenen Versen hatte er gesagt: vom Gedanken eines zukünftigen Gerichts beherrscht, habe er bey seinem Lehramte unter ihnen keinen andern Zweck gehabt, denn ihre Belehrung, Heiligung und Glückseligkeit. Aber nicht dieser Beweggrund allein wirkte hiebey. Auch das Beyspiel der Liebe Christi bewog ihn eifrigst, ihr Bestes zu befördern. Denn die (v. 14.) Liebe Christi zu dem Menschengeschlechte treibt uns an zu ähnlichem Verhalten, indem wir so schliessen: da dieser Eine für alle gestorben ist, aus Wohlwollen alles für sie aufgeopfert, sie der Unwissenheit, dem Aberglauben, der Unsittlichkeit, und deren Folge, dem Verderben, zu entreissen, seine Zeit, Fähigkeiten und Kräfte verwandt, ja selbst sein Leben dahingegeben: so sind auch diese alle verpflichtet zu sterben; d. h. nach seinem Muster wieder um des Bestens andrer willen alles zu thun und zu leiden, ja wenn solches ihren Tod erfodert, selbst diesen nicht zu scheuen. Und er ist (v. 15.) darum für alle gestorben, damit die, welche leben, nicht mehr ihnen selbst, bloß nach ihren Einfällen, bloß zu ihrem Vortheile und Vergnügen, leben, sondern dem, nach dem Muster, der Vorschrift und Absicht desjenigen, der für sie, bloß zu ihrem Besten, gestorben und auferweckt worden ist. Daß οἱ πάντες ἀπέθανον übersetzt wird, sie sind schuldig und verbunden zu sterben, ist nichts ungewöhnliches. 1 Joh. 3, 3. steht ἁγνίζει ἑαυτὸν offenbar auf eben diese Art, bedeutet nemlich: er ist verbunden sich zu reinigen. Stellen, wo etwas thun, so viel heißt, als: etwas zu thun schuldig seyn, finden sich häufig im A. und N. T. Paulus sagt hier eben das, was Johannes 1 Br. 3, 16: daran, an dem Beyspiele haben wir die wahre Beschaffenheit, die Grösse und den Umfang der Liebe, welche wir unserm Nebenmenschen schuldig sind, recht kennen lernen: nemlich, gleichwie Er J. C. sein Leben für uns, ein ewiges Glück uns zu verschaffen, gelassen hat; eben so sind auch wir verbunden, für die Brüder,

wenn

wenn es zu ihrer Besserung, zu ihrer Stärkung im Guten und zu ihrem ewigen Wohl dienen kann, unser Leben zu lassen. — Impugnata, sagt er zuletzt, (doctrina de satisfactione J. C. pro peccatis nostris &c.) jam saepius *victoriam semper reportavit*, atque *omnibus objectionum fluctibus emersit*, quare sperandum est, *praesentem etiam ejus oppugnationem nubeculam esse, cito transituram*. Die Entstehung dieser Vorstellungsart mag nun in die frühern Jahrhunderte, oder in das sogenannte mittlere Alter gehören, genug, sie fand bey einem grossen, ja man kann sagen, beym größten Theile der Christen, der Lehrer und der Laien, nach und nach Beyfall. Ganz natürlich. Sie hat an sich viel Einnehmendes und Anziehendes für den grossen Haufen. Beruhigend beym Bewußtseyn von Sünden, — die Nothwendigkeit der Tugend schwächend, ja aufhebend: so bietet sie sich ihm dar. — Jahrhunderte hindurch war der Gebrauch der Bibel äusserst erschweret; ja das eigne Nachdenken, und das Forschen in der heil. Schrift eine Art von Verbrechen. Wo noch die Lektur und Auslegung derselben getrieben wurde: da geschah es auf eine höchst unvollkommne Weise. Und so darf man sich nicht wundern, daß Stellen des N. T., worin theils die Apostel gegen Judenchristen der Vorstellungsart eines Opfers, einer Versöhnung 2c. sich bedienen, wo sie die an Opfern so ängstlich klebende Juden zu beruhigen, den Tod J. C. als ein Opfer, das er aufnimmt, und für alle vollendet habe, vorstellen, theils J. C. von sich sagt, er sey gekommen, daß er sein Leben, viele, ja alle, aus den Banden des Irrthums und Lasters, und also der Unseligkeit zu erlösen, gäbe, u. a. m. zu Gunsten dieser Vorstellungsart erkläret worden. — Die herrschende, so wenig gereinigte und berichtigte Begriffe von Gott erleichterten die Ausbreitung derselben. Heiden und Juden dachten sich, im Durchschnitte genommen von jeher wohl, Gott als ein stolzes, auf seine Ehre eifersüchtiges, und nur durch Demüthigungen, Kriechen, Peinigungen, Opfer, auch wohl durch Menschenopfer bey schweren Versündigungen in verschiednen Ländern, wieder auszusöhnendes und zu besänftigendes Wesen. Die Menge unter den Christen hatte sich ein ähnliches Bild von der Gottheit entworfen. — Vor dem geistlichen Arme mußte

in einer Folge von Jahrhunderten alles sich beugen und zittern. — Kein Wunder also, daß die Lehre von der vertretenden Genugthuung J. C. solche ausgebreitete Aufnahme gefunden, und — da alle diese Umstände gewissermaßen unverändert geblieben — sie auch bisher behauptet hat. Ungestört war ihre Herrschaft aber gleichwohl nicht. Ihre Ansprüche darauf wurden von verschiedenen gewogen, und zu leicht befunden. Zwar hat man auf die Einwendungen geantwortet. Aber wie? victoriam semper reportavit, beliebt dem Verf. zu sagen. Vor kompetenten Tribunalen, d. h. vor Männern, die Scharfsinn mit Wahrheitliebe und sorgfältigem Forschen von mehrern Jahren gepaaret, von keiner Menschenfurcht, oder Menschengefälligkeit, gewußt? u. s. w. Ja vor manchen Concilien, Synoden, oder wie dergleichen Versammlungen mehr heissen mögen, und in den Symbolischen Schriften verschiedener Kirchen. Wer aber weiß, was für ein Geist jene Zusammenkünfte überhaupt belebet, wie wenig ruhiges Nachdenken, kalte Prüfung, gelassene Unpartheylichkeit daselbst geherrschet habe ꝛc.; und in welchen Zeiten, und unter welchen Umständen, die Symbolische Bücher verfertiget worden: der wird auf dergleichen Urtheil wenig oder kein Gewichte legen. Denn daß die Glieder jener, und die Verfasser dieser, einer göttlichen Eingebung sich rühmen, und so auf Unfehlbarkeit Anspruch machen können: eine solche Aeusserung kann nur aus ungehirnten Köpfen stammen. — Vielleicht mögen mehrere die Lehre von vertr. Genugthuung J. C. innerlich verworfen: aber sich gescheuet haben, sie öffentlich anzugreifen, um nicht von ihren Glaubensbrüdern, seyn wollenden Bekennern des so menschenfreundlichen und so duldsamen Jesu, mit Kaltsinn behandelt, ja mit Koth beworfen, wo nicht gar — zu werden. — Gesetzt aber, sie sey 17 und mehr Jahrhunderte hindurch allgemein angenommen, ohne von jemand angefallen, ja nur bezweifelt zu werden, geglaubt worden: so gilt doch in Sachen der Wahrheit Verjährung nicht. — Da in unsern Tagen die Macht des Clerus geringer, die Freyheit zu denken und zu schreiben grösser, der Untersuchungsgeist reger ist, die Hülfsmittel ansehnlicher, die reinern Vorstellungen von Gott, und die bessern Auslegungsgrundsätze gangbarer sind: so dürfte praesens doctrinae de satisf. oppugnatio schwerlich nubecula cito

trans-

transitura seyn. — Wie es auch gehe, ich bleibe, so manchen sonnenhellen Aussprüchen A. und N. T. gemäß, dabey: *Nur durch meine Sünden kann ich mir das Mißfallen Gottes zuziehen. Er ist ja ein Gott der Ordnung, und vergilt jedem nach seinen Werken.* Eben so ist meine innige Bereuung, bestmöglichste Vergütung, aufrichtige Vertauschung derselben mit den entgegengesetzten Tugenden, und redliche Uebung des Guten allein hinreichend, die Vergebung und das Wohlgefallen desselben mir zu gewähren Matth. 7, 21. 23. — Gott hasset das Böse: also nur wahre Umkehrung von meiner Seite. An freudiger Aufnahme darf ich nicht zweifeln. Er ist ja mein gütiger Vater Luk. 15, 4 : 10. — Gott liebt das Gute. Also bloß redliche Tugendübung bey mir: so kann ich ihm meine Seele getrost befehlen 1 Petr. 4, 19. Er ist ja mein treuer Schöpfer, und sieht das Herz an.

Abusus doctrinae de *peccato originali* quosdam eo perduxit, ut *naturalem hominis corruptionem et ad mala quaevis propensionem* plane negaverint, eique mentem puram et intemeratam tribuerint. — Ist das so ganz richtig? abusus? Welcher Vernünftige wird etwas wegen des Mißbrauchs bloß, der damit getrieben wird, sofort verwerfen, ohne andre Gründe dazu zu haben? Kann ja doch alles mißbraucht werden, und wird? — Man wird auf verschiedne Weise zur Untersuchung einer Lehre gezogen. In Absicht auf die von der Erbsünde mag der verkehrte Gebrauch, der von ihr gemacht wird, die Aufmerksamkeit einiger zuerst erregt, und sie zur Prüfung derselben getrieben haben. Allein die Verwerfung der Lehre selbst ist durch andre Gründe bewirkt worden, z. B. durch den Anblick von Kindern; durch die Erwägung verschiedner Schriftstellen A. und N. T. durch Nachdenken über die Absichten Gottes in Ansehung der Menschen; durch die Zusammenhaltung der Beschaffenheit andrer, im Wesentlichen unverändert gebliebener Theile der Schöpfung u. s. w. Longe alia ratio est, fährt er fort, hominis *sani* atque *integri*, quam *aegroti et infirmi*. Davon ist aber nicht die Rede, sondern vom Grade, hauptsächlich vom Ursprunge der Krankheit. Ich kann auch hierbey nicht länger weilen, sondern verweise auf B. XVII. S. 405 fg. B. XX. S. 390 fg. B. XIX. S. 526. dieser Bibliothek.

Auch

Auch die entgehen dem Tadel des Verf. nicht, welche „neuerlich mit kritischen Waffen nicht bloß einzelne Verse der Bibel, sondern ganze Bücher angegriffen haben„ ꝛc. Wenn nun aber durch einen, zwar heiligen, aber unerleuchteten Eifer, verschiedene Kapitel, ja Bücher in den Kanon aufgenommen worden, die, beynahe von jeher, Bezweiflung ja heftigen Widerspruch erlitten; Stücke, deren Inhalt theils dunkel, theils höchst geringfügig ist, theils allen vernünftigen und christlichen Grundsätzen und Vorschriften gerade zuwiderläuft; Stücke, die eines menschlichen gesunden Kopfs und guten Herzens ganz unwürdig sind, wie vielmehr des höchsten Geistes; wenn dieses fürs Christenthum, ja für die Religion überhaupt, manche unangenehme Folgen nach sich gezogen hat, und noch zieht: ist's dann ein Verbrechen, solche zu verwerfen, und nicht vielmehr ein höchst wohlthätiges und lobenswerthes Geschäfte, das Interesse der Religion und Tugend von dieser Seite zu sichern? — Man weiß fürwahr überhaupt nicht, was Hr. S. und andre seines Gelichters, endlich wollen. Sie lassen zuweilen ein Wort von Freyheit, die Religion zu untersuchen, fallen. Allein wenn jemand das im N. T. anerkannte und bestätigte, ohnehin aber ewige und unveräusserliche Recht der Menschheit selbst zu prüfen, gebraucht, und die Resultate seiner Untersuchungen ihren, d. i. den herrschenden Begriffen entgegen, wenn gleich offenbar der Sache der Tugend nicht gefährlich, sondern dagegen überaus zuträglich sind: dann erheben sie sofort ein Geschrey, als ob Gott selbst verworfen, die christliche, und alle Religion überhaupt, gestürmet würde.

Zuletzt wird gewünscht, daß doch ecclesiae nostrae recentiores reformatores das Vorbild Luther's sorgfältig nachahmen, und die Fußtapfen desselben betreten möchten. Innovavit, heißt es aber gleich darauf, ille bene multa, sed *bona*, *utilia et valde necessaria* tam ad doctrinam verbo divino conformandam, quam vitam probe regundam, *vetera autem omnia quae probanda et ferenda fuerunt*, *constanter tenuit, et studiose asservavit.* So brauchen sie ihm also nicht nachzuahmen: Nein, da er alles so wohl, ja unverbesserlich, getroffen: so mögen sie nur die Bibel wegwerfen, das eigne Nachdenken abbrechen,

und

und sich mit Lesung seiner Schriften und Bekanntmachung seiner Meynungen, begnügen. Er ist ja das non plus ultra in diesem Theile der menschlichen Kenntnisse!

Ich könnte mehreres erinnern, unter andern über eine Stelle S. 37 woraus es noch sichtbarer wird, daß der Verf. nicht die gesundesten und würdigsten Vorstellungen von Gott hat: allein ich muß abbrechen. Das nur bemerke ich noch, daß das Latein in dieser Schrift eben dasselbe ist, worinn die Universitätsdissertationen, Programmata, Prolusionen, und Compendia meistens geschrieben sind, d. h. schlecht. Denn einzelne Worte, oder Phrases, erschöpfen die Güte des Stils nicht. Wenn doch die Herren, die nicht lateinisch denken, aufhören wollten, lateinisch zu reden, und zu schreiben. Man kann nicht ohne Ekel dergleichen lateinisch seyn sollende Vorträge und Schriften anhören und lesen. Wenn Hr. S. Traktätchens in lat. Sprache ferner dem Publiko vorlegen will: so empfehle ich ihm die fleißige Lektur der Schriften des Grotius, und unter den Neuesten, Heilmann's, Ernestis, Nösselt's ꝛc. falls er sich mit Lesung der Alten nicht abgeben will.

Kb.

Nöthige, lehrreiche und freundschaftliche Erinnerungen gegen eine Recension meines 1sten u. 2ten Versuchs in der A. D. Bibliothek, entworfen von dem Verfasser der Briefe über das Geheimniß Gottes und des Vaters und Christi. Frankf. u. Leipz. 1773. 4. 8. Bogen.

Der Herr Senior Urlsperger verfährt recht ordentlich. Er setzt einen Satz der Recension Wort für Wort hin, und dem fügt er seine Erinnerungen bey, und zwar mit der anständigsten Bescheidenheit. Er verdienet deswegen alle Hochachtung.

Die Erinnerungen durchzugehen, würde für eine Recension zu weitläuftig seyn. Der Leser, der die Recension mit den Erinnerungen zusammen hält, wird selbst urtheilen, ob unsre Recension widerlegt sey. Der Recensent findet es nicht.

Die ganze Sache kommt darauf an. Der Hr. Senior fühlt den Widerspruch, daß Vater, ein gezeugter Sohn,

in einer Folge von Jahrhunderten alles sich beugen und zittern. — Kein Wunder also, daß die Lehre von der vertretenden Genugthuung J. C. solche ausgebreitete Aufnahme gefunden, und — da alle diese Umstände gewissermaßen unverändert geblieben — sie auch bisher behauptet hat. Ungestört war ihre Herrschaft aber gleichwohl nicht. Ihre Ansprüche darauf wurden von verschiedenen gewogen, und zu leicht befunden. Zwar hat man auf die Einwendungen geantwortet. Aber wie? victoriam semper reportavit, beliebt dem Verf. zu sagen. Vor kompetenten Tribunalen, d. h. vor Männern, die Scharfsinn mit Wahrheitliebe und sorgfältigem Forschen von mehrern Jahren gepaaret, von keiner Menschenfurcht, oder Menschengefälligkeit, gewußt? u. s. w. Ja vor manchen Concilien, Synoden, oder wie dergleichen Versammlungen mehr heissen mögen, und in den Symbolischen Schriften verschiedener Kirchen. Wer aber weiß, was für ein Geist jene Zusammenkünfte überhaupt belebet, wie wenig ruhiges Nachdenken, kalte Prüfung, gelassene Unpartheylichkeit daselbst geherrschet habe rc.; und in welchen Zeiten, und unter welchen Umständen, die Symbolische Bücher verfertiget worden: der wird auf dergleichen Urtheil wenig oder kein Gewichte legen. Denn daß die Glieder jener, und die Verfasser dieser, einer göttlichen Eingebung sich rühmen, und so auf Unfehlbarkeit Anspruch machen können: eine solche Aeusserung kann nur aus ungehirnten Köpfen stammen. — Vielleicht mögen mehrere die Lehre von vertr. Genugthuung J. C. innerlich verworfen: aber sich gescheuet haben, sie öffentlich anzugreifen, um nicht von ihren Glaubensbrüdern, seyn wollenden Bekennern des so menschenfreundlichen und so duldsamen Jesu, mit Kaltsinn behandelt, ja mit Koth beworfen, wo nicht gar — zu werden. — Gesetzt aber, sie sey 17 und mehr Jahrhunderte hindurch allgemein angenommen, ohne von jemand angefallen, ja nur bezweifelt zu werden, geglaubt worden: so gilt doch in Sachen der Wahrheit Verjährung nicht. — Da in unsern Tagen die Macht des Clerus geringer, die Freyheit zu denken und zu schreiben grösser, der Untersuchungsgeist reger ist, die Hülfsmittel ansehnlicher, die reinern Vorstellungen von Gott, und die bessern Auslegungsgrundsätze gangbarer sind: so dürfte praesens doctrinae de satisf. oppugnatio schwerlich nubecula cito

trans-

transitura seyn. — Wie es auch gehe, ich bleibe, so manchen sonnenhellen Aussprüchen A. und N. T. gemäß, dabey: Nur durch meine Sünden kann ich mir das Mißfallen Gottes zuziehen. Er ist ja ein Gott der Ordnung, und vergilt jedem nach seinen Werken. Eben so ist meine innige Bereuung, bestmöglichste Vergütung, aufrichtige Vertauschung derselben mit den entgegengesetzten Tugenden, und redliche Uebung des Guten allein hinreichend, die Vergebung und das Wohlgefallen desselben mir zu gewähren Matth. 7, 21. 23. — Gott hasset das Böse: also nur wahre Umkehrung von meiner Seite. An freudiger Aufnahme darf ich nicht zweifeln. Er ist ja mein gütiger Vater Luk. 15, 4 : 10. — Gott liebt das Gute. Also bloß redliche Tugendübung bey mir: so kann ich ihm meine Seele getrost befehlen 1 Petr. 4, 19. Er ist ja mein treuer Schöpfer, und sieht das Herz an.

abusus doctrinae de *peccato originali* quosdam eo perduxit, ut *naturalem hominis corruptionem et ad mala quaevis propensionem* plane negaverint, eique mentem puram et intemeratam tribuerint. Ist das so ganz richtig? abusus? Welcher Vernünftige wird etwas wegen des Mißbrauchs bloß, der damit getrieben wird, sofort verwerfen, ohne andre Gründe dazu zu haben? Kann ja doch alles mißbraucht werden, und wird? — Man wird auf verschiedne Weise zur Untersuchung einer Lehre gezogen. In Absicht auf die von der Erbsünde mag der verkehrte Gebrauch, der von ihr gemacht wird, die Aufmerksamkeit einiger zuerst erregt, und sie zur Prüfung derselben getrieben haben. Allein die Verwerfung der Lehre selbst ist durch andre Gründe bewirkt worden, z. B. durch den Anblick von Kindern; durch die Erwägung verschiedner Schriftstellen A. und N. T. durch Nachdenken über die Absichten Gottes in Ansehung der Menschen; durch die Zusammenhaltung der Beschaffenheit andrer, im Wesentlichen unverändert gebliebenen Theile der Schöpfung u. s. w. Longe alia ratio est, fährt er fort, hominis *sani* atque *integri*, quam *aegroti* et *infirmi*. Davon ist aber nicht die Rede, sondern vom Grade, hauptsächlich vom Ursprunge der Krankheit. Ich kann auch hierbey nicht länger weilen, sondern verweise auf B. XVII. S. 405 fg. B. XX. S. 390 fg. B. XIX. S. 526. dieser Bibliothek.

Auch

Auch die entgehen dem Tadel des Verf. nicht, welche „neuerlich mit kritischen Waffen nicht bloß einzelne Verse der Bibel, sondern ganze Bücher angegriffen haben„ ꝛc. Wenn nun aber durch einen, zwar heiligen, aber unerleuchteten Eifer, verschiedene Kapitel, ja Bücher in den Kanon aufgenommen worden, die, beynahe von jeher, Bezweiflung ja heftigen Widerspruch erlitten; Stücke, deren Inhalt theils dunkel, theils höchst geringfügig ist, theils allen vernünftigen und christlichen Grundsätzen und Vorschriften gerade zuwider läuft; Stücke, die eines menschlichen gesunden Kopfs und guten Herzens ganz unwürdig sind, wie vielmehr des höchsten Geistes; wenn dieses fürs Christenthum, ja für die Religion überhaupt, manche unangenehme Folgen nach sich gezogen hat, und noch zieht: ist's dann ein Verbrechen, solche zu verwerfen, und nicht vielmehr ein höchst wohlthätiges und lobenswerthes Geschäfte, das Interesse der Religion und Tugend von dieser Seite zu sichern? — Man weiß fürwahr überhaupt nicht, was Hr. S. und andre seines Gelichters, endlich wollen. Sie lassen zuweilen ein Wort von Freyheit, die Religion zu untersuchen, fallen. Allein wenn jemand das im N. T. anerkannte und bestätigte, ohnehin aber ewige und unveräusserliche Recht der Menschheit selbst zu prüfen, gebraucht, und die Resultate seiner Untersuchungen ihren, d. i. den herrschenden Begriffen entgegen, wenn gleich offenbar der Sache der Tugend nicht gefährlich, sondern dagegen überaus zuträglich sind: dann erheben sie sofort ein Geschrey, als ob Gott selbst verworfen, die christliche, und alle Religion überhaupt, gestürmet würde.

Zuletzt wird gewünscht, daß doch ecclesiae nostrae recentiores reformatores das Vorbild Luther's sorgfältig nachahmen, und die Fußtapfen desselben betreten möchten. Innovavit, heißt es aber gleich darauf, ille bene multa, sed *bona*, *utilia* et *valde necessaria* tam ad doctrinam verbo divino conformandam, quam vitam probe regundam, *vetera autem omnia quae probanda et ferenda fuerunt*, *constanter tenuit*, *et studiose asservavit*. So brauchen sie ihm also nicht nachzuahmen: Nein, da er alles so wohl, ja unverbesserlich, getroffen: so mögen sie nur die Bibel wegwerfen, das eigne Nachdenken abbrechen, und

und sich mit Lesung seiner Schriften und Bekanntmachung seiner Meynungen, begnügen. Er ist ja das non plus ultra in diesem Theile der menschlichen Kenntnisse!

Ich könnte mehreres erinnern, unter andern über eine Stelle S. 37 woraus es noch sichtbarer wird, daß der Verf. nicht die gesundesten und würdigsten Vorstellungen von Gott hat: allein ich muß abbrechen. Das nur bemerke ich noch, daß das Latein in dieser Schrift eben dasselbe ist, worinn die Universitätsdissertationen, Programmata, Prolusionen, und Compendia meistens geschrieben sind, d. h. schlecht. Denn einzelne Worte, oder Phrases, erschöpfen die Güte des Stils nicht. Wenn doch die Herren, die nicht lateinisch denken, aufhören wollten, lateinisch zu reden, und zu schreiben. Man kann nicht ohne Ekel dergleichen lateinisch seyn sollende Vorträge und Schriften anhören und lesen. Wenn Hr. S. Traktätchens in lat. Sprache ferner dem Publiko vorlegen will: so empfehle ich ihm die fleißige Lektur der Schriften des Grotius, und unter den Neuesten, Heilmann's, Ernestis, Nösselt's rc. falls er sich mit Lesung der Alten nicht abgeben will.

Kb.

Nöthige, lehrreiche und freundschaftliche Erinnerungen gegen eine Recension meines 1sten u. 2ten Versuchs in der A. D. Bibliothek, entworfen von dem Verfasser der Briefe über das Geheimniß Gottes und des Vaters und Christi. Frankf. u. Leipz. 1773. 4. 8. Bogen.

Der Herr Senior Urlsperger verfährt recht ordentlich. Er setzt einen Satz der Recension Wort für Wort hin, und dem fügt er seine Erinnerungen bey, und zwar mit der anständigsten Bescheidenheit. Er verdienet deswegen alle Hochachtung.

Die Erinnerungen durchzugehen, würde für eine Recension zu weitläuftig seyn. Der Leser, der die Recension mit den Erinnerungen zusammen hält, wird selbst urtheilen, ob unsre Recension widerlegt sey. Der Recensent findet es nicht.

Die ganze Sache kommt darauf an. Der Hr. Senior fühlt den Widerspruch, daß Vater, ein gezeugter Sohn,

und ein gesandter Geist völlig gleich seyn sollten; und darinn hat er Recht. Er hält sie aber doch wirklich für gleich, und glaubt also eine besondere Wesensdreyeinigkeit, nemlich drey für sich in einem göttlichen Wesen subsistirende Kräfte, und meynet, daß solche der Einheit eines Geistes nicht widersprechen. Freylich können Kräfte eines Geistes personificiret, das ist, als Personen vorgestellet werden, und das geschieht in der Bibel und in andern Büchern: aber sie subsistiren doch niemals für sich selbst. Da ein jedes subsistirendes Denkendes ein Geist ist: so sind drey für sich subsistirende denkende Kräfte allezeit drey Geister. So schwer es ist, das Wesen eines Geistes einzusehen: so leicht ist es doch, die Geister zu zählen.

Der Hr. Senior hängt drey Recensionen von Göttingen an. Der Gött. Recensent hat sein Augenmerk bloß auf die Orthodoxie der neuen Meynung gerichtet, und in dieser Absicht haben wir auch nichts zu erinnern. Wir beziehen uns übrigens auf das, was in der Recension über den dritten Versuch des V. in unsrer Bibliothek schon gesagt ist. Indessen wird der V. sich schwerlich von seiner Meynung abführen lassen: da er durch besondern göttlichen Beystand dieselbe glaubt entdeckt zu haben.

Br.

Christian Wilhelm Franz Walchs, Königl. Großbr. und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburg. Consistorialraths rc. Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereyen, Spaltungen und Religionsstreitigkeiten, bis auf die Zeiten der Reformation. Sechster Theil. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1773. 1054. Seiten in 8.

Wer es noch nicht einsieht, wie viel Verwirrung, Irreligiosität, schreckliches Unheil und politisches und moralisches Verderben, bey einem Volke daraus entsteht, wenn es herrschsüchtigen oder störrigen Theologen gelingt, theologische Streitfragen, die der scharfsinnige Gelehrte entweder selbst nicht recht fassen oder nur mühsam und ängstlich bestimmen kann, in angelegentliche und allgemeine Religionsfragen zu verwandeln, und die Macht schwacher

oder

der fortloser Regenten, die wilde Einbildungskraft der Fanatiker, und die rohe Wuth des Pöbels dafür in Bewegung zu setzen: der mag es aus gegenwärtigem Theile der Ketzergeschichte lernen, worinn der Verf. auf die im vorigen Bande geendigte Geschichte der nestorianischen Streitigkeiten, die traurige und verwirrende sowohl als verwirrte Geschichte der eutychianischen, und eines Theils der monophysitischen Streitigkeiten bis zum Regierungsantritte Kaisers Justin des ersten folgen läßt. Den mühsamen Fleiß, womit der Verf. diese Geschichte aus dem Chaos verschiedener partheyischer und sich zum Theil widersprechender Nachrichten, und mancher critischer großentheils aus Nebenabsichten unternommenen Untersuchungen herausgezogen, muß man billig bewundern; und niemand hat wohl vor ihm die Hauptpersonen dieses langen und unglücklichen Trauerspiels, nebst den Rollen, die sie dabey gespielt, so unpartheyisch beurtheilt, die wahren Triebräder der Begebenheiten so richtig angezeigt, und den ganzen Zusammenhang in ein so vollständiges Licht gesetzt, als er. Unsere Leser werden den Werth unserer Zeiten, wo Ketzermacher zu ohnmächtig sind, solch Unheil anzurichten, und Concilienschlüsse, theologische Gutachten und Ministerialerinnerungen kein politisches Gewicht mehr haben, mit uns rechtschätzen; wenn wir ihnen einige Hauptzüge aus dieser für die Ehre des christlichen Namens so nachtheiligen Geschichte auszeichnen.

Nachdem Nestorius durch die gottlosen Künste des sogenannten heil. Cyrillus als Ketzer verdammt war, der doch in Dingen, welche von Menschen nicht genau bestimmt werden können, und gar keiner allgemeinen Bestimmung für alle Menschen fähig sind, viel richtiger urtheilte, als dieser angebliche Heilige; geriethen die Gemüther noch mehr in eine heimliche Gährung gegen einander als zuvor. Kein Theil war durch die Aussprüche des ersten Concilii zu Ephes befriediget, und es gieng so, wie es bey allen solchen Entscheidungen gegangen ist: die Einbildung von dem Gewichte der bisher vertheidigten eignen Meynungen vermehrte sich, und der Sektenhaß nahm zu. Die morgenländischen Christen waren unwillig, daß einige ihrer angesehensten Lehrer, welche zum Theile oder ganz

Nestorii Meynung für richtig erkannten, auch zugleich stillschweigend verdammt, und ketzermacherisch behandelt wurden; und die heißen ägyptischen Mönchsköpfe ärgerten sich, daß nicht alle Lehrbestimmungen ihres vermeynten heiligen Vaters, des Cyrillus, auf dem Concilio als allgemein verbindliche Glaubenslehren hatten geltend gemacht werden können. Die Begierde es, noch dahin zubringen, und das Widerstreben der Gegenparthey fachte die Verketzerungswuth immer mehr an, alle Leidenschaften arbeiteten unter der Maske des Eifers für die Religion, und man vertheidigte und bestritte gegenseitige Lehren und Aussprüche, die keiner recht verstand, und die niemanden nutzen noch schaden konnten, mit den feindseligsten Gesinnungen und den gehässigsten Waffen.

In diesem unglücklichen Zeitpunkte trat der alberne und enthusiastische Mönch Eutyches auf, und behauptete aus heftigem Eifer wider den Nestorius, daß nach der Vereinigung der Gottheit und Menschheit in Christo nur Eine Natur sey; und diese Behauptung eines unverständlichen und unverstandenen zweydeutigen Worts war die Quelle vieler Trennungen, Verfolgungen, Aufrühre, Mordthaten und Abscheulichkeiten, welche Jahrhunderte gedauert haben, und woraus noch jetzt der Religionshaß der verschiedenen Secten unter den griechischen Christen im Oriente seinen Ursprung hat. Die ägyptischen Lehrer und Enthusiasten ergriffen diese Gelegenheit, die Lehrmeynungen ihres heiligen Vaters, welche den eutychianischen sehr ähnlich waren, nun durchzusetzen: und da unterdessen auf der ersten Kirchenversammlung zu Konstantinopel des Eutyches Meynungen kaltblütiger, als es auf damaligen Concilien zu geschehen pflegte, waren untersucht und als Ketzerey verurtheilt worden S. 108 f. und Eutyches hierauf durch Hofintrigen es dahin gebracht hatte, daß seine Sache auf einer neuen Kirchenversammlung untersucht werden sollte; so nahmen sie sich des verurtheilten Eutyches an, und schämten sich nicht, unter dem Vorwande, das über ihn gefällte Urtheil zu prüfen, auf dem neuen und zweyten Concilio zu Ephes, wo sie die Oberhand hatten, gegen alle, die ihren eignen Lehrsätzen nicht günstig waren, die uner-

hörte-

härtesten Gewaltthätigkeiten ausgeübet. Sie stellten den Eutyches wieder in seine vorigen Aemter, und machten die ägyptische theologische Sprache durch Unterdrückung der gegenseitigen Lehren, zur kirchlichen Orthodoxie. Zu dem Ende nahm man die Regel an: (welche leider noch jetzt von gleichgesinneten Lehrern auf eine ähnliche Weise befolgt wird) „Man muß schlechterdings bey dem Glaubensbekenntnisse zu Nicäa — bleiben, nach welchem alle Zusätze, selbst alle fernere Untersuchung der in jenem vorgetragenen Lehren verboten ist. Der ist also orthodox, der strenge bey dem nicänischen Glaubensbekenntnisse bleibet, und derjenige verdienet Strafe, welcher über die darinn enthaltene Glaubenslehren fernere Untersuchungen anstellet u. s. w.„ S. 255. Sie verurtheilten nicht allein des Eutyches Gegner und vormalige Richter, S. 257. sondern auch andere unverklagte und wirklicher Achtung würdige Bischöfe, deren Lehrmeynungen ihnen aber verhaßt waren, ohne Untersuchung und ohne Verhör. Sie zwangen die versammleten Bischöfe zur Unterschreibung des Urtheils, und schreckten sie durch Soldaten, Heere von München, angedrohete Ketten und wirkliches Gefängniß so sehr, daß sie ein leeres Papier unterschreiben mußten, worauf die erbitterten Häupter dieser Versammlung nach eigenem Gutdünken hernach das Urtheil verfaßten S. 260. 61. Wegen dieser unerlaubten und abscheuungswürdigen Mittel der herrschenden Parthey wurde diese Versammlung mit Recht in der Folge die Räuberversammlung genannt. „Der Mangel wahrer Gottseligkeit unter den Bischöfen, merkt unser Verf. hierbey S. 262. an, und die despotische Regierungsart des Hofs zu Konstantinopel (wir setzen noch hinzu, die Schwachheit und Trägheit der Regenten, die mönchische Andächteley der weiblichen Glieder des regierenden Hauses, und die niederträchtigen oder ehrgeizigen Intrigen der Bischöfe mit den Hofleuten) waren Schuld daran, daß nicht allein diese, sondern auch andere sogenannte allgemeine Kirchenversammlungen so beschaffen gewesen.„ — Diese so zu Stande gebrachte Schlüsse des Concilii wurden nicht allein vom Kaiser autorisirt und allen Bischöfen die symbolische Unterschrift derselben unter der Strafe der Ver-

bannung auferlegt; sondern auch allen und jeden Christen bey hoher Strafe verboten, irgend etwas zu lesen oder auch nur zu besitzen, was nach dem Ausspruche dieser Synode ketzerische Meynungen enthalte. Wir müssen die merkwürdige Stelle des Gesetzes, welche den Verfolgungsgeist sowol auszeichnet als berechtiget, selbst hersetzen: „Niemand soll besitzen, lesen, abschreiben oder ausgeben Nestorii Schriften — auch nicht Theodoreti Schriften, (welche letztere doch noch jetzt wegen des Mannes Gelehrsamkeit und Frömmigkeit geschätzt werden;) und wer sie besitzt, soll sie an die Obrigkeit ausliefern, daß sie öffentlich verbrannt werden. Niemand, der diese Religionslehrer, oder ihre Lehren verehret, soll in den Städten oder auf den Dörfern geduldet — vielmehr sollen ihre Güter eingezogen und sie des Landes verwiesen werden. Wer nun dagegen handelt, er mag seyn wer er will, oder Bücher behält, welche die verbotenen Lehren des Nest- und Theodor. vortragen, — ist eben so zu bestrafen; sollten auch die von jenen abgefaßte Bücher einen fremden Namen auf dem Titel führen.„ Welch ein weites Feld wurde den enthusiastischen Orthodoxen durch dieses Gesetz gegeben, alle ihre Privatleidenschaften gegen die, die sie hasseten und beneideten, spielen zu lassen!

Doch das Spiel war zu übertrieben, als daß es lange bestehen konnte. Die harte und ungerechte Begegnung mußte nothwendig die Gegenparthey aufbringen, alles zu versuchen, um sich der Unterdrückung zu entreißen, und, wo möglich, ihre gekränkte Ehre und vermeynte Religion an ihren Feinden zu rächen. Kaum war der Kaiser Theodosius der jüngere todt, so fiel auch das Gewicht seiner Lieblinge und Höflinge, durch welche den Häuptern zu Ephes ihr grosser Sieg gelungen war: die Unterdrückten wußten seinen Nachfolger Marianus zu gewinnen, daß er eine neue Untersuchung der streitigen Punkte anzustellen befahl; und er war dazu auch um deswillen von selbst geneigt, weil der Bischof Dioskurus zu Alexandrien, das Haupt der Unterdrücker, die Bekanntmachung seiner Thronbesteigung daselbst durch sehr ungeistliche Mittel zu verhindern gesucht hatte, eine Unternehmung, welche auf einen nicht ganz rechtmäßigen Besteiger des Throns tiefe und unfreundliche Eindrücke

weichen mußte S. 307. Die Unterdruckten hielten also auf Befehl und unter dem Schutze des Kaisers wieder eine Kirchenversammlung zu Chalcedon, wo es beynahe eben so unruhig und wild, nur nicht eben so gewaltthätig als zu Ephes hergieng, aber doch auch ohne Verhör und rechtmäßige Untersuchung Eutyches und Dioskurus, den man ohne Grund für seinen Anhänger ausgab, verketzert, abgesetzt und mit Anathema belegt wurden S. 333. f. und das alles mit heuchlerischer oder fanatischer Berufung auf den Einfluß Gottes S. 390. (nach der heutigen Sprache heißt es bey unsern freylich viel unbedeutendern Ketzermachern: vor dem Angesichte Gottes.) Auch diese Glaubensrichter nahmen wieder ihrerseits den weltlichen Arm zu Hülfe, und wollten ihre Gegner durch Strafgesetze das für Wahrheit zur Seligkeit anzunehmen zwingen, was sie nach Leidenschaft, Eigendünkel und Fanatismus für orthodox erkläret hatten. Durch eine kaiserliche Verordnung wurden unter andern „alle Eutychianer für unfähig erklärt, testamentarische Vermächtnisse zu empfangen, oder zum Besten der Glieder ihrer Parthey, Testamente zu machen, — ihre Bücher und Schriften sollten verbrannt, und wer sie abschrieb oder andern zu lesen gab, mit Einziehung seines Vermögens des Landes verwiesen seyn; wer sie mündlich lehrete, gar am Leben gestraft werden, und wer sie aus Wißbegierde anhörete, eine Geldbuße von zehn Pfund Goldes erlegen u. s. w. S. 475 f.

Solche irreligiöse Folgen hatte eine theologische Streitigkeit, welche beyde Theile nicht recht verstanden; welche nicht spitzfündig genung von jeder Parthey bestimmt werden konnte, um allen theologischen Irrthümern und Consequenzmachereyen auszuweichen, welche auch von den wenigsten aus Einsicht und aus Gefühl ihres wichtigen Einflusses auf die Religion, sondern aus Despotismus über die Gemüther, aus fanatischer Rathgeberey und Verehrung menschlicher Autoritäten, aus Ehrgeiz und Rangsucht und aus noch schlechtern Leidenschaften, die bey theologischen Fragen, so bald sie in Religionsstreitigkeiten verwandelt werden, ihr volles Spiel haben, mit aller ersinnlichen Wuth vertheidiget und behauptet wurde. Das arme Volk, das von seinen Lehrern zu christlichen Tugenden erzogen wer-

ben sollte, wurde gegentheils von Mönchen und Bischöfen durch heftige Bannflüche wider die Gegner, als wider die ärgsten Feinde ihrer Sekte, in Wuth gesetzt, zu Aufruhr, Morden und den grausamsten Verfolgungen verleitet: und unter allen diesen Gottlosigkeiten wurde da, wo man die Oberhand hatte, über den Sieg der reinen Lehre triumphirt; wo man hingegen vor der überwiegenden Gewalt zum Kreuze kriechen mußte, bequemte man sich oft eben so niederträchtig das zu verdammen und als Teufelslehre zu verfluchen, was man kurz zuvor als die allein seligmachende Lehre gepriesen hatte. Die Beurtheilung der theoretischen und praktischen Seite dieser Streitigkeit, so wie sie der Verf. S. 624. folg. giebt, empfehlen wir hierbey zum Nachlesen; aus dessen Vergleichung mit dem, was wir davon denken, erhellen wird, wie fern beyde Urtheile, wiewol in andern Ausdrücken, nach der Hauptsache übereinstimmen, und aus der Entwickelung der ganzen traurigen Geschichte gefasset seyn oder nicht.

Der Erfolg dieser vermeynten Bestimmung der Glaubenslehre war, daß die Gemüther noch mehr gegen einander erhitzt wurden, und die religiöse Wuth in öffentliche Unruhen und Feindseligkeiten ausbrach, welche weder der damalige Kaiser noch seine Nachfolger durch alle versuchte Mittel zu stillen vermochten. Zu Jerusalem bemeisterten sich die Mönche der Stadt, zogen Räuber an sich, und behandelten die Einwohner, als es nur ein barbarischer Feind hätte thun können. Sie legten Feuer an die Häuser, plünderten und mordeten, setzten die ärgsten Missethäter in Freyheit — setzten nach Willkühr Bischöfe ab, und andere untaugliche Personen an ihre Stelle, — und der schwache Regent wußte ihnen nicht einmal in dieser einzigen Stadt gehörig Einhalt zu thun, noch weniger wagte er es, die gottlosen Urheber zu bestrafen.„ S. 644 f. In Alexandrien und ganz Aegypten gieng es noch ärger. Die Anhänger des Cyrillus und die Eutychianischgesinnten trenneten sich von der nunmehrigen orthodox gewordenen Parthey, und wurden in der Folge Monophysiten genannt; eine Parthey verfolgte immer die andere, bürgerliche Kriege, Morden, Absetzen, Verleumden und die boshaftesten Kunstgriffe wechselten

mit

mit einander ab; und welche Parthey auf kurze Zeit die Oberhand hatte, die bewieß ihren Religionseifer und die Reinigkeit ihres Glaubens durch barbarische Grausamkeiten gegen die andere. Wären mehr solche tolerante und sanftmüthige Bischöfe zu Alexandrien gewesen, als es einer unter ihnen, nemlich Timotheus, S. 745. war, so hätten vielleicht die Gemüther beruhiget werden können, wiewol er dafür von seiner eigenen Parthey (gerade wie es noch geht) nicht für ächt orthodox gehalten, ja gar verketzert wurde: aber Intoleranz war vom orthodoxen Glauben unzertrennlich, und steckte auch nur allzutief in den entflammten Gemüthern der Clerisey selbst, durch welche Ruhe und Einigkeit wieder hätte hergestellt werden sollen. Alle Versuche der Regenten, unter welchen des Kaisers Zeno Henotikon oder Vereinigungsformel S. 773. f. und S. 802 f. den Vorzug behauptet, welche klüglich verfasset war, und allem Scheine nach die Vereinigung hätte befördern sollen, konnten nichts ausrichten; sondern machten das Uebel nur ärger: den meisten Regenten fehlte es an Klugheit oder an Nachdruck; die Bischöfe hatten zu viel Einfluß in die Regierung und auf das Volk; und so sehr ein jeder für die wahre Lehre stritte, so wollte doch jeder seine eigne Lieblingsmeynung aus Ehrgeiz zur allgemeinen Rechtgläubigkeit erhoben, und andern schlechterdings als Lehrvorschrift aufgedrungen wissen, u. s. w.

Mit ein paar einzelnen Zügen wollen wir beschliessen. S. 710. wird von den Bischöfen in Asien erzählt, daß sie eine Verordnung Kaisers Basiliski, welche ihren eignen Schlüssen zu Chalcedon entgegen war, unterschrieben. „Ob es freywillig oder aus Zwang geschehen sey, setzt der Verf. hinzu, kann man nicht entscheiden. Sie selbst haben beydes versichert, zum schändlichen Denkmale ihres Leichtsinns, womit sie ihre Dogmatik nach der Veränderung der Hofluft verändert haben.„ S. 727. wird aus diesem Betragen der Bischöfe die wichtige Wahrheit angemerkt, „daß die grösten Händel in der Kirche immer nur von dem Willen sehr weniger Personen abgehangen; und jene so oft eine andere Gestalt erhalten, so oft diese Personen verändert worden.„ (Dann traue noch jemand den

den Versicherungen der Eiferer, daß sie allein von Liebe zur Wahrheit, und von Begierde die Seligkeit ihrer anvertrauten Gemeinen zu befördern, belebt worden. Ein Liebling, eine Prinzessin, eine Maitresse, ein Rathsherr oder Burgemeister können ihren Eifer anfachen oder dämpfen. — S. 827 f. findet der Verf. das Sittliche in dieser Periode über die Maaße traurig. „Da ist, sagt er, nicht ein einziger Mann, der in seinen uns bekannten Handlungen die Forderungen des Christenthums in Absicht auf Religionsstreitigkeiten beobachtet hätte (den vorgedachten Timotheus zu Alexandrien möchten wir wohl ausnehmen) — Härte und Unbiegsamkeit, die gröbsten Ausschweifungen, Mord und Todtschlag waren auf der einen Seite die Wirkungen einer fanatischen Wuth. Die Häupter dieser Parthey waren durchaus Männer von schlechtem Charakter, voller Ehrgeiz sich zu behaupten, voller List den Pöbel zu gewinnen, voller Rachbegierde; grössere Eiferer für ihre Bischofswürde als für ihre Orthodoxie.„ — Auf der andern Seite waren sie nicht viel besser: ähnliche Absichten, ähnliche Mittel, ähnliche Unternehmungen, die nur aus der verschiedenen Lage, darinn sie waren, nemlich dem Hofe näher zu seyn, eine andere Gestalt bekamen. — Und das waren Christen, und Häupter der Kirche. Dafür behüte uns, lieber Herr Gott!

R.

Johann Lorenz von Mosheim exegetische Einleitung in den Brief Pauli an die Römer, mit einer eignen Erklärung dieses Briefes herausgegeben von D. Friedrich Eberhard Boysen. Blankenburg und Quedlinburg bey C. A. Reußner. 1771. 3 Alph. 20. Bogen in 4.

Diese beyden Schriften über den Brief an die Römer sind bloß durch einen Zufall mit einander verbunden. Die erstere ist eine nachgeschriebene Vorlesung, die der sel. Pastor Commerau, herauszugeben willens war, aber durch den Tod daran verhindert ward. Der Verleger hat den Hrn. Consisto-

rialrath

linkrath Goysen, die Vorlesung herauszugeben, und — weil das Buch nicht groß genug war, mit Anmerkungen zu begleiten. Hr. D. B. lehnte die Arbeit im Anfange von sich ab, und übernahm sie erst auf wiederholtes Ansuchen, entschloß sich aber, statt der verlangten Anmerkungen zu dem Moshelmischen Werke lieber selbst eine eigne Erklärung dieses Briefes hinzuzufügen, die aus seinen Wochenpredigten entstanden war.

Der Mosheimischen Einleitung kann man es nun wohl ansehen, daß sie nicht von ihrem Verfasser selbst dem Drucke übergeben ist. Beyde Theile derselben sind sich sehr ungleich. Von den ersten 11. Kapiteln findet man bloß eine sehr ausführliche Zergliederung und nur hin und wieder etwas weiters zur Erklärung der Worte und Sachen; bey den folgenden Kapiteln aber ist der Zergliederung eine nähere Erklärung hinzugefügt, in welcher manche ganz bekannte Dinge zu weitläuftig gesagt, und dagegen schwerere zu kurz berührt werden. Fehler, die nicht auf Rechnung des V., sondern des Nachschreibers kommen. Ob wir also gleich glauben, daß bey der grossen Menge der Erklärungen des Briefes an die Römer diese unvollständige Schrift eben nicht wäre vermißt worden; so wollen wir ihr doch ihre Brauchbarkeit für angehende Ausleger nicht absprechen.

Wir kommen zu der Erklärung des Hrn. CR. B. Die Einrichtung ist folgende. Der Brief ist in kleinere Abschnitte zertheilt. Einem jeden ist der kurze Inhalt vorgesetzt; ihm folgt eine neue Uebersetzung, dann die ausführliche Erklärung, und endlich eine kurze Anzeige der darinn enthaltenen Lehren.

Wir können nicht sagen, daß wir in dieser Erklärung etwas gefunden haben, wodurch sie sich besonders auszeichnete. Einige richtige Bemerkungen, die dem V. eigen sind, würde man gewiß lieber etwa in einem Journale, oder — wenn doch einmal das Mosheimische Werk herausgegeben werden sollte, in Anmerkungen zu demselben lesen, als aus etlichen Alphabeten, die so viel Bekanntes enthalten, heraussuchen. Es fehlt ja an Commentariis über den Brief an die Römer nicht, woraus sich junge Leute in diesen bekannten Dingen Raths erholen könnten. Aber es ist wohl der Widerspruch gegen einige neuere Ausleger dieses Briefes die Hauptabsicht des V. bey Herausgabe seiner Erklärung gewesen. Er sagt in der Vorrede: „Ich habe nicht umhin gekonnt, einigen Gelehrten, die seit sechs Jahren über den Brief an die Römer commen-

mentirt, oder ihn erläutert haben, zu widersprechen, und insonderheit habe ich einem Manne oft widersprochen, der mir werth ist, und dessen wahre Verdienste ich höher halte, als seine blinden Nachsprecher und brausenden Panegyristen sie immer halten mögen. (Der V. hätte diesen grossen Gelehrten immer nennen können, den doch jedermann erkennen wird) und ich glaube, daß ich es mit Grunde und Bescheidenheit gethan habe. (jenes, nach unserm Urtheile nicht oft, und dieß nicht einmal) „Ausser dem Tayler, von dem sich nicht wenige der neuesten Begriffe herschreiben, habe ich keinen genannt u. s. w. — Hierbey aber muß ich freymüthig bekennen, daß ich in gewissen Schriften, die auch des Neuen wegen, welches sie enthalten sollen, mit vielem Geräusche empfohlen worden sind, doch gar nichts gefunden habe, welches wirklich neu wäre, oder von der Neuheit einigen Reiz hätte„ — und nun fährt der V. fort, einige Meynungen der neuern Exegeten anzuführen, die er nicht für neu will gelten lassen. Wir geben das gerne zu, wissen auch nicht, daß jemand diese Meynungen an und für sich selbst für neu ausgegeben habe. Aber soviel, wird doch der V. wohl gestehen müssen, daß seit nicht gar langer Zeit einige berühmte Exegeten der Schrifterklärung eine andere Gestalt gegeben haben, daß es noch gar nichts Altes und Gewöhnliches bey uns sey, die heil. Schriftsteller ohne Rücksicht auf unsre jetzigen Systeme aus sich selbst und nach den Begriffen zu erklären, die diejenigen, an welche ihre Schriften zunächst gerichtet waren, dabey haben konnten. Herrscht nicht noch der alte hergebrachte Gebrauch bey weitem bey dem größten Haufen der Schriftausleger, die Bibel immer mit halbem Blicke ins System und mit dem eifrigen Wunsche zu lesen, in einer jeden Stelle etwas zur Bestätigung für irgend einen angenommenen dogmatischen Satz zu finden. Wir können den Verf. selbst, obgleich diese Schrift sonst von guter Sprachkenntniß und Uebung in der Auslegungskunst zeiget, von diesem Fehler nicht frey sprechen. Die Begierde, kein sogenanntes dictum classicum zu verlieren, die Sorgfalt, sich dem hergebrachten Sprachgebrauche des Systems gemäß auszudrücken, ist immer sichtbar. Warum muß doch der Glaube (nicht der Werkheiligkeit des jüdischen oder christlichen Pharisäers; denn das setzt Paulus ihm unstreitig entgegen) sondern der wahren Frömmigkeit und Rechtschaffenheit, der innern und äussern Thätigkeit im Guten, entgegengesetzt werden? Wol-

len

machen suchte S. 307. Die Unterdruckten hielten also auf Befehl und unter dem Schutze des Kaisers wieder eine Kirchenversammlung zu Chalcedon, wo es beynahe eben so unruhig und wild, nur nicht eben so gewaltthätig als zu Ephes hergieng, aber doch auch ohne Verhör und rechtmäßige Untersuchung Eutyches und Dioskurus, den man ohne Grund für seinen Anhänger ausgab, verketzert, abgesetzt und mit Anathema belegt wurden S. 333. f. und das alles mit heuchlerischer oder fanatischer Berufung auf den Einfluß Gottes S. 390. (nach der heutigen Sprache heißt es bey unsern freylich viel unbedeutendern Ketzermachern: vor dem Angesichte Gottes.) Auch diese Glaubensrichter nahmen wieder ihrerseits den weltlichen Arm zu Hülfe, und wollten ihre Gegner durch Strafgesetze das für Wahrheit zur Seligkeit anzunehmen zwingen, was sie nach Leidenschaft, Eigendünkel und Fanatismus für orthodox erkläret hatten. Durch eine kaiserliche Verordnung wurden unter andern, „alle Eutychianer für unfähig erklärt, testamentarische Vermächtnisse zu empfangen, oder zum Besten der Glieder ihrer Parthey, Testamente zu machen, — ihre Bücher und Schriften sollten verbrannt, und wer sie abschrieb oder andern zu lesen gab, mit Einziehung seines Vermögens des Landes verwiesen seyn; wer sie mündlich lehrete, gar am Leben gestraft werden, und wer sie aus Wißbegierde anhörete, eine Geldbuße von zehn Pfund Goldes erlegen u. s. w. S. 475 f.

Solche irreligiöse Folgen hatte eine theologische Streitigkeit, welche beyde Theile nicht recht verstanden; welche nicht spitzfündig genung von jeder Parthey bestimmt werden konnte, um allen theologischen Irrthümern und Consequenzmachereyen auszuweichen, welche auch von den wenigsten aus Einsicht und aus Gefühl ihres wichtigen Einflusses auf die Religion, sondern aus Despotismus über die Gemüther, aus fanatischer Rathgeberey und Verehrung menschlicher Autoritäten, aus Ehrgeiz und Rangsucht und aus noch schlechtern Leidenschaften, die bey theologischen Fragen, so bald sie in Religionsstreitigkeiten verwandelt werden, ihr volles Spiel haben, mit aller ersinnlichen Wuth vertheidiget und behauptet wurde. Das arme Volk, das von seinen Lehrern zu christlichen Tugenden erzogen wer-

den sollte, wurde gegentheils von Mönchen und Bischöfen durch heftige Bannflüche wider die Gegner, als wider die ärgsten Feinde ihrer Sekte, in Wuth gesetzt, zu Aufruhr, Morden und den grausamsten Verfolgungen verleitet: und unter allen diesen Gottlosigkeiten wurde da, wo man die Oberhand hatte, über den Sieg der reinen Lehre triumphirt; wo man hingegen vor der überwiegenden Gewalt zum Kreuze kriechen mußte, bequemte man sich oft eben so niederträchtig das zu verdammen und als Teufelslehre zu verfluchen, was man kurz zuvor als die allein seligmachende Lehre gepriesen hatte. Die Beurtheilung der theoretischen und praktischen Seite dieser Streitigkeit, so wie sie der Verf. S. 624. folg. giebt, empfehlen wir hierbey zum Nachlesen; aus dessen Vergleichung mit dem, was wir davon denken, erhellen wird, wie fern beyde Urtheile, wiewol in andern Ausdrücken, nach der Hauptsache übereinstimmen, und aus der Entwickelung der ganzen traurigen Geschichte gefasset seyn oder nicht.

Der Erfolg dieser vermeynten Bestimmung der Glaubenslehre war, daß die Gemüther noch mehr gegen einander erhitzt wurden, und die religiöse Wuth in öffentliche Unruhen und Feindseligkeiten ausbrach, welche weder der damalige Kaiser noch seine Nachfolger durch alle versuchte Mittel zu stillen vermochten. Zu Jerusalem bemeisterten sich die Mönche der Stadt, zogen Räuber an sich, und behandelten die Einwohner, als es nur ein barbarischer Feind hätte thun können. Sie legten Feuer an die Häuser, plünderten und mordeten; setzten die ärgsten Missethäter in Freyheit — setzten nach Willkühr Bischöfe ab, und andere untaugliche Personen an ihre Stelle, — und der schwache Regent wußte ihnen nicht einmal in dieser einzigen Stadt gehörig Einhalt zu thun, noch weniger wagte er es, die gottlosen Urheber zu bestrafen.„ S. 644 f. In Alexandrien und ganz Aegypten gieng es noch ärger. „Die Anhänger des Cyrillus und die Eutychianischgesinnten trenneten sich von der nunmehrigen orthodox gewordenen Parthey, und wurden in der Folge Monophysiten genannt; eine Parthey verfolgte immer die andere, bürgerliche Kriege, Morden, Absetzen, Verleumden und die boshaftesten Kunstgriffe wechselten

mit

zum Tempelbau einzuflößen. Diesen Endzweck hat das 3. Kap. Zachar. Es enthält dasselbe einen Traum, welches das Wort ראה sowol anzeiget, als es durch die hier vorkommenden Bilder bestätiget wird. Der Prophet siehet einen Engel, zu dessen Linken Josua, als der Verklagte, umgeben von einer Menge seiner ihn begleitenden Freunde, stehet; zur Rechten stand Satan, der Ankläger. Nach geschehener Untersuchung wird Josua von den Anklage frey gesprochen und seinen Freunden gleichsam als Hoherpriester wieder gegeben. (die Leseart מהלכים scheint allerdings der andern מַהְלְכִים vorzuziehen zu seyn; allein ihre Ableitung von dem Arabischen حكم ist gezwungen, und eher anzunehmen, daß הלך in Piel dieselbige Bedeutung als in Hithpael habe.) Der Engel ist nicht der Sohn Gottes, welches mit drey wichtigen Anmerkungen, worunter diese daß מלאך nudum sit praesentiae divinae symbolum auffallend ist, bewiesen wird. Auch sind die Erklärungen der beyden Stellen 2 Petr. 2, 13. und Jud. 9. 10. lesenswürdig. Die erste übersetzt Hr. Faber nach einer veränderten Leseart so: non ferunt contra se sententiam sc. ignominiosam (man siehet hier die Art der heil. Schriftsteller, zum Beweise eines moralischen Satzes ein Bild so zu gebrauchen, als wenn es eine wirkliche Begebenheit wäre). Bey der andern Stelle verzweifelt der V., wofern nicht die Worte περι τε σωματος τε Μωσεως weggeschaft werden, die er in diese: περι τε Ιωσεως τε Αρχιερεως zu verwandeln sucht. Allein Josua heißt auf Griechisch Ιησους, und es könnte nach den LXX. ehe aus περι τε Ιησου τε Ιωσεδεκ durch Nachlässigkeit des Abschreibers jene verdorbene Leseart entstanden seyn.

Um dieses also von Neuem Josua zugesprochene hohepriesterliche Amt desto feyerlicher zu bestätigen, wird die Weissagung auf den künftigen Meßias hinzu gefüget, die S. 91. so ausgedrückt wird: missurus quippe servum meum Zemach, uni huic lapidi, quem Josuae ob oculos pono (sic fatur coelorum rex Jehova) septem *Aenaim* insculpo: uno namque die hanc mundabo a crimine terram, (die Etymologie des sonst so schweren radicis מוש hat viel wahrscheinliches) eodemque die invitabitis alii alium subter vitem subterque ficum.

Daß dieses eine Weissagung auf Christum sey, wird aus folgenden Gründen zu erweisen gesucht. 1. Es war eben so schicklich wie beym Hagg. 2, 7. hier der Zukunft des Meßias

zu gedenken. — Dieß sagt, meiner Meynung nach, nichts. Wenn es darauf ankommt, was hier schicklich war, so scheinet es mir noch schicklicher zu seyn, der nahe bevorstehenden Glückseligkeit der zurückgekommenen Juden, des ungehinderten Tempelbaues, der Entsündigung des Volks durch den Nehemia und der darauf folgenden Ruhe, als einer noch so weit entfernten Glückseligkeit in den Tagen des Messias zu gedenken. Aus dem Namen צמח der עבד servus heißt, quia *deum se superiorem colit*, welches nach Jes. 42, 1. 53, 11. der Name des Messias ist. Allein ein jeder, den Gott sendet, oder zur Vollbringung seiner Absicht ausrüstet und unvermuthet erscheinen läßt, kann diesen Namen führen. 3. Aus der übereinstimmenden Auslegung der Juden. 4. Aus der Verheißung eines zwiefachen Segens: expiabit terram et securos reddet incolas — den doppelten Segen aber hat man auch, wenn man die Worte auf die nähern Zeiten deutet, die durch den Nehemias und Esra geschehene Reinigung des Volks würde dann der sogenannte geistliche Segen seyn. 5. Aus Kap. 6, 12. wo der Befehl, dem Josua eine zwiefache Krone aufzusetzen et regis et pontificis potestatem in servo Dei צמח conjunctam anzeiget. — Dieser Befehl konnte auf den Hohenpriester selbst und allein gehen, als welcher die höchste geistliche und weltliche Gewalt vereinigt besitzen sollte.

Nach der Widerlegung 6 falscher und unrichtiger Auslegungen dieser Stelle kommt der Verf. zu seiner ganz neuen, und, wie er glaubt, sehr einleuchtenden Erklärung. Er setzet vier Bemerkungen, worauf sie sich gründet, zum voraus, welche alle ihre Richtigkeit haben. 1. Der Stein, von dem geredet wird, ist ein lapis fundamentalis Zach. 4, 7. 2. Auf solchen Grundsteinen pflegte man Inschriften einzuhauen 2 Timoth. 2, 9. 3. Jeder Buchstabe des hebräischen Alphabeths hat seine besondre Bedeutung und ע ist seiner Figur wegen von dem Auge benannt. 4. Die Hebräer drückten ihre Zahlen mit Buchstaben aus, da ע also 70. galt. Es sollten demnach auf dem Grundsteine 7 Aenaim oder 7 ע gehauen werden, das ist, sieben mal siebenzig. Und diese Zahl kann nicht Tage, Wochen oder Monathe anzeigen; denn alsdann würde es der Prophet ausdrücklich angezeiget haben, weil er nemlich eine baldige Erfüllung, und

eine

eine sehr angenehme Sache in diesem Falle zu melden hätte, und diese Ankündigung dem ungeduldigen und schwierigen Volke nicht würde verdunkelt oder verborgen haben, *ne spes populi in longius protracta refrigeret.* Da er also nichts bestimmt, so muß man Jahre verstehen. Diese sieben mal siebenzig Jahre also bestimmten die Ankunft des Messias; denn an dem Tage sollte das jüdische Land gereinigt werden. Es muß also eine Zeit bestimmt seyn, und wo wäre das geschehen, wenn es nicht in den 7. Aenaim ausgedruckt worden. — Man wird aber Beyspiele genug bey den Propheten finden, wo sie von einem gewissen Tage zu reden scheinen, und es heißt an dem Tage wird dieß oder jenes geschehen, ohne daß eine genaue Zeitbestimmung vorhergegangen.

Ist denn aber, wenn diese Hypothese angenommen wird, die Weissagung auch erfüllt worden? Diese Frage auszumachen, kommt alles darauf an, wie man mit der Zeitrechnung auslanget, und wer der Darius ist, in dessen zweyten Jahre Zacharias dieses weissagt? Hr. Faber sucht nach der Zeitrechnung zu beweisen, daß es weder Darius Hystaspis, noch Artaxerxes Longimanus, noch Darius Nothus seyn könne (hauptsächlich darum, weil alsdann seine Rechnung nicht bestehe), sondern es müsse der Darius, dessen vom Haggai, Zacharias und Nehemias Erwehnung geschicht, Xerxes seyn. So viel Fleiß und Sorgfalt auch der V. auf die Aufklärung der Zeitrechnung gewandt hat, so sind uns doch noch viele Schwierigkeiten und Zweifel übrig geblieben, worauf wir uns hier aber um so weniger einlassen werden, da man billig die von dem V. angekündigte Abhandlung über die siebenzig Jahrwochen Daniels abwarten muß, worinn er, wie er verspricht, die Sache in ihr völliges Licht setzen wird.

Bs.

2. Rechtsgelahrheit.

W. G. Bangerow, Regierungsrath bey der Regierung zu Magdeburg, Entwurf des Wechselrechts nach den Grundsätzen der Preußischen Staaten. Halle bey Hemmerde 1773., S. 156., 8.

Ein Handbuch, welches alles Lob verdient. Es fehlte bisher gänzlich an einer systematischen Abhandlung des Preußischen Wechselrechts; so sehr auch Lestocqs Erläuterung, welche die Heineccianischen Grundsätze erklärt und die Preußischen Abweichungen sehr unvollständig anmerkt, dem Namen nach dahin gezählt werden möchte. Der Hr. V. ist fast durchgehends glücklich in seinem Entwurfe. Er legt das allgemeine Wechselgesetz für die Preußischen Staaten von 1751., nebst den vielen seitdem einzeln ergangenen Verordnungen, zum Grunde und entlehnt aus dem gemeinen Wechselrechte nur wesentliche Begriffe, Eintheilungen und einzelne in den Preußischen Gesetzen nicht berührte Sätze. Jedoch hat er viele andere Sätze und besondere Streitfragen, wenn sie ihm nicht gerade zum Zusammenhange nothwendig waren, billig weggelassen, da das Preußische Gesetz sie unentschieden läßt. Sein Vortrag ist deutlich, einem Handbuche in Präcision angemessen und schön. Die Ordnung, welche nach vorausgeschickten Quellen, Hülfsmitteln und allgemeinen Entscheidungsregeln, den Wechselkontrakt mehrentheils nach dem Beckischen und Selchowschen Vortrage, historisch, wie er entstehet, fortgeht und gerichtlich verfolgt wird, abhandelt, ist systematisch. Nur wünschten wir, daß der Hr. V. mit dem Beck zuerst von gezogenen und sodann erst von eigenen Wechseln hätte handeln mögen. Er hat dagegen mit dem gemeinen Haufen diese jenen vorgesetzt. Eigene Wechsel sind aber ihrem Ursprunge nach später und nur eine Nachahmung der gezogenen Wechsel, oder ein blosses Darlehn unter der Form eines trassirten Wechsels. Mehrere Streitfragen bey dem Geschäfte eines eigenen Wechsels entlehnen daher ihre Entscheidung aus dem Geschäfte des gezogenen Wechsels; und nicht selten fällt selbiges, nach einer richtigen Bestimmung des wesentlichen Unterschiedes, zum Gegentheile aus. Uebrigens gereicht es dem H. V. bey der Menge von Sachen, die er ohne Vorgänger vorgetragen hatte, zu keinem Vorwurfe, wenn man hin und wieder einen unrichtigen, oder auch unbestimmten Satz wahrnimmt. Bey einer zweyten Auflage wird sein rühmlicher Fleiß vielleicht mehreres bessern. Wir wollen nur einiges, so uns beym Durchlesen aufgestossen ist, anmerken: S. 112. §. 163. ist nur der Annahme zur Ehre des

Aus-

Ausstellers gedacht. Sie kann auch zur Ehre eines Indossanten geschehen. S. 113. §. 165. heißt es: „Der Acceptant zur Ehre der Wechselbriefe kann von dem Trassanten die Erstattung des Kapitals, Zinsen und Kosten nach Wechselrecht fordern.„ Nicht auch von dem Indossanten? Hier hätten die Rechte eines solchen Acceptanten nach dem in der Ern. W. O. 1751. Art. 69. gemachten Unterschiede, ob die Annahme zur Ehre des Trassanten, oder zur Ehre eines Indossanten geschehen ist, vorgetragen werden sollen. Im ersten Falle hat nach dem H. V. der Acceptant freylich nur allein bey dem Trassanten seine Wiederbezahlung zu suchen; im letzten aber auch bey dem Indossanten, zu dessen Ehre er acceptirt hat, und allen vorhergehenden Indossanten; ob ihm gleich der Regreß gegen die folgenden Indossanten abgeschlagen ist. S. 94. §. 131. wird zur Regel gemacht: „Bey Sichtbriefen wird die Annahme von dem Tage, da er vorgezeiget worden, sollte es auch ein Festtag seyn, angerechnet.„ Dahingegen heißt es in der Ern. W. O. Art. 48. „An Sonn- und Festtagen wird kein Wechsel präsentirt. Könnte aber am Sonnabende ein Wechsel auf einen Juden präsentirt werden, so kann derselbe zwar solchen vor Montags nicht acceptiren, weil kein jüdischer und unser christlicher Feyertag solches hindert; doch soll die Zeit der Acceptation eines Sichtbriefes von dem Sonnabend angerechnet werden.„ Das Gesetze redet offenbar nur von Sichtbriefen, die auf einen Juden trassirt sind und auf den Sonnabend hätten präsentirt werden können. Nur bey diesen soll die Verfallzeit nicht erst vom folgenden Montage, an welchem die Präsentation geschiehet, sondern schon vom Sonnabende angerechnet werden. Dahingegen bey einem christlichen Trassanten die Verfallzeit jederzeit von dem folgenden Werkeltage, an welchem der Wechsel zur Präsentation gebracht wird, zu laufen anfängt. S. 149. §. 227. wird behauptet, daß die von dem Gläubiger geschehene Ablieferung der Tratte an den Schuldner, ehe derselbe die Valute entrichtet, oder die frühere Bezahlung der Valute, ehe der Schuldner den Wechsel ausgestellet, den Wechseln beym Konkurse keinen Vorzug geben. Zur Bestärkung ist Ludovici angeführt; vielleicht weil er ein Preußischer Rechtslehrer war. Die Meynung ist aber

nicht nur der natürlichen Billigkeit, sondern auch der Analogie des gemeinen Rechts, welches sogar von einigen Wechselordnungen ausdrücklich hierinn bestätiget wird, gänzlich zuwider.

O.

Ohnmaßgebliche Vorschläge, die Visitation, und die Beförderung des Justizwesens am K. und R. Kammergerichte, dann dessen Sustentationswerk betreffend. 1772. 114. Seiten in Folio.

Prüfung der ohnmaßgeblichen Vorschläge, die Visitation und die Beförderung des Justizwesens am K. und R. Kammergerichte, dann dessen Sustentationswerk betreffend. 1772. 96. S. in Folio.

Die grosse Sorgfalt und der Eifer, mit welchen die jetzige Visitation des Reichskammergerichts die Abstellung der Mängel, welche bey diesem hohen Gerichte eingerissen sind, und die Verbesserung des Justizwesens sich angelegen seyn läßt, hat seit einigen Jahren mehrere Schriften über diese Gegenstände, und überhaupt über die Visitationsmaterie, die man vordem als eine bloß theoretische Materie ansah, veranlaßt. Unter diesen verdienen die beyden, deren Titel wir angezeigt haben, die größte Aufmerksamkeit, nicht nur weil sie das Ganze umfassen, nicht etwa einen oder den andern Verbesserungspunkt, sondern alle diejenigen Sachen betreffen, die in dieser Rücksicht vorgekommen sind, sondern auch wegen der sehr genauen Kenntniß, welche die Verfasser derselben von den dahin gehörigen Geschäften, von allem, was bey der Visitation vorgekommen ist, und von der Art der Behandlung der Geschäfte bey derselben unstreitig gehabt haben. Ueber die ohnmaßgeblichen Vorschläge, die eigentlich zu Regensburg herausgekommen sind, ist auch, nach öffentlichen Nachrichten, selbst auf der Reichsversammlung gehandelt und berathschlagt worden. Wir hoffen deswegen bey unsern Lesern Dank zu verdienen, wenn wir sie mit denselben bekannt machen.

Beyde Verfasser, der Vorschläge und der Prüfung, bezeigen sehr grossen Patriotismus für das Reichsjustiz-

zuschweisen; nur in Ansehung der Mittel zu diesem gemeinschaftlichen Zwecke weichen sie sehr von einander ab. Die Prüfung scheint den Vorschlägen hauptsächlich die Vernachlässigung der Rechte der Reichsstände, eine allzugrosse Ausdehnung der Gewalt des kammergerichtlichen Direktoriums, und oft unrechte Auslegung und partheyische Erklärung der Gesetze, Schuld zu geben, und vertheidigt auch oft das Verfahren der Visitation gegen die Erinnerungen des Verfassers der Vorschläge.

Die Vorschläge, und eben so die Prüfung, welche jenen auf dem Fusse nachfolget, zerfallen in drey Abtheilungen. Die erste Abtheilung enthält Vorschläge, welche die Visitation und die Einrichtung ihrer Geschäfte selbst betreffen, und wodurch eine Beförderung und Beschleunigung derselben erhalten werden soll. Die Vorschläge tadeln gleich Anfangs, daß bey der Visitation noch keine Revisionen vorgenommen worden, und schlagen vor, von den 24. Subdelegirten wenigstens 6. zu den alten Revisionssachen abzuordnen; dagegen erinnert aber die Prüfung, nach den Gesetzen müsse die Visitation erst beendigt seyn, ehe Revisionen erörtert würden, die Visitation müsse von der ganzen Deputation erörtert werden, jeder der 24. deputirten Stände habe ein Recht, daß er vom Visitationsgeschäfte nicht abgesondert werden dürfe, und, ehe man an einen eignen Revisionssenat denken könnte, sey noch erst die weitaussehende Schwierigkeit wegen der Churmaynzischen Prätension, in allen Senaten zugleich zu sitzen und zu stimmen, aus dem Wege zu räumen. Daß die Untersuchung über die unlängst suspendirte Assessoren so lange daure, und man sie nicht, mit Vorbehalt der weitern Untersuchung, sogleich absetze, und ihre Stellen wieder besetze; daß die Visitation einem der suspendirten Assessoren aus dem Unterhaltungsfond Alimente angewiesen habe, tadeln die Vorschläge, es wird aber solches in der Prüfung, zum Theil mit Beziehung auf die Visitationsprotokolle, vertheidiget. — Man sollte die Visitationssachen in abgetheilten Senaten vornehmen, und nur wichtige Sachen dem Pleno vorlegen; dieß verwirft die Prüfung wiederum aus den Gründen, weil jeder deputirter Stand ein ius quaesitum habe, sich von einem Theile des Geschäfts nicht ausschliessen zu lassen, und bey abgetheil-

getheilten Senaten stehe wieder die Maynzische Forderung des directorii multiplicati im Wege; weswegen auch die von den evangelischen Visitatoren längst gewünschte Subdeputationen zu minderwichtigen Verrichtungen nicht hätten zu Stande gebracht werden können, endlich könnte auch über die Frage, welche Sachen wichtig oder unwichtig seyn, leicht Streit entstehen. — Einen kurzen Termin zur Beendigung der Untersuchung über die Personalgebrechen zu setzen, verwirft die Prüfung als unpraktikabel. — Es folgen in den Vorschlägen (§. 6. f.) verschiedene Erinnerungen über die Art bey der Visitation zu verfahren, das weitläuftige Diktiren der Votorum, das Votiren ausser der Ordnung, das Aussenbleiben einzelner Gesandten von den Sessionen ohne Anführung der Ursache, u. s. w. Dargegen wird in der Prüfung angemerkt, die reichsständische Abgeordnete hätten niemanden als ihren hohen Kommittenten Rechenschaft zu geben, bey welchen man sich allenfalls beschweren müßte; sie hätten ihr freyes Stimmrecht, sie seyn nicht als Privatpersonen und Beysitzer subordinirter Gerichte anzusehen, welche dem ganzen Konvente oder einem Theile desselben oder auch dem Direktorium unterworfen seyn sollten; Kaiser und deputirte Stände seyen nicht Untergebene des Kaisers und sämtlicher Reichsstände, sondern ihre Mandatarien. — Sehr wichtig sind der 9. 10. und 11. §. Sie betreffen die Einrichtung künftiger ordentlicher Visitationen. Der Verf. der Vorschläge will solche alle drey Jahre vorgenommen wissen; sie sollen jedesmal am 1. May anfangen, und mit den Revisionen nicht über 6. Monathe dauren; was binnen der Zeit nicht erörtert werden könnte, soll im Schlußberichte angezeigt, und der nächstfolgenden Visitation überlassen werden. Bey solchen ordentlichen Visitationen soll das alte Schema, nach welchem die Stände in der Ordnung, wie sie auf dem Reichstage sitzen, darzu genommen werden sollen, beybehalten werden, doch so, daß allemal 4. Churfürsten, 8. Fürsten, 1. Prälat oder alternirend ein katholischer Graf, 1. evangelischer Graf, und 2. Städte, also zusammen 16. Stände, berufen würden, von welchen 8. die Visitation, und 8. die Revision, vornehmen, und von letz-

letztern immer nur 6. zu gleicher Zeit im Senate gegenwärtig seyn, die übrigen zwey aber unterdessen ihre Relationen machen, oder auch darzu dienen könnten, wenn einer vom Revisionssenate refusirt würde, den Senat zu ergänzen. Hergegen ist in der Prüfung gar vieles angemerkt, wovon wir nur einiges auszeichnen. Die Zeit, in welcher die ordentlichen Visitationen auf einander folgen sollen, läßt sich jetzt noch nicht bestimmen; es wird darauf ankommen, in welchem Zustande die jetzige Visitation das Kammergericht verlassen wird, was für eine kürzere Art zu visitiren vorgeschlagen werden, und wie man die Dauer der Visitationen nach der Wahrscheinlichkeit werde annehmen können. „Soviel, heißt es, läßt sich einigermassen schon jetzo urtheilen, daß visitationes *quinquennales* vorzüglichere Empfehlung verdienen, damit desto mehr die Kosten erspart, mithin desto weniger jedesmalige Visitationszeit verkürzet werde; maßen nicht viele übereilte Visitationen, sondern gewisse und genaue Visitationen zweckdienlich seyn können.„ Eine positive Zeit zur Vollendung einer Visitation zu bestimmen, sey unthunlich und bedenklich, auch vormals immer vergebl. versucht worden; vermuthlich würden, wenn erst die jetzige Visitation das Justizwesen wieder hergestellet hat, beständige ordentliche Visitationen gemeiniglich nicht einmal 6. Monathe Zeit erfordern; sollten sie aber mehr zu thun finden, so wäre es für die Absicht der Visitation gefährlich, und den Geschäften schädlich, wenn sie angefangene Geschäfte nach der bestimmten Zeit andern fortzusetzen überlassen, oder wichtige Sachen, die in der kurzen Zeit etwa nicht beendiget werden könnten, gar nicht anfangen sollten. — Daß das Schema der alten Visitationen nicht mehr auf die jetzige Reichsverfassung passe, und schon das Schema des J. R. A. zur damals beliebten ausserordentlichen Visitation nach ganz andern Grundsätzen eingerichtet sey, wird sehr ausführlich gezeigt; und viele Inkonvenienzen angeführt, welche bey jenem alten Schema nach der Sitzordnung auf dem Reichstage Statt haben würden. — —

Die zweyte Abtheilung betrift die Verbesserung des Justizwesens beym Kammergerichte. — Die Zahl der

Beysitzer sey auf 25. zu vermehren. In der Prüfung wird dabey erinnert, man habe durch die jetzige Visitation eine legale Notitz vom Zustande des Kammergerichts erhalten, und daß dessen Einrichtung den Gesetzen nicht gemäß, und die Gewalt des Direktoriums soweit aus den Schranken getreten sey, daß die Reichsstände die Verfassung des Gerichts nicht für diejenige erkennen könnten, nach der sie ihre Rechtssachen seiner Entscheidung unterworfen hätten. Die Bemühungen und Anstalten der Visitation, diese Gebrechen abzustellen, hätten bisher noch immer allzustarke Hindernisse gefunden. Die Reichsstände würden also wohl für allen Dingen zuerst die Herstellung und Vollziehung der Gesetze und Ordnung erwarten, und dann erst auf die Vermehrung der Beysitzer bedacht seyn, nicht aber mit dieser Vermehrung einstweilen auf gutes Glück den Anfang machen wollen. — Ueber die Berichtigung und Abänderung des Präsentationsschema zu den Assessorstellen. — Die 25. Beysitzer seyn in drey Senate zu vertheilen, wobey von der Anordnung, Einrichtung, und Abänderung der Senate gehandelt wird. Ueber diese wichtige, und von der jetzigen Visitation gleich vom Anfange an einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigte Materie weichen unsre beyden Verfasser sehr von einander ab. Weil sie beyde auf einen neuen Plan Rücksicht zu nehmen scheinen, der desfalls in einer eignen Abhandlung kürzlich bekannt gemacht worden ist, so wird es den Lesern nicht unangenehm seyn, bey dieser Gelegenheit die Anzeige dieser Abhandlung eingeschaltet zu finden. Sie heißt:

Johann Stephan Pütters — freymüthige Betrachtungen über die Senate am K. und R. Kammergerichte, und was nach Anleitung des kaiserl. Kommissionsdekretes vom 15. Febr. 1772. für eine dauerhafte Einrichtung damit zu treffen seyn möchte? Göttingen, im Vandenhökl. Verlage, 1772. 4. 62. Seiten.

Seitdem die Assessoren des K. G. schon im 16ten Jahrhunderte in Senate abgetheilt worden sind, um dadurch das Gericht in Stand zu setzen, mehrere

Sachen

Sachen auf einmal vorzunehmen, ist in den Gesetzen verordnet, daß der Kammerrichter die Mitglieder einzelner Senate von Zeit zu Zeit abwechseln, und nur diese Abwechselung nicht zu oft, sondern etwa alle halbe oder drey viertel Jahre, geschehen solle. Bey den guten Absichten, welche die Gesetze bey dem Gebote der Abwechselung hatten, damit nemlich weniger Kabalen aus Freundschaft oder Feindschaft der Beysitzer unter einander entstehen möchten, und damit nicht etwa Verwandte, oder lauter alte, oder lauter junge Männer in einerley Senat kommen möchten, — haben doch die Gesetzgeber die Unbequemlichkeiten nicht voraus gesehen, die besonders in neuern Zeiten aus den häufigen Abwechselungen entstanden sind, indem dadurch der Weg darzu gebahnt worden ist, daß ein Kammerrichter, wenn er will, in einzelnen Sachen die Senate nach seinem Gutdünken zusammensetzen, und daran nach partheyischen Absichten künsteln kann, und daß es zuletzt soweit gekommen ist, daß zu jeder einzelnen Sache jedesmal von neuem ein besonderer Senat ernannt worden. Die Visitation suchte zwar durch zwey am 11. April und 23. Jun. 1768. gefaßte Schlüsse diesem bereits abzuhelfen, und die Sache auf den gesetzmäßigen Fuß herzustellen, und damals schrieb Hr. Pütter seine unpartheyische Gedanken über die in dem K. G. Visitationsberichte vom 16. Jul. 1768. enthaltenen Materien. (Göttingen 1769.) worinn er zu zeigen suchte, daß die Herstellung auf den Fuß, wie es die bereits vorhandene Gesetze wollten, mit einigen neuen Zusätzen, als z. B. in Ansehung der Kombinirung der Senate, zu dem Zwecke hinreichen würde. Inzwischen haben nicht nur jene Schlüsse der Visitation wegen des Widerspruchs der kaiserl. Kommission noch nicht zum Vollzuge gebracht werden können, sondern man sieht auch nun ein, daß selbst diese Schlüsse und die bereits vorhandene Gesetze nicht zureichen, das Uebel aus dem Grunde zu heben. Die Mängel des Kammergerichts, sagt der Verf. sind nunmehr so reichskündig geworden, daß man laut davon sprechen kann, und die willkührliche Macht des Kammerrichters (der Verf. protestirt jedoch, daß er nicht an ein Individuum denke, sondern er betrachte die Sache bloß in abstracto) so groß und so ausgebrei-

ter geworden, daß eine ganz neue Gesetzgebung, die also auf den Reichstag gehöret, nöthig ist, um solchem Uebel durchaus abzuhelfen. Da nun das kaiserliche Kommissionsdekret vom 15. Febr. 1772. die Veranlassung zu einer Berathschlagung giebt, um eine dauerhafte und gute Einrichtung des Justizwesens am Kammergerichte an die Hand zu geben, so hat der Verf. in diesen freymüthigen Betrachtungen neue Gedanken über die Senate, und besonders einen, wie er sagt, zufälligerweise ihm zu Händen gekommenen Plan (von dem man leicht sieht, daß es keine bloße Privatarbeit ist), bekannt gemacht und erläutert. Die Hauptsache bey diesem neuen Plane ist, daß die Senate nicht bloß ständig seyn, und eine gewisse bestimmte Zeit beysammen bleiben, sondern (wie auch schon in mehreren Votis der hohen Reichsstände in der Visitationsmaterie im Jahre 1766. u. f. und von dem der reichskammergerichtlichen Verfassung sehr kundigen Hrn. v. Zwierlein in den vermehrten Beyträgen zu Verbesserung des Justizwesens am K. G. vorgeschlagen worden war) perpetuirliche Senate seyn sollen, die keine Abänderung litten, als höchstens in ausserordentlichen Fällen und alsdann nur mit einzelnen Mitgliedern. Auf solche Art also sollen die 25. Assessoren in drey Senate, zwey von 8, und einen von 9. Personen getheilt, jeder Senat beständig für vollzählig gehalten, und sowohl Extrajudicial- als alle Judicialsachen im ganzen Senate, um durch den bisher beobachteten Unterschied die Senate nicht wieder zu zerreissen, vorgetragen werden. Die Rekurrenz würde alsdann ohnedem wegfallen, und der Turnus würde in jedem Senate beobachtet; wo die Religionsgleichheit fehlt, tritt itio in partes ein. Präsidium und Distribution der Akten sollen auch an gewisse Regeln gebunden werden. Wenn paria entstehen, oder in Restitutionssachen, wird allemal ein ganzer Senat dem vorigen adjungirt. Wenn endlich Senate verändert werden sollen, so soll sowohl die quaestio: an? als: quomodo? vom Plenum regulirt werden; jedes Mitglied des Collegii soll befugt seyn, auf eine solche Deliberation zu provociren, und allenfalls, wenn darauf nicht attendirt würde, die Ursachen schriftlich zur Einsicht der nächsten Visitation ad acta zu geben. Die weitere Ausführung und die Vorzüge

dieses

dieses Plans für andern muß man beym Verf. selbst nachlesen. Auch hat Hr. P. davon Anlaß genommen, in einem besondern Abschnitte Betrachtungen über das *votum decisivum* des Kammerrichters anzustellen, wovon wir uns bey einer andern Gelegenheit zu reden vorbehalten. Wir kommen jetzt zu den ohnmaßgeblichen Vorschlägen und der Prüfung zurücke. —

Daß die 25. Beysitzer in 3. Senate zu vertheilen seyn, darinn sind beyde Verf. mit einander einig, nur hält es die Prüfung für besser, zu jedem Senate gerade 8. Assessoren nach der Religionsgleichheit zu nehmen, und den einen übrigbleibenden Beysitzer zu den zuweilen doch nöthigen Ergänzungen der Senate überschießen zu lassen, indem, wenn man zwey Senate von 8. und einen von 9. Personen errichtete, ein katholisches Direktorium zum letztern, worinn 5. katholische wären, leicht eine Vorliebe fassen könnte. Die erste Einrichtung dieser drey neuen Senate zu machen, eignet der Verf. der Vorschläge dem Kammerrichter, die Prüfung aber vom Visitationskonseß zu, wenn dieser zu der Zeit noch subsistiren sollte. Daß die einmal eingerichtete Senate ohne wichtige Ursachen nicht abgeändert, und soviel möglich immer nur wenigere Personen umgesetzt werden sollen, ist in den Vorschlägen gebilligt; hingegen wird der oben aus der Pütterischen Schrift ausgezeichnete Vorschlag, wie es bey Abänderung der Senate gehalten werden soll, verworfen, und ein anderer Antrag bekannt gemacht, daß nemlich dem Kammerrichter mit Zuziehung der Präsidenten und vier Beysitzer überlassen seyn solle, über die Abänderung der Senate zu berathschlagen, doch so, daß, wenn der Kammerrichter andrer Meynung als diese wäre, alsdann derselbe die Einrichtung nach seinem Gutdünken machen könne, jedoch seine Ursachen darzu verschlossen zum Protokolle zur Beurtheilung der künftigen Visitation einlegen müßte. Diesen Antrag hält aber die Prüfung für sehr mißlich, weil dadurch in der That der Willkühr des K. Richters alles überlassen werde, und er inzwischen die Absicht erreichen könnte, die er bey der Veränderung der Senate hatte, ehe die Visitation einrückte. —

In

In den folgenden §§en kommen Vorschläge und Anmerkungen vor, über die Recusationen, die Einrichtung der Rathstäge, das Cirkuliren und Votiren von Haus aus, die Ordnung in Vornahme der Sachen, die entscheidende Stimme des Kammerrichters, u. dergl., die wir übergehen müssen, und die zum Theil sehr ins Detail der innern Verfassung des K. Gerichts gehören. Eben so über die Einschränkung der Restitutionsgesuche, die Art, in Restitutionssachen zu verfahren, über die Ordnung in der Distribution, die Klassifikation der privilegirten Sachen, über die Wiedereinführung des Turnus im Referiren. — „Ueber die Sollicitatur: man soll, heißt es in den Vorschlägen, eine Frist von drey Jahren bestimmen, binnen der die Partheyen, die ihre Sachen fortsetzen wollten, sich melden, und alle andere Processe gefallen seyn sollten; und, da der Turnus sowohl als der ordo caussarum hinlänglich würde bestimmt werden, sollte alsdann alle Sollicitatur ganz aufhören. In der Prüfung wird die peremtorische Frist von drey Jahren für Reichsstände und andre Partheyen als zu hart und unthunlich angesehen; der Mißbrauch der Sollicitatur habe grossentheils in dem bisherigen verderbten Zustande des Gerichts und in der ungesetzlichen Willkühr seinen Grund gehabt, und würde mit dieser von selbst wegfallen: ganz könne die Sollicitatur nicht abgeschaft werden, und es müsse immer erlaubt seyn, durch die Prokuratoren um die Beförderung der Sache zu bitten, oder monathlich anzuzeigen, daß sie noch nicht verglichen seyn; überhaupt käme es auch hier noch auf Untersuchungen und Gutachten der Visitation an, wie die Mißbräuche bey der Sollicitatur abzuschaffen, und die Einrichtung dabey, worzu schon verschiedenes vorläufig angegeben wird, etwa zu machen sey. — Im 39sten §. ist die Rede von der Korruption. Die Vorschläge wollen die darauf im 46. §. des Vis. Absch. von 1713. gesetzte Strafen ausserordentlich geschärft wissen, z. B. mit öffentlicher Arbeit, Verlust der Ehre und des ganzen Vermögens, u. dergl. In der Prüfung wird dargegen erinnert, die schändliche Justizmäckeley, so durch die gegenwärtige Visitation entdeckt worden, sey nicht daher entstanden, daß die

Strafen

Strafen der Gesetze nicht hart genug seyn, sondern der Mangel genugsamer Aufsicht im Collegio selbst, und das harte Verfahren gegen die Denunciaten, sey Schuld daran; neue schärfere Gesetze würden nichts helfen, es komme auf die Vollstreckung der Gesetze an, und diese würde durch die Schärfung und Einführung solcher Strafen, welche für den Stand der Assessoren zu hart sey, nur hintertrieben werden; hier müsse von der Visitation Hülfe geschaft, auch von derselben erwartet werden, den verdecktern Arten der Korruptionen, besonders dem Geldborgen von den Partheyen und Sollicitanten, im Visit. Abschiede zu begegnen, und das Verfahren des K. Gerichts bey Anzeige von Korruptionen und dergl. zu bestimmen. — Noch kommt in dieser Abtheilung verschiedenes vor, von den Austrägen, von den Fatalien bey der Austrägalinstanz, vom Mandatsproceß, vom bekannten streitigen: gänzlich und endlich, im 2 Th. 7. Tit. der C. G. O., von Ablegung des studii ampliandae jurisdictionis, Verhütung des Conflictus jurisdictionis, von Ordinationen, von der Execution und deren Beförderung, u. s. w. Ueberhaupt dringt die Prüfung bey sehr vielen Anträgen der Vorschläge noch erst auf vorgängige Visitations-Untersuchung, Prüfung, und Erörterung, ehe vom Kaiser und Reich darinn gründliche Entscheidungen gefaßt werden könnten.

Die dritte Abtheilung betrift die Unterhaltung des K. Gerichts, und neue deswegen zu treffende Anstalten. Hierbey kommen viele wichtige dahin einschlagende Bemerkungen und Beurtheilungen von allerley Vorschlägen u. s. w. vor, welche wir nicht auszeichnen können, und die niemanden gelesen zu haben gereuen wird. Folgende Stelle kommt gegen den Schluß in der Prüfung vor: „Dem Justizwesen bey dem K. und R. K. Gericht kann nicht besser geholfen werden, als 1) durch Herstellung der Ordnung, 2) durch Anstellung mehrerer Arbeiter, und 3) durch Verminderung der Processe. Beyde letztere Stücke lassen sich nicht besser bewirken, als durch jenes, nemlich durch baldige Herstellung der zwischen kaiserl. Majestät und dem Reiche verglichenen Ordnung, mithin durch die Entfernung der allenthalben eingerissenen Willkühr. Dem Collegio Camerali wird an dem Unterhalte nichts ermangeln, wenn die kontribuirende Reichs-

stände

Beysitzer sey auf 25. zu vermehren. In der Prüfung wird dabey erinnert, man habe durch die jetzige Visitation eine legale Notiz vom Zustande des Kammergerichts erhalten, und daß dessen Einrichtung den Gesetzen nicht gemäß, und die Gewalt des Direktoriums soweit aus den Schranken getreten sey, daß die Reichsstände die Verfassung des Gerichts nicht für diejenige erkennen könnten, nach der sie ihre Rechtssachen seiner Entscheidung unterworfen hätten. Die Bemühungen und Anstalten der Visitation, diese Gebrechen abzustellen, hätten bisher noch immer allzustarke Hindernisse gefunden. Die Reichsstände würden also wohl für allen Dingen zuerst die Herstellung und Vollziehung der Gesetze und Ordnung erwarten, und dann erst auf die Vermehrung der Beysitzer bedacht seyn, nicht aber mit dieser Vermehrung einstweilen auf gutes Glück den Anfang machen wollen. — Ueber die Berichtigung und Abänderung des Präsentationsschema zu den Assessorstellen. — Die 25. Beysitzer seyn in drey Senate zu vertheilen, wobey von der Anordnung, Einrichtung, und Abänderung der Senate gehandelt wird. Ueber diese wichtige, und von der jetzigen Visitation gleich vom Anfange an einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigte Materie weichen unsre beyden Verfasser sehr von einander ab. Weil sie beyde auf einen neuen Plan Rücksicht zu nehmen scheinen, der desfalls in einer eignen Abhandlung kürzlich bekannt gemacht worden ist, so wird es den Lesern nicht unangenehm seyn, bey dieser Gelegenheit die Anzeige dieser Abhandlung eingeschaltet zu finden. Sie heißt:

Johann Stephan Pütters — freymüthige Betrachtungen über die Senate am K. und R. Kammergerichte, und was nach Anleitung des kaiserl. Kommissionsdekretes vom 15. Febr. 1772. für eine dauerhafte Einrichtung damit zu treffen seyn möchte? Göttingen, im Vandenhökl. Verlage, 1772. 4. 62. Seiten.

Seitdem die Assessoren des K. G. schon im 16ten Jahrhunderte in Senate abgetheilt worden sind, um dadurch das Gericht in Stand zu setzen, mehrere Sachen

waren aufgenommen worden. Daher kam es, daß noch eine Menge Leyserischer Schriften zerstreut herumflohen, und selten beysammen anzutreffen waren, die doch werth sind, neben die Meditationen aufgestellt zu werden. Und diese findet man nun hier unterm Titel des 12ten Theils der Meditationen gesammelt. Noch mehr verdient die Gewissenhaftigkeit des Sammlers angerühmt zu werden, mit der er dabey zu Werke gieng. Erstlich hat er nicht alle diejenigen Disputationen aufgenommen, die Leysers Namen führten, und etwa unter seinem Vorsitze waren vertheidigt worden, u. s. w., sondern mit einer Sorgfalt, die eine sehr vertraute Bekanntschaft mit Leysers Geiste voraussetzt, nur die ausgewählt, die nach allen Merkmalen Leysern selbst zum Verfasser haben. Viele in der Vorrede genannte Stücke sind deswegen wissentlich übergangen worden. Hernach hat Hr. H. auch die Meditationen sorgfältig durchgesehen, und gefunden, daß hier und da unter andern Rubriken bereits Stücke aus den Abhandlungen, die hier eingerückt werden sollten, vorhanden waren, welche Abhandlungen er entweder gar nicht, oder nur zum Theil, hier geliefert hat. Die weitläuftigere Schriften, de variationibus et retractationibus ICtorum, de assentationibus ICtorum, die orationes, und observationes zu Wißmanns differt. de feudis Brunsvic. et Luneburg. sind ganz weggeblieben. Auf diese Art sind folgende Abhandlungen in diese Sammlung gekommen: 1) Supplementum Specim. II. de necessaria in legibus interpretandis circumspectione. 2) suppl. specim. V. Defensio Iustiniani contra obtrectatores. 3) suppl. spec. VII. de libero principis in legum promulgatione arbitrio. 4) suppl. 2. spec. VII. de principum Germanor. absoluta potestate leges ferendi. 5) supplem. specim. IX. de consensu principis unico Consuetudinis fundamento. 6) suppl. spec. X. de privilegiis. 7) suppl. spec. XIV. de favore qui praegnantibus et puerperis vulgo tribuitur. 8) suppl. spec. XV. de posthumo anniculo sive duodecimestri. 9) suppl. spec. LII. de laude personarum illaudabilium. 10) suppl. spec. CCCCXXXIII. de donatione per litteras insinuata. 11) suppl. spec. DXLIX. DCXIV. et sqq. de titulis honorum. 12) suppl. spec. DC. de tutela culpabili. 13) suppl. spec. DCIX. de conatu veneficii. 14) suppl. spec. DCXV. sqq. de falsis, quae bona mente committuntur. 15) suppl. spec. DCXIX. de licita iudicis cor-

corruptela. 16) suppl. spec. DCXXXVI. de probatione caedis per testimonium moribundi. 17) suppl. post spec. DCLXI. collocandum, de annuis legibus. Darauf folgen noch folgende opuscula: 1) de interdictis. 2) de logomachiis in iure. 3) 4) collatio prisci iuris Saxonici cum iure Romano et moribus hodiernis. 5) de renovatione electionis. 6) flores ex Themidis hortis collecti in August. Confess. sparsi, soweit diese Abhandlung nicht schon in den Meditationen stehet. — Für diejenige, welche Leysern in Octav besitzen, hat der Verleger auch eine Octavausgabe dieses größten Theils besorgt.

Ra.

Johann Jacob Moser — Von der reichsverfassungsmäßigen Freyheit, von deutschen Staatssachen zu schreiben. Göttingen und Gotha, bey J. C. Dieterich. 1772. 8. 111. Seiten.

Ueber die ehemals sehr bestrittene Frage: ob es erlaubt sey, über Sachen, welche die Staatsverfassung und das Staatsrecht betreffen, zu schreiben, die vordem einige wohl gar aus der l. 3. C. de crim. sacrileg. entscheiden wollten, schrieb Hr. v. M. mit allen den Hülfsmitteln versehen, die eine weit ausgebreitete langjährige Erfahrung ihm darbot, die gegenwärtige Abhandlung: eine Sammlung von vielen einzelnen Beobachtungen, woraus am Ende allgemeine Schlüsse sich ziehen lassen. Aus solchen einzelnen Fällen fürs Ganze zu abstrahiren, darauf kam es hier vornehmlich an, weil hierinn nicht alles durch die Gesetze entschieden ist, und also das meiste auf dem Herkommen beruhet. In der Sache selbst macht der Verf. einen Unterschied zwischen Sachen, welche das allgemeine deutsche Staatsrecht, und welche das besondere Staatsrecht einzelner deutscher Lande betreffen, und bey jenen kömmt es wieder auf die Verschiedenheit der Sachen und Gegenstände an, welche in dergleichen Schriften vorkommen. Reichsgesetze oder Reichsschlüsse, einzelne oder ganze Sammlungen, bekannt zumachen ist erlaubt, und es geschieht häufig; doch ist ein sonderbarer Fall vorgekommen, da einem Schriftsteller die Worte des R. Absch. von 1654. §. 196. in der

der Censur durchgestrichen wurden, weil die Reichsstände seitdem andre Grundsätze angenommen hätten. Was beym Reichstage zur Diktatur kömmt, darf in der Regel gedruckt werden; das Protokoll des Churfürstl. Kollegii wird jetzt auch nicht mehr geheim gehalten; die Fürstenrathsprotokolle werden gemeiniglich sogleich gedruckt, um die vielen Kopien nicht nöthig zu haben; nach den Votis einzelner Reichsstädte wird selten gefragt. Was beym Corp. Evangel. diktirt wird, ist kein Geheimniß; wohl aber die Protokollen der Konferenzen, zumal so lange sie neu sind. Das Corpus Cathol. hält alles geheim; freylich hört das Geheimniß auf, sobald solche Sachen Evangelischen in die Hände fallen. Auch Privatprotokolle der Gesandten, Instruktionen, u. dergl., sind zuweilen nach der Hand bekannt gemacht worden, und es ist ungeahndet geblieben, z. B. von den westphäl. Friedenshandlungen (wir zweifeln doch, ob man das bey neuern Verhandlungen würde geschehen lassen). Beym Reichstage übergebene Schriften nachdrucken zu lassen, ist nicht immer rathsam. Von Wahltägen ist in neuern Zeiten vieles bekannt gemacht worden, wie z. B. der Verf. in seinen Anmerkungen zu K. Carls 7. und Franz 1. Wahlkapitulationen gethan hat. Bey Friedenskongressen öffentlich übergebene Schriften sind kein Geheimniß; geheime Unterhandlungen aber dürfen vor der Hand nicht divulgiret werden. Sachen, die bey Kammergerichtsvisitationen vorkommen, werden während der Visitation nicht leicht bekannt, wenn nicht darzu besondere Veranlassungen vorkommen, wie z. B. bey den Akten der jetzigen Visitation, welche vom Kaiser dem Reichstage vorgelegt und darauf nachgedruckt worden sind. Von dem, was bey Kreis- Fürsten- Grafentagen vorkommt, wird die Bekanntmachung nicht leicht versagt. Staatsschriften können bekannt gemacht werden; nur müssen sie nicht unrichtig oder erdichtet seyn. Reichsgerichtliche Sachen eben so; Uffenbachs, Andlers, Ludolfs, Cramers Schriften, die Sammlung von Reichshofrathsgutachten, u. s. w. beweisen es. Facta, wann sie auch wahr sind, anzuführen, ist oft mißlich; sind sie nicht geradezu erweislich, so pflegt es auch wohl zwischen vornehmen Parthien deswegen Streit abzusetzen, noch vielmehr haben Privatskribenten sich hierbey in Acht zu nehmen; doch sollte man gegen einen Schriftsteller, der schon

bekannte Sachen wiederholt, hierinn nicht zu weit gehen. Sogar die Anführung fremder Meynungen ist zuweilen geahndet worden. Eigne Meynungen aber das, was in thesi Rechtens ist, bekannt zu machen, ist an und für sich unverboten, solange man nicht gegen die Reichsgrundgesetze, besonders den Osnabr. Fried. Art. 5. §. 50. und die K. Wahlkap. Art. 2. §. 6. anstößt; in einzelnen Fällen aber machen die Umstände zuweilen Ausnahmen. So darf z. B. ein Unterthan nicht Sätze vertheidigen, welche den Grundsätzen seines Landesfürsten zuwider sind. Fremden aber, einer dritten Person, sollte billig unverwehrt seyn, über Sachen, welche streitig sind, seine Meynung in thesi zu sagen; z. B. in Sachen, welche zwischen beyden Religionstheilen streitig sind, oder an den Reichsgerichten hängen. Von den kaiserl. Reskripten vom August 1759. und März 1760. gegen die Abt Krausische und Strubensche Streitschriften, sagt der Hr. Verf., er sey zwar ein eifriger Verfechter des legalen Ansehens des Kaisers und der Reichsgerichte, er könne aber doch nicht für recht erkennen, wenn demjenigen Theile, der einer andern Meynung beypflichtet, solche in besondern Schriften vertheidigen zu lassen verwehrt seyn sollte. Raisonnements in Staatssachen sind auch in der Regel unverboten, doch machen Grundsätze der Höfe, und Lebensumstände der Schriftsteller, auch hier Behutsamkeit nöthig. Die Schreibart muß freylich immer bescheiden seyn, und der Respekt gegen Kaiser und Stände nie aus den Augen gesetzt werden; katholischen Schriftstellern wird hierinn gemeiniglich mehr nachgesehen, und ihre oft zügellose Frechheit, mit der sie gegen die Evangelischen schreiben, (wovon noch die ganz neuen Beyspiele des Herrn Kieffel und Ronenberg zeugen) selten bestraft. In Ansehung des besondern deutschen Staatsrechts gelten nicht überall einerley Grundsätze. Einige Höfe gestatten die Ausarbeitung ihres Staatsrechts — (Kreitmayrs bayrisches Staatsrecht!) — andere nicht. Unterthanen müssen sich strenge darnach richten; Ausländer haben freylich eine grössere Freyheit, wenn sie nur genaue Kenntnisse davon erhalten können. In Streitschriften, welche dahin einschlagen, die Feder zu führen, ist der Regel nach nicht unerlaubt. Zuletzt handelt der Verf. noch von der Censur der Schriften in deutschen Staatssachen.

suchen. Sie steht nach der R. Pol. Ordn. von 1577. der Obrigkeit des Druckorts zu; in der Ausübung sind auch hier die Grundsätze verschieden, es giebt Orte, wo keine Censur ist, Orte, wo sie eingeführt ist, und wiederum in einem strengen oder gelindern Grade. (Die Frage: wem die Censur zustehe, im Verhältnisse zum Kaiser und den Reichsgerichten auf der einen Seite, und der Landesobrigkeit auf der andern Seite, betrachtet, scheint uns zu kurz abgefertigt zu seyn. In des Verf. praecognit. iur. publ. German. generaliss. (Frf. und Leipz. 1732.) 3 Kap. §. 14. f. war sie weitläuftiger behandelt). Endlich, wie weit sich die Censur erstrecke? Nur soweit, daß nichts gegen Gesetze, Religion, Sitten, und das gemeine Beste gedruckt werde. Soweit erstreckt sie sich nicht, daß man einen Schriftsteller nöthigen könnte, das Gegentheil von dem zu lehren, was er glaubt; der Censor darf durchstreichen, aber nicht seine eigne Sätze einflicken, sonst ist der Verfasser berechtigt, dergleichen Stellen kenntlich zu machen (wie Hr. v. Moser selbst in seinem auf diese Art censirten Buche, von den kaiserl. Regierungsrechten und Pflichten, gethan hat); in Sachen, wo beyde Religionstheile verschiedener Meynung sind, muß man jeden nach den Grundsätzen seiner Religionsverwandten schreiben lassen, nur muß die Schreibart bescheiden seyn. Ueberhaupt wird man mit einer allzugrossen Schärfe in der Censur auch in Staatssachen nichts gewinnen. — Alles dieses zusammen genommen, läßt sich also, wie wir dafür halten, wohl die Regel geben, daß Staatsschriften und dergl. bekannt zu machen, und über Staatssachen seine Gedanken zu äussern, einem jeden frey stehe, wenn nur nicht diese Sachen überhaupt, oder auch noch zur Zeit, Geheimnisse sind: aber in der Anwendung dieser Regel wird doch immer viel auf Umstände, Aufenthalt, Zeit, u. dergl. ankommen, und über die Freyheit eines Privatmanns in Staatssachen zu schreiben so wenig, als über das Ansehen, welches solche Schriften alsdann haben, etwas, das ganz allgemein wäre, sich sagen lassen. Ueber den letzten Punkt zeigen wir bey dieser Gelegenheit eine andre Abhandlung von demselben Verfasser an:

Johann Jacob Möser — von dem Ansehen der Rechtsgelehrten in deutschen Staatssachen. Regensburg, verlegts J. L. Montag und J. H. Gruner. 1773. 4. 76. Seiten.

Hr. v. Moser redet von blossen Privatschriften, nicht von solchen, woran zugleich auch Höfe oder deren Gesandte Antheil genommen (oder welche auch nur Höfe veranlasset) haben, und will zeigen, inwieferne der kaiserliche Hof, Reichsstände, die Reichsgerichte, u. s. w. in Sachen, welche facta, oder den Rechtspunkt, oder die Staatsklugheit betreffen, sich auf den Beyfall der Rechtsgelehrten berufen haben, oder das Zeugniß derselben nicht gelten lassen wollen. Voran geht eine Sammlung aller derjenigen Fälle, welche dem Verf. bekannt waren; da der kaiserliche Hof, die gesammte Reichsstände, die Collegia oder Corpora derselben, einzelne Stände in ihren Votis auf dem Reichstage, oder bey Reichsdeputationen, auf Friedenskongressen, u. s. w. die Reichsgerichte, z. B. der Reichshofrath in den Gutachten an den Kaiser, das Kammergerichte in Schreiben an den Kaiser, und dergl., die Meynungen der Rechtslehrer für sich allegiren, oder solche widerlegen, oder ihnen keine Autorität einräumen wollen. Darauf folgen Betrachtungen darüber. Ob das Zeugniß der Rechtsgelehrten zum Beweise von factis, wodurch z. B. ein Herkommen bewiesen werden soll, Zeugnisse über Landesverfassungen, u. dergl. Glauben verdienet, kommt auf die persönlichen Umstände des Rechtsgelehrten und die von ihm gebrauchte Quellen an, ob man ihm in andern Stücken trauen kann, u. s. w. (überhaupt wohl, wie bey allen Schriftstellern, welche Begebenheiten erzählen, erstlich darauf, ob er die Wahrheit wissen und sagen könnte, und hernach, wenn das ist, ob man versichert ist, daß er die Wahrheit habe sagen wollen, woraus sich die einzelne Erfordernisse leicht bestimmen lassen). In Ansehung des Rechtspunkts sind freylich die Meynungen einzelner Rechtsgelehrten oder auch Rechtskollegien nicht an sich verbindlich; es sey denn, daß man auf ihren Ausspruch kompromittiret, oder die Akten an sie zum Urtheile versandt habe, welcher Fall jedoch in Sachen, welche unmittelbar in die allgemeine Reichsverfassung einschlagen, nicht vorkommen.

men wird. Dennoch kann eine solche Aeusserung eines Rechtsgelehrten eine Vermuthung für die Richtigkeit eines Satzes wirken; wobey es aber wiederum auf folgende Punkte ankommt: 1) ob es um einen theoretischen Satz in abstracto, oder auf die Anwendung desselben zwischen gewissen Partheyen in concreto, zu thun sey? in jenem Falle sey die Vermuthung für die Unpartheylichkeit grösser (ceteris paribus nemlich, nicht aber, wenn ein solcher allgemeiner Satz auch auf schon entstandene Processe vielleicht Einfluß haben könnte), und viele, die in der Theorie stark sind, fehlen oft in der Applikation. 2) Ob ein Rechtsgelehrter von einer Parthie befragt worden sey, ob ihm in diesem Falle die sämtlichen Akten, oder nur eine vom Fragenden aufgesetzte species facti, vorgelegt worden, oder ob der Richter angefragt habe, oder ob ein Rechtsgelehrter ohne eine solche Veranlassung in seinen Schriften einen Satz behauptet hat? 3) Auf die Menge der Rechtsgelehrten, welche einer Meynung beypflichten, wobey doch wiederum Ausnahmen vorkommen. Meynungen der Schriftsteller über die Staatsklugheit, Objekte der Gesetzgebung, u. s. w., finden bald mehr bald weniger Beyfall, nachdem die Umstände glücklich sind. Ueberhaupt ist bey allen diesen Fällen noch auf die persönliche Umstände eines Schriftstellers zu sehen; z. B. auf sein Vaterland, davon hat der Eingebohrne in dubio die richtigsten Kenntnisse, er wird nicht leicht zum Nachtheile seines Vaterlandes schreiben, es ist also vermuthlich wahr, wenn er es demohngeachtet thut, doch bleibt er immer nur ein Privatschriftsteller; eben dieß gilt vom Lande, worinn einer lebet; von der Religion, es wird nicht leicht einer etwas zum Schaden seiner Parthey schreiben, doch leidet auch dieses Ausnahmen (und die Ursachen sind bekannt, warum man z. B. den Henniges bey vielen Materien nicht gegen die Protestanten allegiren kann), ohnedem bleiben es doch immer blosse Privatmeynungen; der Dienst, das Alter, Subsidien die einer hatte, Erfahrung, schlagen hier mit ein (eine wichtige Stelle S. 68. schreiben wir hier ab: „Wann die Herren Katholische sich, wie so oft geschiehet, auf dasjenige beziehen wollen, was ich ao. 1725. auf Veranlassen eines kaiserl. Ministers, bona fide, in verschiedenen in das Religionswesen einschlagenden Materien, nach meiner da-

maligen Erkenntniß, und ohne alle Subsidien, geschrieben habe; so müssen sie auch dasjenige damit verbinden, oder doch noch mehr gelten lassen, was ich fast 30. Jahre hernach, eadem bona fide, ohne davon zu hoffen gehabten Vortheil, und ohne jemandes Veranlassung, aus freyem Triebe, in meinen hanauischen Berichten von Religionssachen, und seithero, geschrieben habe, und noch weiter schreiben möchte„). Endlich, der sittliche Charakter des Schriftstellers, eine Partheylichkeit oder Unpartheylichkeit, interessirte Absichten (das Gemälde S. 71. von dem ehrlichen Manne, der beständig unpartheyisch ist, niemanden zu Liebe oder zu Leide schreibt, es darüber wohl mit beyden Parthien verdirbt, Gefahr läuft, daß man ihm das Schreiben sauer macht, u. s. w. mußte dem Verf. um deswillen gut gelingen, weil er das Original darzu am besten kennt); auch das Ansehen eines Mannes bey Höfen, muß in Rücksicht kommen. Zuletzt führt der Verf. im 36. §. als einen Beweis, daß die Meynungen und Vorschläge eines unpartheyischen Rechtsgelehrten demselben Verdruß zuziehen können, ein merkwürdiges Beyspiel an, das ihn selbst betraf, welches wir den Lesern, nach dem, was der Verf. davon sagt, selbst aufzusuchen überlassen.

Nr.

Historisch-diplomatische Abhandlung von denen landesherrlichen Gerechtsamen des Hochfürstl. Hauses Brandenb. über den Marktflecken Fürth, zur Erläuterung einiger zwischen dem Hochstifte Bamberg und dessen Domprobstey, dann dem Hochfürstlichen Hause Brandenb. seit ann. 1544. und 1719. obgeschwebten und an dem höchstpreißl. kaiserlichen Reichskammergerichte an. 1766. entschiedenen Rechtfertigungen. Anspach 1771. 144. Seiten in Folio, nebst 162. Seiten Urkunden.

Das Recht des Marggräfl. Hauses Baden auf das in der Grafschaft Eberstein belegene, dem Zustande des Entscheidjahres entgegen, im Jahre 1631. wieder eingeführte Gotteshaus Frauenalb und dessen

Zube-

Zubehörungen. Carlsruhe 1771. 184 S. in Fol. Mit Urkunden, auf 304. Seiten.

Aus einer Menge von Deduktionen, welche seit einigen Jahren erschienen sind, legen wir unsern Lesern diese beyde aus dem Grunde vor, weil sie Ausführungen enthalten, welche gemeinnützig sind, nicht bloß die abgehandelte individuelle Streitsache allein betreffen, sondern über ganze Materien im allgemeinen Lichte verbreiten. Wir geben auch hier nicht eigentlich vollständige Nachrichten von den Rechtshändeln, welche diese Ausführungen veranlaßt haben, sondern wir zeigen nur an, inwieferne sie allgemeinen Nutzen haben.

In der ersten Schrift, welche die Processe zwischen Brandenburg und Bamberg über die Landeshoheit von Fürth betrift, enthält das 4te Hauptstück allgemeine Grundsätze der Lehre von der Vogtey und Schutz- und Schirmsgerechtigkeit, welche vortreflich und mit einer erstaunenden Belesenheit ausgeführt sind, und der Deduktion des verstorbenen Hrn. v. Königsthal: *sublimis statuum S. R. G. Aduocatia &c.* oder Geschichte und Rechte der Landeshoheit über die in der Grafschaft Oettingen Wallerstein gelegene Reichsvogtey Neresheim &c. (Wetzlar 1755.) an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Sodann ist das 5te Hauptstück, worinn von den einzelnen Gerechtsamen, die über Fürth ausgeübt worden sind, gehandelt wird, ein schätzbarer Beytrag zu der Lehre vom Beweise der Landeshoheit aus der Ausübung der einzelnen dazu gehörigen Hoheitsrechte. In eben dieser Rücksicht empfehlen wir die Deduktion, welche durch den ebenfalls beym Reichskammergerichte anhängigen merkwürdigen Proceß des Marggräfl. Badischen Hauses gegen Frauenalb veranlaßt worden ist, worinn die Ausübung der landesherrlichen Rechte in ecclesiasticis und in politicis von den alten Grafen von Eberstein und Marggrafen v. Baden über das Kloster den größten Theil der Ausführung einnimmt. Für die letztere erweckt schon der Name ihres berühmten Verfassers, des ehemaligen Badischen wirkl. geheimen Raths, jetzigen Reichskammergerichtsassessors, Hrn. von Preuschen, ein sehr günstiges Vorurtheil. Die weitere Anführung des Inhalts die-

ser und der ersten Deduktion gehört, wie gesagt, nicht zu unserm Zwecke, und würde für uns zu weitläuftig seyn; wir begnügen uns, unsre Leser auf diese Ausführungen aufmerksam gemacht zu haben.

Ra.

Eines evangelischen Mitgliedes der ehemaligen Konföderation zu Thorn, Ausführlicher Beweis der Gerechtsamen der Dißidenten in Pohlen, und Widerlegung der neuesten Schriften, welche katholischer Seits wider die Rechte der Griechen und der Evangelischen herausgekommen sind. Berlin, 1772. 20½ Bogen in 8.

Eines der besten und bündigsten Bücher seiner Art: keinesweges deklamirend, nicht die Geschichte mit unglücklicher theologischer Polemik verwirrend, ohne Religionshaß, aber in der Sprache von muthigen Unterdrückten geschrieben, die trotz allen Ungerechtigkeiten, welche sie dulden, ihre Rechte standhaft, mit dem Gesetzbuche in der Hand, und männlich klagend vertheidigen. Man hat gesagt, wenn sich die Wahrheit sichtbar den Menschen zeigen könnte, so würde ihr jedermann beytreten. Hier wenigstens ist sie sichtbar; oder man muß sich entschlossen haben, sie durchaus nicht sehen zu wollen.

Nach einer Beschreibung der neuern Schriften wider und für die Dißidenten in Pohlen, zeigt der V. die streitige Frage sey bloß historisch durch Gesetze und Urkunden zu entscheiden; und sie betreffe die Gerechtsame der Dißidenten in der freyen Republik Pohlen, nicht unter den erblichen Königen bis zum J. 1573. Daß Irrthümer in der Religion keine bürgerliche Verbrechen sind, daß die katholische Religion nicht wesentlich zum pohlnischen Staate gehöre, auch mit den Grundgesetzen desselben nicht verbunden sey; daß überhaupt keine Religion für ein gewisses Land wesentlich und nothwendig sey, in Pohlen aber die Religionsgesinnungen sich mehrmals verändert haben, und daß man ein Grundgesetz von einem auf die Grundgesetze gebaueten veränderlichen Reichstagsschlusse wohl unterscheiden müsse; alles dieses wird sehr einleuchtend bewiesen.

Hier-

Hierauf wird dargethan, daß das Wort Dißiden-ten, welches zuerst im J. 1573. bey der Errichtung der Republik erfunden und gebraucht worden ist, da-mals alle verschiedene Religionsverwandte in Poh-len, also Katholiken, Griechen, Arianer, Reformirte, und Lutheraner, bedeutet habe. Diese schlossen einen ewigen Frieden mit einander, und versprachen einan-der gegenseitig alle Freundschaft; weil die Katholiken, sowohl als andere Glaubensgenossen, Religionsver-sicherungen und Schutz von ihren Königen nöthig hat-ten. Sechzig Jahre lang blieb die gedachte Bedeu-tung des Worts unverändert; seit 1632. aber wurde sie schwankend, und ein Dißident bedeutet öfters einen Unkatholischen. So gieng es in den spätern Reichs-tagsschlüssen, und nun auch im spätern Sprachge-brauche: eine veränderte Benennung, die man gemiß-braucht hat, um die adeliche Gleichheit, die Grund-säule des freyen Staats, umzuwerfen, und Mitstän-den, als niedrigen Personen, nur beliebige Duldung und Gnadenbezeigungen zu erweisen. Nun sind also unter den Dißidenten sowohl Evangelische als Griechen zu verstehen, und beyde haben gleiche Gerechtsame. Sie Ketzer zu nennen, ist schlechterdings den Reichs-gesetzen, den Privilegien, den Verträgen, und selbst den Erklärungen der Katholiken zuwider; obgleich die katholische Geistlichkeit sich solches erlaubt hat, um die alten Ketzergesetze auf die Dißidenten anwenden zu können.

Neuere Schriftsteller haben den Griechen in Poh-len bloß kirchliche Rechte zugestanden, und die politi-schen abgesprochen. Daß sie aber auch diese besitzen, erhellet theils aus dem von dem Könige Siegmund August im J. 1563. Privilegio, kraft dessen er den Griechen auch in Pohlen, (so wie bisher in Litthauen) den Katholiken völlig gleich macht, so daß sie im pohl-nischen Reichssenate sitzen, und pohlnische Reichswür-den bekleiden sollen; einem Gesetze, das sich auf ältere Beyspiele gründete, das die genaue Vereinigung Lit-thauens mit Pohlen in Einen Staat zum Endzwecke hatte; vergebens zweifelhaft und verdächtig gemacht worden ist; und durch ein anders vom J. 1568. auch durch den allgemeinen Reichstag zu Lublin im J. 1569. seine Be-

stätigung erhalten hat; — theils aus dem langen Besitze der adelichen Gleichheit mit den Katholiken, in welchem die Edelleute griechischer Religion gestanden haben. Dieses letztere wird S. 66-69. durch viele Beyspiele von Reichswürden, welche die Griechen bekleidet haben, erwiesen. So wird auch gleich darauf gezeigt, daß noch in den Jahren 1649 und 1659. die Fähigkeit der kosakischen Edelleute und der griechischen Geistlichen zu Reichswürden von der Republik anerkannt worden sey.

Was die Evangelischen oder Protestanten in Pohlen anlangt: so gestehen selbst römischkatholische Schriftsteller, daß sie ihre Religionsfreyheit durch Reichstage rechtmäßig erlangt haben. Der König Siegmund August verlieh ihnen solche wegen ihrer Menge; wie sie denn überhaupt damals die stärksten im Reiche, und selbst im Senate, waren. Vergebens setzten sich einige Bischöfe dagegen: der ganze Adel wußte ihre angemaßte Herrschaft einzuschränken. Daraus folgte nun ein sehr blühender Zustand der Evangelischen unter dem gedachten Könige: so daß sich allein auf den adelichen Gütern über fünf tausend Kirchen und Schulen befanden, und ihre Schulen selbst von den Katholischen besucht wurden.

Diese Gerechtsame der Evangelischen sind schon in der Warschauer Generalkonföderation vom J. 1573. völlig gegründet: und diese hat die noch jetzt gültige Staatsverfassung von Pohlen eingerichtet. Ein solches Grundgesetz, der freywillige, einmüthige und heilig beschworne Vertrag der ganzen Nation, den sie mit reifer Ueberlegung getroffen, dem sie Drohungen gegen die Uebertreter beygefügt, und den sie in der rühmlichen Absicht errichtet hat, damit die innerliche Ruhe, Ordnung und Sicherheit des Staats erhalten würde, ist auf eine desto unveränderlichere Art verbindlich, da es von allen Generalkonföderationen, auch von den Königen selbst bestätigt und beschworen worden ist. Der Inhalt dieses Gesetzes ist die völlige Gleichheit der christlichen Religionen in Pohlen, wie hier S. 110 f. aus den Worten des Vertrags, aus authentischen Auslegungen desselben in öffentlichen Urkunden und Zeugnissen, endlich auch aus der Vergleichung mit dem Augsburger Religionsfrieden, von dem er eine Nachahmung war, be-

wiesen.

wiesen wird. Durch diesen Vertrag der Stände unter einander sind keine neue Rechte verliehen, sondern nur die alten bestätigt. Er hat mehr als eine bloße Toleranz der Unkatholischen zugestanden: und daß dagegen weder der Einwurf, daß er erzwungen worden, noch der Widerspruch der Bischöfe, welcher nicht von der Religion, sondern von der Herrschsucht herkam, und durch genehmigende Urkunden vieler Bischöfe wieder gehoben wurde, etwas gelte, ist S. 126-146. hinlänglich gezeigt worden.

Zu diesem Reichsgrundgesetze kommen andere Rechtsgründe der Evangelischen. Ein solcher ist der lange Besitz und Genuß ihrer Gerechtsame, der älter als die Republik ist, und den man ohne Beschimpfung der Könige und des katholischen Adels keine Usurpation nennen kann, welchen Namen vielmehr die den Evangelischen widrigen neuern Gesetze verdienen; — weiter das Naturrecht, welches sie zur Gewissensfreyheit berechtigt; — ingleichen die adeliche Gleichheit, welche auch ohne positive Landesgesetze, die Ansprüche der Evangelischen auf Religionsfreyheit und auf Staatswürden genugsam unterstützt; wobey die Religion keinen Unterscheid machen kann, weil die Katholische weder einen wesentlichen Einfluß in die Verfassung von Pohlen hat, noch dem Staate so viele Vortheile gewährt als die Evangelische; — endlich Friedensschlüsse und Traktaten mit auswärtigen Mächten. Dahin gehört der Moskauische Traktat vom J. 1686. kraft dessen Rußland sich verbunden hat, die Dißidenten zu schützen; und besonders der olivische Friede. Aus den Worten der Urkunde desselben und aus den Absichten der hohen Paciscenten und ihren Deklarationen, kann leicht dargethan werden, daß dieser Friede den Dißidenten ihre Rechte und Freyheiten versichere. Daß solches nicht deutlicher darinne ausgedrückt worden, kam nicht von einer Mishelligkeit über die Sache selbst, sondern über die Bestimmung derselben im Friedensartikel her. Ueberhaupt werden hier über diesen Friedensschluß S. 199 fg. wichtige Anmerkungen gemacht. Auch der letzte Warschauer Traktat vom J. 1767. kommt den Dißidenten zu Statten, weil er mit einmüthiger Bewilligung aller Stände eingegangen und geschlossen

schlossen worden ist, gerade wie der Pacifikationstraktat des J. 1717.

Die Einwürfe oder Gegengründe, deren sich die Feinde der Dißidenten bedienen, werden S. 219 fg. eben so geschickt abgefertigt. Dergleichen sind erstlich, daß die Reichsgesetze den Dißidenten zuwider wären, da doch diejenigen, welche in dieser Absicht angeführt werden, entweder veraltet, oder sonst ungültig und widerrechtlich sind. Zweytens, die Dißidenten sollten ihre Rechte durch Staatsverbrechen verlohren haben,: ein Vorgeben, das die Geschichte widerlegt, welche ausserdem auch die Verdienste derselben um den Staat an das Licht zieht. Drittens, die gesunde Politik soll die Gleichheit der Unkatholischen mit den Katholischen nicht billigen. Allein eben in den glücklichsten Zeiten, die Pohlen gehabt that, ist diese Gleichheit darinn, hundert und sechszig Jahre lang, herrschend gewesen: und nur die Unverträglichkeit, nicht die Vielheit der Religionen, ist einem Staate schädlich. Am leichtesten ist der vierte Einwurf zu beantworten, die Dißidenten hätten nicht mehr Rechte nöthig, als sie jetzo besäßen.

Rührend ist besonders der Schluß. Den Verfolgern der Dißidenten wird vorgestellt, daß Letztere, da sie die stärksten, zahlreichsten, reichsten und mächtigsten im Lande waren, doch stets billig mit jenen umgegangen sind; daß eine Zeit kommen könnte, da die Dißidenten in den Stand gesetzt würden, das Vergeltungsrecht an ihren Feinden auszuüben; daß alle Religionsverfolgungen unnatürlich und unmenschlich sind; daß ein beschworner Religionsfriede nicht verletzt werden dürfe, am wenigsten von denen, welche aus dißidentischen Familien abstammen; — daß der geistliche Verfolgungsgeist immer die unglücklichsten Folgen nach sich gezogen habe, vorzüglich auch selbst in Pohlen; daß die angegriffene adeliche Gleichheit auch schlimme Wirkungen hervorbringe; und daß hingegen die freye Religionsübung den äusserlichen Wohlstand, die Bevölkerung und das Gewerbe von Pohlen ungemein befördern würden.

Unser Auszug, der um vieles länger hätte werden können, wenn alle merkwürdige Stellen des Buchs ausgezeich-

gezeichnet werden sollten, (der bloß zur Absicht), vielen Lesern zu empfehlen.

Ml.

Proceß wider die Königsmörder, wie solcher auf den (dem) allerhöchsten Reichstagsgerichte durch die hierzu verordneten Herren Räthe und Beysitzer allhier in Warschau, seit dem 7. Junii geführet worden. Nach dem pohlnischen Original übersetzt. Erstes Stück. Mit Erlaubniß der Obern. Warschau. 1773. bey Johann August Poser, Buchhändler. Zweytes, drittes u. s. w. bis achtes Stück, zusammen 28. Bogen in 4.

Das Wesentliche dieses Processes ist bereits bekannt genug; wir zeigen nur den Inhalt der Stücke an. In dem ersten sind die zween Anklagungsreden wider die Königsmörder, vor dem höchsten Reichstagsgerichte; im zweyten, die Rechtfertigungsreden für Lukawski und Zembrzuski gegen die Anklage der Reichsfiskäle; im dritten, ein Verzeichniß der authentischen zur Rechtfertigung des Zembrzuski dienenden Schriften, und dann die Fortsetzung der reichsfiskalischen Anklage; im vierten, die Rede für den Kuzma; im fünften, die Reden zur Rechtfertigung des Cybulski, Peszynski und Frankenbergs; im sechsten, eine abermalige Vertheidigung des Lukawski; im siebenten, die Rechtfertigungsrede für die Lukawska; im achten, das ausgesprochene Urtheil.

Die Sachwalter geben sich alle Mühe, in ihren Vertheidigungsreden die Angeklagten zu entschuldigen und, wo nicht ganz zu rechtfertigen, wenigstens eine Milderung der Strafe zu bewirken: des Lukawski seiner sucht sonderlich im sechsten Stücke alles hervor, was des Angeklagten Verbrechen einen Anstrich der Pflicht im Kriegsdienste, geben kann; er nimmt sogar seine Zuflucht zu den Kirchenvätern, und zuletzt, vermuthlich weil er die Schwäche seiner Gründe selbst fühlte, zu der Gnade des Königs und der Richter. Hr. Valentin Rzetkowski redet für den Kuzma am nachdrücklichsten, und das war leicht, da dieser Angeklagte starke Gründe zu seiner Befreyung aufbringen konnte.

Ph.

Un-

Ungrund der Schlußfolge von einem verordneten Rückfalle auf ein deutsches Mannstammsfideikommiß, ausgeführt bey dem Erbfolgrechte der Freyherrl. Venningischen Familie insbesondere der Töchter in die dem Reichsritterschaftlich Schwäbischen Kanton Creichgau inkorporirte Herrschaft Grombach von Andreas Simon, Hochfürstl. Marggräfl. Anspach Bayreuthl. Hofrath und Reichsritterschaftlich Buchischer Syndikus. 1773. Fol.

Das Rittergut oder die Herrschaft Grombach in dem Reichsunmittelbaren Schwäbischen Ritterkanton Creichgau gelegen, war sonst eine von den Berlichingischen Besitzungen, die aber bey Lebzeiten unsers tapfern Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand zu Anfange des 16ten Jahrhunderts von der Berlichingischen Familie ab, und auf eine andere, die Venningische, gekommen, deren männlicher Stamm im J. 1578. erlosch, da denn die Töchter das Gut erbten; eine dieser Töchter verehligte sich im J. 1588. mit einem Hans Christoph von Flörsheim, mit dem Bedinge, daß ihre Hälfte ihrer Schwester und den Venningischen Verwandten zufallen sollte, wenn diese Ehe unfruchtbar seyn würde, oder die erzeugten Kinder stürben. Der letzte Fall ereignete sich, 1656. nachdem die Schwester indessen unverheyrathet gestorben, folglich die ganze Herrschaft nun auf die Frau v. Flörsheim und nachher auf ihre Tochter, eine Frau von Bose, gefallen war. Nach dem Tode dieser Frau von Bose wäre also die Frage gewesen: ob sonst keine Venningl. Verwandte existirten? denn das war der Fall, wo sie sollten nach den Flörsheimischen Ehepakten herbey gerufen werden. Aber das Guth Grombach hatte die Verstorbene 14. Jahre vor ihrem Tode schon verkauft an den Freyh. v. Werth oder eigentlich an seine Tochter, eine Frau von Frenz. Bey dem Tode der Frau v. Bose lebten in der Dunkelheit noch einige Herren von Venningen, die sich in die Sache mengten und der Frau von Frenz das Guth streitig machen wollten, welche im Begriffe war, es zu verkaufen, sie erlangten auch im J. 1681. eine kaiserl. Austregalkommission auf Chur Pfalz; die Frau v. Frenz spielte die Sache per modum provocationis

[illegible] an das kaiserliche und Reichskammerge-richt im J. 1683. wo aber die von Benningen im J. 1697. ein vortheilhaftes Urtheil erhielten, das durch zwey Paritorien bestätigt und 1702. vollzogen wurde; dadurch kamen die Herren von Benningen aus der Dunkelheit in das Licht; doch wurde der Frau v. Frenz ein Pflichttheil statt der ehemaligen Frau v. Bose vorbehalten, und nun kam es nur noch auf die Berechnung dieses Pflichttheils an, den die Frau v. Frenz auf die Hälfte des Guths, und zwar nicht an Gelde, sondern in natura erstreckt wissen wollte, an statt daß ihr nur der 10te Theil an Gelde von der andern Seite zugestanden werden wollte; die Partheyen verfuhren von 1702. bis 1739. gegen einander (da kann man mit Grunde nicht sagen, daß sie übereilet worden wären) und dann wurde die Immission von 1702. bestätiget. Die Frenzische Parthey suchte jezt ein neues Rechtsmittel und zwar Restitutionem in integrum, welche nicht anders kann gesucht werden, als durch das Vorgeben und Beybringen neu gefundener Dokumenten. Diese neue Urkunden (man muß hiebey erinnern, daß wer einmal gut findet, das Remedium restitutionis zu wählen, sich dadurch nicht irre machen lassen müsse, daß er etwa keine neue Dokumenten hat, denn dafür muß der Schriftsteller sorgen; es ist aber nicht nöthig, auf Unterschiebungen zu verfallen; er braucht nur einen neuen Gesichtspunkt zu erfinden, und dazu läßt sich leicht irgend eine alte Urkunde hindrehen:) diese neue Urkunden sollten denn beweisen, daß das Guth vor den Jahren 1545. noch nicht Benningisch, sondern Berlichingisch gewesen sey, und daß es hier nicht auf den Benningischen Namen, sondern auf die Abstammung von der lezten Erbin, von der Frau v. Flörsheim ankomme, diese Herren von Benningen aber von einer ganz andern durch Jahrhunderte schon abgesonderten Linie seyn. Dieser neue Akt des Processes, nemlich die Restitutionsauftritte dauerten denn auch wieder von 1741. bis 1761. da indessen eine jede Parthey dreymal zum Worte kam, was man im Reichsgerichtlichen Stil sextupliciren nennt; nach einer Zeit von 20. Jahren wurde endlich im März 1761. ausgesprochen, daß die Restitution abgeschlagen sey; dabey blieb es, folglich mußte die Frenzische Parthey mit der Zuerkennung des Pflichttheils

zu-

zufrieden seyn, und es kam nur noch auf die Berechnung dieses Pflichttheils an, welche Sache nun, wie die Kammeralisten sprechen, zur Urthel stehet.

† Die aus der Dunkelheit emergirte Venningische Familie fieng jetzt ihre neue Laufbahn an; Sie titulirte ihre Rechte von der Frau von Bose her, als ihrer nächsten Verwandtin und theilte sich in drey Aeste; der erste Zweig des mittleren Astes wurde mit seinen andern beyden Zweigen streitig und sie theilten sich bey der Immission ab, einer von ihnen starb darüber, und nun entstanden drey Haupttheile, der eine zu $\frac{1}{3}$. der andere zu $\frac{1}{6}$. und der dritte zur Hälfte: dieser 3te Erbtheil kam im J. 1718. nach Erlöschung der männlichen Erben auf eine Tochter, die nachherige Frau von der Tann, zu gleicher Zeit erlosch auch der Erbe des ersten Theils; dieser Erbtheil fiel an seine Schwester, eine Aebtissinn zu Pforzheim und nach ihrem Tode durch Testament an das Stift. Der mittlere Theil oder das $\frac{1}{6}$. war noch allein übrig, das kam auf Karl Ferdinand, welcher, mit seinem Sechstel nicht zufrieden, die andern $\frac{5}{6}$. auch in Anspruch und Besitz nahm, und zwar unter dem Vorwande eines Mannstamm- und Fideikommiß-Guths; darüber kam die Sache bey kaiserl. R. Hofrath zur Klage, und der Ritter Canton Creichgau sollte sie vergleichen oder zur Entscheidung vorbereiten; der Vergleich erfolgte und zwar erstlich mit der Frau von der Tann, die ihre Hälfte dadurch erhielt; und über die andere Hälfte verglich man sich so, daß die Venningische Familie statt ihres einSechstheil nun zwey Sechstheile haben sollte, aber diese Familie, mit einem einzigen Drittel nicht zufrieden, ließ sich den Vergleich gereuen und fand für besser, sich in dem Besitze der Hälfte noch so lang als möglich zu erhalten.

Die Frau von der Tann besaß indeß ihre Hälfte ruhig, bis 1767. wo ein junger Herr von Venningen inzwischen geheimer Rath und Oberappellationsgerichtspräsident zu Manheim wurde. Dieser äusserte mündlich seine Idee, daß das ganze Guth ein Mannstamm- und Fideikommißguth sey, folglich ihm allein gebühre, es wurde ihm aber schriftlich geantwortet. Im J. 1770. nach dem Tode der Frau von der Tann führte

er

er seine Idee aus, und setzte sich in den alleinigen Besitz des Guthes gegen die Kinder der Frau von der Tann, welche diese Besitznehmung für eine spoliative Entsetzung ansahen. Weil das Kammergericht Ihn bey diesem Besitze nicht schützen wollte, so verglich er sich, und die tannische Erben sollten gegen gewisse andere Bedingungen wieder zu dem Besitze des halben Guthes gelangen. Als aber die tannische Erben wegen ihrer Entfernung nicht geschwinde genug das Vergleichsinstrument unterzeichnen konnten, so nahm davon der andere Theil Anlaß, noch einmal zurücke zu treten und sich aufs neue in Besitz zu setzen; die tannische Parthey erbot sich vergeblich, den Vergleich zu erfüllen und dabey allenfalls noch mehr zu thun, als eigentlich verglichen war; Er erklärte endlich, da er alle diese Erbietungen verworfen hatte, von nun auf keine Weise mehr an die Vergleichstractaten gebunden seyn zu wollen; brachte darauf auch am 15. Apr. des J. 1771. ein Reichshofräthliches Mandatum restitutorium und am 30. Mart. 1772. die zweyte Paritorurthel heraus, nachdem der Gegentheil ein paar Monathe zuvor im Febr. 1771. eine Reichskammergerichtliche Citation ex L. Si contendat &c. bereits hatte insinuiren lassen. Die tannische Erben erschienen zwar bey dem Kammergerichte, hatten sich aber in sensu juris nicht eingelassen; denn obschon auf der Gegenseite behauptet werden wollte, daß ein Provocations- und Mandatsgesuch sich nicht präventirten, folglich gar wohl zu gleicher Zeit bestehen könnten, so hatten hingegen die tannische Erben doch die alte Wahrheit für sich: Spoliatus ante omnia restituendus, vor deren Erledigung sie nicht schuldig seyn wollten, auf eine petitorische oder andere Klage sich einzulassen. Diese Wahrheit zu beweisen und gegen alle Zweifel zu retten, auch den künftigen Richtern die Verfassung der Urthel zu erleichtern, das ist die Bestimmung und das Ende dieser Schrift, die durch die Gründlichkeit und Bündigkeit des Stils, der zwar nicht luxuriant, aber auch nicht gewöhnliches Gerippe ist, einen jeden Leser aus dieser Schale interessiren wird.

Von dem Gegenstande selbst können wir nicht urtheilen, eben deswegen, weil theils der Reichshof-

rath schon darüber geurtheilt hat, und theils das Kammergericht noch darüber urtheilen wird. Indessen schlägt doch die Betrachtung beyläufig hier ein, daß es ein Grundsatz der Reichsritterschaftlichen Staatskunst sey, das Eigenthum sowohl als die Lehen dem weiblichen Geschlechte bis auf einen sehr entfernten ledigen Anfall zu entziehen, wo die Tochter aus einer Familie, die eine Million besitzt, mit ein paar tausend Thaler Brautschatz sich für ihre ganze väterliche Erbschaft befriedigen lassen muß, sie mag wollen oder nicht, renunciirt haben oder nicht; ein Grundsatz, den die Göttingische Fakultät öffentlich, besonders in der Lerchischen Fideikommißsache, vertheidiget hat, so, daß jede Tochter auch ohne Verzicht pro renunciata gehalten werden müsse; ob hingegen aus einem principium der Politik ein principium judicandi eines Reichsgerichts gemacht werden könne? darauf wird es hier ankommen. Und wenn nur erst der gegenwärtige Visitationskonvent, wie nicht zu zweifeln, einmal hinreichende Maßregeln genommen haben wird, dem Unwesen der Jurisdiktionskonflikte zwischen beyden Reichsgerichten abzuhelfen und der Chikanne zu steuren, das geschehe nun durch eine Einrichtung von allgemeiner Unzertrennlichkeit des possessorii und petitorii und aller Zwischenmodifikationen, oder durch eine Art von Gemeinschaft zwischen Reichshofrath und Kammergericht auf eine etwa den Reichsritterschaftlichen Rathsexpeditionen ähnliche Weise, so oft nemlich der Fall sich ereignete, daß die eine Parthey den wahrhaftig präveniirten Gerichtsstand verliesse, da denn etwan die den Konflikt verursachende Parthey den Zuwachs der Kosten, der durch die Kommunikation nach Wien oder Wetzlar verursachet würde, alleine bezahlen, und die Mehrheit der Reichshofräthl. und Kammergerichtlichen Stimmen durch einander entscheiden müßte; oder auf welche Weise es immer sey; dann würde die ganze Materie vom Jurisdiktionskonflikte der Reichsgerichte, der soviel ähnliches mit dem Handwerksneide hat, bald erlöschen und Joseph II. würde am Kammergerichte nicht verwerfen, was Joseph II. am Reichshofrathe verordnet hätte. Ueberhaupt scheint der V. nicht als Ritterschaftlicher Konsulent, zu welcher Stelle er indessen

dessen erst gelangt seyn mag, geschrieben zu haben; denn da die Reichsritterschaft ihre ganze Verfassung nach der Reichsverfassung kopiret hat, so erstreckt sich dieses auch auf die Rechte der Erbfolge, da denn alle Reichsländer Mannlehen oder Mannsstammgüter sind, worauf alle Töchter, wo keine pragmatische Sanktionen und besondere Hausverträge vorhanden sind, ausdrücklich oder stillschweigend verzeihen, so lange irgend noch ein männlicher Knospe vorhanden ist; um so viel verdienstlicher ist es aber für den Verfasser, daß er bey seiner neuen Bedienung sich nicht scheuet, seine Grundsätze öffentlich bekannt zu machen, weil dadurch bewiesen ist, daß nicht eine schmeichlende Jurisprudenz sein Verdienst sey.

Gm.

Deutsches geistliches Staatsrecht, abgetheilt in Reichs- und Landrecht, von Joh. Christian Majer, beyder Rechten Doktor und der Weltweisheit öffentl. Lehrer zu Jena. Lemgo in der Meyerschen Buchhandlung. 1773. 8. 381. S.

Zweyter Theil mit einem Register 1773. 8. 360. S.

Kein Wort davon, woran andere sich schon gehänget haben, daß man die Rechte des Staats über die Polizey der kirchlichen Versammlungen kein geistliches Staatsrecht nennen sollte, um nicht eine Zweydeutigkeit zu veranlassen, die aus einem geisttreibenden wiedertäuferschen oder israelitischtheokratischen Regiment abgeleitet werden möchte. Wir lassen uns durch Namen nicht irre machen, weil wir wissen, daß hier nichts verstanden wird, als das Recht der Obrigkeit über Gegenstände zu gebieten, welche man kirchliche Sachen zu nennen pflegt, die man durch eine lange Gewohnheit unter den Christen zur Abwechslung auch geistliche Sachen nennt, um sie von den Werken des Fleisches zu unterscheiden, das die Christen kreuzigen sollen.

Der gedrungene männliche Ton, in welchem der V. seine Gedanken mittheilet, verdienet, daß ein jeder Freund unsers Staatsrechts das Buch selbst lese, sich

in den Standort des B. stelle und sein Sehrohr da anlege, um die Wahrheit der gemachten Beobachtungen nach seinen Urtheilskräften und Empfindungen zu prüfen. Wir haben noch nichts von dieser Art; alles was wir haben, ist entweder zu dogmatisch methodisch, oder zu diktatorisch oder zu neutral und zu schwankend. Bey der katholischen Kirche braucht man keine tiefsinnige Dialektik, um das Kirchliche von dem Weltlichen zu unterscheiden, zumal seit der jüngsten Aufhebung des Jesuiterordens, wo auch die katholische geist- und weltliche Fürsten sowohl gegen sich als gegen den römischen Hof öffentliche Glaubensbekenntnisse ablegen, von ihrer Vorstellung, die sie sich von den Gränzen der geistlichen und weltl. Befugnisse und der Gegenstände machen; man hat bey dieser Gelegenheit bemerket, daß das Politische einer Gesellschaft eben sowohl von dem Geistlichen derselben als das Silber von dem Golde geschieden werden könne, so grosse Geheimnisse auch aus beyden Künsten bisher gemachet worden. Aber die protestantische Kirche, oder ihre Landesherren und die politische Schriftsteller derselben müssen den Kompaß verstehen, und ihre Rechte bald aus dem Territorium, bald aus dem Kollegium erklären. Der protestantische Landesherr prätendirt die geistliche Obrigkeit über seine katholische Unterthanen aus Gründen der Landeshoheit, über seine eigene Glaubensgenossen aber als erster Glaubensbruder oder als Präsident des kirchlichen Kollegiums, von welchem ihm die Gewalt aufgetragen ist; der evangelische Fürst aber, der einige Unterthanen hat, welche in der Landeshoheit eines katholischen Fürsten wohnen — denn wer weiß nicht, wie häufig dieser Fall in Deutschland vorkommt, da öfters in einem und demselben Dorfe ein Fürst die Landeshoheit, ein anderer das Jus gladii, wieder ein anderer die Jagd, ein vierter die Steuern und die Huldigung ꝛc. hat — sieht sich oft dem Falle ausgesetzt, daß über seine Unterthanen aus demselben Grundsatze der katholische Territorialherr die Kirchenrechte ausübe; diesem Falle auszuweichen ändert man also das principium territorii und führt das principium Collegii ein. Sollte sich nun einmal der Fall ereignen, daß katholische Landesherren Protestantisch würden, und ihre katholische Unterthanen wollten zufolge dieses Principiums den nächsten besten benachbarten katholischen Fürsten zum Präsi-

denten

denten ihres Kollegiums ernennen, und ihm alle die kirchliche Rechte übertragen, die ihr katholisch gewesener Fürst ohne Zuthun des Bischofs ausgeübet hatte, so wäre möglich, daß alsdenn die protestantische Staatsrechtsgelehrte auch dieses ihr neues Principium noch einmal verliessen, und entweder das Territorialsystem wieder hervorsuchten oder ein drittes Schema erfänden, wo einer jeden evangelischen Gemeinde, die in dem Lande eines katholischen Herrn wohnt, vielleicht frey stehen sollte, sich einen jeden benachbarten evangelischen Fürsten, zu welchem sie Vertrauen hätte, zum beständigen unwiderruflichen Schutzpatron öffentlich zu wählen.

Dieser schwankende Zustand der Grundsätze über die obrigkeitlichen Befugnisse läßt sich nun zwar nicht füglich in ein System bringen, indessen da die Schwankung noch zur Zeit sich nur auf zwey Seiten beziehet, so ist es immer verdienstlich für einen Gelehrten, auch nur eine von beyden Seiten mit soviel Schärfe des Geistes, mit soviel Wahrheitsliebe zu bearbeiten, wie dieser V. hier geleistet hat, der das Territorialsystem zu seinem Hauptsatze machet. Ein andrer Partheyschriftsteller mag das neue Kollegialsystem vertheidigen und alle Zweifel, die über die ausdrückliche oder stillschweigende Uebertragung noch entstehen könnten, aus dem Grunde heben; der protestantische Fürst, der seine Unterthanen in Ruhe und Wohlstand regieren will, wird nach den Umständen bald dieses, bald jenes ergreifen, welches am sichersten zum Endzwecke leitet. So heilt ein Arzt nach der stahlischen, ein anderer nach der mechanischen und noch ein anderer nach einer dritten Methode, sie werden alle drey von einem und demselben Collegio medico geschützt, ein jeder wird nach seinen Grundsätzen gerichtet; und so schreibt Hr. Meyer nach der Territorialmethode und sagt uns so bündig, so kräftig, als noch niemand über diesen Gegenstand geschrieben hat, was er über die Materie denke. Wer aber nicht alle Zweifel, die ihm dabey vorkommen, auflösen kann, der schreibe dieses nicht dem Verf. sondern dem System zu, und nehme dann zu dem Kollegialsystem seine Zuflucht, so werden ihm seine Zweifel verschwinden; denn wer nicht die Versuchung hat, ein eigen System zu bauen, der kann sich nur für eines erklären. Der Leser mag nun sein

Gelübde für eines von beyden schon abgelegt haben oder nicht; so wird er doch immer eine solche Schrift mit Vergnügen und der gerichtliche Schriftsteller mit Nutzen lesen, entweder um seine Ueberzeugung zu stärken oder seine Wahl darnach zu leiten; eine eklektische Theorie giebt es gar nicht; das eklektische ist hier bloß praktisch, ist das Geheimniß der Logen, das nur durch Ueberlieferungen fortgepflanzet wird.

Gm.

Von Levenar Direktor bey der Magdeburgischen Regierung Anmerkungen über die Kunst zu referiren, Magdeburg und Leipzig. 1772. 119. S. 8.

Der Hr. V. muß, wie er in der Vorrede sagt, Amts halben mit den angehenden Referendarien, correferiren, ihre Relationen nachsehen, mit den Akten vergleichen, und die Vollkommenheiten und Mängel bemerken. Damit er nicht genöthiget werde, jedesmal die Regeln, gegen die der Referent gefehlt hat, umständlich zu erklären, so giebt er diese Bogen heraus, auf die er ihn verweisen kann, und die ihm zu dieser Absicht bequemer scheinen, als die bisher in diesem Fache vorhanden gewesene Schriften. Einen vollständigen Unterricht in der Referirkunst muß man also nicht darinn suchen. Es sind Anmerkungen, wie auch der Titel nur verspricht, von den Pflichten des Richters bey Entscheidung eines Processes überhaupt, insonderheit von Relationen, von ihren Vollkommenheiten und Fehlern. Sie werden in mündliche, mündlich und schriftliche zugleich, und schriftliche eingetheilt. Die letztere sind entweder eingeschränkte oder freye. Von jeder Gattung insonderheit. Eingeschränkte nennt der Hr. V. solche, worinn man sich bey der Erzählung genau an die Folge und Ordnung der Akten bindet, einen Auszug daraus verfertigt, die Partheyen selbst reden läßt, und alsdann die Sache mehrentheils nach einem gewissen Formular beurtheilt und entscheidet. Hierbey ist zu sehen 1) auf die Erzählung; was dabey zu beobachten, 2) auf die Beurtheilung. Dabey ist in Erwägung zu ziehen, ob die wesentlichen und willkührlichen Regeln des Processes beobachtet worden; ob Präjudicialfragen zu erörtern

tern sind; darauf ist der Streitpunkt zu bestimmen; das Gutachten zu erstatten wie die Sache zu entscheiden sey; die Entscheidungsgründe sind anzuführen, die Gegengründe vorzutragen und zu widerlegen, endlich die Nebenpunkte zu erörtern.

Eine freye Relation ist, worinn sich der Referent nicht an den Vortrag der Partheyen, noch an die Ordnung, wie die Sache stückweise nach und nach in den Akten in das Licht gestellet worden, bindet, sondern die er ohne einen förmlichen Auszug vorauszusetzen, nach der Ordnung, die ihm am natürlichsten zu seyn scheint, ausarbeitet. Wie diese Art von Vorträgen einzurichten. Ob die eingeschränkte oder freye Relationen vorzuziehen. Die letztere haben den Vorzug

Durchaus erscheint der Hr. Verf. als ein Mann, der mit Kenntniß seiner Materie spricht, und der, was so vielen Rechtsgelehrten fehlt, Geschmack und Belesenheit, auch solcher Schriften hat, die nicht zum Handwerke gehören.

Vg.

Juristisches Wochenblatt, herausgegeben von D. August Friedrich Schott. Erster Jahrgang. Leipzig, auf Kosten des Herausgebers. 1772. 824. S. in 8.

Der Gedanke ist gut, nicht weniger die Ausführung. Hr. Sch. nemlich will aus den sämtlichen periodischen Wochen- und Monathsschriften, vorhandenen und zukünftigen, die juristischen und historischen Aufsätze, in so fern die letztere zur Erläuterung und Aufklärung juristischer Gegenstände dienen, zusammen drucken lassen. Alle Woche kommt ein Stück heraus. Wie gesagt, der Einfall ist sehr gut. Zum Beweise, daß er gut exequirt ist, und zugleich eine deutlichere Idee von der Sammlung zu geben, zeigen wir den Inhalt vollständig an. Künftig zeichnen wir nur die vorzüglichsten Stücke aus. 1) Budäus von den Lausitzischen Lehen. 2) Büsching von einem Irrthume in der Reichsmatrikel in Ansehung

Gelübde für eines von beyden schon abgelegt haben oder nicht; so wird er doch immer eine solche Schrift mit Vergnügen und der gerichtliche Schriftsteller mit Nutzen lesen, entweder um seine Ueberzeugung zu stärken oder seine Wahl darnach zu leiten; eine eklektische Theorie giebt es gar nicht; das eklektische ist hier bloß praktisch, ist das Geheimniß der Logen, das nur durch Ueberlieferungen fortgepflanzet wird.

Gm.

Von Tevenar Direktor bey der Magdeburgischen Regierung Anmerkungen über die Kunst zu referiren. Magdeburg und Leipzig. 1772. 119. S. 8.

Der Hr. V. muß, wie er in der Vorrede sagt, Amts halben mit den angehenden Referendarien, correferiren, ihre Relationen nachsehen, mit den Akten vergleichen, und die Vollkommenheiten und Mängel bemerken. Damit er nicht genöthiget werde, jedesmal die Regeln, gegen die der Referent gefehlt hat, umständlich zu erklären, so giebt er diese Bogen heraus, auf die er ihn verweisen kann; und die ihm zu dieser Absicht bequemer scheinen, als die bisher in diesem Fache vorhanden gewesene Schriften. Einen vollständigen Unterricht in der Referirkunst muß man also nicht darinn suchen. Es sind Anmerkungen, wie auch der Titel nur verspricht, von den Pflichten des Richters bey Entscheidung eines Processes überhaupt, insonderheit von Relationen, von ihren Vollkommenheiten und Fehlern. Sie werden in mündliche, mündlich und schriftliche zugleich, und schriftliche eingetheilt. Die letztere sind entweder eingeschränkte oder freye. Von jeder Gattung insonderheit. Eingeschränkte nennt der Hr. V. solche, worinn man sich bey der Erzählung genau an die Folge und Ordnung der Akten bindet, einen Auszug daraus verfertigt, die Partheyen selbst reden läßt, und alsdann die Sache mehrentheils nach einem gewissen Formular beurtheilt und entscheidet. Hierbey ist zu sehen 1) auf die Erzählung; was dabey zu beobachten, 2) auf die Beurtheilung. Dabey ist in Erwägung zu ziehen, ob die wesentlichen und willkührlichen Regeln des Processes beobachtet worden; ob Präjudicialfragen zu erörtern

tern sind; darauf ist der Streitpunkt zu bestimmen; das Gutachten zu erstatten wie die Sache zu entscheiden sey; die Entscheidungsgründe sind anzuführen, die Gegengründe vorzutragen und zu widerlegen, endlich die Nebenpunkte zu erörtern.

Eine freye Relation ist, worinn sich der Referent nicht an den Vortrag der Partheyen, noch an die Ordnung, wie die Sache stückweise nach und nach in den Akten in das Licht gestellet worden, bindet, sondern die er ohne einen förmlichen Auszug vorauszusetzen, nach der Ordnung, die ihm am natürlichsten zu seyn scheint, ausarbeitet. Wie diese Art von Vorträgen einzurichten. Ob die eingeschränkte oder freye Relationen vorzuziehen. Die letztere haben den Vorzug

Durchaus erscheint der Hr. Verf. als ein Mann, der mit Kenntniß seiner Materie spricht, und der, was so vielen Rechtsgelehrten fehlt, Geschmack und Belesenheit, auch solcher Schriften hat, die nicht zum Handwerke gehören.

Vg.

Juristisches Wochenblatt, herausgegeben von D. August Friedrich Schott. Erster Jahrgang. Leipzig, auf Kosten des Herausgebers. 1772. 824. S. in 8.

Der Gedanke ist gut, nicht weniger die Ausführung. Hr. Sch. nemlich will aus den sämtlichen periodischen Wochen- und Monathsschriften, vorhandenen und zukünftigen, die juristischen und historischen Aufsätze, in so fern die letztere zur Erläuterung und Aufklärung juristischer Gegenstände dienen, zusammen drucken lassen. Alle Woche kommt ein Stück heraus. Wie gesagt, der Einfall ist sehr gut. Zum Beweise, daß er gut exequirt ist, und zugleich eine deutlichere Idee von der Sammlung zu geben, zeigen wir den Inhalt vollständig an. Künftig zeichnen wir nur die vorzüglichsten Stücke aus. 1) Budäus von den Lausitzischen Lehen. 2) Büsching von einem Irrthume in der Reichsmatrikel in Ansehung

des Herzogs von der Maaß 3) und 4) Patrik von dem Herzoge von der Maaß. 5) Von einem besondern im Bremischen üblich gewesenen ordalio dem Scheingehen. 6) Grupen vom obstagio. 7) Herbster von Kaiser Rudolphs von Habsburg erster Gemahlin. 8) Preuschen vom Gebrauche der lateinischen und deutschen Sprache im Lehnrecht und den Lehnbriefen. 9) Lauhn über die Ausdrücke ius civile, Stadtrecht, plebiscitum, Landrecht. 10) Jäger, ob ein Souverain berechtiget sey, fremde Gesandten arretiren zu lassen. 11) S * * von der Familie der Herren von Rosenberg in Böhmen. 12) Bertram von dem Scheingehen; hier zum ersten mal gedruckt. 13) Just Henning Böhmer vom richtigen Gebrauche des Erfüllungseides in Ehesachen. 14) Heisler, ob jemand, der sich mit einer Person öffentlich verlobt, nachher ihre leibliche Schwester beschlafen, diese oder jene heyrathen dürfe? 15) J. C. Köhler von dem wahren Ursprunge der Helmdecken in der Heraldik. 16) Reinhard: ob die Eintheilung der Jagden in hohe und niedere alt oder neu sey. 17) K * * von der Titulatur des Gräfl. Lippischen Hauses Von Gottes Gnaden. 18) Ebenderselbe von den alten Gerichtsstätten in der Grafschaft Lippe. 19) Carrach vom Gebrauche und Mißbrauche der Provokation ex L. diffamari. 20) Lauhn von dem Sächsischen Lehnrechte, vermehrt und verbessert. 21) Böhmer über dasjenige, was man in Streitsachen factum oder facti speciem nennt. 22) Briefwechsel zwischen Bandis und Erath über die Monogrammen der deutschen Kaiser und Könige. 23) Emminghaus vom Todfallsrecht und dem Unterschiede zwischen dem Hauptrechte und Budtheile. 24) Preuschen von der Succeßionsordnung in deutsche Reichsländer, besonders Lehen, wie sie in den mittleren Zeiten an Enden des Schwäbischen Rechts üblich gewesen. 25) Gonne vom Unterschiede der Bambergischen, Brandenburgischen und Carolinischen Halsgerichtsordnung in Bestrafung der Bigamie. 26) Roßmann, ob ein getaufter Jude seiner noch jüdischen Frau auf ihr Verlangen einen Scheidebrief geben müsse. 27) Wiedeburg von den Thiuphaden, einer Art gothischer Befehlshaber. 28) Nachricht von der Herrschaft Meran. 29) Ob die Relation des

Eides

Eides die Kompensation der Proceßkosten nach sich ziehe? 30) Jäger vom Zweykampf der Völker und ihrer Souveraine. 31) Roßmann vom Jahrsfalle. 32) Ebenderselbe über das Münzrecht der deutschen Fürsten. 33) Westphal von Verpfändung fremder Güter. 34) S** von Rupino, welchen K. Otto IV. zum Könige von Armenien gemacht. 35) Laubns Anhang zu dem 9. St. 36) Jäger von der Herrschaft des Mannes über die Frau, nach dem R. R. 37) Ebenderselbe von der Appellation in das Thal Josaphat. 38) *Guelpherbytani* etwas zum Beweise der Herrschaft des Mannes über die Frau nach dem R. R. 39) Jägers Anhang zu R. 36 und 37. 40) Böhmer von den Bauern, die man in Holstein Lansten nennt. 41) Schmeizel Beweis, daß die Thurniere schon im 10 Sec. in Deutschl. gebräuchlich gewesen. 42) Schubach von dem Ansehen des Kaisers bey auswärtigen Reichen in den mittleren Zeiten.

†

Antonii Schultingii commentationes academicae Vol. III. Hal. Magdeb. apud Hemmerde 1774. ohne das Register 408. S. in gr. 8.

Dieser Theil enthält: Thesium controversarum iuxta seriem Digestorum decades centum. Schulting hat sie vormals auf halben Bogen zum Behufe seiner Privatdisputationen nach und nach drucken lassen. Darauf gab sie im J. 1738. Rücker mit einer Vorrede zusammen heraus. Sie sind vortreflich und von ganz anderer Art, als die theses, worüber auf den deutschen Universitäten disputirt wird. Mit Recht bedauert der jetzige Herausgeber, daß sie nur bis auf das 22ste Buch der Pandekten reichen.

Ferner zwey Reden Schultings, die erste handelt de optimo genere interpretum iuris civilis, die zweyte ist eine Gedächtnißrede auf den Franekerischen Professor der Theologie Johann van der Weyen. Daß der Verleger zu diesem Bande so schwarz Papier und stumpfe Lettern genommen hat, ist eine Sünde gegen Schulting.

†

Gedanken über die Verabfassung eines allgemeinen Gesetzbuches zur Verbesserung der Justizverfassungen, drittes Stück. 126. S. Viertes Stück. 110. S. 8. ohne Benennung des Ortes.

Wir finden keine Ursache, unser von den vorhergehenden Stücken gefälltes Urtheil zu ändern. Im Vorberichte sagt der Autor, der Verfasser eines Gesetzbuches müsse die Gesetze vieler Nationen kennen, und wissen, welche gute oder nachtheilige Wirkungen sie bey dem Volke hervorgebracht hätten um daraus ihren Werth oder Unwerth zu bestimmen. Gleichwohl versteht er kein Recht als das römische, und das nicht recht. Was er von den Gesetzen anderer Nationen weiß, heißt soviel als gar nichts. In diesen Stücken nimmt er das ius ad rem vor, geht die dahin gehörige römische Gesetze durch und raisonnirt darüber; was ihm vernünftig scheint, soll in das Gesetzbuch, was ihm nicht gefällt, bald aus guten bald aus sehr elenden Gründen man lese z. E. seine einseitige Declamation gegen die Einkindschaft S. 88.) soll wegbleiben. An Nonsense fehlt es auch in diesen Stücken nicht. Man lese im 3. St. S. 17. 30. 69. Eine feine Probe von den Einsichten des V. in Politik und Statistik stehet S. 108. „Woher die Spaltungen eines gelehrten Frankreichs? Woher anders als aus Mangel der erforderlichen Subordination unter ihre Monarchen.„

✝

Gedanken von richtiger Berechnung des Pflichttheils 1tes Stück 28. S. in 4. 2tes Stück. 35. S ohne Anzeige des Orts (vermuthlich in Schwaben) 1773.

Hat uns gleich der Titel dieser Abhandlungen getäuscht, indem wir darinn eine allgemeine Ausführung von Berechnung des Pflichttheils suchten, und nur hauptsächlich Gedanken über einen einzelnen hieher gehörigen Fall funden: so haben wir sie doch vom Anfange bis zu Ende durchgelesen, und lassen es uns nicht gereuen. Der Verfasser ist ein so tief und ordentlich denkender Kopf, daß wir ihn kraft tragenden kunstrichterlichen Amtes

tes ermahnen mehr zu schreiben, und zu versichern, daß er nicht nöthig habe, seinen Namen bloß mit C. L. C. N. zu unterschreiben.

Wir wollen den statum causae hersetzen. Der Verf. hat ihn nicht so deutlich vorgestellt, als er sollte. Nach dem Würtembergischen Landrechte erbt ein Ehegatte, wann Ein oder zwey Kinder vorhanden sind $\frac{1}{5}$ des Vermögens. Sind der Kinder mehrere, so bekommt der Ehegatte portionem virilem. Es entsteht also die Frage, wie ist in dem Fall, wo Kinder und Ehegatten zusammen erben, der Pflichttheil der Kinder zu berechnen. Es sind 4. Berechnungsarten möglich. Entweder man berechnet den Pflichttheil nach dem ganzen Vermögen, ohne die Portion des Ehegatten zuvor abzuziehen, oder man zieht diesen Erbtheil zuerst ab, und berechnet vom Rest den kindlichen Pflichttheil. Im ersten sowohl als im zweyten Falle läßt sich wieder auf zweyerley Art verfahren. Entweder man zählt bey Bestimmung des Pflichttheils den Ehegatten mit, oder man zählt die Kinder allein. Zu mehrerer Deutlichkeit wollen wir ein Exempel beyfügen.

Das Vermögen sey 1200. der Kinder 4.

Erste Art zu rechnen	Zweyte	Dritte	Vierte
Vermögen 1200	Verm. 1200	Verm. 1200	Verm. 1200
Ehel. Erbtheil 240	Ehel. Erbtheil 240	Pflichttheil, ist, wann man Kinder und Ehegatten zusammen zählt, die Hälfte also 600	Pflichttheil für die 4 Kinder ist $\frac{1}{3}$
Rest 960	Rest 960	für Ein Kind 120	also 400
kindlicher Pflichttheil, ist, weil Kindern und Ehegatten zusammen 5 Personen ausmachen, die Hälfte also 480	kind. Pflichttheil ist, wann die 4 Kinder allein gezählt werden, $\frac{1}{3}$ also 320		für Eines 100
Folglich bekommt Ein Kind 96	für 1 Kind 80		

Welcher Kalkul ist der richtige? Besold will das eheliche Erbtheil nicht abgezogen haben, erklärt sich aber nicht, ob er die dritte oder vierte Rechnungsart billige, Lauterbach nimmt die zweyte, Gerstlacher in einer un-

längst

längst erschienenen Abhandlung die erste an. Unser V. hingegen zeigt, daß die vierte die einzige wahre und gesetzmäßige Komputation ist. Im ersten Stück wird Gerstlachers, im zweyten die beyden andern Rechnungen bestritten. Da auch nach dem römischen Recht in gewissen Fällen die Ehegatten mit den Kindern erben: so hat der V. auch darauf Rücksicht genommen, und zeigt, daß nach diesem Rechte ebenfalls die vierte Rechnungsart anzustellen sey. Beyläufig handelt er von der Komputation des Pflichttheils überhaupt für die Kinder, Enkel, Aeltern, Geschwister, alles sowohl nach römischem als würtenbergischen Rechte. Zuletzt von der Berechnung des Pflichttheils, wann Aeltern mit Ehegatten konkurriren. Weil die Gerstlacherische Meynung, wiewohl mit der möglichsten Bescheidenheit, in dieser Abhandlung widerlegt worden ist: so tritt ein Herr W. C. F. J. auf, der, wie er sagt, zwar nicht das Glück hat den Markgräflich badischen Hrn. Hof- und Regierungsrath Gerstlacher zu kennen, aber doch von ihm viele gute und vorzügliche Eigenschaften kennt, glaubt, durch jene Abhandlung sey dessen Ehre zu nahe getreten worden, und schreibt daher:

Ohnpartheyische Prüfung der Gedanken von richtiger Berechnung des Pflichttheils. 1773. 31. S. 4.

Wir würden dem Manne seine Bemühung sehr schlecht danken, wann wir an Hrn. Gerstlachers Stelle wären. Seichtes und konfuses Geschwätz, Verdrehungen und Mißdeutungen, Bücklinge vor dem hochzuverehrenden Gönner, Verunglimpfungen des Gegners, und kein einziges überzeugendes Argument sind der Inhalt seiner Schrift. Gelegentlich wird dem Leser gesagt, daß man bey Erklärung eines Gesetzes auf das ältere Gesetz sehen müsse. So habe es der berühmte Ferdinand Christoph Harprecht gemacht, und so mache es auch der noch lebende Hr. D. Christoph Friedrich Harprecht. Merkwürdig!

3. Arzneygelahrheit.

Johann Baptista Morgagni von dem Sitze und den Ursachen der Krankheiten; ersten Buchs zweyter Abschnitt. Von den Krankheiten des Kopfs, 27. Bogen.

Zweytes Buch, von den Krankheiten des Oberleibes. Erster und zweyter Abschnitt. 3 Alph. 4 B.

Drittes Buch, von den Krankheiten des Unterleibes. Erster, zweyter und dritter Abschnitt. 5 Alph. 1. B. Aus dem Lateinischen übersetzt von D. Joh. Gotthelf Herrmann Med. Pract. in Chemnitz. in gr. 8. 1772. 1773. Altenburg, in der Richterschen Buchh.

Wir haben bey der Anzeige des ersten Buchs (A. d. B. 17. B. 2 Th. S. 537.) bereits gemeldet, daß statt des Hrn. Königsdörfer, der Herr D. Herrmann die Uebersetzung der folgenden Theile dieses wichtigen, nützlichen und allgemein bekannten Werks, übernehmen würde. Er übersetzt aber sehr buchstäblich, weitschweifig und steif: indessen drückt er den Sinn des Verfassers so hinlänglich aus, daß das Werk denen brauchbar seyn wird, die sich des Vortheils begeben müssen, es in der Urkunde zu lesen.

Hm.

Andreas Duncan, der Arzneykunst Doktor und Mitglied des Königl. medicinischen Kollegiums zu Edinburg Abhandlung von der Wirkung und den Nutzen des Quecksilbers in der venerischen Krankheit aus dem Englischen übersetzt mit dem Motto: Longe mihi potior cura est veritatis quam nouitatis. Morgagni. Frankf. und Leipzig bey Christian Gottlieb Hertel 1773. in 8. 110. Seiten.

Es

Es ist zeithero unter den Aerzten noch immer nicht ausgemacht gewesen, ob das Quecksilber bey der Cur der Lustseuche bloß durch die von demselben verursachten Ausleerungen wirke, oder ob dasselbe ein blosses Veränderungsmittel (alterans) sey. Der gegenwärtige V. prüft diese Meynung sorgfältig, und hält dafür, daß die Meynung derer jenigen, welche glauben, daß das Quecksilber durch die Ausleerungen heile, sehr übel gegründet sey. Fast alle bekannte Formeln und Gestalten, welche nach und nach in Gebrauch gezogen werden, und die von ihren Erfindern, als die sichersten und wirksamsten Mittel sind angepriesen worden, werden hier untersucht und geprüft. Bey der Anweisung zum Gebrauche der Merkurialbereitungen, welche den letzten Theil des gegenwärtigen Werks ausmachet, ist die Absicht des Verf. von dem Endzwecke der meisten Schriftsteller ganz verschieden gewesen. Er empfiehlt keine besondere Zubereitung, sondern er vergleicht vielmehr die Vortheile und den Nutzen einiger der jetzt gebräuchlichsten Methoden und Mittel, und sucht die Fälle zu bestimmen, in welchen jedes derselben am schicklichsten gebraucht werden kann. Dem Speichelflusse, welcher durch die in den Körper gebrachte überflüßige Menge des Quecksilbers hervorgebracht wird, ist der V. ganz und gar nicht günstig, (und dieser Meynung sind wir auch durchaus) sondern er glaubt, daß alles, was zur Heilung der Lustseuche nöthig ist, bloß darinn bestehe, daß man dem Kranken so viel davon gebe, als nöthig ist, daß eben ein Speichelfluß davon entstehen will, den man aber, so bald er sich zu zeigen anfängt, mit den gehörigen Mitteln, als z. B. Purganzen, schweistreibenden Mitteln, Schwefel und dergl. stopfen muß. Die Vorsicht, daß man nicht zu viel Quecksilber auf einmal gebe, wird allen Aerzten und Wundärzten eifrig angerathen, weil dadurch allerley unangenehme und gefährliche Folgen, wie z. B. das Anschwellen des Kopfs und dergl. entstehen. Sollten sich bey dem Gebrauche desselben fieberhafte Zufälle einfinden, so setze man den Gebrauch aus, und bediene sich der gewöhnlichen Fiebermittel. Bey Frauenzimmern muß dieses Mittel, in Betracht ihrer Reinigung, mit mehr Vorsicht gebraucht werden, als bey Mannspersonen. Am allerbehutsamsten aber muß

damit

damit in der Schwangerschaft umgegangen werden. Venerische Säuglinge werden gewiß durch den vorsichtigen Gebrauch des Quecksilbers bey der Amme geheilet. Bey Personen, welche dem Bluthusten unterworfen sind, muß man mit dem Gebrauche dieses Halbmetalls, oder dessen Zubereitungen sehr vorsichtig zu Werke gehen, weil dasselbe diese Ausleerung von neuem hervorzubringen pflegt. Die Lebensordnung, welcher sich Kranke so das Quecksilber gebrauchen müssen, zu unterwerfen haben, übergehen wir billig.

Dr.

Neu vermehrter und verbesserter Apothekerkatechismus für angehende Aerzte und Wundärzte und Apotheker. Hamburg bey Friedrich Ludwig Gleditsch 1773. in 8. 76. Seiten.

Dieser Katechismus kam im Jahre 1772. zu Lüneburg bey Moritz Jakob Behn heraus, und gegenwärtige neu seyn sollende Auflage ist nichts anders, als eben derjenige vom Jahre 1772. mit umgedruckten Titelblatte und veränderten Nahmen des Verlegers. Ausserdem ist dieses Büchlein für Anfänger sehr brauchbar. Denn der V. hat die chymisch pharmacevtischen Sätze in einer angenehmen Ordnung und Kürze abgehandelt.

Bl.

Io. Andr. *Murray* Enumeratio librorum praecipuorum medici argumenti. Lipf. Weygand 1773.

Die Gelegenheit zu dieser Schrift gab H. D. Millers Anl. zur Kenntniß der Bücher in allen Wissenschaften, in der das medicinische Verzeichniß ziemlich unvollkommen war. Sehr recht verlangt H. M. unter den vorläufigen Kenntnissen Physik und Naturgeschichte. In der Anatomie hat er viel kleine Schriften beybringen müssen. In der Materia medica haben wir noch kein Verzeichniß der wirklich zuverlässigen Mittel. Wir übergehen mehrere richtige Anmerkungen der Vorrede. Das Verzeichniß selbst ist mit vielem Fleisse ausgearbeitet. Einige Anmerkungen wollen wir hinzuthun.

S. 8.

S. 8. fehlt die deutsche Ausgabe von des Vandermonde und Roux Journal und S. 9. Cheseldens gutes Compendium.

S. 11. Monro von der Injection ist auch besonders gedruckt.

S. 28. Sauvage Nosologia meth. kam zuerst in 5 Bänden 8 heraus und 1768. nach Sauvages Tode ward sie sehr vermehrt von Cramer in 2 Bänden 4. wieder herausgegeben. Hier fehlt auch des Cullen Synopsis nosologiae method. die Edinb. 1769. und zu Leiden 1772. schon zum zweyten Male gedruckt ist. Macbride hat hier auch etwas geleistet.

S. 29. Das Verzeichniß der script. obseruat. ist doch zu gering Heers, Schenk, Pechlin, v. d. Wiel, Tulpius, Heister (und warum der? Es ist wohl die mäßigste Sammlung, die wir haben.) Haller und de Haen sind allein, die, so H. M. anführt.

Sehr zahlreich ist das botanische Verzeichniß von S. 32 : 47. besonders, wenn man es mit dem vergleicht, was von der Naturgeschichte im Ganzen S. 1. und 2. gegeben wird. Der Recensent hat gewiß vom baaren Brodstudieren keinen grossen Begriff: aber hier scheint der Lernling zu sehr mit Moosen und Gräsern bekannt zu werden, der in der Naturgeschichte überhaupt nur den Linne, Waller, Cronstadt und Bonnet kennen lernt.

S. 50. fehlten unter den Giften Brogiani, Mead. Friccius ist gewiß später herausgekommen.

S. 54. Vom Carlsbade fehlt der beste Schriftsteller Becher.

S. 56. Von Model's chym. Nebenstunden ist auch der zweyte Theil heraus. Vom new dispensatory S. 61. ist eine neuere Ausgabe und beym Gaubius S. 62. hätte der Parenti seinen Platz.

S. 61. neben dem Hautesierk haben wir von Wolter und die Pringle beygelegte Medulla vermißt.

S. 63. ist die allgemeine Therapie sehr kurz abgekommen: auch fehlen hier wohl die Hauptschriften über ganze Classen von Heilmitteln; z. E. vom Blutlassen, Brechen u. s. w.

Eben da fehlt neben des Tissot Avis das sehr gute Werk des Buchan domestica medicine.

S. 64.

S. 64. hätten wir bey den alten Aerzten auch zum Besten der Lehrlinge die Hauptschriften gewünscht, die zum Verstande der Alten dienen.

S. 69. haben wir den Pomme nicht gefunden; auch nicht den Armstrong. Vom Pringle ist die neueste deutsche Ausgabe vermehrter, als die angeführte englische.

Das schöne Verzeichniß S. 71. f. wünschten wir nach den Krankheiten geordnet, so daß der Schüler auf Ein Mal die besten Schriften über jede sehen könnte. Wir vermissen hier auch den Fernel, Merkatus, Pet. Salius diversus, Varandäus, die guten Schriften des Valcarenghi u. a.

S. 32. fehlen uns die ältern guten Wundärzte, die beyde Fabricien, Paré u. a. S. 84. unter andern Douglas vom Wasserbruche und S. 94. finden wir das schwedische Kochbuch der Igf. Warg und sonst keine alte oder neue Apicios andrer Nationen.

Wir zeigen dieses nur an, um H. M. zur Vervollkommung einer so nützlichen Arbeit zu bewegen, die auch vorzüglich zu Vorlesungen gebraucht zu werden verdiente. Nicht leicht ist jemand, der so viel Kenntniß und so viel Hülfsmittel hat, dieß Fach mit Ehren zu bearbeiten, als Hr. M.

X.

Joh. Christoph Andr. Mayer, der Phil. und Arzn. Dr. Abhandlung von dem Nutzen der systematischen Botanik in der Arzney- und Haushaltungskunst. Greifswalde 1772. 4. 2¼ Bogen.

Schade, daß es nur 2 und ein viert. Bogen sind! Diese kleine Schrift ist so gründlich, deutlich und wahr geschrieben, daß sie verdiente in eine Sammlung eingerückt zu werden, wo sie der Vergessenheit entrissen würde, die ihre Kürze wie andern ähnlichen zu drohen scheint. Der Hr. Dr. beweiset erstlich, daß die Botanik der Nachwelt die Arzneymittel aufbewahrt, der wir uns jetzt bedienen und sie für diejenige Unwissenheit (sollte heißen: vor derjenigen) sichert, in der wir uns in Absicht der Alten befinden; denn die Aerzte dürfen nur den systematischbotanischen Namen derselben hinsetzen,

so weiß man welche sie meynen. — Wollte Gott! daß sie nur immer thäten! Aber wenige, sehr wenige haben das Verdienst, einheimische Pflanzen brauchbar zu machen, und noch viel wenigere haben den edlen Muth, in ihren männlichen Jahren bey Botanisten in die Schule zu gehen wie Collin. Und man darf nicht eher hoffen, daß Aerzte wissen werden, was sie brauchen (vom botanischen Wissen ist die Rede) so lange auf Universitäten bey den Vorlesungen über die Materiam medicam aus dem Pflanzenreiche nicht die botanische Kenntniß kann vorausgesetzt werden, und dieß wird nie geschehen können, so lange bey botanischen Demonstrationen die Wirkungen der Pflanzen und ihr Gebrauch mit angegeben wird. Der Zuhörer behält, wenn es gut geht, den Namen und die Wirkung und vergißt die Kennzeichen! — und nun will er Schierling brauchen, glaubt seinem Apotheker, und weiß nicht, daß in der ganzen Gegend, oft auf Meilen weit, keiner wächst. Man verzeihe uns diese Ausschweifung, wir sind von ihrer Richtigkeit zu sehr überzeugt. — Wir glauben auch, so sehr wir die Exempel des Verf. zugeben, daß noch manche Pflanzen der Alten entdeckt werden könnten, nur müßte es anders angefangen werden als bisher geschehen ist. Darüber können wir uns jetzt aber nicht ausbreiten. Aber noch ein Wort über den 11ten §. wo es heißt: bis jetzt noch kann man es kaum dahin bringen, daß man diese Medicamente (Resina Jalappae und Corticem Cinchonae, nicht wie hier zweymal steht, *Conchinae*) rein bekommt. Ja nicht aus dem Lande selbst bekommt man die letzte rein. Denn die listigen Sammler dort nehmen die Zweige von einer Volkameria und lassen sie mit dem Dekokt der Chinarinde durchziehen, und verkaufen uns unzähliche mal diese, und daher müssen die armen Kranken jetzt Unzen, ja viertel Pfunde verzehren, ehe sie so weit kommen als vor 100. Jahren mit einer halben Unze. — Die Anmerkung, daß ein Wundarzt im Felde Botanik brauchen könne, steht S. 15. am rechten Orte. Bey dem zweyten Satze ist unser Verf. kürzer um die Nothwendigkeit der Botanik in der Kultur zu zeigen, und sie ist in der That auch Unverständigen hier noch einleuchtender. Wenn aber der V. auf der letzten

Seite

Seite noch einmal deutsche Kochenille zu sehen hoft, so stimmen wir seinem Wunsche noch nicht bey, so wenig wie zur Kultur des Theebaums in Europa, davon die Gründe abermals hier zu weitläuftig wären. Man kann einen Mann schätzen, ohne ihn zu kennen, wie der Recens. den V. und doch verschieden von ihm denken.

Dr.

Pet. Jos. Buchoz Sammlung auserlesener Briefe zur Erhaltung der Gesundheit und durch den Bau der Gewächse sich in kurzer Zeit zu bereichern, aus dem Französ. Zweyter Theil. Nürnb. 1773. 8. 1 Alph. 4 Bogen.

Den ersten Theil haben wir in d. allg. Bibl. XIXten B. S. 239. fgg. angezeigt; dieser ist ihm ganz ähnlich; nur merkt man mehr den unwissenden Uebersetzer, der seinen Schriftsteller Widersprüche, Nonsense und Unsinn sagen läßt. Die Zahl der Briefe geht vom 35-65. und es ist nicht zu läugnen, daß manche nützliche Sachen darinn vorkommen, auch müssen wir hin und wieder die Aufrichtigkeit des Verf. rühmen, wenn er z. E. S. 11. und 12. nicht verheelet, daß nach dem Zeugnisse der Akademisten, die aus der Wolle des Hundskrauts (eine gute Uebersetzung von Apocynum; es hätte aber syrisches sollen hinzugesetzt werden; für den Linnäischen Geschlechtsnamen Asclepias paßt sie nicht und Apocynum Linn. ist eine andere obwohl verwandte Pflanze) verfertigten Zeuge etwas brüchig, mithin nicht so dauerhaft sind als zu wünschen wäre. Dieß ist der Gegenstand des ersten Briefes; in den folgenden wird von einem ziemlich zusammengesetzten Thee gegen die Engbrüstigkeit gehandelt, denn von der Spigelia, vom Cypressenbaume, vom amerikanischen Cypressenbaume (was dieß botanisch sey, ist nicht angezeigt, und die Beschreibung läßt uns ungewiß); von der Hirschzunge, oder dem Milz- auch Steinfarrenkraut; lauter unschickliche und gewissermaßen falsche Namen für Asplenium Ceterach Linn. Denn Asplenium heißt Milzkraut, also sollte nun die Art dieses Geschlechtes durch einen Zusatz bestimmt seyn; Hirschzunge aber ist durchaus falsch, denn der Name gehört seit lan-

ger Zeit ausschliessungsweise für die Art von Asplenium, die sonst Lingua cervina hieß, der Linne ihren ältern Namen Scolopendrium wieder hergestellt hat. Derselbe 40. Br. handelt auch von der Bärentraube (in andern praktischen deutschen Büchern heißt sie, wenigstens seit 11 s 12. Jahren die Sandbeere; freylich lateinisch Arbutus Uva ursi) Ferner werden erwähnt im 41. Br. der fremde (d. i. orientalische) Ahorn; 42. Nutzen der Pomeranzenblätter (aus den Wiener Aerzten) 43. etwas von Eichen; 44. von der Fieberrinde; 45. — Ipekakuanne (Brechwurzel) 46 und 47. — Hanf; 48. — den Linden. 49. — Anlegung der Wiesen. — Doch die Leser mögen das Verzeichniß im Buche selbst ansehen; wir müssen bey der uns anempfohlenen Kürze nur ein paar Proben der Ausführung geben. Bey der Einleitung des 37sten Br. von der Spigelia hätte vieles können wegbleiben, man sieht, daß der Verf. entweder im Thierreiche nicht sehr zu Hause ist, oder sich vorsetzlich hat herunter lassen wollen; wiewohl das erstre wahrscheinlicher wird. Da war es nun freylich sehr wohl gethan, sich an den klassischen Schriftsteller der Naturgeschichte zu halten, und aus Linne die bekannten Arten von Würmern anzugeben, aber auch seine Versehen nachzuschreiben, zeigt, daß es dem Verf. an Untersuchungen gemangelt hat. Denn Linne ist doch immer ein Mensch und es ist kein Verdienst einzelne Lücken anzuzeigen, aber auch keins sie stehen zu lassen. So ist demnach der Spulwurm vom Regenwurme dennoch verschieden, und mit der Linnäischen Ascaride lumbricoide einerley. So hat dennoch der Bandwurm einen Kopf oder wie man den Bulbum sonst nennen will, der am dünnern Ende sitzt, ob er gleich leicht abreißt. — Das gilt dem Verfasser. Dem Uebersetzer gaben wir oben schuld, daß er seinen Schriftsteller Widersprüche sagen liesse; hier ist einer: S. 26. — „der Aufenthalt dieser kleinen Insekten„ — und weiter unten: „die Würmer sind keine Insekten.„; Wenn Hr. Buchoz so nachläßig geschrieben und der Uebersetzer nicht vor der Faust weggeschrieben, so hätte er, ohne die Uebersetzerstreue zu verletzen, bey der ersten Stelle schreiben sollen: diese kleinen Thiere. Vom Nonsense steht ein Exempel S. 346. das wir nicht ganz abschreiben mögen. Beyläufig soll in diesem ganzen Briefe vom Kali oder Soersalz, wie es der Ueb. giebt, fest so viel als fix seyn und hätte daher feuerfest heissen sollen.

Di

Das weiß man aber nicht ohne Kenntniß der Sache. Wir setzen noch ein Beyspiel vom Unsinn hinzu, und nichts kann lächerlicher seyn, als der Unsinn, den der Uebers. aus der vortreflichen bedeutenden Sprache des Ritters Linne macht. Wir setzen es aber nicht, weil es lächerlich ist, sondern um das zu bestätigen, was wir einmal erinnerten, *) es werde nicht immer der botanische Name angeführt, da hier sogar die Beschreibung unnütz ist. S. 34. von der Spigelia heißt es: „Ihr Stengel ist grasartig, gerad, ästig, palmenzweigförmig, ohne Fasern und oben etwas dicke.„ Beym Linne: Caulis herbaceus, erectus, brachiatus *palmaris* f. spithamaeus, teres, glaber, superne parum crassior. Dieses Niederschreiben des Lateins überhebt uns der Mühe, das Exercitium zu korrigiren, da es für Kunstverständige unnöthig ist, und andre Leser hier keinen Kommentar suchen werden. Und so gehts ganz durch: sessilis heißt beym Uebers. niedrig; lineare nach der *Linie* gerichtet rc. nach welcher Linie doch? — Ueberhaupt muß das Buch im Grundtexte besser seyn, wo es diese Fehler nicht hat, und es scheint uns der 2te Theil vor dem ersten den Vorzug zu haben; doch muß die Anwendung der Sätze sowohl zur Gesundheit als Kultur cum grano salis gemacht werden.

Dr.

D. Joh. Gottl. Gleditsch Pflanzenverzeichniß zum Nutzen und Vergnügen der Lust- und Baumgärtner und aller Liebhaber von fremden und einheimischen Bäumen, Sträuchern und Staudengewächsen — nebst kurzgefaßten Anmerkungen, die deren Pflege, Vermehrung, Pflanz- und Blütezeit, Wurzeln, Früchte, äusserlichen Anstand, Standplätze, Nutzen, und verschiedentlich veranlaßte Experimente betreffen; Berlin 1773. 1 Alphab. 5¼. Bogen. Haude und Spener, gr. 8.

Der vortrefliche Mann, der nun schon in den castris florae ein Greis geworden, giebt den unkundigen Liebhabern und den Gärtnern hier ein alphabetisch Register über die

*) S. Mayer vom Nutz. der syst. Botanik.

die Beschaffenheit und Kultur vieler Gewächse, die deutschen Grund und Boden vertragen und zwar mit botanischen Namen. Daß dieß ein Verdienst sey, wird ein jeder einsehen; eine Probe wollen wir nachher geben— Der Rec. bedauert aber von ganzem Herzen, daß die Kenninsse die der H. V ausschliessungsweise besitzt, wo sie nicht bald genutzt werden, auf einige Jahrhunderte lang vielleicht, für die botanische Welt verlohren gehen werden, und wir fordern den Verleger dieses Werks oder irgend einen andern auf, dem Verf. keine Ruhe zu lassen, bis er den Schatz seiner Sammlungen über eine floram Germaniae mittheilt. Schon vor 10. Jahren hörte der Rec., daß niemand im Stande sey, was Vernünftiges davon zu liefern als Haller und Gleditsch. — Die flora Jenensis war von dem erstern damals schon lange geliefert, und seitdem ist Deutschlands Flora von der schweizerschen verdrängt — soll die Gleditschische auch in herbis vergehen? Es wäre schade um alle die Exkursionen im Sächsischen bis nach dem Harz und an die Lausnitz, und im ganzen Brandenburgischen, daß man nichts davon weiter nutzen sollte, als was Böhmers flora Lipsiae hat. — Das Alter des Verf. wird ihn nicht hindern, seinen Vorrath durchzusehen, da das vor uns liegende Werk seine Munterkeit zu erkennen giebt, und vielleicht wäre ihm jene Bemühung noch angenehmer als diese. Denn welcher Botanist erinnert sich seiner Fatiguen nicht mit Vergnügen?

Die Zahl der Pfl. in diesem Verzeichnisse steigt auf mehr als 1400. die fast alle über ein Jahr dauren. In der Vorrede wird erwähnt, daß die königl. Akademie eine eigne Sammlung von nordamerikanischen, sibirischen rc. Pflanzen zu ziehen angefangen und jährlich fortsetze, um dadurch mit der Zeit den Liebhabern davon mit einer beliebigen Anzahl zu dienen. Der Anmerkungen über den Nutzen und der Experimente sind wenig, zur Probe sehe man Achillaea Ageratum; Aloe perfoliata; Isatis tinctoria; es sind eigentlich nur Winke. Von der Kultur sind desto mehr, und auch desto sichrere, da der Verf. selbst so lange die Aufsicht botanischer Gärten gehabt hat.

Dr.

Ono-

Onomatologia botanica completa, oder vollständiges botanisches Wörterbuch rc. 3ter Theil (von Coilantha — Folliculus) 1 Alph. 11. Bog. Dess. 4ter Th. (von Fonna — Jatitara) 1 Alph. 12 Bog. 5ter Th. (von Jatropha — Matta) 1 Alph. 9 Bogen, 1773.

Die Verfasser bleiben ihrem Plane getreu genug in allen diesen Bänden. Immer derselbe mühsame Fleiß in Aufsuchung der Arten und Spielarten, auch in deren Reduktion, so viel möglich ist; denn so leicht sie bey einigen ist, so schwer und unmöglich ist sie bey andern. Kein Recensent noch Leser wird Unmöglichkeiten verlangen, sobald er das Fach kennt. Immer auch dieselbe Ausführlichkeit in der Kultur und dem Gebrauche der Pflanzen. Und in diesen beyden Gesichtspunkten schätzen wir das Werk, indem einmal einer, der Stetigkeit und Kenntniß genug dazu hat, es zur Grundlage nehmen, umschmelzen, lateinisch machen, nacharbeiten und eine kritische Synonymie aller dieser Pflanzen herausbringen kann. Von den ersten Verdienste darf man nur die ungeheuren Gattungen Euphorbia, Fucus, Geranium, Gnaphalium und vor allem Lichen und Gramen ansehen, um sich zu überzeugen. Von den 2ten wollen wir nur Gossypium und Indigofera tinctoria zur Probe erwähnen.

Da aber eben diese Verf. von wenigen Mitarbeitern reden, da sie es zu fühlen scheinen, daß ihr Plan zu ausgedehnt ist, um ihn zur gewünschten Vollkommenheit auszuführen; da sie sich willig erklären, guten Rath anzunehmen, so wollen wir aufs Gerathwohl einige Anmerkungen hersetzen, die sie nutzen mögen oder nicht, wie sie können. Vorher aber müssen wir eine Stelle anzeigen, davon sie den Tadel immer für Kleinigkeit halten mögen, und viele ihrer Leser dazu, dem Rec. ist sie anstößig gewesen; nemlich wenn es heißt: „Gesneria hat ihren Namen von denen oben gemeldeten Gelehrten„ (in der mehrern Zahl); dieß ist ganz falsch, sie hat ihn von Conrad Gesnern allein; denn Plumier gab ihn einer neuen amerikanischen Gattung, als noch kein andrer Gesner gebohren war, der um die Botanik sich verdient machte. Bey Gerardia, Hermannia, Jussiaea ist es genauer und richtig angezeigt,

 ob

ob wir gleich nicht sehen, warum die neuern Gelehrten von einerley Namen nach dem Plane des Werks alle angeführet werden müssen. Bey der Jussiaea ist es ein anders; denn Linné, der den Namen gab, setzt ausdrücklich (Crit. bot. p. 93.) Jussieu, fratres tres, und zwar die fast zu gleicher Zeit Verdienste um die Wissenschaft hatten; der dritte, den die Verf. nicht erwähnen, ist Joseph, der (vielleicht noch jetzt) in Peru lebt und dessen Verdienst in Ueberschickung dortiger Samen nach Paris besteht für den königl. Garten. — Etwas besser überhaupt als in den beyden ersten Theilen scheinen uns sonst die Lebensbeschreibungen in diesen zen zu seyn.

Unser Rath wäre nun etwa z. E. bey den Pflanzen, die einerley Trivialnamen haben und doch verschieden sind, solche gleich hinter einander zu setzen, ungeachtet dadurch die Linnäische Folge unterbrochen wird, und ohne deswegen unsern Vorschlag (Allg. d. Bibl. B. XIX. S. 491.) zurücke zu nehmen z. E. Juniperus thurifera kommt erst als Name einer Linnäischen Art vor, und eilf Seiten weiter hin als eine Millersche; wäre es nicht besser gewesen so zu setzen: Juniperus thurifera foliis &c. was S. 182. fg. steht und gleich darauf Juniperus thurifera, foliis &c. heißt beym Miller ein Walcholder der blaue Beeren trägt, statt daß die der Linnäischen Art schwarz sind; und eben dieser heißt major beym Dalechamp; — major illyrica beym Theo[illegible] c. Oder z. E. bey Geranium alchemilloides den [illegible]men der 5ten Pflanze S. 387.; bey tabulare den erste Pfl. S. 388., und so ferner zu setzen? Doch [vie]lleicht sagt man: wenn das geschehen wäre, so [wü]rde vorausgesetzt, daß man schon wüßte, die von [B]oerhaave so, oder vom Ray so genannte Pflanze sey dieselbe mit der und der Linnäischen, und das suche man erst. Wenn das ist, so muß freylich die jetzige Einrichtung bleiben; aber warum setzte man denn die Synonyma von Rayen, Hallern, Ludwig rc. nicht auch wieder besonders, nachdem sie an ihrem Orte einmal angeführt waren? Wenn dieß nun jene vorgeschlagne Eintheilung unterbräche z. E. Storchschnabel mit einblättrigem Blumenkelch, oder wie sie hiesse, so rückte man die, so sich reduciren lassen, etwas einwärts

und

und gewönne mehr Platz. Aber darauf wollen wir nicht bestehen. Nur wollten wir die Verf. bitten, das deutsche Register ja sorgfältig auszuarbeiten und lieber es etwas später zu liefern, damit nicht nur keine ausgelassen würden, sondern auch ein lateinisches dabey, so überflüßig ihnen dieß anfangs scheinen möchte. Dann würde z. E. bey Centaurea stehen Flockenblume
Kornblume
Kardobenedikten ꝛc.
bey Amaranthus alle in der Allgem. d. Bibl. S. 482. ausgezogne Namen nebst den Schriftstellern, die sie so genannt haben. Und in dem deutschen Register würden wieder die lateinischen Geschlechtsnamen unter jedem Deutschen vorkommen, Z. E. Centaurea würde bey Flockenbl. ꝛc. immer wiederholt; so wie im Oederschen Nomenclator Linnaeano — Germanicus und germanico — Linnaeanus. — Wenn die Verf. es vielleicht ohne dem so im Sinne haben, so ist der Vorschlag überflüßig. Aber hier dünkte uns: superflua non nocent.

So wenig übrigens die allg. d. Bibl. zu einem Kampfplatze der Gelehrten bestimmt ist, und so wenig der Rec. seines Theils willens ist, sie dazu zu machen: so sehr hält er es der Mühe werth, etwas über die Vorrede des fünften Theils zu sagen, zumal da der Verf. derselben die Einwendungen des Rec. mit vieler Mäßigung und Wahrheitsliebe anführt. Denn einige Ausdrücke, die davon abzuweichen scheinen, wollen wir gar nicht rügen. Ihm, dem Rec., ist es um das Wesentliche der Wissenschaft so zu thun, daß er allenthalben die Wahrheit schätzt, wo er sie findet, und es für seine Pflicht hält, verschiedne Erklärungen, die der Verf. der Vorrede des 5ten Th. giebt, für gültig anzunehmen. Nach den angezeigten Gründen ist es z. E. gut Alchemilla durch Sinau zu übersetzen, damit es nicht mit dem Aphanes, welches wir durch Frauenmäntelchen übersetzen„ verwechselt werde. — Der Rec. könnte zwar sagen, daß hier die Auktorität fehle (die bey Tabernämontanischen, Egenolfisch- Lonicerischen ꝛc. gern anerkennt wird) wenn er nicht wüßte, daß übereinstimmige generische Namen im Deutschen noch zur Zeit unmöglich sind, und man also mit Provinzialnamen zufrieden seyn muß — aber Dietrich ist bey aller Achtung die sein Werk verdient zu neu, um für sich Auktorität des Sprachgebrauchs

zu geben. — Schon das Egenolfische Kräuterbuch (1562, 4.) giebt den Namen Fünffingerkraut der Potentilla; und daher gesteht der Rec. seinen Irrthum in Ansehung des Namens der Tormentill als einen Gedächtnißfehler. Er versteht nicht recht, was es heißen soll: sich umsonst in eine Kritik der Hallerschen Schriften (in Absicht auf synonyma) einlassen, und will daher diesen Punkt übergehen.

Nicht ob Barrelier Mönch oder Student gewesen interessirt den Leser, das geben wir gerne zu; aber des einzige kleine Wort: parisischer Kräuterkenner macht die Zweydeutigkeit, die der Recens. heben wollte; denn wenigstens er und wahrscheinlich auch andere Leute, denkt sich dabey einen Mann der in Paris (nicht gebohren ist, der heißt ein Pariser; sondern) lebt und allda seine Werke ausarbeitet. Wem es nun hierinn gleichgültig ist, der mag, wie der Vorredner selbst anderswo räth, die Artikel überschlagen, die von Gelehrten handeln; genau ist jenes wenigstens nicht. — Derselbe Rec. hält in gewissem Betracht Boerhaavens Verdienste um die Kräuterkunde für größer als um manchen andern Theil der Arzneywissenschaft, und nächst denen um die Chemie für seine größten; es ist aber hier der Ort nicht, das auszuführen. — Die Anmerkung, daß Bodenstein doch von Linne und Hallern erwähnt sey soll hoffentlich nichts weiter, als ein Bon Mot seyn, und keine Apologie; wie viele 100. müßten sonst nicht in die Onomatologie aufgenommen werden!

Was die Antwort über die Heilkräfte der Fieberrinde betrift: so ist der Vorredner mehr als er vielleicht selbst denkt mit dem Rec. einig. Denn jener gesteht: es gäbe Wechselfieber die nicht ohne China können bezwungen werden; unter den vorgeschlagnen succedaneis sey keines das alle Eigenschaften der Fieberrinde habe; und mehr verlangt dieser nicht zu behaupten, da er zugiebt, es können manche durch einheimische Mittel überwunden werden (Bibl. XIX. S. 486. oben). Und daher paßt das Exempel von der Lustseuche für den Rec. so gut als für den Verf. dem gewiß nicht unbekannt seyn kann, daß oft der Sublimat sie nicht hebt, wenn der Speichelfluß es thut, und öfter dieser es nicht that wenn die Swietensche Solution sie besiegte. Dieß ist derselbe Fall als

wenn

wenn nach vergebens gebrauchten ganzen Unzen von China, besonders im 4tägigen Fieber, einige Doses von Wermuthsalz die Krankheit hoben. Und in beyden Exempeln kann nichts erklärt werden, so lange man ein Idolum, das man Idiosyncrasie nennt, nicht gestürzt hat.

Wieweit die Belesenheit eines Recens. sich erstrecken müsse, dieß ist nun freylich schwer auszumachen, daher haben wir keinen Beruf zu entdecken, wie vollständig oder mangelhaft die unsrige sey. Sonst denken wir noch immer von Hallers Bibl. bot. wie damals, und halten das, was der grosse Litterator in seinen Vorreden sagt, nicht für blosse Bescheidenheit, sodern für die lautre Wahrheit. Beyläufig können wir die Verf. versichern, daß wir es täglich in Händen haben, und also wohl wissen, daß es keine Geschichte der Botanik ist, wie der Vorredner auch zugiebt, ohne zu läugnen, daß es Steine und Kalk, das heißt, schätzbare Fragmente dazu liefert für den, der es wagen wird sie auszuarbeiten. Z. E. beym Theophrastus, den Arabern, Conr. Gesner &c. Und damit wir schliessen, so freuet sich der Rec. darüber, daß der Vorredner mit ihm eins ist, daß eine andere Einrichtung dem Werke im Ganzen mehr Vollkommenheit würde gegeben haben. Daß der Plan der Verfasser nicht so war, wodurch diese hätte erreicht werden können, ist vielleicht weniger ihre als ihres Verlegers Schuld, da das, was sie leisten, schon zeigt, sie wären bey vermehrter Anzahl und länger gelassenen Zeit im Stande gewesen mehr zu thun. Daß es nicht geschehen, bedauren wir der Wissenschaft wegen.

Dr.

Joh. Aug. Unzers physiologische Untersuchungen auf Veranlassung der Recens. seiner Physiologie der thierischen Natur. Leipzig, Weidmann 1773. 149 S. 8.

Ausser der göttingischen Recension enthalten die übrigen wenig erhebliche Erinnerungen gegen die eigentlichen Lehrsätze der Physiologie der thierischen Natur, und die göttingischen selbst betreffen auch nur einige Lehrsätze, die der Verfasser dem Hrn. v. Haller streitig gemacht hat. Dahin gehört die Empfindlichkeit des Herzens, welcher Streit nun für beygelegt zu halten ist, da der Herr v. Haller einige Empfind-

lich-

lichkeit des Herzens selbst zugegeben hat. Die Lehre von den Nervenschlingen, die noch nicht ausgemacht zu seyn scheint, hat wenig Einfluß in das System des H. U. daß der Herr von Haller den Sitz der sinnlichen Seelenkräfte in den Körper verlegt, rügt Hr. U. nochmals gar ernstlich, und wenn man einmal zugeben muß, daß alles was Vorstellung oder Begierde heist, eine Operation der Seele sey, so sehen wir freilich nicht, wie man behaupten könne, daß irgend eine Vorstellung oder Begierde ausserhalb der Seele im Körper angenommen werden könne. Ob die Reizbarkeit der Muskeln und insbesondre des Herzens von den Nerven herzuleiten sey, das untersucht Hr. U. hier nochmals, aber der Streit setzt zu vieles voraus, das wir hier unmöglich auseinander setzen können. Immer verdienen die Gründe des Herrn U. für die Nerven einer genauen Erwägung, zumal da viel andre Aerzte für diese Lehre eingenommen sind. Herr U. zweifelt, ob es Thiere ohne alle Nerven gebe. Der Herr Haller führt die Polypen dagegen an, worinn man keine Nerven finde. Herr U. wendet dagegen ein daß ihre Nerven vielleicht nur nicht für Nerven erkannt werden, oder den musculösen Theilen so innig einverleibet sind, daß man sie nicht sehen kann, so wie sie in der einfachern Muskelfaser nicht sichtbar sind, die doch gewiß Nerven hat, weil sie empfindet. Dieß alles würde indeß noch nicht das wirkliche Daseyn der Nerven in Polypen erweisen: allein diese Thiere empfinden und bewegen sich willkührlich und begehen viel solche Handlungen, die man bey andern Thieren durchgängig für Nervenwirkungen erkennet. Hier streitet die Analogie offenbar für etwas Nervenartiges, das die willkührlichen Bewegungen dieser Thiere dirigirt u. s. w. Man muß nothwendig den Verfasser selbst lesen und sich in den Grund der Streitfrage tief einlassen, wenn man darüber entscheiden will. Allein es scheint, daß man in diesen schon so lange ziemlich seicht geführten physiologischen Streitigkeiten itzt ermüde, und daß man den Zeitpunkt erwarten müsse, da ein neuer Eifer die denkenden Physiologen anfeuren wird, sich tiefer in diese Untersuchungen einzulassen und die neuen Lehrsätze zu erprüfen, die Herr U. in seiner Phys. vorgetragen hat. Bis itzt ist sein Werk, für so wichtig es auch von allen erkannt werden, nur recensirt, nicht aber beurtheilt. Im übrigen ist diese Schrift ein Muster, wie mit Glimpf und Gründlichkeit Streitigkeiten geführt werden sollten.

Br.

Herrn Wilhelm Falconer, der Arzneywissenschaft Doctor zu Bath, Anmerkungen über Herrn Cadogan Schrift von der Gicht und den übrigen chronischen Krankheiten. Nach der zweyten englischen Ausgabe übersetzt. Berlin bey Haude und Spener. 1773. in 8. 120 Seiten.

Der V. glaubt, daß Cadogans Schrift von der Gicht u. s. w. ungeachtet des grossen Rufs, (da solche in kurzer Zeit zehen mal aufgelegt worden), dennoch verschiedenen wichtigen Zweifeln unterworfen wäre. Er bemüht sich diese Zweifel zu entdecken, und verfolgt die Meynungen des Cadogans Schritt vor Schritt, doch ohne in Persönlichkeiten einzugehen. (wie es denn auch gesitteten Leuten geziemet.) Es will auch der V., daß seine Anmerkungen in keiner zweydeutigen Absicht geschrieben worden, und daß solche gewiß niemals erschienen wären, wenn der Gegenstand der Schrift des Cadogans von mindrer Wichtigkeit für die allgemeine Wolfahrt wäre. Er sey ferner überzeugt, daß er in manchem Betracht weit unter dem Cadogan stehe, glaubt indessen doch, daß die Wichtigkeit der Sache seinen Gründen Gehör verschaffen werde.

Der erste Einwurf, welcher dem Cadogan gemacht wird, und welchen unser V. (und wir auch) unmöglich beypflichten kann, ist: „daß alle Krankheiten, von welcher Art sie auch seyn mögen, ohne Zweifel aus unserer eigenen Schuld entstehen.„ Diesem widerspricht schon die tägliche Erfahrung. Gehören denn die Ansteckungen bey bösartigen Krankheiten auch hierher? wer wird wol so albern seyn, dergl. zu behaupten! Alle Aerzte bezeugen nach dem Ausspruche des Herrn van Swieten, daß die Gicht erblich sey, und dieses Paradoxon behauptet gleichwol Cadogan, welches unser V. mit sehr scharfsinnigen Gegengründen zu entkräften sucht. Hier kommen freylich auch gewisse Leibesbeschaffenheiten und Lebensarten mit in Betracht, welche die Natur eines angeerbten Uebels verändern, oder gänzlich unterdrücken können. Die einzige Krankheit, welche erblich oder ansteckend genennt zu werden verdient, ist unsers Bedünkens wol nur einzig und allein die Lustseuche, die sich durch die Zeugung

gung fortpflanzt. Eben so werden Cadogans Meynungen, daß die Gicht nicht periodisch sey, zu entkräften gesucht. Die scharfen eckigten Theilgen in unsern Säften, von denen Cadogan spricht, und welchen er die Ursach zu der Gicht beylegt, sind bey weitem noch nicht erwiesen, eben so wenig sind auch die Verstopfungen der kleinen Gefäße des Körpers nicht diejenigen übeln Folgen der Trägheit, wodurch die Gicht entstehen könnte. Wenn Cadogan die gänzliche Enthaltsamkeit von gegohrnen Getränken denenjenigen anräth, so der Gicht unterworfen seyn, so weiß, unser V. unzähliche Beyspiele von Engländern darzustellen, welche diese Meynung unkräftig machen. Dem nothwendigen Gebrauche der Gewürze, und der gewürzhaften Pflanzen bey unsern Speisen und besonders bey den nährenden unschmakhaften, weiß der V. sehr sinnreich, und wahrscheinlich das Wort zu reden, um Cadogans Meynung herunter zu setzen. Es ist wahr, in den nördlichen Gegenden ist der Gebrauch dieser Dinge so wol als der gegohrnen Getränke unvermeidlich, welches auch die besten Schriftsteller behaupten. Doch will der Verf. hiervon den Pfeffer besonders bey Fleischspeisen ausgenommen wissen, am schicklichsten scheint dieses hitzige Gewürze bey blos vegetabilischen Speisen am dienlichsten zu seyn, weil solches durch seinen Reitz, die Absonderung der zur Verdauung nöthigen Säfte, als des Speichels, der Galle, Gekrösdrüsensafts, der Lymphe und dgl. befördert. Freylich hat Cadogan sich hin und wieder gar zu gemeiner Ausdrücke und Vergleichungen bedienet, wenn er z. B. von dem Schroote oder der kleinen Steine, die Flaschen zu reinigen redet. Dieses setzt würklich eine sehr schlechte Meynung von der Fähigkeit seiner Leser voraus. Bey dem Gebrauche des Spiesglasweins, wo kaum der tausendste Theil eines Grans in einer Portion desselben steckt, schickte sich dieses Gleichniß von den Schrooten wie eine Faust aufs Auge.

Endlich schließt der V. mit den vortreflichen Worten des Rambler: „Die Fehler eines Schriftstellers von bekannter Vortreflichkeit sind um so gefährlicher, je weiter sich der Einfluß seines Beyfalls zu verbreiten pflegt; und das Beste der Gelehrsamkeit erfordert, diese anzuzeichnen und aufzudecken, ehe sie das Gepräge eines geheiligten Alterthums tragen, und ein unbezwingliches Vorurtheil ausmachen.„

Dr.

Enumeratio stirpium agro Tubingensi indigenarum, auctore Joh. Frid. Gmelin, M. Dr. Tubingae, 8vo, 1 Alphab.

Das Jahr steht weder auf dem Titel noch am Ende der Vorrede; es kam 1772. heraus. Der V. ist des tübingischen Prof. der Botanik, Phillipp Friedr. Gmelin Sohn, und hat sich eine rühmliche botanische Kenntniß erworben. Das Verzeichniß ist nach Linnäischem System, und bey jeder Pflanze auch ein deutscher, oft auch ein ausländischer Name, zuweilen mehr als einer; über die deutschen ist ein ausführliches Register da. Von den meisten ist der medicinische und oekonomische Gebrauch angezeigt aus verschiedenen Schriften. Von den Linnäischen ist der Geschlechts- und Trivialname angegeben, der letzte nicht jedesmal richtig. Z. E. gleich S. 1. Ligustrum album ist nicht bey Linné sondern vulgare. Wir wollen unsre Gedanken weder dem Verf. noch andern aufbringen, aber sagen dürfen wir sie, nach der Absicht dieser Bibliothek. Deutschland hat mehr sogenannte floras aufzuweisen als irgend ein Land. Aber wenn man sie untersucht, so sind wenige brauchbar. So leicht es ist, nach den Linnäischen Speciebus Plantt. ein blosses Namenregister auszuziehen, und so sehr wir diese hassen, weil sie ausserhalb ihrer Gegend ganz, und innerhalb derselben beynahe unnütz sind, eben so dünkt uns die Anzeige des Nutzens, wenn er zumal ohne eigene Beobachtungen ist, eine zwar mühsame, aber gleichwol unnütze Compilation zu seyn. Wenn nun bey dem medicinischen Nutzen gerade hin nur die Krankheit angezeigt wird, und das noch dazu aus oft seichten Quellen, ohne Beurtheilung, so stiftet man gewiß Schaden, denn man macht Pfuscher, und deren sind so schon genug. Der Apotheker, der Barbierer glaubt, er dürfe nur die Pflanze brauchen, so könne er curiren, ohne auf Zeit und Umstände zu sehen. *) Diese können nun freylich in einer Flora nicht angegeben werden, und eben deswegen ist das alles unnütz. Denn wer diese beurthei-

*) Z. E. S. 297. glandes — cum calycibus includentibus valde adstringunt, *hinc* in fluxibus sanguinis et alvi prosunt. — Mit gleichem Rechte sagen wir: hinc in fl. sangu. et alvi *nocent*, und der Verf. als Arzt, kann es gewiß nicht leugnen; und auch nicht sagen, daß man simpliciter in diesen fluxibus adstringentia geben müsse.

theilen kann, wird auch die Kräfte der Pflanzen nicht aus einer flora zu lernen nöthig haben. Deswegen wünschten wir eine solche zu sehen, wo bloß der Name des Geschlechts, differentia specifica u. descriptio omnium partium wäre, auch von bekannten Pflanzen. Dergleichen wünscht selbst Linne, von europäischen, so wie er sie von ausländischen gab. Daraus würde der junge Arzt, der Apotheker u. s. f. lernen, wie er die rechte unterscheiden soll. Wollte man ja Nutzen anführen, so sey es, aber nur von specificis, von unbekannten aber gewissen Fällen, und nicht so auf altdeutsche Manier mit viel Belesenheit ausstafirt, und mit häufigen Anführungen. Z. E. von dem Conio maculato, beynahe 4 Seiten. Wir überlassen es dem sachkundigen Leser hiernach zu urtheilen, auch über dies Buch. — Sonst sind verschiedene, die der Verf. nicht im Linne fand, gut beschrieben, und ist manche Pflanze hierin, die man nicht erwartete, Z. E. einige Gräser, zwey Scabiosen, etliche Glockenblumen u. s. f. von denen sich ohne sie gesehen zu haben nicht sagen läßt, ob sie neu oder schon beschrieben oder Varietäten sind? Sollte Camp. pyramidalis wirklich die Linnäische seyn? und wenn sie es ist, so ist sie gewiß aus Gärten dahin gerathen. Denn schon Bauhin nennt sie hortensem und lebte doch so gar weit nicht von Tübingen. — Solche Beschreibungen als der V. von Veronica cymbalariifolia gegeben, wünschten wir allenthalben, nur nicht so viel von der structura naturali, z. E. in dieser: pedunculis viridibus, foliolis (calycis) viridibus; noch von Wiederholung des Geschlechtscharakters: corolla rotata, segmentis (soll laciniis heißen; segmentum gehört für calycem monophyllum nach linnäischen Sprachgebrauch). 4. inæqualibus; es wäre keine Veronica, wenn es das nicht hätte. So auch bey Iris squalens caulis glaber, foliis glabris, vaginantibus; wir kennen keine Irides, die das nicht hätten. — Wir geben nur aus den ersten Bogen einige Beweise, denn so fortzufahren wäre unmöglich, und wünschen daß der Verf. uns ja die versprochne floram Wirtembergicam einmal liefern möge, und wenn er unsre obigen Bemerkungen gegründet fände, mit mehr Beschreibungen und weniger Gebrauchsanzeige. — Noch möchte der Recensent gern wissen, woher Hr. Gm. die griechischen Namen des Dioscorides so kühn hinzusetzt, da ihm die traurige Ungewißheit derselben nicht unbekannt seyn kann? Z. E. bey Pastinaca sativa steht Elaphoboscon Diosc. da sonst das Staphylinos Diosc. durch Pastinaca übersetzt wird, welches hier bey Daucus Carota steht. Sollte

es

es nach den Figuren der Wienerischen Codicum seyn, deren Ausgabe wir so sehnlich wünschen, so wäre es sehr dankenswerth, aber das hätte verdient angezeigt zu werden.

Dr.

M. Saxtorph, Medic. Doct. Artis obstetric. Lector et Domus regiae obstetric. in Civitate Havniensi Antistitis, Theoria de diverso partu ob diversam capitis ad pelvim relationem mutuam, experientia fundata, et figuris æneis illustrata. Havniæ et Lipsiæ, apud Fried. Christ. Pelt, Bibliopol. Reg. Univers. Havniens. 1772. 8. 207 Seiten.

So stark und in diesem Format erscheint hier des H. S. Probschrift mit ungedrucktem Titel und dem Zusatze eines Kupferstichs nebst dessen Erklärung. Nach einer vorausgeschickten kurzen und allgemeinen Eintheilung der Geburt, theilt der H. V. seine Schrift in vier Abschnitte, deren der erste das Verhältniß bestimmt, in welchem sich ein wohlgebildeter Kopf in einem wohlgestalten Becken befinden soll. Nach H. S. soll der Kopf bey anfangender Geburt inig, und nicht, wie Smellie geglaubt, transvers, und zwar (dies misfällt uns am meisten) mit dem Vorderhaupte, welches nach ihm den ganzen obern Theil des Kopfs zwischen der Stirn und dem Hinterhaupt ausmachte, zuerst ins Becken eintreten. So sehr sich nun aber auch der H. V. bemühet, dieses zu beweisen, so wissen wir doch, daß die Natur fast unübersteigliche Schwierigkeiten findet, so oft der Kopf zu dieser Zeit schon so stark entwickelt ist, und daß alsdenn fast jedesmal im Fortgange der Geburt das Gesicht voran kommen müßte. Statt dessen aber weis H. S. den Kopf in der dritten Zeit zur Geburt solche Wege gehnn zu lassen, daß obgleich die hintere Fontanelle nahe an das Steißbein zu liegen kömmt, so daß die Schenkel der lambdaförmigen Hinterhauptsnaht auch so gar mit den Schenkeln der Sitzbeine der Mutter eine rhomboidische Figur machen, der Kopf in der vierten Zeit der Geburt dennoch mit dem Gesichte unterwerts durchgeht. Allein die Wege so wie die Beweise des H. V. sind zu mannigfaltig, zu wunderbar und uns zu unbegreiflich, als daß wir ihnen beypflichten könnten. Vermuthlich war Herr Pleuk seiner Meynung nicht zugethan, daß, ob er gleich sonst den H.

Benützte, er von diesem seltsamen Durchgange des Kopfs doch schwieg. Doch H. S. überhebt uns der Mühe, ihn zu widerlegen: Er thut es selbst, obgleich, so viel an ihm ist, nicht ohne die Gründe seiner Widersacher verdächtig zu machen. Im 2ten Abschnitte handelt der H. V. von den Geburten, welche aus einer üblen Beschaffenheit des Beckens entstehen, oder eigentlich nur vom Becken selbst, in so fern es in Absicht auf seine Weite, Enge, oder sonstige üble Gestalt fehlerhaft seyn kann, bey welcher Gelegenheit die Streitfrage, ob die Beine des Beckens unter der Geburt von einander weichen, von beyden Seiten vorgetragen und dahin erörtert wird, daß dieses bey schweren Geburten nicht unmöglich sey und zuweilen geschehen könne. — Im 3ten Abschnitte beschäftiget sich der V. mit den Fehlern, die von Seiten des Kopfs schwere Geburten verursachen können, wenn gleich das Becken noch so gut beschaffen ist. Sie laufen auf die Größe auf den Bau und besonders auf die Lage desselben hinaus, und die mannigfaltigen Lagen des Kopfs zur Geburt werden angegeben und erklärt. Der 4te Abschnitt enthält endlich die Hülfe, die bey schweren Kopfsgeburten geleistet werden soll. Er ist der beträchtlichste und verdient unsre besondre Aufmerksamkeit. Die Hülfe, sagt Herr S. ist überhaupt zweyfach: entweder mittelst der blossen Hand durch die Wendung des Kindes, oder mittelst der Werkzeuge, und bey dieser Gelegenheit werden die Anzeigen und Gegenanzeigen der Wendung durchgangen. Wir sind mit beyden zufrieden, ob sie gleich nicht vollzählig sind. Aber unter den ersten hätten wir doch die allzuschleunige Geburt, welche, wenn man sie vermuthen kann, hier vielmehr mit dem Levretschen Instrumente verhütet werden möchte, nicht gesucht. Was der Geburtshelfer sowohl vor, als besonders in der Operation zu thun habe, wird ziemlich ausführlich und nicht ohne gewisse Regeln der Vorsicht gelehrt. Anders muß die Hand im Wendungsgeschäfte beym Eingange durch die Mutterscheide, anders bey Durchgange durch den Muttermund selbst, gestaltet seyn, daher wir ungern nach des Verfassers Weise, mit kegelförmig zusammengelegter Hand durch den Muttermund gehen möchten: Und hätte die Wendungsschleife keinen andern Nutzen, als sich des hervorgebrachten ersten Fußes dabey versichert zu halten, während daß man den zweyten Fuß holt; so möchte die Kunst ihrer leicht gänzlich entbehren können. Wider die sogenannte Vorbereitung zur Wendung, oder vielmehr zur Geburt selbst, eifert Hr. S., aber wie man siehet,

aus

aus falschen Begriffen und eingenommen durch Vorurtheile. Sie ist ja nicht weniger als in den gemeinen Wendungsfällen nothwendig; wer wollte ihrer da nicht entbehren? aber wer wollte sie auch in besonders schweren Fällen verachten, da, wo nur durch sie die unverstümmelte Geburt des Kindes geschehen kann: darinnen irret Herr S. daß dergleichen, so wie alle andere Operationen, in der Maschine leichter seyn sollten, als im lebendigen Körper. Gerade das Gegentheil! Und es darf Hr. S. für die Möglichkeit überhaupt nicht sorgen, obgleich diese Operation gerade unter denen Bedingungen besonders einer nur locker um das Kind liegenden Gebährmutter, die der V. für die Möglichkeit als nothwendig voraussetzt und erfordert, am wenigsten nöthig ist, und eben am ersten entbehret werden kann. Man bedarf ihrer auch so wenig bey vorliegendem Kopfe, als wenig sie alsdenn freylich ohne gewisse Vortheile möglich seyn möchte, dahingegen möchten wir wissen, wie man bey mehr oder weniger mit dem Rücken z.E. nach dem Muttermunde zu quer liegenden Kinde in verspäteter Geburt, anders als durch die Vorbereitung zu den Füßen gelangen, oder bey denselben die Geburt ohne Zermetzlung des Kindes bewerkstelligen könnte. — Beym Durchgange des Kopfs nach der Wendung, scheuet sich Hr. S. den Kopf mit dem Gesichte nach dem heiligen Beine gekehrt, in dieser Richtung liegen zu lassen oder anzuziehen, weil alsdenn der Kopf mit seinem grossen Durchmesser, durch den kleinen Durchmesser des Beckens gehen müßte; Betrachten wir aber die starke Entwickelung des Kopfes, deren er fähig ist, und die wirklich geschieht und geschehen muß, er mag in natürlicher Geburt voran, oder in widernatürlicher Geburt zuletzt kommen, da nämlich der große Durchmesser des Kopfes in seinem Falle durch das Becken und die äußern Theile, sich nach einer Bogenlinie bewegt, und solchergestalt dieser große Durchmesser in viele kleinere zerfällt; ꝛc. so finden wir in beyden Fällen die Möglichkeit des leichten Durchgangs auch in widrigscheinendem Verhältnisse des Kopfes zu dem Becken, und sehen uns nicht allemal genöthiget, ihn seitwärts durchzuführen. — Noch weniger aber möchten wir nach des H. V. Vorschrift die Arme lösen, und zu diesem Ende unterhalb dem Leibe des Kindes mit der Hand in die Theile eingehen, noch auch uns bey der Geburt des Kopfes von jemand helfen lassen. Hr. S. nimmt sich zwar die Mühe, auch hier die Levretsche Verfahrungsart bey der Fußgeburt anzuzeigen, wir haben aber, bes-

sonders bey Lösung der Arme, große Unrichtigkeiten darinnen angetroffen, und daher mag ihr Hr. S. nicht vorwerfen, daß sie schädlich sey, weil der Arm leicht verrenkt werde. — Von hier geht der V. zur Hülfe mit den Instrumenten, die er in verletzende, und nicht verletzende, eintheilt, über. Unter den erstern betrachtet er die Zangen, und gedenkt noch einer starken Smelliesschen Zange, welcher er in gewissen Fällen so gar Vortheile vor der Levretschen krummen Zange andichtet. Auch hier werden die Anzeigen und Gegenanzeigen für und wider den Gebrauch der Zange durchgangen, und alsdann folgen 4 Hauptfälle zu Mustern für die verschiedenen Zangen von Levret und Smellin, wobey die 4 Figuren der Kupfertafeln zu mehrerer Deutlichkeit dienen sollen. Wir sehen bey dem allerersten Angriffe des Zangenblatts (Fig. I.) schon wieder Unrichtigkeit. Das Levretsche Manuel für den 2ten Fall (§. 32.) wo der Kopf in die Quere mit dem Gesichte seitwärts im Becken steht, hat der V. nicht recht begriffen, und daherr grundfalsch beschrteben; denn wenigstens durch das Zangenblat nicht nach gemeiner Weise beygebracht werden, sondern es muß ganz verkehrt oder so eingeschoben werden, daß die neue Levretsche Concavität des Blats gegen das heilige Bein zugerichtet seyn; doch wir wollen uns dabey um so weniger länger aufhalten, als der Herr Professor Stein gezeigt hat, daß diese ganze Verfahrungsart in der Praxis ohnehin nicht anzuwenden steht. Aus eben diesem Grunde übergehen wir die verderbliche Art, wie die Smelliesche stracke Zange in diesem Falle angelegt wird, und wie damit verfahren werden soll, und halten es daher vielmehr mit der 3ten Methode, die hier beschrieben wird, den Kopf von beyden Seiten so zufassen, wie er liegt, ob wir gleich wissen, daß die zu diesem Ende hier vorgeschlagene stracke Smelliesche Zange dem Geschäfte nicht gewachsen ist. — Die Anlegung des Zangenbandes (§. 33.) finden wir ganz auf den unrechten Fall angewandt, denn wo bey vorstehendem Kopfe das Gesicht unter den Schoosbeinen liegt, lehrt Hr. Levret weiter nichts, als den Kopf, der alsdenn keiner so starken Entwickelung fähig ist, gerade zu anzuziehen, mithin das Instrument bey Durchgange des Kopfs, nicht allzusehr zu erheben. Die 3te Figur ist also falsch. Noch ärger aber ist die 4te Figur, und das ganze Manuel, welches Herrn Levret im 34ten §phen aufgebürdet wird. Umgekehrt, so wird ein Schuh draus! Herr Levret hat es sich in seinem

gan=

ganzen Leben nicht einfallen lassen, sein Instrument, die krumme Zange, geschlossen, mit der convexen Seite seiner Blätter gegen die Schoosbeine zu richten, vielweniger in dieser verkehrten und ganz gegen den Bau der Theile streitenden Richtung damit zu operiren, und man kann sich nicht genug wundern, wie Hr. S. hierzu kömmt. Grundfalsch ist der 35te §phe, denn die Geburt muß in dieser Lage des Kopfes, wie im 3ten Falle, und nicht wie im 4ten Falle operirt werden. Das ist kein unmerklicher Unterscheid, wie uns deuchet. Aber die Levretschen Manuels sind so untereinander geworfen, daß man fast Mühe hat sich herauszufinden. Richtig ist jedoch der 6te (§. 36.) abermals unrichtig aber der 7te Fall. (§ 37.) Und es hätte daher doch immer nicht schaden können, wenn der V., wenigstens um der Berichtigung dieser so falsch vorgetragenen Operationen willen, die Maschine, so übel er auch sonst darauf zu sprechen ist, zur Hand genommen hätte. Den Herrn v. Svieten mögen wir vom Roonhuysischen Hebel (§. 38.) nicht urtheilen hören, und der V. thut dem Hebel zu viel, aber die eigenliche Art seiner Würkung in geschickten Händen, (die Entwickelung des Kopfs, und nicht der Druck oder der Zug) scheint dem Verf. nicht genug bekannt zu seyn. Denn ob er gleich an sich ein Hebel der ersten Art ist, so pflegt man sich seiner heutiges Tags doch mehr als eines Hebels der andern Art zu bedienen. Der dreyblätterige Kopfzieher von Levret erfordert besondere Fälle und viel Geschicklichkeit im Umgange, um nützlich zu seyn und zu bleiben. — Den Beschluß macht die Lehre von der Perforation des Kopfs, und wie der abgerissene und in der Mutter zurückgebliebene Kopf operirt werden müsse.

Jm.

4. Schöne Wissenschaften.

Briefe kritischen Inhalts mit untermischten Gedichten. Berlin bey Boßin, 1773. 267 Seiten. 8.

Der Verf. der poetischen Nebenstunden, die in des XVIIten Bandes 2ten Stücke dieser Bibl. angezeigt worden sind, oder sein Freund, oder sein ayant cause giebt hier die Briefe heraus, die der gedachte Verf. an einen Hrn.

sonders bey Lösung der Arme, große Unrichtigkeiten darinnen angetroffen, und daher mag ihr Hr. S. nicht vorwerfen, daß sie schädlich sey, weil der Arm leicht verrenkt werde. — Von hier geht der V. zur Hülfe, mit den Instrumenten, die er in verletzende, und nicht verletzende, eintheilt, über. Unter den erstern betrachtet er die Zangen, und gedenkt noch einer starken Smelliesschen Zange, welcher er in gewissen Fällen so gar Vortheile vor der Levretschen krummen Zange andichtet. Auch hier werden die Anzeigen und Gegenanzeigen für und wider den Gebrauch der Zange durchgangen, und alsdann folgen 4 Hauptfälle zu Mustern für die verschiedenen Zangen von Levret und Smellin, wobey die 4 Figuren der Kupfertafeln zu mehrerer Deutlichkeit dienen sollen. Wir sehen bey dem allerersten Angriffe des Zangenblatts (Fig. I.) schon wieder Unrichtigkeit. Das Levretsche Manuel für den 2ten Fall (§. 32.) wo der Kopf in die Quere mit dem Gesichte seitwärts im Becken steht, hat der V. nicht recht begriffen, und daherr grundfalsch beschrieben; denn wenigstens durch das Zangenblat nicht nach gemeiner Weise beygebracht werden, sondern es muß ganz verkehrt oder so eingeschoben werden, daß die neue Levretsche Concavität des Blats gegen das heilige Bein zugerichtet sey; doch wir wollen uns dabey um so weniger länger aufhalten, als der Herr Professor Stein gezeigt hat, daß diese ganze Verfahrungsart in der Praxis ohnehin nicht anzuwenden steht. Aus eben diesem Grunde übergehen wir die verderbliche Art, wie die Smelliesche stracke Zange in diesem Falle angelegt wird, und wie damit verfahren werden soll, und halten es daher vielmehr mit der 3ten Methode, die hier beschrieben wird, den Kopf von beyden Seiten so zufassen, wie er liegt, ob wir gleich wissen, daß die zu diesem Ende hier vorgeschlagene stracke Smelliesche Zange, dem Geschäfte nicht gewachsen ist. — Die Anlegung des Zangenbandes (§. 33.) finden wir ganz auf den unrechten Fall angewandt, denn wo bey vorstehendem Kopfe das Gesicht unter den Schoosbeinen liegt, lehrt Hr. Levret weiter nichts, als den Kopf, der alsdenn keiner so starken Entwickelung fähig ist, gerade zu anzuziehen, mithin das Instrument bey Durchgange des Kopfs, nicht allzusehr zu erheben. Die 3te Figur ist also falsch. Noch ärger aber ist die 4te Figur, und das ganze Manuel, welches Herrn Levret im 34ten §phen aufgebürdet wird. Umgekehrt, so wird ein Schuh draus! Herr Levret hat es sich in seinem gan-

ganzen Leben nicht einfallen lassen, sein Instrument, die krumme Zange, geschlossen, mit der convexen Seite seiner Blätter gegen die Schoosbeine zu richten, vielweniger in dieser verkehrten und ganz gegen den Bau der Theile streitenden Richtung damit zu operiren, und man kann sich nicht genug wundern, wie Hr. S. hierzu kömmt. Grundfalsch ist der 35te Höhe, denn die Geburt muß in dieser Lage des Kopfes, wie im 3ten Falle, und nicht wie im 4ten Falle operirt werden. Das ist kein unmerklicher Unterscheid, wie uns deuchtet. Aber die Levretschen Manuels sind so untereinander geworfen, daß man fast Mühe hat sich herauszufinden. Richtig ist jedoch der 6te (§. 36.) abermals unrichtig aber der 7te Fall. (§ 37.) Und es hätte daher doch immer nicht schaden können, wenn der V., wenigstens um der Berichtigung dieser so falsch vorgetragenen Operationen willen, die Maschine, so übel er auch sonst darauf zu sprechen ist, zur Hand genommen hätte. Den Herrn v. Swieten mögen wir vom Roonhuysischen Hebel (§. 38.) nicht urtheilen hören, und der V. thut dem Hebel zu viel, aber die eigenliche Art seiner Würkung in geschickten Händen, (die Entwickelung des Kopfs, und nicht der Druck oder der Zug) scheint dem Verf. nicht genug bekannt zu seyn. Denn ob er gleich an sich ein Hebel der ersten Art ist, so pflegt man sich seiner heutiges Tags doch mehr als eines Hebels der andern Art zu bedienen. Der dreyblätterige Kopfzieher von Levret erfordert besondere Fälle und viel Geschicklichkeit im Umgange, um nützlich zu seyn und zu bleiben. — Den Beschluß macht die Lehre von der Perforation des Kopfs, und wie der abgerissene und in der Mutter zurückgebliebene Kopf operirt werden müsse.

Jm.

4. Schöne Wissenschaften.

Briefe kritischen Inhalts mit untermischten Gedichten. Berlin bey Boßin, 1773. 267 Seiten. 8.

Der Verf. der poetischen Nebenstunden, die in des XVIIten Bandes 2ten Stücke dieser Bibl. angezeigt worden sind, oder sein Freund, oder sein ayant cause giebt hier die Briefe heraus, die der gedachte Verf. an einen

Hrn. von B. in W** geschrieben hat, und in denen er, nebst diesen und jenen Sachen, wie sie gute Freunde sich zu schreiben pflegen, alle Recensionen gedachter Nebenstunden, die er nur auffinden können, abschreibt, und seinem Freunde sendet, (quod mirum) welche denn hier der Länge nach, nochmals abgedruckt werden, (quod dolendum) Alle! keine ausgenommen! Wer kann sich doch darum bekümmern, was Schnips und Fips und Tips, was Fax und Kax und Stax sagen? Als ob was daran gelegen wäre, ob sie loben oder tadeln?

Der Verf. der Nebenstunden ist anderer Meynung, sogar kein Almanach der Musen, keine Jenaische Zeitung, kein Erlangischer Auszug der Jenaischen Zeitung, keine Breßlauische Nachrichten von Schriften und Schriftstellern entgehen ihm, alles hat er gelesen, alles hat er abgeschrieben. Wir bewundern seine Geduld. Thue es ihm nach, wer kann!

Der Hr. von B. in W. ist ein wahrer Freund, den wir jedem Scribenten, der einen Freund braucht, als einen Mann anpreisen können, der bey der Stange hält. Er beantwortet die Recensionen samt und sonders, außer diejenigen, die der Hr. V. in den Briefen an ihn schon selbst beantwortet hat, lobt die, die seinen Freund gelobt haben, nach Gebühr, zeigt denen die ihn getadelt haben, daß sie von der ganzen Sache soviel als nichts verstehen, und streicht sie aus der Zahl der Kunstrichter so gut als weg. Dabey bewundern wir seine Belesenheit in Journalen und gelehrten Zeitungen, denn wenn Fips oder Tips dieses oder jenes gesagt hat, so weiß ers gleich, und deutet mit dem Finger darauf.

Der Hr. Ra. ein armer Teufel, von einem Recensenten, welcher im XVIIten Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek die Nebenstunden angezeigt hat, bekommt sein bescheiden Theil, und fast wird ihm, (man kann uns nicht verdenken, daß wir gegen einen Collegen ein wenig Nachsicht brauchen, wir sind nicht weniger freundschaftlich, als der Hr. v. B.) seine Blöße ein wenig zu deutlich gezeiget. Der gute Mensch hatte z. B. unbedachtsamer Weise gesagt: „Die Dichtkunst sey eine sehr schwere Kunst, die nicht Nebenstunden, „sondern unsre ganze Lebenszeit, nicht den unbeträchtlichsten Theil der Kräfte des von andern Geschäften ermüdeten „Geistes, sondern die ganzen Geisteskräfte erfordert." Dagegen erinnert der Hr. v. B. gründlicherweise: „Daß die

„Dicht-

„Dichtkunst eine schwere Kunst ist, ist nur in Ansehung eini-
„ger Subjekte wahr. Die Kunst, an sich, ist schwer, aber
„unter gewissen Händen wird sie leicht. In Neben-
„stunden gelingen oft Gedichte weit besser als Kritiken.
„In Nebenstunden verfertiget der große Weltweise Herr
„Mendelssohn seine philosophischen Schriften. In Ne-
„benstunden haben die grösten Lehrer Meisterstücke ge-
„liefert. Dante, Petrarch, Ariost, sind alle drey in
„Staatsgeschäften gebraucht worden„ u. s. w."

Wir stimmen diesen Bemerkungen von Herzen bey; und versichern im Namen aller Verfasser der deutschen Bibliothek samt und sonders, daß wir den ungezogenen Menschen den Ka. von nun an, wie krätzig und aussätzig ansehen, und ferner nichts mit ihm wollen zu schaffen haben. Wir wünschten, daß der Hr. v. B. von dieser unserer Gesinnung unterrichtet gewesen wäre, denn da wir sonst an ihm merken, daß es seine Art ist:

Parcere subjectis et debellare superbos.

so würde er nicht seinen Eifer über den liederlichen Ka. die ganze allgemeine deutsche Bibliothek haben entgelten, und von derselben manches herausgesagt haben, von dem wir nun freylich wünschten, daß es wäre verschwiegen worden, z. B.
„Welche Mängel im Allgemeinen und Besondern? welche
„Unvollkommenheiten in der Ausführung des ersten vorge-
„setzten Plans? Welche Lücken in der litterarischen Ge-
„schichte! Lieber ein bescheidner Titel, als ein stolzer der
„viel verspricht und wenig hält. — Schott hat von
„einigen juristischen Recensionen gesagt, daß Schulknaben sie
„besser machen würden, und noch nachdrücklicher sprechen die
„Verfasser des brittischen Wörterbuchs von juristischen
„Sachen, und rathen an, das Wort allgemein gar auszu-
„streichen. Und in den schönen Wissenschaften? Ja
„da sieht es am kläglichsten aus. Eine Entscheidung
„ohne Beweise hinzuschreiben, obenhin kritische Redens-
„arten zu brauchen, und damit den noch dazu oft nicht
„regelmäßigen Stil auszuschmücken, kostet gar wenig Mü-
„he. Aber in den Geist des Dichters, in den Plan seines
„Gedichtes, in die Bearbeitung desselben einzudringen, kostet
„mehr. — Wir sind ohnedies in der Kritik schon
„mit solchen Kunstwerken genähert, das wir flüchtige
„Nachrichten völlig entbehren können. So z. B. charak-
„terisirt kritisches Gefühl außer der Welschen; auch die

„tische Bibliothek, die so viel Vorzüge und Reizun„gen hat. Vorzüglich nimmt auch das Schirachsche Ma„gazin der deutschen Kritik, wahre Kenner ein„ u. s. w.

Es ist wahr diese scharfe Lauge, die uns der unbesonnene Ra. zugezogen hat, schmerzt sehr, aber wir wollen lieber nichts weiter hierüber sagen, aus Furcht, daß es uns sonst noch schlimmer gehen könnte. Aus dieser Ursache wollen wir auch über die in diesen Briefen mit vollen Händen eingestreuten Gedichte lieber ein ehrfurchtvolles Stillschweigen beobachten, als vielleicht wieder nicht den rechten Fleck treffen.

Denn — der Recensent muß es nur offenherzig gestehen. — er liest zwar zuweilen auch ein Gedicht, zumal wenn es wohl gerathen ist. — Aber er kann es doch nicht begreifen, wie man sich so viel mit der Dichtkunst abgeben, und so viel Zeit und Mühe anwenden kann, Sylben zu zählen, und Worte zusammen zu fädeln. Montagne hat schon gesagt, daß ein guter Poet nicht mehr werth ist als ein guter Kegelspieler. Ich kann daher von solchen Leuten, die wie Horaz, Pope, Ramler, Klopstock u. d. gl. sich zeitlebens mit nichts anders als mit der Poesie beschäftiget haben, nicht viel halten. In Nebenstunden kann man so was freylich immer noch am besten treiben, und man kann so mit seinen Gedichten manchen guten Freunde ein Vergnügen machen. Aber wenn man es denn drucken läßt, so redet jeder drüber in die Kreuz und in die Quer, und wer kann allen Leuten den Mund stopfen. Wenn man auch die Mehrheit der Stimmen vor sich hat, was kann das helfen; den wenigen wird ja oft mehr geglaubt, als den mehreren. Und wenn ich denn noch bedenke, was noch ferner dazu gehört, als: Recensionen lesen, Recensionen abschreiben, Recensionen beantworten, Gedichte ausbessern, zusetzen, wegnehmen, ausstreichen, wiederhinsetzen. Neue Auflagen machen, Exemplare an die Recensenten verschicken, und viele Dinge die ich nicht einmal wissen mag, so wird mir ganz schwindlicht, und ich bedaure jeden Christenmenschen, der sich mit einem so zeitverderbenden und ruhestörenden Zeitvertreibe abgiebt.

Zuletzt sieht man, daß alles in der Welt auf das gute Glück ankommt, und daß viele berühmt werden, und viele unberühmt bleiben, weil sichs eben so fügt, ich weis selbst nicht wie. Hat nicht Adolph Friedrich Reinhard in Bützow, auch Gedichte gemacht; und Westermann in Bremen zehn

Bücher voll Sonneten? Wer kennt sie? Und Alers in Hamburg und Beust in Gotha, und Koch in Braunschweig, und Reckert in Westphalen, und Boden in Wittenberg, und so viele andere gute brave Leute? Da reden sie alle von Ramlern und Klopstocken, und Wielanden und Lessingen, und von sonst keinem andern; Man weis gar nicht, warum! Das muß doch einen ehrlichen Dichter der an seinen Gedichten gethan hat, was sich gehört, und keinen Fleiß und Mühe gespart hat, auch verdrießen!

Ich möchte also, wenn ich mein geringes Bedenken sagen dürfte, jedermänniglich treulich warnen, sich vor dem leidigen Versemachen zu hüten. Es kostet viel Sorge und Mühe, macht unruhige Nächte, vertreibt den Appetit, und schaft weder Nutzen noch Frommen. Im Anfange stellt man sich Ruhm, Vergnügen, Unsterblichkeit, und ich weiß nicht was, vor, und wenn mans beym Lichte besieht, so wird man mit einer Recension abgespeist, die weder kalt noch warm ist — und denn thäte es wohl noch dazu Noth, daß man darauf antwortete! —

H—z.

Ueber die Wahrheit, nebst einigen Liedern, von Johann Georg Jacobi. Düsseldorf, 1771. $3\frac{1}{2}$. Bogen in 8.

Nach einem kurzen Gedichte an den Bruder des Verf. folgt ein Aufsatz über die Wahrheit, worinn gezeigt werden soll: daß man dieselbe überall antreffen könne, wenn man sie nur zu suchen versteht. Das Ganze sieht einer Schulchrie ziemlich ähnlich, und ist eben so unbedeutend, als die angehängten Lieder, in einem sanften und wimmernden Tone. Der Dichter hat ihrer bessere geschrieben.

Dz.

Die Dichter, eine Oper, gespielt in der Unterwelt, gesehen von Jacobi. Halberstadt, bey Groß, 1772. $1\frac{1}{2}$. Oktavbogen.

Die Einkleidung ist lyrisch, und beynahe Romanzenton. Es ist eine Reihe von Erscheinungen, die der Verf.

 sieht,

„Klotzische Bibliothek, die so viel Vorzüge und Reizun„gen hat. Vorzüglich nimmt auch das Schirachsche Ma„gazin der deutschen Kritik, wahre Kenner ein„ u. s. w.

Es ist wahr diese scharfe Lauge, die uns der unbesonnene Rc. zugezogen hat, schmerzt sehr, aber wir wollen lieber nichts weiter hierüber sagen, aus Furcht, daß es uns sonst noch schlimmer gehen könnte. Aus dieser Ursache wollen wir auch über die in diesen Briefen mit vollen Händen eingestreuten Gedrchte lieber ein ehrfurchtvolles Stillschweigen beobachten, als vielleicht wieder nicht den rechten Fleck treffen.

Denn — der Recensent muß es nur offenherzig gestehen. — er liest zwar zuweilen auch ein Gedicht, zumal wenn es wohl gerathen ist: — Aber er kann es doch nicht begreifen, wie man sich so viel mit der Dichtkunst abgeben, und so viel Zeit und Mühe anwenden kann, Sylben zu zählen, und Worte zusammen zu fädeln. Montagne hat schon gesagt, daß ein guter Poet nicht mehr werth ist als ein guter Kegelspieler. Ich kann daher von solchen Leuten, die wie Horaz, Pope, Ramler, Klopstock u. d. gl. sich zeitlebens mit nichts anders als mit der Poesie beschäftiget haben, nicht viel halten. In Nebenstunden kann man so was freylich immer noch am besten treiben, und man kann so mit seinen Gedichten manchen guten Freunde ein Vergnügen machen. Aber wenn man es denn drucken läßt, so redet jeder drüber in die Kreuz und in die Quer; und wer kann allen Leuten den Mund stopfen. Wenn man auch die Mehrheit der Stimmen vor sich hat, was kann das helfen; den wenigen wird ja oft mehr geglaubt, als den mehrern. Und wenn ich denn noch bedenke, was noch ferner dazu gehört, als: Recensionen lesen, Recensionen abschreiben, Recensionen beantworten, Gedichte ausbessern, zusetzen, wegnehmen, ausstreichen, wiederhinsetzen. Neue Auflagen machen, Exemplare an die Recensenten verschicken, und viele Dinge die ich nicht einmal wissen mag, so wird mir ganz schwindlicht, und ich bedaure jeden Christenmenschen, der sich mit einem so zeitverderbenden und ruhestörenden Zeitvertreibe abgiebt.

Zuletzt sieht man, daß alles in der Welt auf das gute Glück ankommt, und daß viele berühmt werden, und viele unberühmt bleiben, weil sichs eben so fügt, ich weis selbst nicht wie. Hat nicht Adolph Friedrich Reinhard in Bützow, auch Gedichte gemacht; und Westermann in Bremen zehn

Bü-

halt hat der dritte Brief an den seligen Michaelis, dessen Schluß dieser ist:

> Wer klagen will, o der kann immer klagen;
> Wer aber wird nach Thoren fragen?
> Die Kunst, durch Lachen sie zu züchtigen, gab dir,
> Freund! die Natur; und mir
> Gab sie die Kunst, sie zu ertragen.

Der vierte Brief beschreibt die veränderten Gestalten der Homilie, der es fast eben so, wie dem Gellertschen Hute und der Philosophie gieng. Erst war ihre Form simpel und natürlich, hernach künstelte man immer mehr daran, bis man endlich auf Natur und Simplicität wieder zurück kam. Des fünften Briefes Inhalt ist die Ungewißheit und Vergänglichkeit des Lebens. Im sechsten Briefe, der viele Schönheiten hat, redet der Verf. von der Entbehrlichkeit und der besten Anwendung des Reichthums; im siebenten von der Freude des Lebens, und den Mitteln, sich dieselbe zu erhalten. — Wir finden recht sehr viel Ursache, den Verfasser dieser Briefe zum weitern Gebrauche seiner dichtrischen Talente, und zur Anwendung seiner so leichten und reizenden Versifikation auf reichhaltige und ausgeführtere Gegenstände zu ermuntern.

Mo.

Supplémens à l' accroissement de la Litterature, par *Jean Ferdin. Herrgott* — Beyträge zur Aufnahme der Litteratur, von Johann Ferdinand Herrgott. Schloß Ballenstädt, Bernburg und Quedlinburg, bey Biesterfeld, 1773. 175. S. in 8.

Dieß Buch ist halb französisch, halb deutsch geschrieben, und hat dadurch ein ziemlich buntscheckigtes Ansehen erhalten. Es enthält erstlich einen Prospectus d'un Dictionnaire Universel Raisonné Allemand — François et François — Allemand, à l' usage des deux nations, qui serait à faire sous la direction et l' autorité d'une celébre Academie Allemande. Dieser Plan ist französisch geschrieben, und in einer deutschen Zuschrift an alle Akademien der schönen Wissenschaften gerichtet, die der Verfasser: „Freunde, Gönner und Beschützer der Musen!„ anredet, und um Unterstützung seines Unternehmens ersucht. So wenig wir

wir wissen, was hiemit für Akademien gemeynt sind, ob gelehrte Gesellschaften oder Universitäten; eben so wenig glauben wir dem Verf. viel Hofnung zu dieser Unterstützung machen zu dürfen. Sein Entwurf, worinn er alles das zergliedert, worauf er in einem solchen Wörterbuche Rücksicht nehmen würde, ist an sich recht gut, und beweist seine Kenntniß der Sache; indeß glauben wir, daß, in Betrachte der französischen Sprache für die Deutschen, das Schmidlinsche Katholikon schon ziemlich das Erfoderliche leisten werde, und daß, in Ansehung eines eigentlichen deutschen Wörterbuchs eine tiefere Untersuchung und genauere Bekanntschaft mit unsrer Sprache nöthig sey, als bloß die grammatikalische, die sich noch dazu wohl nur auf den heutigen Sprachgebrauch erstrecken würde. Keiner unsrer deutschen Gelehrten ist vielleicht dieser Arbeit gewachsener, als Herr Lessing, und wir freuen uns, zur Vollendung seines längst unternommenen deutschen Wörterbuchs nähere Hofnung geben zu können. — Das zweyte Stück dieser Sammlung sind: Remarques critiques sur les Nouveaux Principes de la langue Allemande de *Mr. Junker*. Diese Anmerkungen sind deutsch geschrieben, nicht alle gleich erheblich, aber doch größtentheils geprüft und gegründet.

H.

Conrad Gottlob Antons treue Uebersetzungen lateinischer, griechischer und hebräischer Gedichte in den Versarten der Originale. Nebst einer Abhandlung von der genausten Nachahmung des alten Sylbenmaßes, deren unsre Sprache in treuen Uebersetzungen fähig ist. Leipzig. 1772. bey Crusius. 1 halb Alph. 8.

Die Regeln im Vorberichte „von der genauesten Nachahmung alter Sylbenmaße, sind gut gemeynt und fleißig: der Rec. zweifelt aber, ob sie ihren Endzweck erreichen, und wird noch mehr im Zweifel bestärkt, wenn er durchs ganze Buch hin die Proben siehet. Ein neues rufendes Beyspiel, daß Regeln nicht Geist der Uebersetzung, feines Ohr in einzelnen Bemer-

Bemerkungen noch lange nicht die hohe Melodie fortgehenden Klanges geben, die in Alten und Neuen allein bezaubert — Lege man einem völlig uneingenommenen Ohre, das nur Horaz kennet die Erste Probe dieser treuen Uebersetzung vor:

Gnug Schnees und gnug des furchtbaren Hagels sandte

Warf seine rothe Rechte hin auf die Schlösser: . .

Furcht schreckte die Stadt auf!

Gelb schauten wir den Tyber mit Wellen mächtig

von dem Etrusker u. s. w.

Evias staunet so

Auf dem Gebirge, wenn sie vom Schlaf

Erweckt, den Hebrus erblicket, Thracien, das vom Schnee

Weiß glänzt und Rhodopen heimgesucht

Von dem barbarischen Feste — —

habe man Anakreon in seinem, dem leichtesten und vielleicht schwersten Sylbenmaßae und höre nur: gelesen

Wo allerliebste Taube

wo kömmst du hergeflogen

woher triesst die und duftest

du nach so vielem Balsam

und was ist dein Gewerbe?

Kann man sich an den Ort etwas mehr Unharmonisches und Ungewähltes denken, als das? — Und so alles bey allem Fleiße! bey aller Mühe und Arbeit! Die Sylbenmaaße aus dem Hebräischen mögen die besten seyn, warum? — weil sie da niemand recht kennet! Aber für unsre Sprache sind auch sie wahrlich nicht die besten! Und doch kann man, wie gesagt

von

dem Verf. grosse Mühe und Fleiß, einzelne Kenntniß der Sylbenmaaße und (wie seine Bemerkungen zeigen) ein in einzelnen Fällen fein hörendes Ohr nicht absprechen? — Und ein so mißrathener Versuch — was beweist das Paradoxon?

Etwas, was keinem erst bewiesen werden sollte, daß „das Aufhorchen einzelner Sylben ohne Rücksicht auf die Bedeutung noch keinen poetischen Wohlklang mache!„

„Daß die feinsten Gesetze sich nicht unabhängig von Ort, Stelle, Gattung der Dichtkunst u. s. w. bestimmen lassen oder Wirkung thun: sondern daß überall bey Nachahmung jedes Sylbenmaaßes und Dichters Genie erfodert werde, den Dichter bis in den kleinsten Bau seines Gebäudes zu fühlen.—„

Endlich, „daß der wahre Einige Schlüssel zum poetischen Wohlklange das Geheimniß der poetischen Periode sey„, an die unser Uebersetzer nimmer gedacht zu haben scheint. Sie macht eigentlich aus allen musikalischen Farben das Ganze Eines Gemäldes zum Sinn! giebt jedem Fusse an seiner Stelle und zu seinem Zwecke Haltung, vereint Kunst mit der Natur, oder fesselt unmerklich oder mit süssem Zwange Natur und Kunst. Wer Dichter übersetzen will, studire diese, wie, wer Redner übersetzen will, ihren Numerus studirt: und wer diesen Dichter, dieser Sprache übersetzen will, zuförderst die Periode dieser Sprache und dieses Dichters. Mit allem Fleiße und Zwange ahmet er sonst nur eine Anzahl Sylbenregionen mit ◡ und — an die Tafel gemahlt, nach; stolpert Verse in sie hinein und wird, wenn er den Worten am treusten seyn will, dem Dichter an Geist und Kraft Antipode. Eben der Mann, dem Hr. A. in seiner Abhandlung vorzüglich nachgehorchet, sagt fast Eben das:

Der Vers der meisten Neuern

Nein, tröstet euch, so fein seyd im Gedichte
ihr von den Griechen nicht
als ihr es in der Kunst des Verses seyd.
Ihr zählt (getrennter kann man hier nicht seyn)
Die Tön allein
und meßt nicht ihre Zeit!
Nach auszudrücken, was nicht Worteskinn nicht Klang
vermag, hält Griechischer Gesang

jezt

jetzt kühnen Lauf
führt jetzo minder kühn, oft schöner, Reihntanz auf
wenn Eurer, der mit ihm gleichwohl um Vorzug zankt
mit Kindestritte wankt!

Vielleicht wäre dieß fortgehende Gemälde, dieser fortgehende Reihen in Melodie, das Hr. A. noch am meisten zu studiren hätte: und er würde denn vielleicht an seinen Uebersetzungen selbst sehen, wie untreu sie sind!

Regeln vom Schreiben, Reden und Versemachen in deutscher Sprache. Nebst einem Wörterbuche zum Gebrauche der Würzburgischen Schulen. Würzburg, verlegts Stachel, 1772. 1 Alph. 8 Bogen in 8.

Wenn solche Lehrbücher, als das angezeigte, in einer Gegend von Deutschland herauskommen, wo feiner Geschmack und gute Schreibart noch selten angetroffen werden, wo der Provinzialdialekt sich von der reinen Mundart abstechend entfernet: so kann man dergleichen Anweisungen nicht füglich anders als nach ihrem Endzwecke, und nach dem Nutzen, den sie unfehlbar schaffen, beurtheilen. Man übersieht gerne gewisse Schwächen, man hält es dem Verf. allenfalls zu gute, wenn er seinen Mitbürgern Anmerkungen einprägt, welche in Sachsen oder in Brandenburg sehr überflüßig scheinen, und wenn er die bekannten Vorgänger nie aus den Augen verliert. Denn bey uns soll und kann es ein Lehrbuch nicht werden. Aber dazu dient es, unsrer Sprache in Würzburg und im heil. römischen Reiche weiter aufzuhelfen.

Feine Kritiken, selbstgedachte Anmerkungen über die Sprache, ja so gar ein vollständiges Lehrbuch muß man hier also nicht erwarten. Orthographie und das Uebrige von der Sprachkunst, wie auch das Bißchen Rhetorik ist alles, oder doch das Meiste von Gottsched! Inzwischen durchaus gottschedisch und so geschmacklos ist der Verf. doch nicht. Ich habe mich gefreuet, unter den Beyspielen der Prosodie verschiedene aus Kleisten, Klopstock, Zachariä, Ramler rc. angeführt zu finden.

Aber

Aber in den Deklinationen der Ablativ — ein so oft gerügter gottschedischer Fehler — die unbequemen fünf Abänderungen — und andre Sachen mehr, die ein Heynatz allenfalls aufsuchen, und denn mit dem Triumphe eines Knaben über eine getödtete Fliege anzeigen mag — finden sich freylich.

M.

Auserlesene Stücke der besten deutschen Dichter von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten. Mit historischen und kritischen Anmerkungen versehen von Friederich Willhelm Zachariä. Zwenter Band. Braunschweig in der Waisenhaus Buchhandlung. 1771. 1 Alph. 8. Bogen in 8.

Dieser zweyte Band enthält fast lauter Stücke des Paul Flemming, die weniger von Hr. Lessing aufgefundene Gedichte des Andreas Scultetus ausgenommen. H. Zachariä rechtfertigt sich in der Vorrede darüber, daß er dem Flemming einen ganzen Band gewidmet, mit der schlechten Beschaffenheit aller bekannten Editionen seiner Gedichte, die durch die Menge der den Sinn entstellenden Druckfehler fast unverständlich geworden sind. Die Auswahl der Stücke ist gut, und wir billigen es sehr, daß H. Z. nur wenige von Flemmings so genannten Oden eingerückt hat. Ungern vermissen wir bey diesem Bande ein Register, welches hier nöthiger als beym ersten wär, da die kleinen Stücke weit beschwerlicher zu suchen sind. Der Vorbericht enthält eine interessante Nachricht von Flemmings Leben und Reisen und von seinem moralischen und poetischen Charakter.

Gr.

Gedichte von Andreas Scultetus aufgefunden von Gotthold Ephraim Lessing. Braunschweig. 1771. In der Buchhandlung des Waisenhauses. 100. Seiten in 8.

Der Dichter, den Hr. Lessing hier der Welt bekannt macht, ein Zeitverwandter des Opitz leistet in diesen

sen Gedichten, die Früchte seiner frühen Jugend sind, so viel, daß man von seinem männlichen Alter einen andern Opitz mit Recht hätte erwarten können. Aber wir dürfen nicht hoffen, jemals etwas mehr von ihm zu lesen, als was Hr. Lessing uns hier geschenkt hat, weil der Tod ihn vermuthlich in der ersten Blühe ereilt hat. Alles was Hr. Lessing mit vieler Mühe von seinen Lebensumständen hat entdecken können, ist: daß er eines Schusters Sohn in Bunzlau und im J. 1639. aufs Gymnasium nach Breslau gekommen ist. Das Stück, welches Herr Lessing zuerst auf ihn aufmerksam machte, als er es unter einem Wuste von Gelegenheitsgedichten in Wittenberg fand: Oesterliche Triumphposaune rc. unstreitig das beste unter allen, ist im J. 1640. bey Baumann in Breslau gedruckt; vier kleine Gelegenheitsgedichte sind auch in den Jahren 1640 bis 1642. herausgekommen; ein grösseres Gedicht: Blutschwitzender und Todesringender Jesus: ist auch bey Baumann in Breslau doch ohne Jahrzahl, herausgekommen Hr. Lessing hält es aber, weil es weit schwächer ist, als die Oesterliche Triumphposaune, für eine frühere Geburt des Dichters. Und diese sechs Stücke sind alles, was von ihm zu finden ist. Hr. Lessing vermuthet daher, daß er entweder noch auf der Schule, oder gleich auf der Universität gestorben ist. Denn, setzt er hinzu, ich glaube nicht, daß andere Umstände, als der Tod so frühe und so besondere Talente so gänzlich würden haben ersticken können, daß nirgends weiter etwas von ihnen gehört worden.

Da diese wenigen Bogen gewiß schon in den Händen der meisten Leser von Geschmacke sind, so wollen wir keine Stellen aus diesen Gedichten einrücken. Doch mag Eine hier stehen, die vielleicht noch einige Leser anlocken könnte, welche sonst nichts in die Hände nehmen, was nicht in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geschrieben ist. Es sey der vortrefliche Anfang des Ostergedichts.

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen!
Dich, Herr, kann ohne Dich kein Muttermensch erkennen.
Du pfropfest in die Brust der Sinnen Wunderkraft
Die uns zu Menschen macht; du pflanzest Wissenschaft,
Die uns in Götter kehrt. Ich nähre schlechte Gaben,
Doch mein Vermögen ist, Vermögen wollen haben.
Trägt meine Sinngeburt nur keinen Spott davon:

So schätz ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron
Sein Antlitz von Smaragd, ein goldbesetzter Wagen,
Der ohne vierzig fast von viermal hundert Tagen
Herumgetrieben wird, sein Strahl unzirktes Licht,
Verschmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
Zeucht Wasser auch empor; so brechen schlechte Leute
Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut, so höre heute
See, Himmel, Erd und Luft, was immer hören kann,
Das höre mich geneigt, mich Ostersänger an.

Indem wir dieß schon geschrieben hatten, kömmt uns erst zu Gesichte:

M. Johann Gottlieb Jachmanns Nachlese zu den von Hrn. Lessing aufgefundenen Gedichten des Andreas Scultetus. Breslau, bey W. G. Korn. 1774. 4 Bogen in 8.

Den größten Theil dieser Bogen nimmt ein Friedens-Lob- und Krieges-Leidgesang ein, der 1641. verfertigt und voll von Spuren einer blühenden Phantasie ist. Man findet hier auch einige lateinische Gedichte, zwar fast nur Gelegenheitsgedichte, aber fliessend und nicht ohne gute Wendungen.

Gr.

Michaelis Briefe. 6 Bogen in 8.

Der sel. Michaelis fieng nicht lange vor seinem Tode diese periodische Ausgabe poetischer Briefe an. Sie haben alle die schon bekannte Manier des Dichters, nur einige mehr andere weniger satyrischen Anstrich. Zwar sieht man, daß der V. sich Mühe giebt mannichfaltig in seinem Tone zu seyn, allein es gelingt ihm selten; ausser wo er in den ernsten lehrenden Ton verfällt. In dem ersten Briefe: die Gräber der Dichter, ist die Erfindung jedem Dichter einen eigenen Baum aufs Grab zu setzen gezwungen und macht lange Weile; denn zum Unglücke haben nicht alle Bäume das Bedeutende der Cypresse, der Palme; der Verf. muß sie den meisten anerkünsteln, und auf jeden Dichter gewaltsam ziehen. Der zweyte Brief: die Kunstrichter, hat vielmehr Leben,

ben, die komischen Bilder, und satirischen Züge sind der beste Theil davon; der Schluß, wo der Dichter sanft mahlen will, gelingt minder. Paros und Hyla, eine Erzählung; mit so sanft glühender Einbildungskraft und Empfindung hat dieser Dichter, sonst nichts gemacht; schade daß die Versifikation nicht angenehmer ist. Der vierte Brief über unsre Bestimmung ist reich an stark gedachten und eben so kräftig ausgedrückten Gedanken. Dunkel wirds einigen hie und da scheinen; allein Schade um solche Klarheit, wie jene verlangen, im philosophischen Gedichte. Die Laune der beste von allen Briefen, und wirklich launigt; so wie der sechste Brief die Erziehung des Dichters der schlechteste von allen; loft liebe Prose, und eine Reihe gerade zu hingeworfener Lehren.

Sm.

Nachlese zu den Devisen für Deutschlands Gelehrte, Künstler &c. 1773. 4 Bogen 8.

Es bleibt bey dem, was wir von der ersten Sammlung gesagt haben; nur mit dem Zusatze, daß eine fortgesetzte Posse

stultus labor ineptiarum.

wird; wozu gar niederträchtige Verläumdungen gegen den Charakter rechtschaffener Männer kommen z. E. gegen Münter.

Schreiben über ein Dessert. Ein Pendant zu den Devisen für Deutschlands Gelehrte. Mit Anmerkungen eines Dritten. 1 Bogen 8.

Der V. bringt den Teig zu den Devisen in satyrische Gestalten. Ein Einfall, der gut oder schlecht, doch keines Bogens Papier werth war.

Deutsche Duneiade. 1 Theil. Mit einer Vorrede herausgegeben von Herrn Schirach Leipzig bey Langenheim. 1773. 2½ Bogen gr. 8.

Der Verf. dieser deutschen Dunciade, heißt es, ist kein Schriftsteller von Profession und hat bisher noch nichts geschrieben. Mit der Popischen hat sie nichts gemein; das glauben wir dem Herausgeber gerne, aber

sollen wir ihm auch zuglauben, daß dieß elende Geschmier einer bleyernen Einbildungskraft, dieser Trödelkram mit Beywörtern, diese steifen Allegorien, beynahe ein Meisterstück seyn?

Sm.

Der achtzehnte May 1774. Seiner geliebten Ehegattin L. G. A. H. geb. Gräfe, gewidmet von J. A. Ebert. Braunschweig beym Waisenhause, 1774. 32. Seiten 8.

Herr Ebert, ist durch die Liebe, ein Dichter geworden. Wir wollen folgende Stellen, allen Hagestolzen unter unsern Lesern und auch unter unsern Mitarbeitern, zur fleißigen Beherzigung empfehlen: Hr. Ebert sagt, der Natur ist es zwar gegeben, sich zu verjüngen, und sie erscheint:

In immer wechselnden Gestalten,
Daß wir nicht gegen sie erkalten.
Allein, wenn wir einmal veralten,
So müssen wir der Stirne Falten,
Der jungen spöttschen Welt zur Schau,
Von keinem Kuß vertilgt, behalten,
Und unser graues Haar bleibt grau.
Kann aber gleich der morsche Bau
Des Körpers sich nicht mehr verjüngen;
Solls doch dem Alter nicht gelingen,
Bis in die Seel hinein zu dringen.
Allein welch Mittel hat die Kraft.
Von ihr die Runzeln abzuwehren?
Kein Buch, und keine Wissenschaft,
Und keiner Weisheit ernste Lehren;
Die könnten sie wohl noch vermehren,
Die Freundschaft selber ist zu schwach,
Des spätern Lebens Ungemach
Und Langeweise zu bestreiten,
Sie kann uns nicht zu allen Zeiten,
So treu sie immer ist, begleiten.
Die ganze Hausap'theke, die
Ein Pfuscher in der Pharmacie
Der Seele, für die Lethargie,
Die leidige Hypochondrie,

Und

ben, die komischen Bilder, und satirischen Züge sind der beste Theil davon; der Schluß, wo der Dichter sanft mahlen will, gelingt minder. Paros und Hyla, eine Erzählung; mit so sanft glühender Einbildungskraft und Empfindung hat dieser Dichter, sonst nichts gemacht; schade daß die Versifikation nicht angenehmer ist. Der vierte Brief über unsre Bestimmung ist reich an stark gedachten und eben so kräftig ausgedrückten Gedanken. Dunkel wirds einigen hie und da scheinen; allein Schade um solche Klarheit, wie jene verlangen, im philosophischen Gedichte. Die Laune der beste von allen Briefen, und wirklich launigt; so wie der sechste Brief die Erziehung des Dichters der schlechteste von allen; loft liebe Prose, und eine Reihe gerade zu hingeworfener Lehren.

Sm.

Nachlese zu den Devisen für Deutschlands Gelehrte, Künstler &c. 1773. 4 Bogen 8.

Es bleibt bey dem, was wir von der ersten Sammlung gesagt haben; nur mit dem Zusatze, daß eine fortgesetzte Posse

stultus labor ineptiarum.

wird; wozu gar niederträchtige Verläumdungen gegen den Charakter rechtschaffener Männer kommen z. E. gegen Münter.

Schreiben über ein Dessert. Ein Pendant zu den Devisen für Deutschlands Gelehrte. Mit Anmerkungen eines Dritten. 1 Bogen 8.

Der V. bringt den Teig zu den Devisen in satyrische Gestalten. Ein Einfall, der gut oder schlecht, doch keines Bogens Papier werth war.

Deutsche Duneiade. 1 Theil. Mit einer Vorrede herausgegeben von Herrn Schirach Leipzig bey Langenheim. 1773. 2½ Bogen gr. 8.

Der Verf. dieser deutschen Dunciade, heißt es, ist kein Schriftsteller von Profession und hat bisher noch nichts geschrieben. Mit der Popischen hat sie nichts gemein; das glauben wir dem Herausgeber gerne, aber

heit nicht angefangen. Auch lassen Nationalstolz, der unterschiedene deutsche und französische Geschmack, die Unbekanntschaft mit unsern Sitten, und unserer Litteratur, für die dramatischen Arbeiten der Deutschen, noch nicht sobald diese Ehre in Frankreich hoffen, wenn gleich einige Gelehrte dieses Landes die Produkte des deutschen Witzes lesen, übersetzen und nachahmen. Sowohl die Auswahl der hier übersetzten Stücke, als die Uebersetzung selbst müssen wir empfehlen, wenn wir gleich hin und wieder etwas zu erinnern finden. Die Uebers. haben beyde Sprachen in ihrer Gewalt gehabt, und so weit wir Uebersetzung und Original verglichen haben, in den meisten Stellen ohne Veränderungen und Auslassungen alle Schönheiten ihrer Urschriften wirklich und richtig im Französischen übertragen. Hin und wieder sind zwar die Pointe und der Nachdruck einzelner Anspielungen oder witzigen Gedanken verlohren gegangen. Aber die Schwierigkeit immer einen fürtreflichen deutschen Gedanken mit einem ähnlichen französischen umzutauschen, und die beynahe unmögliche Forderung an einem Uebersetzer keinen Gedanken des Originals zu verlieren, erinnern uns nicht den Tadel zu weit zu treiben, da die Uebersetzer, hin und wieder nur kleine Züge übersehen haben. Dieß haben wir fürnemlich im Schatz bemerkt. Unter andern ist der satirische und dem Postwesen in Niederdeutschland so angemessene Zug in der Rede des Raps (3. Aufz. 2. Scene), auf der geschwinden Post in der Uebersetzung durch deux fois dans la diligence ganz und gar verlohren gegangen. Die Schwänke über Rapsens Namen, imgleichen das witzige Qui pro Quo in eben dieser Scene von dem Capwein, in welchem sich Hannibal so voll soff, daß er Rom nicht finden konnte, sind im franz. ganz weggelassen. Ausser dem Schatz sind in dieser Sammlung Lessings Mis Sarah Sampson, die Juden von eben dem Verf. Gärtners geprüfte Treue, Lessings Freygeist, (einige deutsche gelehrten Zeitungen, die überhaupt samt und sonders von mannigfaltigen Fehlern der gröbsten Unwissenheit starren, übersetzten bey Ankündigung dieses Theatre allemand, den französischen Titel esprit fort durch starken Geist) und Gellerts Loos in der Lotterie. Gärtners geprüfte Treue, ein ungemein mittelmäßiges Stück, daß auf

keiner

keiner deutschen Bühne mehr die Zuhörer zum Gähnen zwingt, würden wir nicht übersetzt haben, da noch dazu in einer prosaischen Uebersetzung, der Reiz des Reimklangs und der Versifikation verlohren geht, um einer Nation, die schon ohnedem so viel Vorurtheile gegen unsre Bühne hegt, nicht Anlaß zu gegründetem Tadel zu geben. Gellerts Loos in der Lotterie, verdient um den Namen des Verfassers, der doch Lesern des Dictionaire encyclopedique nicht unbekannt ist, als eine Probe aus der Morgenröthe des guten deutschen dramatischen Geschmacks, und weil doch darinn deutsche Sitten geschildert werden, eher eine Stelle. Für den Freygeist möchten manche Franzosen lieber Lessings Minna, das non plus ultra unserer Komödien lesen wollen. Aber vor allen hätten die Uebersetzer in ihrer Sammlung solche Stücke wählen sollen, deren Verf. fürnemlich deutsche Sitten schildern, und so wenig als möglich nach englischen oder französischen Mustern gearbeitet haben. Freylich können wir zu diesem Behufe nur sehr wenige vorschlagen, doch haben ein paar Stücke unsers Weisse, und Romanus, Hippels Mann nach der Uhr, (der ungeachtet der scharfen und unbilligen Kritiken auf der Bühne sehr gefällt) Krügers Kandidaten, Engels dankbarer Sohn, seine Apotheke, unsere einzige Originale deutsche Operette (Hermanns schaale Geburten kann nur ein deutscher Midas hier einschalten) haben immer eigene Schönheiten genug in einem Theater allemand zu glänzen.

Der Vorbericht erzählt kürzlich die Geschichte des deutschen Theaters. Da die ganze Geschichte unserer Dichtkunst noch so roh und wüste liegt, und hin und wieder erst Materialien dazu gesammlet sind, so verdienen die Uebersetzer gedoppelten Dank, hier, an einem so schicklichen Orte etwas von den Anfängen und Veränderungen unsrer Bühne zu bemerken. Sie geben hier für ihre Geschichte drey Epochen an. Die ältesten Zeiten nemlich von der Hroswitha, bis auf Opitzen, der 1625. auch für unser Theater schriebt. Von Opiz bis auf Gottsched 1730, und von Gottscheds Verbesserungen bis auf unsere Zeiten. Ueber die zweyte Periode haben sich die Verf. am weitläuftigsten, und zwar raisonnirend ausgelassen. Doch sind auch von den ältesten Zeiten, die besten vorhandenen Nachrichten genützt worden. Wir finden hier

eine Probe von den Dramen der Hroswithe, Beyspiele deutscher Mysteren, und Analysen von Rosenbluts dramatischen Meisterstücken. Die letzte Periode ist überaus kurz zusammengezogen. Aus den Namen unserer jetztlebenden dramatischen Dichter werden sich die pariser Liebhaber unserer Litteratur sehr wenig erbauen. Da wir jetzt Theaterchronicken und ein eigen Journal für die deutsche Bühne haben, so werden die Verf., wo ihr deutsches Theater Leser und Beyfall findet, aus diesen und andern Quellen die neueste Periode ungemein ergänzen können. Die vielen Unrichtigkeiten, von der Wiener Bühne, die man 1772 zwar nicht mehr dreist ins Publikum schreiben sollte, können Sonnenfelsens, Geblers und Stefanies Bemühungen, so wie die dorten herausgekommenen Theatralalmanache am besten widerlegen.

Theatre allemand, ou Recueil de diverses pieces traduites de l'allemand en Prose et en Vers avec des Remarques, par C. D. a Amsterdam chez M. Magerus. Libraire. 1769. 8.

Schon der Einfall, durch Gottschedds Cato einer fremden Nation von unsern theatralischen Verdiensten einen Vorschmack zu geben, macht kein sonderlich Vorurtheil von dieser Arbeit, und die so schülerhaft geformte Uebersetzung verdient kaum, daß wir mit ihrer Anzeige Papier und Zeit verderben. Von Gottscheds Cato sind einige Scenen sehr matt versificirt, und am Ende des Stücks aus den geistvollen Schriften der Schweizer die Anmerkungen über dies Stück übersetzt. Sonst hat der Uebersetzer noch Gellerts Betschwester und kranke Frau französisch auftreten lassen. Die Uebersetzungen scheint ein Deutscher ohne Geschmack und Kenntnis unserer Litteratur verfertigt zu haben. Sein Ausdruck ist ungemein schleppend, und Gellerts ohnehin langweiligen Dialog, weis er noch mehr auszudehnen. Für diese Vermehrungen hat der Uebersetzer an andern Orten, wo die Personen allzugeschwätzig sind den Dialog abgekürzt. Dieß haben sich unter andern oft die Reden der Frau Richardin müssen gefallen lassen.

Lr.

Minna

Minna de Barnhelm ou les Avantures des militaires. Comedie de Gotthold Ephraim Lessing, en prose et en V. actes Traduit de l'allemand. a Berlin chez Aug. Mylius. 1772. 8.

Der Uebersetzer ist kein gebohrner Franzose, dieß verrathen die Steifigkeit im Dialog, die vielen Germanismen, und die häufigen unfranzösischen Wendungen mehr als zu deutlich. Was wir noch bey der ganzen Arbeit loben können, ist die Genauigkeit des Uebersetzers, sein Original nicht zu weit aus den Augen zu verlieren, unkundige Leser des Deutschen können daher aus dieser französischen Minna so ziemlich die Anlage, die Hauptzüge der Charaktere, und die eigenen Schönheiten dieses deutschen Meisterstücks en gros beurtheilen, nur Schönheiten im detail, Feinheiten in der Sprache, und im Dialog müssen sie nicht aus dieser Uebersetzung lernen wollen. Von allem, was die deutsche Minna in dieser Art auszeichnet, hat sich sehr selten eine Spur erhalten. Ueberhaupt klebt dieser Arbeit gar zu sehr die Steifigkeit, und das gezwungene Wesen halbreifer und unausgebildeter Uebersetzungen so sehr an, daß gewiß manche Kenner der französischen Sprache eher Leßings Minna überall nicht lesen, als in dieser rauhen, und wir sagen nicht zu viel, schülerhaften Uebersetzung lesen werden. Der Ubersetzer hat zwar nicht unterlassen, wo er etwa nöthig fand, deutsche Sitten, Gebräuche und Situationen, die französischen Lesern unbekannt oder gar auffallend seyn konnten, umzuändern, er hat den Just in einen Frontin, den danziger Lachs Brandwein, in Liqueur von Montpellier, die hundert Fuchtel die sich Werner aus Verdruß dictirt, in eine Gefängnißstrafe, und den Micaut de la Marliniere mit seinem deutschfranzösischen Jargon, in einen Gascogner verwandelt, der französisch die alte Rolle des dreisten Spielers spielt, aber selten so viel unfranzösische Redensarten, so viel ungrammatische Wendungen, aufmerksame und sprachkundige Leser mehr beleidigen, von denen wir nur einige anmerken wollen, die aber jeder Leser bey geringer Aufmerksamkeit ansehnlich wird vermehren können. Gleich im Anfange des Stücks frappirt Justens abgebrochnes du? uns? *Tu nous?* übersetzt, uns gemein. Quoi; tu nous veux würde es eher ausdrücken. In der zweyten Scene ist die Rede des Wirths noch so spät auf? und Justs Antwort: Sage er was er will, allzuwörtlich durch *encore debout?* für encore levé? und *dites tout*

comme vous voudrés, statt comme il te plaira übersetzt. *Cela merite bien bien que Frontin me di se: je vous remercie*, ist allzuschleppend, und erreicht die Kürze des Originals ganz und gar nicht. Que Monsieur Frontin me reponde, grand merci, würde dem Deutschen schon näher kommen. Justs Exclamation, was der Mann nicht alles errathen kann, ist in der Umschreibung *Cet homme la est sourcier* bey weitem nicht erreicht. O le fin merle! dürfte ungefehr ein Pariser Uebersetzer gesagt haben. Frontins trockne Antwort in eben dieser Scene nun gut, nicht sein Diener! müste, um nicht einen gegenseitigen Verstand heraus zu bringen, doch wol französisch soit, point de Serviteur heissen, dafür setzt unser Uebersetzer, ohne zu achten, ob die Antwort zur vorhergehenden Unterredung paßt. *Eh bien je ne suis pas votre serviteur.* Un honnete cabaretier sagt ganz was anders, als im Deutschen ein christlicher Gastwirth. Dieser heist un charitable cabaretier. Mache er sich keine Mühe, Herr Wirth: Der Tropfen soll zu Gifte werden, ist ungemein ängstlich ausgedruckt. *Ne Vous genès pas notre hote, je veux, que cela me serve de poison, si.* Je te tiens quitte de cette reparation, puisse etre empoissoné chaque goutte que — würden wir diese Rede übersetzen. Ob manant das deutsche Grobian völlig erreicht, zweifeln wir. Das Wort batard scheint uns mehr mit dem Deutschen übereinzustimmen. Est ce que, vous l'avès fait notre hoté, druckt uns gefehr wol den Sinn des Originals aus. Aber wie gedehnt gegen die Kürze des Originals, und wie wenig dem Genie der französischen Sprache angemessen. Doch dieß erkennt der Kenner beym ersten Anblicke, und überhebt uns gern der verdrießlichen Mühe mehr Sprachfehler, schlecht getroffene Stellen, und Beweise vom fehlerhaften Dialog zu excerpiren.

Et.

5. Schöne Künste: Musik.

Das Rosenfest, eine Operette in drey Acten, in Musik gesetzt von Ernst Wilhelm Wolf; Hochfürstl. Weimarischen Concertmeister. Berlin, bey George Ludwig Winter, 1771. in klein Querfolio:

folio: nebst Dedication an die Durchl. verwittwete Herzoginn von Weimar, und Vorbericht. 1 Alph. 7 Bogen.

Die Dorfdeputirten, eine komische Oper in drey Acten, in Musik gesetzt von Ernst Wilhelm Wolf, Hochfürstl. Weimarischen Capellmeister. Weimar, bey Carl Ludolf Hoffmann, 1773. in klein Querfolio: nebst abermaliger Dedication an die Durchl. Herzoginn von W. und Vorb. 1 Alph. 8 Bogen.

Die treuen Köhler, eine Operette in zween Aufzügen, in Musik gesetzt, von Ernst Wilhelm Wolf, Hochfürstl. Weimarischen Capellmeister. Weimar, bey Hoffmann. 1774. Auch in kl. Querfolio, 19 Bogen.

Die Melodie des Hrn. Wolf in diesen Operetten ist angenehm, leicht, erfindungsvoll und nicht arm an sinnreichen komischen und andern Malereyen; auch fehlt es ihr an Feuer nicht, wie sie denn auch manche edle Stellen hat. Zum Beweise von allen diesen Tugenden führen wir aus dem Rosenfeste die Arien und andere Stücke S. 31. 36. 43. 45. 69. 70; aus den Dorfdeputirten: S. 13. 16. 21. 25. 38. 44. 46. 66. 98. und aus den treuen Köhlern: S. 12. 16. 26. 32. 41. und 60. an. Ob im Rosenfeste im letzten Satze der Sinfonie, wenn man auch dessen Transposition ins G anstatt F, weil es in einem komischen Stücke ist, und selbst gleichsam etwas komisches verkündiget, nicht anfechten wollte, manche strenge Rythmiker mit dem 4 Tacte auf dem 2 Systeme S. 7. als welcher unstreitig zu viel ist, zufrieden seyn werden: Ob sie nicht in der allerersten Arie den Anfang der Singstimme anstatt des dritten Viertels im Tacte, mit dem vierten gemacht, und so bis ans Ende der Arie die Fortsetzung werden haben wollen, damit die Cäsur nicht widerrechtlich auf ein schlimmes Tactglied falle: das wäre wohl noch zu untersuchen. In eben dem Rosenfeste S. 70 und 71 gleich beym Anfange der Singstimme, würde, deucht dem Recensenten, wenigstens die Declamation richtiger geworden seyn,

wenn

wenn die Worte: gehn und: nicht hoch, und folglich nachdrücklicher accentuiret worden wären. Wenn auch daselbst S. 73. im 3 und 4 Systeme von: Löwen sollt ꝛc. an, die Singstimme anstatt des Niederschlags des Tacts mit dem Aufschlage desselben angefangen hätte, und so fortgefahren wäre, würde die Accentuation gleichfalls angemessener geworden seyn. Das Zeitwort hätte auch noch überdies jedesmal höher, wenigstens nicht tiefer als das Nennwort stehen, und also dadurch auf doppelte Art accentuiret seyn müssen: denn auf ihm liegt hier der vornehmste Nachdruck.

Wenn in den Dorfdeputirten, in der Sinfonie S. 12. im 4 Systeme nach dem 2ten Tacte nicht ein Tact fehlte, so würde der Rythmus für alle musikalische Ohren richtiger seyn. Am Ende müßte in den letzten sechs Tacten, wie sie da stehen, ein Tact mehr, oder einer weniger seyn. Dann käme auch die am Ende stehende Pause eines Tacts weg.

Ka.

Wöchentliche Nachrichten und Anmerkungen die Musik betreffend. Zweyter Jahrgang, vom 6. Jul. 1767. bis 20. Junius 1768. in Quart. 1 Alph. 6 Bogen.

Dritter Jahrgang, vom 4. Julius 1768. bis 26. Junius 1769. 1 Alph. 6 Bogen.

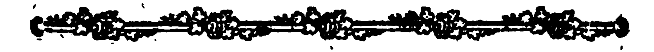
Anhang zu dem dritten Jahrgange, vom 3. Jul. 1769. bis 25. December 1769. 1 Alph. 2 Bogen.

Vierter Jahrgang auf das Jahr 1770. eben so wie der dritte. Alles im Verlage der Zeitungs-Expedition in Leipzig.

Im II. Stücke des VII. Bandes S. 113 haben wir den Plan dieses periodischen Werkes ausführlich angegeben, und zugleich den ersten Jahrgang recensiret. Jetzo müssen wir sagen, daß die W. oder richtiger zu sprechen, der Herr Hauptverfasser fast ganz allein, (denn er hat nicht viel Gehülfen bekommen) diesem Plane sehr getreu geblieben ist, und alles mögliche geleistet hat. Nachrichten von musikalischen Begebenheiten und Musikern, so viel deren aufzutreiben möglich gewesen; Anzeigen und Beurtheilungen neuer

neuer musikalischer Schriften und Sachen, und diese nach Wahrheit und Billigkeit; theoretisch praktische Anmerkungen über verschiedene musikalische Materien, unter welchen theils viele Uebersetzungen ganzer kleiner aber interessanter musikalischer Abhandlungen, theils Auszüge aus grössern Schriften, nach guter Wahl vorkommen, finden wir in den vorhabenden drey Jahrgängen. Auch die kleinen Galanteriestücke fürs Clavier, kleinen Arien, und Vorspiele zum Gebrauche der Orgel, u. s. w. welche immer am Ende eines jeden Bogens beygedruckt worden, weisen größtentheils viel artiges auf. Da diese 3 leztern Jahrgänge, wie wir hoffen, unter den Musikern schon bekannt genug seyn werden; so enthalten wir uns, einzelne Stücke daraus anzuführen. Wir beklagen vielmehr, daß dieses Werk mit dem vierten Jahrgange geendiget worden. Wenn Wünsche immer etwas hälfen, so wünschten wir, daß es dem Hrn. M. bald belieben möchte, das Werk entweder in der vorigen, oder in einer neuen Form wieder anzufangen; ferner daß er dazu mehrere Beyhülfe, und der Verleger mehrere Unterstützung bekommen möchte. Die Tonkünstler, welche was Gutes zu denken und zu schreiben fähig sind, bitten wir, diese bequeme Gelegenheit Nutzen zu stiften, und auch ihre Geschicklichkeit zu zeigen, nicht immer so, wie bey den vorigen vier Bänden, ungenutzt vorbey streichen zu lassen. Freylich müßten wir auch manchem die gehörige Zeit, manchem aber die gehörige Munterkeit dazu wünschen.

Ka.



6. Romane.

Agathon: quid virtus et quid sapientia possit, vier Theile. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1773. Beyläufig 4 Alphabeth, 8.

Durch diese splendide Ausgabe, an der nichts fehlet, was sowohl zum äußerlichen des Drucks, Papiers und der bey jedem Theile befindlichen Kupfer und Vignetten, als auch zur innern Vervollkommung des ganzen Werks gehöret, dahin vornehmlich die Verbesserungen und Zusätze des Verfassers selbst, als auch

der möglichst correcte Abdruck zu rechnen sind, hat sich Hr. Kammerrath Jakobi um den Agathon selbst eben so sehr als um das ganze deutsche Publikum verdient gemacht. Gewissermaßen ist das aber auch schon als eine Belohnung für die Bemühung des Herrn J. zu achten, daß diese Unternehmung, die anfangs wegen ihres weiten Umfanges mancherley Schwierigkeiten und Aufschub unterworfen schien, so einen schnellen und glücklichen Fortgang als man nur erwarten konnte, gehabt hat. Wir besitzen also nun den Agathon in einem Gewande, das diesem vortreflichen Produkte der Wielandischen Muse angemessen ist; aber was noch wichtiger ist als alles dieses, das ist, daß diese Ausgabe Gelegenheit gegeben hat, daß der V. früher als sonst würde zu vermuthen gewesen seyn, die letzte Hand angeleget hat, da bisher der Agathon noch immer als unvollendet anzusehen war. Was aber eigentlich von dieser Ausgabe nach der Absicht des V. zu erwarten gewesen ist, und was Hr. W. auch wirklich geleistet hat, das wollen wir aus seiner eigenen, dem Buche selbst beygefügten Nachschrift, hier auszeichnen. Der V. dankt zuförderst, indem er den Agathon in dieser verbesserten und seinem Zwecke nach vollendeten Gestalt dem Publiko übergiebt, allen denen, welche ihn durch ihren Beytritt zu der v. s. Freunde veranstaltete Subscription ihren aufmunternden Beyfall haben geben wollen. Das Verzeichniß der Subscribenten (worunter sich J. M. die Kaiserinn von Rußland mit 20 Exemplarien, J. M. der König und die verwittwete Königinn von Schweden, drey Churfürsten, eine große Anzahl Fürstlicher, Gräflicher und anderer angesehenen Personen befinden), läßt ihn für die deutschen Musen viel Günstiges hoffen. Er hat nie die Absicht gehabt aus dem Agathon ein ganz neues Werk zu machen; er hat ihm aber keine Flecken gelassen, die eine oft wiederholte genaue Durchsicht ihm entdecken konnte. Der Plan desselben ist nun durch das hinzugekommene zwölfte Buch, (welches die Geschichte der Danae und den Beschluß des ganzen Werkes enthält,) vollständig worden. Eine umständliche Erzählung dessen, was dem Helden der Geschichte bis an seinen Tod begegnet ist, von der Zeit an, da er ein Bürger von Tarent wurde, gehört nicht in den Plan. Die Dialogen

zwischen

zwischen Archytas und Agathon, welche Hr. W. als einen Anhang beyzufügen versprochen hatte, haben aus Ursachen, die er damals nicht voraus sehen konnte, unmöglich zu Stande gebracht werden können; er macht aber Hoffnung, diese nebst einer Zergliederung des Systems des Hippias nach und nach in den deutschen Merkur einzurücken. Nebst der Vorrede zur ersten Ausgabe, ist hier auch noch eine Abhandlung über das Historische im Agathon hinzu gekommen, worinnen der V. den gehörigen Aufschluß giebt, worum er Personen zusammen in ein Zeitalter versetzet, die wahrscheinlicher Weise nicht zusammen gelebt haben. Hiernächst legt er aus den alten Schriftstellern dem Publiko die Risse vor, die ihm zu Modellen seiner Charaktere gedienet haben, und welche er hernach seiner Absicht gemäß zusammen gruppiret hat. Diese Abhandlung soll insbesondere jungen Künstlern zur Anleitung dienen, wie sie Charaktere aus den Schriftstellern des Alterthums studiren sollen. Gelegentlich erklärt sich hier Herr W. auch über das Motto seines Buches, welches von vielen unrecht verstanden worden, und mancher Misdeutung ist unterworfen gewesen. Agathon soll nicht lehren was Weisheit und Tugend an sich selbst sind, sondern wie weit es ein Sterblicher durch die bloßen Kräfte der Natur in beyden bringen könne; wie viel die äußerlichen Umstände an unsrer Art zu denken, an unsern guten Handlungen oder Vergehungen, an unsrer Weisheit und Thorheit Antheil haben.

Hr.

Geschichte des berühmten Predigers Bruder Gerundio von Campazas sonst Gerundo Zotes, aus dem Englischen 2 Bände, Leipzig bey Schwickert 1773. Erster Band 380. Zweyter Band 392 S. gr. 8.

Ein Mitarbeiter an dieser Bibliothek hat gelegentlich in des XIX. Bandes erstem Stücke a. d. 144 Seite den Wunsch geäußert, daß dieses in gewisser Absicht interessante Buch durch eine Uebersetzung auch in Deutschland bekannter werden möchte; diesem hat nun Herr Bertuch in Weimar, der sich schon mehrmals als ein guter Uebersetzer gezeigt, erfüllt. Keine beißendere Satire

kann

kann auf irgend einen tadelnswürdigen Gegenstand erdacht werden, als das Buch auf den Troß der spanischen Geistlichkeit enthält. Der Verf. davon, der Pater Joseph Franz Isla, ein spanischer Jesuit, zeichnet sich durch diese Schrift als ein guter Kopf und als ein Mann von nicht gemeiner Kenntniß aus, der dabey herzhaft genug ist, Vorurtheile und herrschende Thorheiten die der Clerus und Laye zugleich geheiliget haben, öffentlich zu verspotten. Kein Wunder ist es, daß der Druck des zweyten Theils ist untersagt worden, das ist vielmehr zu verwundern, daß der erste Theil mit Approbation der Inquisition hat dürfen gedruckt und eine zeitlang öffentlich verkauft werden. Wir können hier, Weitläuftigkeit zu vermeiden, von den Schicksalen des Buchs nichts mehr anführen und verweisen die Leser diesfalls auf den Vorbericht des deutschen Uebersetzers. Auch würde ein Auszug aus der Geschichte, die ohnehin nach der Absicht des V. hier nicht das Hauptwerk ist, trocken oder höchst weitschweifig werden, wir begnügen uns daher hier nur im Vorbeygehen den concentrirten Inhalt derselben anzuzeigen. Der V. dichtet sich einen Jüngling, der von der Mutter Natur in Absicht auf die Fähigkeiten des Geistes nicht eben sehr begünstiget worden ist, dieser erhält von der ersten Jugend an eine verkehrte Erziehung, und dadurch die Anlage dereinst ein seltsames Original zu werden. Wohlleben, Ehrgeiz und Eitelkeit, sind Bewegungsgründe für ihn zu Erwählung des geistlichen Standes. Mit diesen zweckmäßigen Gesinnungen kommt er ins Kloster, heuchelt sich, ungeachtet vieler kleinen Bübereyen, glücklich durch sein Novitiat, und findet in dem Umgange seiner Klosterbrüder volle Nahrung zur Unterhaltung seiner Thorheiten, besonders wird er durch einen Predicator major, den er sich zum Vorbilde und Freunde erwählet, zum unsinnigsten Kanzelvortrag zubereitet. Nun besteigt er die Kanzel selbst, mit aller möglichen Selbstzufriedenheit, prediget so unermeßlichen Galimathias, daß er sogar seinem Meister es darinnen zuvor zu thun scheinet, und erwirbt sich bey seinen taubsinnigen Zuhörern dadurch solchen Beyfall und so laute Lobsprüche, daß ihm der Kopf vollends schwindelnd, und seine Narrheit unheilbar

wird

wird, die einige rechtschaffene Männer im Kloster schon im ersten Keime zu ersticken vergebne Mühe angewendet haben. Diese Narrheit des Bruder Gerundio wird indessen dem Kloster und ihm selbst vortheilhaft, jenem rentirt sie nach und nach eine gute Anzahl Seelmessen, und dieser steigt dadurch endlich selbst zu der Würde eines Predicator Major. Den größten Theil des Buches füllen drey Predigten aus, wahre Muster des Unsinns. Sie stehen zwar nicht in extenso da, sondern es werden nur Fragmente davon beygebracht; aber der V. beschreibt ihre Entstehungsart, den Leisten, nach der jede geformt ist, und die lächerlichen Materialien, die der Bruder Gerundio Karnweise jedesmal zusammen bringt, sehr weitläuftig und drollig. Für den Leser hätte es nun wohl bey einer einzigen sein Bewenden haben können, denn da bey allen dreyen der modus procedendi der nehmliche ist, so ermüdet diese Einförmigkeit unbeschreiblich. Indessen war das eben die Hauptabsicht des V. den Unsinn der spanischen Prädikanten zu züchtigen, ihre grobe Unwissenheit und elenden Künste, die sie auf Kosten des gesunden Menschenverstandes anwenden, den einfältigen Pöbel zu betäuben oder mit lächerlichem Spielwerke zu amüsiren, völlig aufzudecken. Er ist über diese Thorheiten so erbittert, daß er die Geißel, die er einmal ergriffen hat, nicht wieder aus der Hand legen kann, deswegen trift er mit Vorbedacht immer das nehmliche Fleck. Das mag nun dem armen Züchtlinge zwar wehe genug thun, aber dem Zuschauer, der der Execution beywohnt, ist es nicht zu verdenken, wenn er endlich wegsieht. Hier hätte der Uebersetzer zum Vortheile des Buchs ein großes Theil abkürzen können, da er selbst der Meynung ist, daß bey dem Ausländer der Hauptzweck des V. wegfällt; er war auch schon auf gutem Wege, denn dem didaktischen Theile hat er etwas abgenommen. Bey Lesern, die nur wollen unterhalten seyn, und bey der schönern Hälfte unsers lesenden Publikums dürfte also wohl der Bruder Gerundio eben kein großes Glück machen, desto mehr ist er den spekulativen Lesern willkommen, denen das Buch von der Denkungsart, den Studien, den Predigerkünsten, Klostergebräuchen der Ordensgeistlichen, ihren Einfluß auf die niedrigern

Klassen der Layen, auch der Anhänglichkeit dieser an die Geistlichkeit und dem allgemeinen Vorurtheile alles was aus einem Mönchskopfe kommt, und durch lächerliche Vorstellungen die Religion entehrt, andächtig und erbaulich zu finden, einen deutlichen Begriff giebt. Ueber dieses hat das Buch für unsere deutschen Gerundios von allen Glaubensbekenntnissen auch noch eine sehr lehrreiche Seite. Ueber die Bekanntschaft des V. mit deutschen Schriften, die er in satirischem Tone anziehet, haben wir uns gewundert, sie machen freylich unserm Vaterlande keine Ehre, aber zum Glücke sind es nur Produkte des vorigen Jahrhunderts oder gränzen doch sehr nahe daran. In ihrer Heimath sind diese Scharteken wenigstens längst vergessen, wie sie nach Spanien gekommen seyn mögen, das ist ein Problem. Die Laune des V. dünkt uns zuweilen ein wenig klostermäßig; mit dem Leser spricht er mehr im Tone des geschwätzigen Klosterbruders als des unterhaltenden Gesellschafters. Der Uebersetzer hat keinen Fleiß gesparet seiner Uebersetzung die Vollkommenheit zu geben, die man von einer zweyten Kopie erwarten kann, mancher originelle Zug mag dadurch wohl seyn verwischt worden, aber das spanische Original war nicht aufzutreiben, und der zweyte Theil hätte doch müssen aus dem Englischen übersetzt werden, denn spanisch existirte er nur in der Handschrift des V. Im Ganzen genommen hat dieser kleine Verlust hier nichts auf sich. Von den häufigen Noten zur Erläuterung des Textes gehören wenigstens zwey Drittel dem deutschen Uebersetzer zu, welche die gute Bekanntschaft desselben mit der spanischen Litteratur beweisen, die jetzt in Deutschland anfängt hie und da aufzukeimen.

Vm.

Dorset und Julie, eine Geschichte der neuern Zeiten. Erster Band. Leipzig, bey Hilscher 1773. 18 Bogen. 8.

Um sich von dem gemeinen Haufen der Romanschreiber zu unterscheiden, will der V. einen neuen, oder doch wenig betretenen Weg einschlagen, und das Empfindsame des Herzens mit den Wirkungen einer

warmen Einbildungskraft vereinigen. Das Produkt konnte also nicht anders als sonderbar werden; ob es aber dadurch gut und beyfallswürdig worden ist, das ist eine andere Frage. Von menschenfreundlichen Gesinnungen hingerissen, sagt der V. in der Vorrede, folgte ich den auf einander folgenden Empfindungen, und überließ mich meinen Ideen blindlings, wohin sie mich führten, daher ist der Plan dieser Geschichte keiner. Beyfall suche ich eben nicht; den hab ich bereits von verdienstvollen Männern sowohl, als jenen ihnen nachkriechenden kleinen Geistern in einer andern Schrift erhalten. Alles das heißt mit andern Worten: ich habe mir vorgenommen mit wachenden Augen zu träumen, und ich will euch meine Träume, so wie sie mir die Phantasie eingiebt, erzählen, wollt ihrs hören, ihr Herren, so ist mirs recht; wo nicht, so will ich euch doch was vorerzählen, ob ihr mich auszischt oder mir Beyfall zuklopft, das ist mir einerley: haben mich doch schon Leute gelobt, die mir wichtiger sind als ihr alle. Nach dieser Ansprache des Verf. setzten wir uns ganz bescheiden hin, und haben ihn vom Anfange bis zu Ende ausgehöret. Nun sey es uns erlaubt unsere Gedanken darüber zu sagen, denn ob der V. uns hören will oder nicht, ob er zu diesem ersten Bande noch einen zweyten hinzu träumen will oder nicht, was kümmert uns das! der Hang zur Neuheit hat den V. unstreitig zu weit geführet: wenn man blos dadurch nach der Ehre strebt, ein Genie heißen zu wollen, daß man alles, was die zügelloseste Einbildungskraft aufzubringen vermag, aufs Papier wirft, um durch das Außerordentliche Aufmerksamkeit zu erregen, so ist es die leichteste Sache von der Welt ein Genie zu seyn. Hier z. B. hat der V. alle mögliche Romanbegebenheiten übereinander geschlichtet, deren er hat habhaft werden können, er durchkreucht alle die gewöhnlichen Schlupfwinkel der Romanschreiber von Entführungen, Räuberbanden, Einsiedeleyen und andern Abentheuern, nur um seine Erzählung wunderbar und seltsam zu machen. Je nachdem er nun diese Scenen, die ihm seine Phantasie vorstellet, empfindet, ordnet er seine Schreibart, daher wird sein Stil höchst ungleich und affectirt; bald schreibt er

poetische Prosa; bald ist seine Schreibart platt und nachläßig. Der V. thut also wohl, daß er sich an den Beyfall hält, den er durch eine anderweite Schrift erhalten haben will, denn von der gegenwärtigen wird er dessen wenig erndten. Die Complimente, die er dem Herrn Prof. Clodius in der Vorrede macht, werden dadurch poßierlich, daß sie hier gar nicht am rechten Ort stehen.

ss.

7. Weltweisheit.

P. N. Burkhaeuser e S. I. Institutiones metaphysicæ, quas in usum auditorum philosophiæ elucubratus est. Pars 2da de anima siue psychologia 1773. 8 Würzburg, bey Göbhardt. 26. und einen halben Bogen.

Ein Lehrbuch nach halb mathematischer, halb controversistischer Methode abgefaßt, zum Behufe der Lehre des physischen Einflusses, der aber freylich nicht so plump heraus mit dem Fließen des Wassers aus einem Gefäße in ein anderes verglichen wird. Denn allerdings fließt wohl von der Substanz der Seele nichts in den Leib, so wie auch hinwiederum nicht die Bilder der Dinge von demselben in die Seele fließen. Nach S. 282. hat P. Daniel e S. I. der eben die Cartesianische Welt durchreiset hat. 1693. und daher 2 Jahre vor Leibnitzen, die vorherbestimmte Harmonie in einer Abhandlung über die Erkenntniß der Thiere auf eine sehr elegante Art vorgetragen.

Sw.

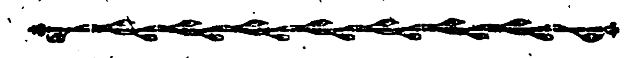
P. B. Stattler e S. I. Philosophia methodo scientiis propriis explanata. Pars VII. Physica particularis corporum totalium huius mundi, Pars VIII. Physica

fica particularis corporum partialium telluris nostræ. 1772. 8. Augsburg, bey Riegern. Der 7te Theil von 26 Bogen 8 Kupferbl. Der 8te Theil 44 Bogen, 2 Kupferbl.

In dem 7ten Theil wird der Copernicanische Weltbau auch größtentheils nach der Newtonschen Theorie der Schwere vorgetragen, und das, was P. Boschowich in Ansehung der Gesetze des Anziehens angegeben hat, beygefügt. Die optischen Gründe kommen zugleich auch mit vor, und werden theils voraus geschickt, theils angehängt, und verschiedene Lufterscheinungen, z. E. die Regenbogen, Ringe um die Sonne und den Mond, Nordlichter ꝛc. auch noch mitgenommen. In Ansehung des 8ten Theils haben wir die bey dem 5ten Theil gemachte Anmerkung zu wiederholen, daß der Verf. die ökonomischen Betrachtungen der Natur mit in seine Naturlehre gezogen. Es kommen daher in dem 8ten Theile außer mehrern chymischen Lehren die Lehre vom Feldbau mit vor. Viel Neues haben wir überhaupt nicht darinn gefunden. Doch wollen wir wenigstens das von den Nordlichtern anführen. P. Hell hat bekanntermaßen eine neue Theorie darüber heraus zu geben versprochen, und verschiedenes davon bey seiner Rückkunft aus Wardöhuus bey der Königl. Akademie in Copenhagen vorgelesen. Seitdem hat er einen seiner Ordensbrüder P. Horvath in seine Theorie einige Blicke thun lassen. Dieser hat in seiner 1770. zu Tyrnau herausgekommenen Particularphysik mehrere Stücke davon bekannt gemacht, die nun auch Pater Stattler hier vorträgt. Nach P. H. ist demnach der Bogen des Nordlichtes nichts anders als ein Ring, der sich sowohl um die Sonne als um den Mond eben so wie die so oft sichtbaren kleinern Ringe bildet, und die Materie des Nordlichtes besteht aus glänzenden Schneetheilchen, die P. H. zur Zeit des Nordlichts bey hellem und stillem Wetter aus der Luft hat fallen und auf der Erde noch leuchten gesehen. Diesem nach ist der Bogen des Nordlichtes eben so wie die Höfe um die Sonne oder den Mond, oder wie die Regenbogen eine bloß optische Erscheinung. Jeder Zuschauer sieht

im Nordlichte einen andern Bogen, und damit fällt alles weg, was man aus der Parallaxe des Bogens in Ansehung der so sehr grossen Höhe der Nordlichter hat schliessen wollen ꝛc. Wir sehen daraus so viel, daß P. H. eine überaus weitläuftige Abhandlung wird schreiben müssen, um alles dieses glaublich zu machen, und daß seine auch ein ganzes Jahr über angestellten Beobachtungen kaum werden zureichend seyn, das was er daraus schließet, so zu beweisen, daß man in den Nordländern nicht viele Exempla in contrarium wird vorfinden können. Uns deucht wenigstens, daß wenn die Nordlichtsbogen dem Laufe der Sonne und des Mondes so ordentlich folgen sollten, als die Höfe oder Ringe, so man öfters um diese beyden Himmelslichter sieht, die Bemerkung dieser Regularität in Schweden längst würde gemacht und erwiesen worden seyn. Jedoch wir wollen mit unserm Urtheile nicht voreilig seyn. P. H. weis allzuwohl, wie Sonne und Mond laufen, um die Nordlichter damit vergleichen zu können.

Fm.



8. Mathematik.

Nachricht von einigen zu Schöneiche angestellten Versuchen, die zurückgebliebenen Stubben der Kiehnbäume durch Maschinen auszurotten, herausgegeben von Johann Esaias Silberschlag, Königl. Preuß. Oberkonsistorial- und Oberbaurath, Mitglied der Königl. Akademie zu Berlin, wie auch der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem. Berlin 1773. Im Verlage der Buchhandlung der Realschule. 2½. Bogen in 4, mit einer Kupfertafel —

Lettre à M. M *** sur les experiences faites à Schoeneiche par M. Silberschlag, Conseiller ecclesiastique &c. sur un tronc d'arbre, qui n'a pu ètre deraciné par

par toutes les puissances de la mèchanique. à Berlin 1773. ein halber Bogen in 8.

Herr Silberschlag hatte, mit dem hier deutlich beschriebenen Rüstzeuge, (einem Hebebalken, der durch eine Hebelade gehoben wird), verschiedene glückliche Versuche gemacht; endlich gerieth man an einen etwas über zwey Fuß dicken Stubben, den die Maschine nicht gewältigen konnte, und wobey die Bolzen gebogen wurden und der Kettenhaaken brach. Man verstärkte die Kraft durch zwo angebrachte Steinwinden, und man stützte den Bolzen durch untergesetzte starke Stücken Eichenholz. Nun war es möglich 732000 Pfunde Kraft, zu Ausziehung des Stubbens anzuwenden. Die Bolzen bogen sich wie Bley, druckten sich in die eichenen Klötzer ein, die Schwinge riß auf, der Hebebalken bekam da, wo er auf der Schwinge auflag, einen starken Eindruck, die Kette schnitt in ihn ein, die fordere Seite der Hebelade spaltete sich, ohnerachtet die eiserne Schiene, mit der sie längs herunter bewafnet war, ganz blieb, u. s. f. und die Stubbe — blieb stecken — und trotzte der wider sie aufgebotenen ganzen Macht der Mechanik. (Bey den Schienen erinnern wir, daß es besser gewesen wäre, sie an der innern Seite der Hebelade anzubringen, so wäre der Bolzen zwischen ihnen nur vier Zolle lang gewesen, da er jetzt um soviel länger war, als zwo Dicken einer Säule betrugen, folglich leichter in das Holz einschneiden und sich biegen konnte). Aus diesem mißlungenen Versuche schloß Hr. S., daß es Stubben gebe, welche durch keine Gewalt und durch keine Maschine, durch keine Potenz, ausgerottet werden können. Eigentlich könnte (wie der Verfasser des Briefes richtig bemerket,) wohl nur so viel daraus geschlossen werden, daß es, unter gewissen Umständen, leichter sey, einen fünf viertel Zoll dicken Bolzen krumm zu biegen, als diesen oder jenen gegebenen Stubben auszureissen. Denn in der That wurde nur derjenige Theil der Kraft auf den Stubben verwendet, der zu Biegung des Bolzen nöthig war; so bald diese erfolgte, konnte der Ueberschuß der vorräthigen Kraft,

 dem

dem Ausziehen des Stubbens eben so wenig zu statten kommen, als es helfen würde, vor eine Last mehr Pferde vorzuspannen als die Stränge vertragen könnten. Auch würde man hier nicht schliessen können, daß die Last, von so und so viel Pferden, nicht fortzubringen sey, weil die Stränge gerissen wären. Der H. S. fährt aber gleichwohl fort: man sage uns doch, wenn 732000. Pfund Kraft nicht hinreichen —— wenn weder Eisen, noch das stärkste Holz, diese Gewalt ausstehen, wovon man denn diese Maschinen verfertigen solle, was etwa noch für eine Potenz von der Mechanik zu borgen übrig sey, und wo man noch Kräfte hernehmen wolle, u. s. f. Der Hr. V. ist viel zu bekannt mit der Mechanik, besonders mit den Maschinen der Alten, daß er glauben könnte, gerade die Zahl 732000. Pfunde sey das ne plus ultra! der Maschinen. Der Vatikanische Obelisk mochte, mit seiner Armirung, leicht noch ein mal so schwer seyn, und dennoch ließ er sich heben. Ja, hat doch Hr. S. selbst nachher eine Kraft angewendet, von der er glaubt, daß sie wenigstens eine Million Pfunde betragen habe. Es ist also nicht die Armuth der Mechanik, sondern die geringe Ausbeute der Stubben, die dem Erfinder hier im Wege stehen kann. Selbst bey obiger einfachen Maschine kann und muß man noch viel weiter gehen, ehe sie für unzureichend erkannt werden darf. Biegen sich die Boltzen, so mache man dickere; oder man versuche es, wie der Verf. des Briefes räth, die Hebelade ganz wegzulassen, und die Winden unmittelbar unter den Hebebalken zu setzen; man nehme längere und stärkere Hebebalken u. s. f. Man setze die Maschine weit genug vom Baume ab, damit sie nicht etwa auf beträchtige Wurzeln zu stehen komme u. s. f.

Der letzte Versuch geschahe mit einem Ziehbaume, den man zwischen die, mit einer Kraft von 18000. Pfunden, straff angespannte Kette steckte, um, durch dessen horizontale Umdrehung, die Kette zu verkürzen und so den Stubben zugleich zu heben und zu drehen. Die Gewalt betrug dieses mal über eine Million Pfunde; aber ach! der Stubben ließ sich nicht im mindesten weder drehen noch erheben. Der Hr. V. sagt uns

uns nicht, wo diese Million herkam; auch nicht, wozu sie eigentlich verwendet wurde, wie viel zum Umdrehen, wie viel zum Heben. Der H. V. des Briefes glaubt, es sey leicht vorher zu sehen gewesen, daß die verlangte Wirkung nicht erfolgen könne; und er berechnet die Kraft bloß auf 2000. Pfunde, in so ferne sie nemlich zu Umdrehung des Stubbens verwendet wurde, und dazu war sie freylich bey weitem nicht hinlänglich. Allein, hier war es nicht billig, die hauptsächliche Wirkung nicht mit in Anschlag zu bringen, nemlich das Heben durch Verkürzung der Kette. Wir sollten fast denken, daß sich auf diesem Wege noch etwas nützliches ausrichten liesse; es müssen aber die straff angezogene Theile der Kette, nach Maasgabe der Umstände, um ein Ansehnliches länger seyn, als sie es hier gewesen sind. Denn sonst verlieret, bey einer geringen und zur erforderlichen Verkürzung noch nicht hinreichenden Biegung der Kette, die Kraft schon allzu viel von den (nach dem Parallelogramm der zusammengesetzten Kräfte leicht zu bestimmenden) Vortheilen ihrer Richtung. Diese Theile der Kette waren, in des H. Oberkons. R. Versuchen, nach der Zeichnung zu urtheilen, höchstens zwey Fuß lang. Wurde also die Kette, vom Hebel, auch nur auf zween Zolle gekrümmet; so wurden dadurch die Vortheile der Kraft schon so sehr vermindert, daß sie sich nur noch wie 6. zu 1. verhielten, und doch war der Stubben, kaum noch um ein paar Linien gehoben; oder, eigentlicher zu reden, noch gar nicht; denn so viel, und noch weit mehr, müßte das Nachgeben der Kette, das Einschneiden in die Wurzeln und in den Hebebalken betragen. Es war also, auch in dieser Rücksicht leicht voraus zu sehen, daß kein Losreissen erfolgen könne. Das Spannen der Kette, durch eine Kraft von 18000. Pfund, hatte, so viel wir einsehen, keine andere Wirkung, als das, vom Einschneiden und Ausdehnen herrührende, Nachgeben der Kette zu vermindern; es sey denn, daß davon bereits einige Bewegung erfolgt, einige kleine Wurzeln abgerissen, einige Erschütterung verursachet worden wäre.

Da der Herr Verf. nun an der Möglichkeit eines allgemein brauchbaren Baumhebers verzweifelte; so thut er endlich den Vorschlag, die Stämme, die man

fällen will, zu umgraben, die Hauptwurzeln von Erde zu entblößen, die Wurzeln abzuhauen, und so den Baum durch seine eigene Last nieder zu strecken. Es wird hier durch eine Rechnung gezeigt, daß ein 36 Centner schwerer Baum, sobald er die rechte Lage bekommen hat, 288 Centner anwende, sich selbst aus der Erde los zu reissen. Allein, wer sagt uns, ob diese hinreichen oder nicht? und wenn bekommt der Baum diese rechte Lage? So viel wir einsehen, nicht eher als bis er wagerecht zu liegen kommt (aber das ist etwas späte); denn alsdenn erst darf der Abstand, seines Schweerpunktes vom Ruhepunkte, längst dem Stamme selbst gemessen und so groß angenommen werden, als in der Rechnung geschehen ist. Der Verfasser des Briefes besorgt bey diesem Vorschlage, es möchten manche Stämme darüber zu Grunde gehen, und, eben so wie bey Sturmwinden, im Drittel über der Erde abbrechen, wenn ihre Wurzeln allzu feste stäken. Die Besorgnis mag gegründet seyn. Das Umgraben erleichtert zwar das Umstürzen mancher Stämme, die etwa sonst der Wind zerbrochen hätte; allein es veranlasset auch dasselbe, und setzet andere Stämme, die auf ihren Wurzeln nichts vom Winde zu besorgen gehabt hätten, und die man durch sicherere Methoden hätte fällen können, erst in Gefahr zuzerbrechen.

Sp.

J. H. Lamberts merkwürdigste Eigenschaften der Bahn des Lichts durch die Luft, und überhaupt durch verschiedene sphärische und concentrische Mittel, nebst der Auflösung verschiedener Aufgaben, welche sich darauf beziehen, als die astronomische und Erdstrahlenbrechung und was davon abhängt. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Kupfern. Berlin, bey Haude und Spener. 1773. 8. 9 Bog.

Da die französische erste Auflage dieses schätzbaren Werkes schon seit ein paar Jahren vergriffen ist; so erscheinet nun die neue, wie billig, in der Muttersprache des Herrn Verfassers. Die Uebersetzung ist gut, und durch einige beträchtige Anmerkungen des Uebersetzers bereichert. Nemlich von Seite 45 bis 48; S. 66 bis 68; S. 82 bis 85; S. 85 bis 87; S. 126 bis 128.

Pi.

Beschrei-

Beschreibung und Gebrauch der logarithmischen Rechenstäbe in Auflösung aller zur Proportion, gemeinen und sphärischen Trigonometrie gehörigen Rechnungen und in Vorstellung unzähliger mathemathischen Tabellen, als eine Verbesserung des Scheffeltischen Pes mechanicus und des Bilerischen Universalinstruments, entworfen von J. H. Lambert. Augsburg bey Eberhard Kletts sel. Wittwe. 1772. 8. zwey Bogen.

Man hat eigentliche Rechenmaschinen (wie die Leibnitzische) und Instrumente zur Abkürzung der Rechnungen. Jene sind genau, aber nicht bequem; diese bequem, aber nicht genau. Die letztern verdienen gleichwol noch immer den Vorzug. Jener Genauigkeit hilft nichts, sagt der Hr. Verf. wenn wir die Rechnung eben so geschwind selbst machen könnten (wir dächten aber doch, das Verdienst, daß sie die Rechnungsfehler gänzlich vermeiden, sey mit in Anschlag zu bringen); hingegen giebt es unzählige Fälle, wo man eben nicht die größte Schärfe verlanget, sondern hauptsächlich Bequemlichkeit suchet. Diese Betrachtungen haben Anlaß zu gegenwärtiger Abhandlung gegeben, in welcher die Einrichtung und der Gebrauch dieser Stäbe deutlich angewiesen werden. Es werden dergleichen, von Holz oder Metall, vier Fuß lang, unter der Aufsicht des berühmten Mechanicus Hrn. Branders, auf das sorgfältigste verfertiget.

Pi.

J. J. Ebert Nähere Unterweisung in den philosophischen und mathematischen Wissenschaften, für die obern Klassen der Schulen und Gymnasien. 1773. 8vo. Frankf. und Leipzig bey Hertel. 36 Bogen Text, 1 u. ein halber Bogen Kupferbl.

Die Ordnung ist hier folgende: 1) Vernunftlehre. 2) Arithmethik. 3) Geometrie. 4) Ebene Trigonometrie. 5) Naturlehre. 6) Naturgeschichte. 7) Metaphysik. In der Rechenkunst werden die algebraischen Zeichen erklärt und zu den Beweisen gebraucht, auch Tabellen von den Münzsorten, Maaßen, Gewichte rc. beygefügt

fügt. Die Geometrie ist ebenfalls mit den Beweisen versehen, und besonders findet sich der bestrittene Grundsatz der Parallellinien hier §. 60. an behörigem Orte, wo er sich nemlich am deutlichsten begreifen läßt. Die übrigen Theile sind, wie man leicht aus der Bogenzahl des Buches erachten kann, kurz und theils nur summarisch abgehandelt. Das Papier hätte einen breitern Rand haben können, damit der Buchbinder nicht vom Texte wegzuschneiden in Sorgen stehen müsse.

D.

C. Scherfer e S. I. Institutionum geometricarum pars quarta, de curuis algebraicis altiorum ordinum et locis geometricis. 4to 1771. 14 Bogen. 13 Kupferbl.

— — Institutionum analyticarum pars secunda de calculo infinitesimali Libri secundi de calculo integrali. 4to 1772. 26 Bogen. 1 Kupferbl.

— — Institutionum mechanicarum pars prima, seu de motu et aequilibrio corporum solidorum. 4to 1770. 30 Bogen. 13 Kupferbl.

Wir zeigen von den Schriften des emsigen Verfassers nur die an, die wir dermalen vor uns haben. Allem Ansehen nach hat derselbe sich vorgesetzt die ganze Mathematik mit eben der Weitläuftigkeit abzuhandeln. Einige der vorhergehenden Theile sind bereits in der allg. d. Bibl. angezeiget worden. Von den gegenwärtigen betrift der erste die allgemeinen Betrachtungen über die krummen Linien höherer Ordnungen, und die sogenannten geometrischen Oerter. Von beyden ist es gut, Anfängern einigen Begriff zu geben; aber auch bis beydes brauchbar gemacht wird, kann es immer dabey verbleiben. Den Integralcalcul handelt der Verfasser so ziemlich nach Eulers Anleitung ab, und nimmt am Ende auch noch aus den *Le Seur et Jacquier* den Variationscalcul mit. Die Mechanik in diesem ersten Theile begreift außer den Grundsätzen der Bewegung und des Gleichgewichtes, die Lehren vom Schwerpunkte, die einfache Maschinen, die Lehre vom Mittelpunkte des Schwunges und Stoßes, die Bewegung geworfener Körper sowohl im freyen Raume als in widerstehendem Mittel. In Anse-

Ansehung des Beweises der ersten Grundsätze hat sich der Verfasser einige Mühe gegeben. Bey dem Hebel gebraucht er den, wiewol etwas weitläuftigen Maclaurinschen Beweis. Den Beweis von Zusammensetzung der Kräfte fängt er bey demjenigen Falle an, wo drey gleiche Kräfte unter gleichem Winkel auf einen Punkt wirken. Er mengt aber den Begriff der Bewegung mit ein. Bey der schiefen Fläche wird der Fall näher untersucht, wo ein doppelter oder auf beyden Seiten zugespitzter Kegel auf zwo schiefen Flächen aufwärts zu laufen scheint. Für die Wurflinie in widerstehendem Mittel werden nur die Differentialformeln angegeben.

D.

C. F. Vogel, prattischer Unterricht von Taschenuhren, sowohl für die Verfertiger als auch für die Liebhaber derselben. 1774. 8. Leipzig, bey Breitkopf, 28 und einen halben Bogen, 6 Kupferbl.

Das Werk mag seiner Absicht ganz ordentlich Genügen leisten. Der Verfasser hat die meisten Schriften, so von Uhren handeln, durchgegangen (jedoch den Thiout und Lepaute ausgenommen), einige erfahrene Uhrmacher Raths befragt, und über verschiedenes selbst nachgedacht. Er durchgeht erst die verschiedene Arten von Taschenuhren, und beurtheilt eine jede derselben. Hierauf beschreibt er die Theile, woraus sie zusammengesetzt sind, und bestimmt auch, wie die Metalle, die dazu gebraucht werden, als Meßing, Stahl, Schlagloth ꝛc. ihrer Güte nach zu erkennen sind. Die Berechnung wird sodann besonders vorgenommen, jedoch ohne die Theorie mit beyzufügen. Hierauf folgt die Zerlegung und Zusammensetzung der Taschenuhr, die Berichtigung ihres Ganges, die Beurtheilung ihrer Güte, die gute Haltung und Stellung derselben. Der Verfasser schlägt hierauf mehrere Versuche vor, die man vornehmen könnte, um den eigentlichen Werth, Güte, und Dauerhaftigkeit der so verschiedenen Arten von Einrichtungen der Uhren auf eine entscheidende Art zu prüfen. Endlich liefert er ein Verzeichniß der Bücher, welche von Taschenuhren bisher heraus gekommen, oder eine Beziehung

ziehung darauf haben. Der Inhalt derselben wird theils überhaupt, theils auch, wo die Werke wichtiger sind, nach jeden Capitel angezeigt. Allen diesem ist noch ein doppelter Anhang beygefügt. Im ersten zeigt der Verf. wie nützlich es ist, wenn jede Künste und ihre besondere Vortheile durch den Druck bekannt gemacht werden. Dieses hat man freylich schon längstens gewünscht. Der zweyte Anhang ist des Berthoud Abhandlung von der Beurtheilung neuer Arten von Uhren, woraus wir aber nur so viel sehen, daß die wahren Regeln, eine Uhr ohne wirkliche Proben zu beurtheilen und ihren Werth feste zu setzen, nur so weit bekannt sind, daß sich etwa das allzuübertriebene dadurch erkennen läßt. Berthoud sagt z. E. eine einfacher eingerichtete Uhr seye einer zusammengesetztern vorzuziehen, wenn nehmlich letztere nicht mehr zeigt als erstere. Dessen unerachtet führt er doch ein Beyspiel an, aus welchem erhellen soll, daß eine Uhr mit 4 Rädern besser ist als eine andere mit dreyen. Diese würde aber doch einfacher seyn. Die Anzahl, Größe und Verhältniß der Räder muß demnach aus ganz andern Gründen beurtheilt werden.

D.

9. Naturlehre, Naturgeschichte und Chymie.

Icones lignorum exoticorum et nostratium germanicorum ex arboribus, arbusculis et fruticibus varii generis collectorum. Abbildung in- und ausländischer Hölzer sowohl von Bäumen als Staudengewächsen, —, nach ihrer Struktur und natürlichen Farben herausgegeben. Nürnberg, in Commission der Seeligmännischen Kunsthandlung. 1773. 12. Kuferptafeln und 3 Boger in Kleinfolio.

Auf jeder Kupferplatte sind neun kleine Tafeln allerley Holzarten mit den Farben, die sie polirt zu haben pflegen, sehr sauber abgebildet. Die Arbeit des Knstlers ist gut genug, aber den Text hätte er einem Kenner der Naturgeschichte auftragen sollen, der gewiß bey

dieser

dieser Gelegenheit würde gesucht haben, diese Holzarten genauer zu bestimmen. Jetzt ist der Text ein Verzeichniß gemeiner deutscher und lateinischer Namen, die oft gar nichts erläutern. Es wird noch eine Fortsetzung versprochen.

A.

Das Nordlicht, nebst einer Abbildung, wie es sich 1770, den 8. Januar zu Lübeck zeigte. Lübeck, bey Chr. Gottfr. Donatius 1770. 144 Seiten in 8.
Beschreibung des sonderbaren Nordlichts, welches zu Lübeck den 26sten März 1773 von 8 und ½ Uhr bis 1 und ½ Uhr nach Mitternacht beobachtet wurde, von M. Friedrich Daniel Behn, Lübeck bey Joh. Dan. Aug. Fuchs 1 Bogen in 4.

Beyde Abhandlungen haben dem schon durch andre philosophische und mathematische Schriften bekannten Hrn. M. und Subrektor Behn in Lübeck zum Verfasser, der sich auch unter der Zuschrift des Nordlichts an den vor kurzem verstorbenen Lübekischen Bürgermeister, Heinrich Brokes, genannt hat. Der Hr. Verf. hat sehr glücklich den Dialog gewählt, um auch in diesen Geheimnissen nicht geweihte Leser von einer merkwürdigen Naturbegebenheit angenehm zu unterhalten und zu unterrichten. Doch ist die Abhandlung auch dem Naturkenner brauchbar, der eine Sammlung und Beurtheilung der unterschiedenen Hypothesen findet, die man zur Erklärung des Nordlichts erdacht hat.

Nach einigen allgemeinen Nachrichten von den Erscheinungen des Nordlichts, finden wir in dem ersten Gespräche eine kurze Geschichte des Nordlichts,*) und S. 66. die Mairanische Tabelle von den Nordlichtern, die von 1500. bis 1721. gesehen worden, aus dem neunten Theile der physischen Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Paris, eingerückt.

Diese

*) Wir wollen hierzu noch ein paar Schriften anzeigen, die der Hr. Verf. nicht scheint gebraucht zu haben: Joach. Friedr. Ramus historisk og physisk Beskrivelse over Nordlysets forunderliche Skikkelse, Natur og Oprindelse, im ersten und dritten Theile der kopenhagenschen Ges. der Wissensch. und im achten Theile Gerh. Schönings Nordlysets Aelde bewüst med gamle Skribenters Vidnesbyrd.

Diese zeigt, welche Monathe die fruchtbarsten an Nordlichtern sind, nemlich von der Mitte des Septembers bis zum Anfange des Aprils. Beyläufig wird, nach einigen andern Erklärungen, vom Aequator, den Wendekreisen, u. s. w. die dem der Natur unkundigen Charites von Philalethes gegeben werden, S. 39. gemeldet, daß der berühmte churpfälzische Astronom, Christian Mayer, im Jahre 1769. auf seiner Reise nach Petersburg, die Polhöhe zu Lübek 53° 50′ 22″ gefunden habe, so genau, als sie sich aus dieser einzeigen Beobachtung berechnen ließ. Hierauf folgt eine umständliche Beschreibung des Nordlichts vom 18ten Januar 1770, dem der Hr. Verf. auch eine Kupfertafel beygelegt hat.

Im zweyten Gespräche werden, nach einigen Vorerinnerungen, von dem Werthe einer Hypothese überhaupt, wie man sie beurtheilen solle, und wodurch es möglich sey, eine Hypothese zur gewissen Wahrheit zu erheben; verschiedene Versuche, die man die Erscheinungen des Nordlichts zu erklären gemacht hat, geprüft und widerlegt. Es ist sonderbar, daß nicht nur Luther und Melanchthon, sondern selbst der gelehrte Naturforscher, Wilh. Whiston, die Erscheinungen des Nordlichts den Wirkungen höherer Geister in der Luft haben beylegen können. Andre, die das Nordlicht für eine Begebenheit hielten, die sich nach den ordentlichen Naturgesetzen zutrüge, suchten die Ursach dieser Erscheinung auf sehr verschiedenen Wegen. G. Schottus hielt sie für den Widerschein von Begebenheiten, die irgendwo auf der Erde vorgiengen. Derselbe gedenkt eines Augustinus Niphus, der sich einbildete, daß die Nordlichter von den Sternbildern in der Luft gebildet würden. Ein gewisser A. G. v. C. den wir nicht besser, als Hr. B. kennen, hielt das Nordlicht für den Widerschein der auflodernden Flamme des Hekla. Hier konnte auch der seltsamen Barhowschen *) Meynung gedacht werden, die unserm Verfasser scheint unbekannt geblieben zu seyn, daß das Eis an den Küsten Grönlands die Ursache des Nordlichts sey. Das Eis hat für sich, wenn es

*) Richtig angestellte und aufrichtig mitgetheilte Observationes von dem seit einem halben Seculo sich in den meisten Europäischen Ländern sehr merklich zeigenden und bekannt gewordnen Phaenomeno, unter dem Nahmen Nordlicht, von L. Barhow, Pastor auf Veseland ohnweit Drontheim in Norwegen. Frf. u. Lpz 1751. 8.

es nicht beschienen wird, keinen Glanz. Wolf hielt das Nordlicht für ein unreifes Gewitter; und dieses entsteht, nach der Meynung des Weltweisen, wenn nicht so viel Dünste da sind, als zum Gewitter erfordert werden, und diese sich doch entzünden, ohne die Luft in die zitternde Bewegung zu setzen, die zum Donnerschlage nöthig ist. Diese Hypothese hat Godin im siebenten Theile der physischen Abhandlungen der Pariser Akademie weiter ausgeführt. Halley sah die Erde für einen großen Magneten an, und das Nordlicht für einen magnetischen Strom vom Nord- zum Südpol. Vargentin, dem mehrere Neuere folgen, wollte den Einfluß des Nordlichts in die Deklamation der Magnetnadel beobachtet haben, und suchte daher die Ursache dieser Erscheinung in der Elektricität: Hr. B. hat diese Hypothese, die auf den ersten Anblick viel Wahrscheinliches hat, besonders umständlich widerlegt. In der That haben die Erscheinungen der Elektricität eine große Aehnlichkeit mit dem Nordlichte; aber darum dürfen wir nicht mit Gewißheit auch jene für die Ursache des Nordlichts ansehen. Herr Professor Wiedeburg hat ganz neuerlich in seinen Beobachtungen und Muthmassungen über die Nordlichter auch gegen unsern Verfasser diese Hypothese zu vertheidigen gesucht. Allein eben seine Beobachtungen zeigen offenbar die größte Irregularität, daß nicht immer mit dem Nordlichte Wirkungen der Elektricität verbunden sind. Die Luft kann zu derselben Zeit in einer andern Gegend elektrisch seyn, und wenn sie auch in derselben Gegend, wo das Nordlicht sich zeigt, elektrisch würde; so folgt doch daraus noch nicht, daß eben dieses die Ursache der Erscheinung des Nordlichts sey. Es ist merkwürdig, daß der große Kenner der Elektricität, der sel. Winkler in Leipzig, sich nie hat einfallen lassen, das Nordlicht vom elektrischen Feuer herzuleiten, sondern vielmehr die Mairanische Hypothese angenommen.

Diese Mairanische Hypothese, die Eulerische und die Spidbergische hat Hr. B. in dem angezeigten Werkchen noch nicht beurtheilt, und verspricht ihnen den zweyten Theil desselben zu widmen. Der Spidbergischen Hypothese hat er, wie es scheint, darum den letzten Platz angewiesen, weil er ihr schon damals, wie wir jetzt aus der oben zuletzt angezeigten Abhandlung sehen, beytrat.

Hr. B. hat nemlich nach dem Nordlichte vom 18ten Jan. 1770. noch zwey andere gesehen, am 21ten Jun. 1771, davon er eine Beschreibung im 30sten Stücke der Lübecki-

 schen

schen Anzeigen von 1771. gegeben hat, und am 26sten März 1773. Der nunmehrige Abt Hell in Wien beobachtete 1770, als Hr. V. zu Lübeck das Nordlicht sah, dasselbe zu Kopenhagen. Hr. V. rühmt die Freundschaft und Gefälligkeit dieses berühmten Mannes, der ihm den ersten Theil seiner neuen Theorie des Nordlichts im Manuscripte zu seinem Gebrauche zugeschickt habe. Abt Hell glaubte, daß die Lichtstrahlen der Sonne durch Refraktionen und Reflexionen in den kleinen gefrorenen Dünsten, die in die höhern Theile der Atmosphäre emporgestiegen sind, das Nordlicht erzeugten. Das Neue der Hellischen Theorie aber besteht eigentlich darinn, daß er nicht bloß die Sonne, sondern auch den Mond, oder vielmehr die gebrochenen und zurückgeworfenen Strahlen derselben, als die Ursach desselben angiebt. Hr. V. hätte eben dieses schon 1770. aus dem Erfolge schliessen können; denn das Nordlicht, das sich um 8h verlohren hatte, zeigte sich gegen 11h in der Himmelsgegend von NO. bis SO. und gleich nach 11h gieng der Mond in der Gegend auf. Am zweyten Jun. 1771. war der Mond schon hoch empor gestiegen, da das Nordlicht noch immer dauerte, und sich nach dem Stande des Monds zu richten schien. Aber in der augenscheinlichsten Verbindung mit dem Monde sah Hr. V. das Nordlicht, das in seinem Anfange ein Südwestlicht war, am 26sten März 1773. Die Beobachtung selbst können wir hier nicht im Auszuge mittheilen, und begnügen uns anzumerken, daß der Herr Verf. einer genauen Beschreibung dieses Phänomens einige Anmerkungen beygefügt habe, die die Verbindung, welche das Nordlicht mit dem Monde und der Sonne hatte, und daß die Dünste, welche bald sich in die niedre Luft herabsenkten und in Wolken zusammenflossen, bald wieder emporstiegen, und sich zerstreuten, und zuletzt in Schnee herabfielen, die Nordlichtsmaterie waren, nach unserer Einsicht außer Zweifel setzen. Cz.

Beschreibung einer mit dem Calauschen Wachse ausgemalten Farbenpyramide, wo die Mischung jeder Farben aus Weiß und drey Grundfarben angeordnet, dargelegt, und derselben Berechnung und vielfachen Gebrauch gewiesen wird, durch J. H. Lambert. Mit einer ausgemalten Kupfertafel. Berlin, bey Haude und Spener. 1772. 17 Bogen Text.

Vor

Vorrede. Die drey Eckfarben sind Carmin, Berlinerblau und Gummigutt. Alle übrige Farben in jeden Fächern, selbst Kohl- und Pechschwarze sind bloße Mischungen aus jenen. (Daran zweifeln wir, so lange die Rede von Farbe an sich betrachtet, nicht von färbenden Materien ist, und so lange man nicht sagen kann, die Stille sey eine Mischung von den Haupttönen.

1. Abschnitt. Die allgemeinsten Unterschiede bey den Farben sind 1) der Glanz, 2) die Stärke, 3) die Lebhaftigkeit, und das entgegengesetzte, nemlich 4) das Matte, 5) Schwache und 6) Todte.

2. Abschnitt. Farben in verschiedenem Lichte. Es sind nur 30 Stufen von Klarheit, die vom Schwarzen ins Weiße gehen; und darzu nur am hellen Tage. Es giebt ungleich weniger Stufen vom Rothen ins Blaue, vom Blauen ins Schwarze, vom Rothen ins Braune, vom Braunen ins Schwarze.

3. Abschnitt. Verwandtschaft der Farben. Nach einer nicht leicht zu erklärenden Stelle des Plinius haben die ältesten griechischen Mahler nur vier Farben gebraucht, Weiß, Ockergelb, Roth und Schwarz.

S. 18. Das Schwarze ist aus Blau, Gelb und Roth gemischet. Lionardo da Vinci ist der erste, der an eine wissenschaftliche Vermischung der Farben gedacht hat. Newton machte durch sein Prisma die Natur der Farben besser bekannt. Er theilte sie in sieben Classen und maß die Breiten der Streifen, und da gehen sie so ziemlich nach der Ordnung der Töne; doch ist viel Willkührliches bey der Abtheilung.

S. 23. Die drey Grundfarben sind gleich weit von einander entfernet.

S. 25. Kritik des P. Castell. Er spricht wider Newton in einem Tone, der viel Lärmen machen sollte, (der aber durch Vermischung mit andern Tönen, unvermuthet zum negativen Lärmen, zur Stille, wurde.) Castell bringt durch Vermischung seiner drey Grundfarben ein wahres Schwarz heraus. Nur das Weiße will nicht heraus. Es wird wohl als eine vierte Grundfarbe angesehen werden müssen, wenn es gleich bey den prismatischen Farben wegfällt. Daß man Weiß und Schwarz nicht als Farben ansieht, ist nur ein Wort-

 spiel

spiel. Es sind eigentlich nur die Gränzen der Farben. Die Gränzen gehören immer mit zur Sache die Gränzen hat (sind aber nicht von einerley Art mit der Sache, also Schwarz und Weiß eben so wenig Farben, als Punkte Linien, Linien Flächen, und Flächen Körper sind.)

Zween ganz neue Versuche eines Farbensystems, von Schäfer und Schiffermüller.

4. Abschnitt. Die Mayerischen Farbendreyecke. Wir haben davon nichts als einen Artikel in den 147sten Stück der Göttingischen Anzeigen 1758; der auch hier eingerückt ist.

S. 43. Indessen ist nicht ganz abzusehen woher Mayer noch das Schwarze mit einmengt. (So viel wir einsehen, mischt Mayer mit eben dem Rechte das Schwarz unter die eigentlichen Farben wie er und H. Lambert das Weiß. Durch letzteres bekommt er eine auf ihrer Basi stehende Pyramide; durch ersteres eine auf eben der Basi stehende; aber mit der Spitze unterwärts gekehrte Pyramide. Die senkrechte Linie durch beyde Spitzen enthält die Gradation von Weiß, durch Grau, auf Schwarz. Wir sehen nicht warum man mit H. L. 13 Pyramiden anzunehmen brauchte.)

5. Abschnitt. Das Calausche Wachs.

6. Abschnitt. Auswahl der Grundfarben. Zu seinem ersten hieroglyphischen Triangel nahm H. L. Zinnober, Gummigutt und Lackmus als Grundfarben. (Wie kam er immermehr auf Lackmus?) H. Calau nahm Zinnober, Königsgelb und Berlinerblau; aber immer fiel der Schluß daß im Zinnober schon viel Gelbes seyn müsse. Er legte also ein andermal Carmin, Gummigutt und Berlinerblau zum Grunde. Der dritte Calausche Triangel hatte Florentinerlack, Gummigutt und Berlinerblau. Mit Carmin reichte man aber am weitesten.

7. Abschnitt. Bestimmung der Stärke der Grundfarben. Herr Lambert hatte die Waage vorgeschlagen. H. Calau wollte, so wie jeder große Coloriste, mit der Waage nichts zu thun haben; (Weil nehmlich Zinnober vom Zinnober verschieden ist, und weil die Farbenmaterien, bey der Vermischung, Würkungen und Aenderungen hervorbringen, die man vor der Mischung nicht vermuthet hatte), ließ es aber doch auf die Probe ankommen.

Die

Die Hauptfrage war, die Grundfarben, ihrem Gewichte nach, zu proportioniren, da sie einzeln nicht gleich stark sind. (Wir können uns in diese Versuche nicht einlassen.)

8. Abschnitt. Stufenweise Berechnung verschiedener Mischungen der Grundfarben.

9. Abschnitt. Die Farbenpyramide. Die Farbendreyecke sind in des Hrn. Verf. gemalten Kupferstiche schichtweis über einander, perspektivisch vorgestellt, wie sie sich bey einem offenen, in Fächer abgetheilter, dreyeckigten Käfigen, (wozu die in Niedersachsen sehr gebräuchliche pyramidenförmige Eckschränke oder Buffette allenfalls das Muster geben könnten), zeigen. Das war zu Gegeneinanderhaltung der Farben, besser, als wenn die Dreyecke besonders, neben einander gezeichnet wären. (Warum nimmt Hr. L. rechtwinkelichte Dreyecke, bey denen es das Ansehen hat, als ob nicht jede der drey Grundfarben, auf gleiche Art, zur Vermischung concurrirte? Warum nicht lieber gleichseitige? Die erstern lassen sich freylich besser in viereckigte Fächer theilen; aber die letztern gar artig in sechseckigte.) Der unterste, größte, Triangel hat 45 Quadrate, deren jedes mit der seiner Stelle angemessenen Farbe ausgemalet ist. Im zweyten Triangel sind 28 Farben. Im dritten 15. Im vierten 10. Im fünften 6. Im sechsten 3. Der siebente hat ein einziges weißes Quadrat.

S. 86. Woher die Schwärze aus der Mischung von Roth, Gelb und Blau entstehet, ist eine Frage (sagt der Hr. V.), die wohl verdienet untersucht zu werden; um so mehr, da bey den prismatischen Farben nicht Schwarz, sondern Weiß, entstehet. Der Hr. V. untersucht das so, daß er nicht aus den Gründen die Erfahrung, sondern aus der Erfahrung die Gründe herleitet. Er glaubt nemlich, daß die rothen Farbentheilchen von den gelben und blauen, die gelben von den blauen und rothen, und endlich die blauen von den rothen und gelben verhindert werden, ihr gefärbtes Licht zurück zu werfen. S. 87. Man setze unter der Oberfläche ein rothes Farbentheilchen, das wirft nur die rothen Strahlen zurück, aber ehe diese zur Oberfläche kommen, werden sie von den blauen und gelben Theilchen aufgefangen und verschlungen, weil diese kein rothes Licht zurück werfen; und so umgekehrt. Ein Er-

 folg

folg, der dem ähnlich ist, wenn rothe, gelbe und blaue Gläser aufeinander gelegt, und dadurch aller Durchgang des Lichts verhindert wird. (Wenn aber die Mischung nicht durchsichtig ist, so müßte ihre Oberfläche weißes Licht reflektiren.)

11. Abschnitt. Die Benennung der Farben. Z. B. Blau, grünlicht Blau, blaulicht Grün, Grün, gelblicht Grün u. s. f. Blau, Blau ins Rothe, Blauroth ins Blaue (nach der Art wie die Schiffer die Winde benennen).

12. Abschnitt. Vergleichung der Farbenmischung durch Rechnung. Es lassen sich, schon vermischte Farben, ebenfalls als Grundfarben behandeln, und geben neue Mischungen, die eben so berechnet werden können, wie jene. Diese und mehr andere sinnreiche Rechnungen werden hier angewiesen.

13. Abschnitt. Gebrauch der Farbenpyramide. Sie stellet eine Farbenmustercharte vor, und kann Kaufleuten, und noch mehr Käufern, dienen. Weiter Färbern, Malern, Buntkupferdruckern, Dintenmachern, u. s. f.

Pi.

Herrn Joh. Jac. Ferbers Briefe aus Wälschland über die natürlichen Merkwürdigkeiten dieses Landes, an den Herausgeber derselben, Ignaz, Edlen von Born. Prag, bey Gerle. 1773, 407 Octavseiten.

Dieses Buch gehört unter die allervorzüglichsten in seiner Art. Italien gehört unter die Länder, von denen man, besonders in Absicht auf die Naturgeschichte des Mineralreichs, nur so wenige zuverläßige und brauchbare Nachrichten hat, und der Verf. ist ein Mann, der gerade aus der Mineralogie sein Hauptstudium gemacht hat, und vortrefliche Einsichten darin besitzt. Er hat die merkwürdigsten Gegenden und Oerter Italiens gesehen, und allerwärts nicht nur die Fossilien in ihren Geburtsstätten kennen zu lernen gesucht, sondern ertheilt auch von den Naturaliensammlungen an denen Orten, wo er gewesen, und von einer Menge von Italiänischen Gelehrten, angenehme und lehrreiche Nachrichten. Auf der

31. S.

92 S. ist ein lesenswerther Aufsatz von Joh. Arduini eingerückt, über die Vicentinischen und Veronesischen Gebirge. Auch vom Vesuv ertheilt uns der Verf. S. 137. und 148. schätzbare Beobachtungen und Nachrichten. S. 247. giebt er einen mineralischen Unterricht von den Steinarten, woraus die unterschiedenen alten Kunstwerke zu Rom verfertigt sind. Doch unsere Gränzen sind viel zu enge, als daß wir nur das Allerwichtigste aus diesem vortreflichen Werke auszeichnen könnten.

X.

Herrn Carl Bonnets Abhandlungen aus der Insectologie, aus dem Franz. übersetzt, und mit einigen Zusätzen herausgegeben von Joh. Aug. Ephr. Goeze. Halle, in der Gebauerischen Buchhandlung. 1773. Großoctav, 30 Bogen, 6 Kupfer.

Eine wohlgerathene Uebersetzung von Bonnets traité d'Insectologie, einem der wichtigsten Bücher dieses grossen Naturforschers. Beyde Theile des Originals, der von den Blattläusen sowohl, als der über die Vermehrung der Thiere durch das Zerschneiden, werden uns hier zusammen geliefert. Die der Uebersetzung beygefügten Anmerkungen, und auch der Anhang des Uebersetzers, welcher unterschiedene mikroskopische Beobachtungen enthält, zeigen, daß der Uebersetzer mit Fleiß und Einsichten die Naturgeschichte treibt. So sehr wir uns nun freuen, daß er nicht in die Fußstapfen seines Bruders, Sr. Hochehrwürden, des Herrn Hauptpastors zu S. Katharinen in Hamburg, (denn das soll sein Bruder seyn,) tritt, daß er vielmehr weiß, daß es einem Prediger unendlich anständiger ist, Gott auch aus der Natur kennen zu lernen, als andere Leute zu verketzern, und so gern wir ihn aufmuntern, auf diesem Wege fortzufahren, so bedienen wir uns doch dieser Gelegenheit auch, Herrn G. zu warnen, nicht in die ermüdende Weitschweifigkeit zu verfallen, die Schäfers, Schirachs und einiger anderer Schriften uns so zuwider machen. Er hat einigen Hang dazu, und wenn er den ablegen, und sich gewöhnen wird, kürzer und fernhafter sich bey dem Vortrage seiner Beobachtungen auszudrücken, so kann er einer unsrer besten Schriftsteller in diesem Fache werden.

X.

Des Ritters Carl von Linné vollständiges Natursystem, nach der zwölften lateinischen Ausgabe, und nach Anleitung des Holländischen Houttuynischen Werkes, mit einer ausführlichen Erklärung, ausgefertiget von Phil. Ludw. Stat. Müller, Prof. der Naturgeschichte zu Erlang, erster Theil von den saugenden Thieren. Nürnberg, bey Raspen, 1773. gr. Octav, 508 S. ohne Vorrede und Register, 32 Kupfer.

Zweyter Theil, von den Vögeln, Nürnb. 1773, ... S. 28 Kupfer.

Die seit 1761 zu Amsterdam herausgekommene natuurlyke Historie ist ausser dem linneischen Natursystem von dem Verf. zum Grunde gelegt worden; doch ist dieß Buch nicht sowohl eine Uebersetzung von jenem Holländischen, als vielmehr ein Auszug daraus, und ein kurzer ziemlich mittelmässiger Commentar über den Linné. Die besten Quellen sind nicht selten gar nicht gebraucht worden; z. Ex. bey der Seekuh nicht Steller. Dieß Thier soll nach unserm Verf. sparsam mit Haaren bewachsen seyn; das leugnet aber der glaubwürdige Augenzeuge Steller; es soll 100 bis 200 Pfund schwer seyn; nach Steller ist es an 8000 Pfund schwer. Dergleichen Unrichtigkeiten liessen sich mehrere auszeichnen.

X.

Onomatologia historiae naturalis completa, oder vollständiges Lexikon, das alle Benennungen der Kunstwörter der Naturgeschichte nach ihrem ganzen Umfange erkläret, u. s. w. Vierter Band. Ulm, Frankf. und Leipzig. 1773. in der Stettinischen Handlung. gr. 8. 1 Alph. 6 Bogen.

Dieser Band geht von Ga bis Ly. Er ist von ganz andern Verfassern als die vorigen Bände, und zwar wohnen die jetzigen Verfasser alle in Tübingen. Sehr gefällt dem Recens. doch das Buch eben nicht: ein Werk dieser Art sollte so zuverläßig als nur immer möglich seyn, da es von allerley Personen zum Nachschlagen

ge-

gebraucht wird. Das gegenwärtige ist es nicht; es ist z. E. falsch, daß ein Insekt unter der Glocke der Luftpumpe alsbald stirbt, wenn die Luft weggenommen wird, wie S. 545. steht, und S. 864 werden die Regenwürmer unter die Insekten gezählt. Auch steht manches in diesem Bande, was erheblichern Nachrichten hätte Platz machen können.

X.

Handbuch der Naturgeschichte. Zweyter Band, welcher die Vögel enthält, aus dem Franz. übersetzt. Nürnberg bey Hauffe. 1773. 26. Bogen. 11 Kupfer, in 8.

Dritter Band, welcher die Fische enthält. Nürnberg, 1774. 22. Bogen. 12. Kupfer.

Wir bleiben bey dem Urtheile, das wir schon vom ersten Bande gefället haben. In der Vorrede des dritten Bandes sagt der Uebersetzer selbst, das Buch sey nicht für Kenner der Natur, sondern nur für Liebhaber geschrieben; aber auch für diese könnte es besser seyn. Muß denn ein jedes schlechte Buch aus dem Französischen übersetzt werden, wenn wir schon so viel bessere ursprünglich deutsche haben?

X.

Bemerkungen und Versuche über einige Ursachen des unter dem Hornvieh vorkommenden Viehsterbens, von Joh. Gottfr. Gallesky, der Arzneygel. D. u. s. w. 1 Stück. Königsberg. 1772. bey Hartung. 54. Seiten in 8.

Diese kleine Schrift gehört nicht unter die grosse Menge von Schriften über den Gegenstand, die nichts als seichtes Gewäsch ohne Erfahrung enthalten. Der Verf. hat dem Rindviehe bey trocknem Futter das Wasser mehr oder weniger entzogen, und es nun nach und nach mit Zufällen befallen, auch daran sterben sehen, die den Zufällen bey der wahren Hornviehseuche sehr ähnlich waren. Hieraus sowohl, als aus unterschiedenen Bemerkungen, die er gemacht hat, daß das Vieh in solchen Gegenden, wo ihm auf der Weyde das Wasser nicht

gefehlt hat, auch von der Viehseuche nicht befallen worden ist, zieht er die Folge, der Mangel am Getränke verursache diese Krankheit. Eine andere Ursache derselben sucht er in harten Wintern. Aber wenn der Verf. gänzlich recht hat, wie geht es zu, daß das wasserreiche Holland so sehr viel durch die Viehseuche gelitten hat? Merkwürdig sind indessen immer des Verf. Versuche, so wie seine ganze Schrift lesenswerth ist.

W.

Supplement oder Zusatz zu dem kurzen Begriffe von der Zergliederung des Pferdes, worinnen die allermerkwürdigsten Unterschiede unter den Eingeweiden dieses und unter den Eingeweiden der wiederkäuenden Thiere sich befinden. Von dem Herrn Bourgelat, aus dessen französischen Handschrift übersetzt. Zerbst, in der Zimmermannischen Buchhandlung, 1773, 102 Seiten in 8.

Es wäre doch wohl der Mühe werth gewesen, die Leser zu unterrichten, woher sich denn diese Handschrift schreibt, oder wie sie in die Hände des ungenannten Uebersetzers gerathen ist. Der Inhalt zeigt übrigens der Titel an. S. 39 und 40. ist doch die Art, wie das Wiederkäuen eigentlich geschieht, zu kurz und unvollständig beschrieben. Die Uebersetzung scheint uns hin und wieder ein wenig steif ausgefallen zu seyn.

W.

Des Vaters Joseph Torrubia, Vorbereitung zur Naturgeschichte von Spanien, aus dem Spanischen übersetzt und mit Anmerkungen, Zusätzen und Nachrichten, die neueste portugiesische Litteratur betreffend, begleitet, von Christoph Gottlieb von Murr. Halle, in der Gebauerischen Buchhandlung. 1773. gr. Quart. 23 Bogen. 14 Kupfer.

Der Verf. dieses Buchs ist 1768. zu Rom gestorben. Dieß zeigt der Uebersetzer in der Vorrede an, und giebt zugleich kurze Nachricht von andern Werken die spa-

nische

...sische Naturgeschichte betreffend. Das übrige der Vorrede ist Murrianismus.

Das Buch selbst, welches die spanischen Versteinerungen betrift, war durchaus keiner deutschen Uebersetzung werth. Wir sehen gar nicht ein, was, ein paar Nachrichten ausgenommen, die noch lesenswerth sind, sich in dem Buche fände und einen Deutschen bewegen könnte, ein ganzes Alphabet in Großquart durchzulesen, das noch dazu so reichlich mit Murrischen Anmerkungen durchwässert, oder durchwindet ist.

Vom Uebersetzer sind auch noch zween Anhänge beygefügt; der erste enthält zusammengetragene Citata, oder vielmehr Titel von Schriften, welche ähnliche Gegenstände behandelt haben. Der zweyte ist überschrieben: Nachrichten die neueste portugiesische Litteratur betreffend; das heißt, aus dem Murrischen ins Deutsche übersetzt: Anzeige der Titel einiger neuern portugiesischen Schriften über unterschiedene Wissenschaften.

X.

Johann Heinrich Hagen, Apothekers zu Königsberg in Preußen, Chemisch-Mineralogische Untersuchung eine merkwürdigen blauen Farberde aus den Preußischen Torfbrüchen. Königsberg 1772. ein und einen halben Bogen in 4.

Man hat seit einem Jahre aus dem Amte Kragau, Schippenbeil und Angerapp in Preußen eine blaue Erde entdeckt, welche mitten im Torfe, ohngefehr 5 Fuß tief, zwischen den horizontellen Torfschichten als ein blaues einige Zoll mächtiges Pulver gefunden worden. Dem äußern Ansehen nach ist diese Erde mehrentheils staubig, trocken, schwer und in ihrem unverletzten Zustande von einer ganz gleichen himmelblauen, dem schlechten Schmaltblau ähnlichen Farbe, dabey aber mit grössern Klümpgen untermengt, welches bloße Torfgrumen, die damit gleichsam als mit einer blauen Rinde überklebt, sind. Sie ist ganz ohne Geruch und Geschmack, färbt die Hände, schmelzt im Munde wie Bolus, läßt sich mit Wasser anknetten, wird davon geschmeidig, brennt im Feuer etwas hart, und nimmt dabey eine gelbröthliche Farbe an. Diese Erde hat der Verf. genauer untersuchet.

Durch

Durch die Schlemmung derselben ließ sich nichts von ihrer Grundmischung bestimmen. Der Salmiakgeist entdeckte nicht das geringste vom Kupfer, wohl aber zeigten verschiedene Bearbeitungen die deutlichsten Spuren von Eisen. Aus der beendigten Untersuchung erkannte Hr. H. daß ein gemeines Pfund dieser Erde ohngefehr aus 8 Loth ungeänderten Torf, beynahe 16 Loth feinen lettigen Schluff, und 8 Loth eines verwitterten Eisenochers bestehe, und hält dafür, daß man dieselbe unter dem Namen: Humus vegetabilis coerulea martialis turfosa, (blaue eisenhaltige Torferde) unter die Körper des Mineralreichs einrücken könne. Im §. 13. hat der V. seinen Begrif bekannt gemacht, wie und woraus diese blaue Erde entstanden seyn könne. In solchen Fällen muß man sich freylich nur mit idealischen Wahrscheinlichkeiten behelfen.

Von der Anwendung. Hier müssen wir mit Recht tadeln, daß man von solchen neuen Produkten gleich einen allgemeinen Nutzen verspricht, was soll der unvorsichtige Vorschlag, diese Erde zu einer medicinischen Siegelerde anzuwenden? Zu dem Ende hatte sie der Verfasser noch lange nicht genau genug untersucht. Geschickte Aerzte werden sich gewiß nicht einfallen lassen, mit diesem blauen Schluff den Leib ihrer Kranken zu beschweren; aber wegen der einfältigen unerfahrnen Medicaster, die ohnedem immer Wunderarzeneyen im Kopfe haben, und eine jede neue Sache, so sie noch nicht kennen, dafür halten, wäre es besser gewesen, die Anempfehlung zum arzeneyischen Gebrauche wegzulassen. Der Verf. hat es übersehen, daß sie auch, vielleicht besser, zu Fleckkugeln gebraucht werden könnte.

Ti.

D. Carl Abraham Gerhard, Königl. Preußl. Ober-Berg- Ober-Rechnungs- und Ober-Bau-Raths, der Königl. Akad. der Wissenschaften zu Berlin, und der Kaiserl. Akad. der Naturforscher Mitgliedes, Beyträge zur Chymie und Geschich-

te

te des Mineralreichs. Erster Theil. Berlin. 1773. in Himburgs Verlage. 394 Seiten Groß Octav.

Die erstaunliche Mannigfaltigkeit der mineralischen Körper ist bis auf den heutigen Tag die fast unüberwindliche Schwierigkeit gewesen, von dem Mineralreiche ein ganzes System zu entwerfen, und alle dahin gehörige Körper in ihre richtige Klassen zu bringen. Die eifrigen Bemühungen der Mineralogen verdienen daher unsern ganzen Dank, daß siedennoch über diesen Theil der Naturkenntniß ein sehr helles Licht ausgebreitet haben, obgleich jeder billige Naturforscher mit uns gerne gestehen wird, daß bey alle dem noch manche Unvollkommenheiten vorhanden sind.

Der V. gegenwärtiger Schrift hat sich ebenfalls zum Vorwurfe gemacht, verschiedenes in dieser Wissenschaft zu berichtigen, und die wahren Unterscheidungskennzeichen der mineralischen Körper zu bestimmen. In der ersten Abh. wird untersucht, welches die beste Methode sey, ein gründliches und deutliches Mineralsystem zu entwerfen. Die äußere Gestalt, Härte, Lage der Theile und ganze Structur, nach welcher verschiedene Naturforscher diese Körper eingetheilt haben, ist dem V. zu mangelhaft, indem diese Merkmale viel zu unbeständig und den grösten Veränderungen unterworfen und oft Mineralien von ganz verschiedener Natur doch einerley Gestalt und äußere Beschaffenheit haben können. Die eigentliche Bestandtheile der Mineralien sind ihm also das sicherste und beständigste an ihnen, so wie bey allen gemischten Körpern, wodurch sie von einander unterschieden werden können, und nach diesem Begriffe geht der V. seinen Weg fort. Ob er gleich auch hierinne schon verschiedene berühmte Vorgänger gehabt, so unterscheidet er sich doch merklich von ihnen. Er untersucht zu seiner Absicht, um die Natur der mineralischen Körper zu erforschen, dieselben nicht blos für sich im Feuer, sondern nimmt auch andere Auflösungsmittel, als das bloße Wasser, die Säuren und alkalische Salze zu Erforschung ihrer Bestandtheile zur Hand; nicht weniger findet er nothwendig zu seyn, daß man um die Geschlechter von den Ordnungen, und die Gattungen von den Geschlechtern

tern zu unterscheiden, auch zu den äussern Beschaffenheiten, zu dem Zusammenhange, der Lage, Figur und Textur seine Zuflucht nehmen müsse, und erweiset deutlich, daß, wenn nach diesen Grundsätzen ein Mineralsystem entworfen würde, selbiges ohnstreitig vor der Hand die möglichste Gewißheit, Deutlichkeit und Ordnung besitzen werde.

Abhandlung von den Granaten. Nach den Grundsätzen des V. kann zufolge dessen Untersuchungen der wahre Granat mit dem Basalt nicht unter eine Gattung gerechnet werden, wie es Cronstedt und Scopoli gethan haben. Er erkennet den wahren Granat als einen rothen vieleckigten glasartigen Stein, welcher aus bloßer glasartiger Erde bestehet, und durch den Zusatz weniger Eisentheile gefärbt ist, und allezeit am Stahle Feuer schlägt; man könne ihn dahero am besten als eine Gattung des Kristalls ansehen, der sich von den andern Gattungen desselben durch seine vieleckige Figur, und durch seine dunkelrothe Farbe hinlänglich unterscheidet. Diejenige Sorte, so von den Bergleuten unreife Granaten genennet wird, gehört, ihren Bestandtheilen nach, zu den Gattungen des Basalt. Hier beym Granaten hat der V. zum Beyspiele gezeiget, wie nach seinem Entwurfe mineralische Körper untersucht werden müssen, um ihre ganze Natur zu erforschen. Die wahren Granaten schmelzten in sehr starkem Feuer zu einer schwarzen undurchsichtigen sehr harten Schlacke, die mit Stahl Feuer schlug; an welcher Schmelzung nach den Untersuchungen des V. einzig und allein die Eisentheile Schuld sind.

Anmerkungen über die metallische Erde und deren Beschaffenheit. Nachdem der Bergrath Scopoli in dessen Princ. mineralogiae systematicis et practicis. §. 101. u. 157. vermuthet, daß die Grunderde der Metallen der Alaunerde am nächsten käme, weil er durch öftere Versuche gefunden, daß, wenn diese Erde mit Salzsäure, Schwefel und Salmiak öfters digerirt und kohobirt werde, ein laufendes Quecksilber, und in der Verbindung mit Salzsäure allezeit etwas metallisches daraus entstehe; so zweifelt doch unser V. an jener Vermuthung, und dem aus dieser Erfahrung gezogenen Schlusse, indem er sich darauf gründet: daß die Alaunerde der Schmelzung gänzlich widerstehe, und selbst die Verglasung

sung, und den Fluß anderer sonst leichtflüßigen Körper verhindere; da im Gegentheil die Metallkalche des Bleyes, des Spiesglaskönigs und des Wißmuths so leichtflüßig wären, daß selbige in einem sehr mäßigen Feuer ohne allen Zusatz zu Glase schmelzten, und die Erden der übrigen Metalle und Halbmetalle in einem heftigen Feuer eben diese Erscheinung äusserten. Ferner, daß die Alaunerde durch die Schmelzung, unter keiner Proportion, vom alkalischen Salze aufgelöset werden könne; wenn hingegen 1 Theil eines Metallkalchs mit 5. 7. 8 oder 10 Theilen Alkali zusammengeschmolzen, und die Mischung nachhero in Wasser aufgelöst würde; so könne man durch eine Säure vermittelst der Niederschlagung beweisen, daß die metallische Erde hier vom Alkali aufgelöst worden sey. Aus diesen und noch andern Beobachtungen mehr glaubt der V. berechtigt zu seyn, die metallische Grunderde mehr für eine glasartige oder kieseligte, als thonartige zu halten. Zur Bestärkung diente ihm folgende Erfahrung: Zwölf Loth Schwefel mit ein Loth einer zarten höchstreinen Kieselerde setzte der V. in einem Tiegel in solch gelindes Feuer, daß nun der Schwefel mäßig abbrannte; nachdem dies etlichemal wiederholt worden, ward die Erde nach und nach braun und auch immer im Gewichte etwas schwerer. Als die Erde nunmehr verglaset wurde, hat sie ein gelbes Glas gegeben; mit Goldscheidewasser aber ausgezogen, und mit Blutlauge niedergeschlagen, ein Berlinerblau geliefert. Hier war also aus einer glasartigen Erde eine metallische und zwar eine Eisenerde geworden, da vorhero sowol die Kieselerde als der Schwefel genau untersucht worden, und von aller metallischen Vermischung frey gewesen sind.

Nach unserm Bedünken ließen sich beyde Begriffe dennoch gar wohl auf einen Punkt zusammen vereinigen; Denn die Alaunerde ist von der Kieselerde gewiß nur sehr wenig unterschieden: Dieß lehren Braumens und Pörners Versuche. Wenn wir noch überdies anmerken, daß der S. 47. von unserm V. angeführte Beweis von der Unschmelzbarkeit der Alaunerde, da er die bloße Alaunerde mit einer Vermischung von 3 Theilen Sand, und 1 Theil Alkali vergleicht, nicht die bey-

geleg-

gelegte Stärke hat; und bedenken, daß in andern Verhältnissen beyde Erden sich einander merklich ähnlich zu seyn scheinen; so dürfte es nicht viel Mühe kosten, beyder unterschiedene Begriffe in einen zu verbinden.

Versuch einer neuen Eintheilung derer Stein- und Erdarten. Die Grundsätze, welche der V. in der ersten Abhandlung angeführt, versucht er hier nun anzuwenden, um zu sehen, ob die Erd- und Steinarten nach diesen Grundregeln in die nöthigen Ordnungen, Geschlechter und Gattungen eingetheilt werden können. Und dieser Versuch macht den größten Theil des Buchs aus und geht von S. 54. bis ans Ende. Wir können unsern Lesern keinen andern Begrif davon geben, als wenn wir folgende Beschreibungen der Klassen anführen. Erste Ordnung. Glasachtige Steine. 1stes Geschlecht. Quarz. 2. Glasspat 3. Kiesel. 4. Jaspis, und deren verschiedene Gattungen. Zweyte Ordnung. Alkalische Erd- und Steinarten. Erste Abtheilung. Alkalisch-kalchartige. 5. Kreide. 6. Marmor. 7. Fadenstein. 8. Stinkstein. 9. Wasserstein, und ihre Gattungen. Zweyte Abtheilung. Alkalisch-bittere, oder salzigte Erd- und Steinarten. 10. Salzstein und dessen Gattungen. Dritte Abtheilung. Alkalisch-alaunigte Erd- und Steinarten. 11. Alaunerde. 12. Braunstein und deren Gattungen. Dritte Ordnung. Gypsichte Erd- und Steinarten. 13. Alabaster 14. Blätterstein. 15. Spat. 16. Strahlgyps. 17. Leberstein. Vierte Ordnung. Fettige Erd- und Steinarten. Erster Abschnitt, welche die Alaunerde zum Grunde haben. 18. Thon. 19. Seifenstein. 20. Glimmer. 21. Schiefer, Zweyter Abschnitt, welche die Salzerde in sich haben. 22. Trippel. 23. Speckstein. 24. Talk. 25. Amianth. 26. Basalt. 27. Schörl. Fünfte Ordnung, Flußsteine. 28. Fluß und dessen Gattungen. Sechste Ordnung. Schmelzbare Steine. Erster Abschnitt, welche die Kalcherde in sich haben. 29. Lasurstein, und dessen Arten. Zweyter Abschnitt, darunter diejenigen, welche die Salzerde enthalten. 30. Zeolit, und dessen Gattungen.

Ti.

Ver-

Vermischte Nachrichten.

Briefe, die deutsche Sprache betreffend, von Johann Friedrich Heynatz. Zweyter Theil, nebst dem Register über den ersten und zweyten Theil. Berlin, bey Mylius, 1772. 9½ B. in 8.

Derselben dritter Theil, ebend. 1772. 9 B. in 8.

Bey einem Schriftsteller, der so sehr wider unsre Bibliothek eingenommen ist, daß es ihm „ein Fundamentalgesetz derselben zu seyn scheint, die Leser lieber mit dem Bösen als dem Guten einer Schrift zu unterhalten„ (S. 141.) werden wohl alle Erinnerungen ihres Zwecks verfehlen, weil er ihren Urheber für zu unwissend, diese Erinnerungen selbst für abgeschmakt, und die Absicht, in welcher sie gemacht werden, für böse und verdächtig hält. Diese widrige Muthmassungen setzen Hrn. H. in eine ziemlich üble Laune gegen uns; denn Gleichgültigkeit verrathen wenigstens die umständlichen Erklärungen und Erörterungen nicht, womit er sich wieder uns zur Wehre setzt, und die beschimpfenden Vorwürfe, die er seinen bisherigen Recensenten macht. Wir wollen Hrn. H. hierinn nicht nachfolgen. Es ist unsre Sache nicht, die Heerde streitbarer Ziegenböcke zu denen sich Hr. Heynatz gesellet, durch unsern Beytritt zahlreicher zu machen. Hätte er es uns in diesen Briefen hin und wieder nicht gar zu nahe gelegt, und unsere Vertheidigung um der Leser willen, die nicht alles, was er mit gravitätischer Mine und mit entscheidendem Tone vorbringt, untersuchen können nothwendig gemacht, so würden wir dieselbe bey dieser Anzeige lieber gar nicht ins Spiel mischen. Er hat sich es selbst zuzuschreiben, daß wir ihn zeigen müssen, wie er ist.

Hr. Heynatz scheint zu glauben, daß wir, wer weis welche böse Gesinnungen gegen ihn hegten. Er irrt sich aber sehr. Wir wollen ihm gern Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Wir gestehen ihm gern das Lob eines sorgfältigen Fleisses zu, und einer unermüdeten Geduld, alles aufzusuchen, was zur

Festsetzung oder Bestätigung seiner Regeln und grammatischen Bemerkungen dienen kann. Daß dieser Fleiß aber sehr selten durch die erforderliche Wahl, durch Geschmack und philosophischen Geist geleitet werde, daß jene unermüdete Gedult, und die daraus entstehende Weitschweifigkeit mehrentheils für den Leser äusserst ermüdend sey, wird jedermann finden, der diese Briefe zu lesen Lust hat. Könnte Hr. Heynatz nur so viel Selbsterkenntniß lernen, daß er einsähe, worinnen sein Urtheil einen guten Werth hat, (nämlich in allen Dingen worin es auf geduldiges Nachschlagen und vergleichen grammatischer Regeln ankommt,) und worinn es ganz unbeträchtlich ist (nämlich in allen Dingen, wozu Geschmack und philosophischer Geist erfordert wird,) so könnte er ein sehr brauchbarer Schriftsteller werden.

Wir wollen es nunmehr wagen, unsern Lesern den Inhalt der in diesen beyden Theilen enthaltenen Briefe anzuzeigen, ob wir gleich Gefahr laufen, uns vielleicht dadurch neue Auspußer von Hrn. Heynatz zuzuziehen.

Der neunte Brief betrift die unwichtigste Kleinigkeit die man sich dencken kann, mit deren Erzählung wir schon ein paar Seiten verderben müssen, um nur zu zeigen, wie wenige Ursach Hr. H. hatte sich gegen die all. d. B. hier so ungeberdig zu stellen. Ein gewisser armer Stümper, der schon lange in der schwarzen Zeitung und in der Rostockischen gelehrten Zeitung wie ein mitternächtliches Gespenste über alle unsere besten Schriftsteller geheulet, und mit den Ketten, mit denen sein eigner Verstand gefesselt ist, gerasselt hat, und noch jetzt, da wir dieses schreiben, in den zu Bützow herauskommenden kritischen Sammlungen zur neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit, des mehrern und breitern, heulet und rasselt, hatte im Jahre 1768. unter dem Namen Christian Adolph Katzenberger, einige wirklich ganz läppische Anmerkungen, wieder zwey Briefe des Herrn Jakobi drucken lassen. Diese Anmerkungen hatte ein Recensent in der A. D. Bibliothek 11 Bandes 2 St. S. 182, in einer Folge von Schriften die Hrn. Jakobi betrafen mit zwey Worten angezeigt. Herr Jakobi hatte gesagt

> Freund welchen einst mit Rebenlaube
> Des Bachus Priesterinn umkränzt.

dawider wendete der Stümper ein, „daß man von Rebenlaub, nicht mit Rebenlaube machen könne, daß also der Nominativ hiezu die Rebenlaube, und mit Rebenlaube so

die

viel als mit Rebenblätte, heissen müsse. „Kann man etwas armseligers sehen! Und für eine Armseligkeit erklärte auch der Recensent, in seiner kurzen Anzeige, diese Anmerkung.

Wer sollte denken daß dawider etwas einzuwenden wäre? Wer sollte denken, daß Hr. Jakobi unrecht haben könnte?

„Derjenige der die Regeln nicht in den Grammatiken, sondern in der Natur der Sache sucht, sollte doch wohl schliessen: Ist die Regel richtig: „Wenn ein Fürwort, das den Dativ regiert vor einem selbstständigen Nennworte mit dem Artickel stehet, so muß das e als ein Zeichen des Dativs nicht weggeworfen werden,„ (Z. B. mit dem Rebenlaube.) so kann noch vielweniger der Regel nach, wenn ein solches Fürwort vor einem Nennworte ohne Artikel steht, das e, insofern es ein Zeichen des Dativs ist wegbleiben müssen. (z. B. mit Rebenlaub, bey Geld, Hr. H. meynt, man müsse als eine Ausnahme sagen, bey Gelde, bey Verstande, ein Mann von Stande, weil dieß so viel sey, als bey einigem Gelde, bey einigem Verstande ein Mann von einigem oder hohen Stande. Gerade als ob man in dem streitigen Falle, nicht eben so gut voraussetzen könnte, Hr. Gleim sey, mit einigem hohen, grünen, schattigtem Rebenlaube umkränzt worden! Solche Ausflüchte beweisen, wie wenig philosophischen Geist Hr. H. hat, um sich aus dem Gewirre der vielen grammatikalischen Regeln die er lieset, herauszufinden. von Stand) Denn, da man im ersten Falle, an dem Artikel und an der Endung zwey Zeichen des Dativs hat, so wird es nöthig seyn, daß wenn im andern Falle, das eine Zeichen wegfällt wenigstens der Regel nach, das andere müsse beybehalten werden; ob man gleich freylich sowohl Prosaisten als Poeten zulassen kann, dieses stumme e, hier, so wie an vielen andern Orten des Wohllauts wegen, zu elidiren. Wenn nun zumahl, (wie Hr. Heynatz S. 151. 153. selbst gesteht) D. Luther schreibt „mit Schalle,„ Gellert, „an Witze, mit Gelde nach Wunsche,„ Opitz mit Fleisse, Bodmer mit Gesange, so ists ja seltsam Hrn. Jakobi, über „mit Rebenlaube,„ eine so ungereimte Auslegung zu machen. Dieß, dächten wir, würde die Meynung eines jeden vernünftigen Mannes, bey dieser, im Grunde sehr unwichtigen grammatische Kleinigkeit, seyn müssen. Aber so denkt Hr. Heynatz nicht. Er hat einmahl festgesetzt, daß wenn er nicht zwey Zeichen des Dativs haben kann, so will er auch nicht ein einziges haben. Eher sollen, Luther und Gellert, Opitz und Bodmer ge-

nem Briefe an Abbt, steht folgende Stelle: „Sie schreiben es wären einige derer Lampen verwechselt, anstatt der Lampen. Derer wird nur relative gebraucht. Z. E. derer Lampen die am Hause hängen„ Dieß ist denn also das Corpus delicti, worüber Hr. Heynatz triumphirend ausruft: „Derer steht relative? Ey nicht doch! demonstrative!„—

Hm! Wenns denn nichts weiter war, so hätte ja wohl Hr. Heynatz einen so sehr grossen Trumpf nicht drauf setzen dürfen. Ists erlaubt unser geringes Ermessen hierüber zu sagen, so hätte Abbts Korrespondent, wenn er etwa geschrieben hätte, derer sey ein Pronomen relativum, zwar noch eben nichts so sehr lächerliches gesagt, hätte aber doch noch einen kleinen Fehler wider die gewöhnliche grammatikalische Terminologie begangen. Da nun aber derjenige, der weder ein Schüler noch ein Schulmeister ist, sich beständig der Terminologien der Grammatiken zu bedienen, nicht verbunden seyn kann, da in dem vorliegenden Falle, derer in Relation mit dem folgenden die stehet, so hat der Briefsteller unsers Erachtens nichts lächerliches, sondern auch nichts unrechtes gesagt. Wir hoffen also Hr. Heynatz, wenn er die Sache reifer überlegt, werde inskünftige allen Schriftstellern, die nicht wie er Worte klauben, Regeln zählen, und grammatische Terminologien flicken, großgünstig erlauben, daß sie von einem Worte das in Relation mit einem andern stehet, sagen dürfen, es werde relativ gebraucht.

Doch der Briefschreiber, muß wohl noch andere Dinge versehen haben, wodurch er in Hr. Heynatzens grammatikalischen Augen so lächerlich wird? Freylich! Er hat gesetzt einige der Lampen, und Hr. H. und mit ihm „alle, die Er als gute Deutsche kennt,„ sagen, lieber, einige von den Lampen, oder einige Lampen, und wenn denn auch der Briefschreiber würde gesezt haben, einige von den Lampen, so würde es Hr. Heynatz noch nicht recht seyn, sondern er wollte lieber gesagt wissen, einige von denen Lampen. Potz Silbenstecher und kein Ende! Man möchte einige der Lampen und einige von den Lampen zum Henker wünschen, wenn man Hrn. H. darüber gravitätischer Weise, mit ekelhafter Weitschweifigkeit, auf zehn Seiten dociren siehet, ohne daß er diese geringfügige Streitfragen ein einzigesmal unter einem philosoph. Gesichtspunkte zu fassen wüste. Er citirt, nach seiner gewöhnlichen Art, eine Menge Grammatiken pro und contra,

und

und berichtet, welche eine Regel hat, welche ein Beyspiel hat, und in welcher man keines von beyden findet; gerade als ob es einem Schriftsteller, wenn er seinen Gedanken richtig und verständlich, mit der Nüance die er im Sinne hatte ausdrückt, zuzumuthen wäre, nachzusehen, ob von zwanzig Grammatiken *) die geschrieben worden sind, ihm sechszehn oder vier erlauben wollen seinen Sinn so auszudrücken wie er es gethan hat. Und wenn denn Hr. Heynatz noch sein eigenes weniges Ermessen mit „ich würde lieber sagen,„ oder „dieß möchte ich nicht nachsagen,„ hinzufügt, so wünschten wir nur, daß er überlegen möchte, wie wenig seine blosse Autorität, an sich, zur Entscheidung beytragen kan, wenn, wie es gemeiniglich bey den grammatikalischen Fragen die er untersucht geschiehet, sowohl die Schriftsteller einen ganz verschiedenen Gebrauch haben, als auch die Sprachlehrer ganz verschiedene Regeln geben. Ein anders wäre es, wenn wir entweder den ungezweifelten allgemeinen übereinstimmenden Sprachgebrauch, oder die unwidersprechlichen Gründe der allgemeinen philosophischen Grammatik anführen könte, der sich alle Schriftsteller unterwerfen müssen, die ihre Gedanken richtig und ausdrücken wollen. Aber der die philosophische Grammatik, das heißt, wider den richtigen Zusammenhang der Gedanken, sündigt Hr. H. selbst sehr oft, so genau er auch in Beobachtungen willkührlicher grammatischer Regeln seyn will.

Zuletzt will Hr. H. noch in der Abbtischen Correspondenz, mehrere Sprachfehler gefunden haben, die diejenigen, die Lust und Geduld dazu haben S. 194. nachlesen und untersuchen mögen.

Bey Gelegenheit der Gedichte des Scultetus, welche Hr. Lessing aufgefunden und herausgegeben hat; werden

 in

*) Hr. H. sagt S. 193. sehr naiv. „Zwar habe ich in diesem Stücke, einen grossen Theil meiner Zeitgenossen wider mich; allein diejenigen, welche Sprachlehren geschrieben haben, sind, nebst dem Gebrauche ziemlich auf meiner Seite.„ Nebenher möchten wir wohl wissen, wie der Gebrauch auf H. H. Seite seyn könnte, wenn der größte Theil seiner Zeitgenossen, wider ihn ist, denn es ist doch wohl der Gebrauch dieses größten Theils, der wider ihn ist.

in dem zwölften Briefe verschiedne Erinnerungen und Zusätze zu Hrn. Lessings Anmerkungen gemacht, worunter vornehmlich die letztern grössentheils recht gut und brauchbar sind. Die über Hrn. Lessing selbst gemachten, die Sprachrichtigkeit betreffenden, Erinnerungen sind weniger erheblich, und weniger gegründet. Der Ausdruck mit sammt z. E. ist doch wohl nicht bloß deswegen verwerflich, weil ihn der Herr Prof. Reinhard verworfen hat; er entspricht dem Lateinischen von cum.

Eben so ist die Schreibart des Worts betauren mit einem t. doch wohl deshalb nicht durchaus zu verwerfen, weil sie, wie Hr. H. S. 232. sehr nachdrücklich sagt, sogar gegen die ausdrückliche Erklärung des Hrn. Direktor Heinze ist. Ansehen gegen Ansehen, wer sollte hier wohl das Meiste haben? Heinze oder Lessing? Denn daran zweifelt der Verf. doch wohl nicht, daß Hr. Lessing vor vielen andern seine Sprache mit eben so viel Fleisse als Genie studirt habe? Oder verlangte Hr. Heynatz im Ernste, Lessing hätte Heinzens Vorrede zu seinen Anmerkungen über Gottscheds Kern nachschlagen sollen, um zu erfahren, ob ihm erlaubt wäre, betauern zu schreiben?

Die Anmerkungen gegen Hrn. Herder im dreyzehnten Briefe laufen auf die Behauptung hinaus, ein Volk könne auch ohne poetische Sprache grosse Dichter, und ohne eine biegsame Sprache gute Prosaisten haben. Vermuthlich wollte Hr. Herder mit der Behauptung des Gegentheils nichts weiter sagen, daß die Poesie eines Volks, ohne Beyhülfe bilderreicher und volltönender Wörter, und die Prose desselben ohne einen Reichthum an Wörtern von mannichfaltigem Wohlklange und Schlußfall nie die gehörige Vollkommenheit erreichen könne. Und so verstanden, werden beyde Schriftsteller mit einander übereinstimmen. Wenn hingegen auch die Herderische Behauptung, ein Volk, das ohne eine genaue Sprache grosse Weisen gehabt hätte, sey ein Unding, der Einschränkungen bedürfte, die ihr der Verf. giebt, so geht doch auch dieser auf der andern Seite offenbar zu weit, wenn er sagt, das Genie werde auch in einer sonst höchst unbestimmten Sprache tiefsinnige Wahrheiten richtig und bestimmt ausdrücken, nämlich durch Hinzusetzung der nöthigen Bestimmungen zu seinen Wörtern. Ein mißlicher und oft kaum möglicher Behelf, wenn nämlich auch der Ausdruck solcher Bestimmungen in einer Spra-

che

che mangelt. Der Verlust, den die Schönheit der Sprache von der zunehmenden philosophischen Vollkommenheit derselben zu befürchten hat, könnte freylich nur alsdann Statt finden, wenn die Bestimmungen des philosophischen Sprachlehrers schon dergestalt in den Sprachgebrauch übergangen wäre, daß dem Dichter oder Redner die Wahl vorhin gleichgeltender Wörter nun nicht mehr frey stünde, ohne Verwirrung und Mißverstand zu befürchten.

Uebrigens ist es ein sonderbares Schauspiel, wider den imaginativen Herder den regelhaften alle Kleinigkeiten erörterndern Heynatz streiten zu sehen. Noch sonderbarer aber ist es, daß der trokne Heynatz, weil er Herdern für einen originalen Schönschreiber hält, geglaubt hat, er müsse sich auch ein wenig zusammen nehmen, und ihn in schönen Floskeln begrüßen. Es scheint der Mühe werth zu seyn, unsern Lesern den Anfang dieses Briefes hieher zu setzen, damit sie sehen, wie es Hr. Heynatz anstelle, wenn er schön schreiben will?

„Lange ist unter denen, die Deutsch schreiben, kein originellerer Geist in Ansehung der Schreibart aufgestanden, als Hr. Herder. Mit Hamanns Geiste genährt, reißt er sich von den übrigen Sterblichen fort, in geheimnißvolle schattenreiche Haine; aber dort taucht er seinen Pinsel in die hinter denselben hervorbrechende Morgenröthe, und mahlt seine Gedanken in Farben, die manchen verblenden, manchen ergötzen und manchen blos entzücken; anstatt daß Hr. Hamann mehrentheils, mit den Farben jener Finsterniß überrascht, die Milton als sichtbar beschreibt. Doch das scheint einmahl so verordnet zu seyn. Unterdessen daß die Hälfte der nordischen Gegenden so magisch spricht, daß man sie blos bewundern, aber nicht verstehen kann, bricht mitten unter diesem Rauche eine Flamme hervor, und sprühet Funken gleich einem Lustfeuer, um sich herum. u. s. w.

Wie gefällt unsern Lesern diese Herderischhamanischheynatzische Schreibart? Werden sie durch die Farben, in die Hr. Heynatz seinen Pinsel taucht, verblendet, ergözt, oder nur blos entzükt oder überrascht? Können sie eine Flamme in diesem Rauche spüren? Wir nicht.

Die beyden letzten Briefe dieses zweyten Theils, sind, unsrer Meynung nach, die lehrreichsten. Es werden darin, zwar nicht ohne Weitschweifigkeit, bey Gelegenheit der Sto-

tischen Schrift, verschiedne allgemeine Anmerkungen über
die Synonymen gemacht; besonders gegen den sehr geläu-
figen Satz, es gebe gar keine gleichbedeutende Wörter. So
ganz ohne Einschränkung läßt sich dieser Satz freylich wohl
nicht behaupten; nur, dünkt uns, werden doch nicht leicht
zwey Wörter zu finden seyn, mit denen nicht wenigstens ver-
schiedene Nebenbegriffe vergesellschaftet würden, wenn diese
gleich nur bloß im Gebrauche, oft auch im blossen Eigensin-
ne, ihren Grund haben. Auch können manche Wörter in
einigen Wortfügungen völlig gleichgeltend seyn, da man in
andern nicht eins in des andern Stelle setzen kann. Dieß
ist der Fall bey den von dem Verf. angeführten Wörtern
Beyspiel und Exempel. Man sagt: es muß an den Mis-
sethätern, andern zur Warnung ein Exempel, (nicht so
leicht, ein Beyspiel) bewiesen werden. In der Rechen-
kunst nennt man eine Aufgabe ein Exempel; und wür-
de nicht dafür Beyspiel setzen können. Fremde Kunstwör-
ter lassen sich freylich im Deutschen verschiedentlich ausdrü-
cken; aber doch immer werden auch die Nebenbegriffe, wel-
che jeder Ausdruck erweckt, verschieden seyn; wie man das
leicht an den von dem Verf. S. 272. gegebenen Beyspielen
sehen kann. Eben so ist es mit den von ihm angeführten
Benennungen aus dem Naturreiche, und allen den übrigen
Arten von Wörtern, die er als völlige Synonymen angiebt.

Wir kommen nun auf den dritten Theil dieser Briefe,
dessen Vorrede fast durchgehends wider unsere Bibliothek ge-
richtet ist. Die gleich Anfangs gemachte Entschuldigung sei-
ner vorigen Angriffe hat der Verfasser so sehr auf Schrauben
gestellt, daß es schwer seyn würde, seine wahre Gesinnung zu
errathen, wenn es überhaupt der Mühe werth wäre, darnach
zu forschen. Indeß haben wir seine Angriffe schon völlig ver-
gessen, daß wir uns nicht die unnöthige Mühe geben wol-
len, denjenigen Ausdruck aufzusuchen, oder nur zu muthmas-
sen, von dem er selbst sagt, daß er beleidigend gewesen sey.
Unstreitig hätte der Verf. in allem Betrachte mehr Ehre da-
von gehabt, wenn er sich gegen seine Kunstrichter bescheide-
ner, nachgebender, und weniger argwöhnisch bewiesen hätte.

Es sind höchst unerweisliche Anschuldigungen, wenn der
Verf. (S. 6 f. der Vorr.) die Ausdrücke des Recensenten
seiner Sprachlehre anders als wörtlich, oder gar ganz gegen-
seitig versteht, und ihm dabey hämische Nebengedanken un-
terschiebt. Auch wir glauben daß sagen besser sey, als muth-
massen

machen lassen; aber auch, daß billig urtheilen besser sey, als argwöhnisch muthmassen. — Der Verf. konnte es nicht wissen, auf keine Art erwarten, daß man sein Buch gleich bey der ersten Auflage in Schulen einführte? und doch setzte er die Worte, zum Gebrauch der Schulen, als den Zweck des Buchs, auf den Titel dieser ersten Auflage? Das Urtheil, welches das Publikum, wie der Verf. sagt, von einem ganz unpartheyischen Recensenten erwartete, ob das Buch für Schulen brauchbar sey, haben wir ja gefällt, und die Einschränkung, in den Händen eines geschickten Lehrers, hinzugesetzt. — Auf Schrauben gestellt nannten wir die Regeln des Verfassers, weil er viele derselben als unentschieden vorträgt, und doch verlangt, man soll sie, als das sichere Resultat sorgfältiger Untersuchung, festsetzen und dem Schüler vortragen. —

Verschiedene der gemachten Erinnerungen beantwortet der Verfasser, und verlangt unsere Erklärung darüber so dringend, daß wir sie wohl, doch so kurz als möglich, geben müssen.

Mag doch die Anmerkung, daß die Orthoepie auch das aussprechen lehren soll, was unrecht geschrieben ist, immer da stehen; hätte der Verf. mit ein paar Worten den Zweck angedeutet, warum sie da stand, so wäre sie uns vielleicht weniger sonderbar und unbedeutend vorgekommen.

Das ch, ph, sch ꝛc. mag immer unter den Charakteren des Alphabets stehen, wenn von der Aussprache die Rede ist, welche dieselben als einfache Laute behandelt. Aber die Anmerkung, daß es eigentlich keine neue, sondern aus den einfachen zusammengesetzte Charaktere sind, wäre doch in einer Sprachlehre wohl nicht überflüßig, wenn gleich dieser Umstand von selbst in die Augen fällt.

Bey einiger Genauigkeit, wird man allemal die Aussprache des ph und des f unterscheiden, und bey dem ersten etwas von dem p hören lassen, wiewohl nur leicht, und ohne Affektation.

Was der Verf. über das ie in der neuen Auflage seiner Sprachlehre beygebracht hat, haben wir nachgelesen, und finden es ganz richtig. Wenn aber seine eigne Erklärung des Diphtongs, als ein doppelter, zusammen ausgesprochner Vokal, ihre Richtigkeit hat, so kann man das ie aus der Anzahl der Diphtongen nicht ausschliessen; und er selbst nennt es verschiedentlich so. Wenn beyde Buchstaben in der Aussprache getrennt werden, so ist es nicht der Diphtong mehr.

Unser

Unsere Anmerkung über predigen und kriegen gründete sich blos auf das, was der Verf. itzt für einen Druckfehler erklärt. Der Rezensent war nicht unter der Anzahl seiner Freunde, in deren Exemplaren er ihn verbessert haben will; der Irrthum ist folglich nicht seine Schuld.

Es steht S. 4. der ältern Ausgabe, daß er wie ein dunkles en ausgesprochen wird. Die Aussprache des erstern ist um ein merkliches offener.

Die Anmerkung über Grav und Graf war nichts weiter als ein Zusatz zu dem kurzen Ausspruche des Verfassers S. 69. „Grav für Graf ist nicht gut.„ Ueber die Ableitung wollen wir uns hier nicht einlassen.

Von dem Gedankenstriche sagt der Verf. S. 71. daß er durch den häufigen Gebrauch beynahe verächtlich geworden sey. Ueberhaupt scheint uns jene Benennung dieses Unterscheidungszeichens etwas gehässiges zu haben, und in dem gewöhnlichen Gebrauche wohl nicht den Zweck desselben auszudrücken zu sollen, daß man es solchen Worten vorsetze, die einen ausserordentlichen und unerwarteten Gedanken enthalten; vielleicht eher, daß man ihn da setze, wo der Leser inne halten, und eins oder das andere hinzudenken soll. Aber die Brauchbarkeit und wirkliche Anwendung dieses Zeichens ist weit mannichfaltiger. In der neuen Auflage hat sich der Verf. schon bestimmter darüber erklärt.

Bey den übrigen Erinnerungen wollen wir uns nicht aufhalten. Ist dem Verf. so sehr daran gelegen, in allem Recht zu haben, so mag er es haben; zumal, da doch das meiste dabey noch unentschieden und willkührlich ist. Wenn Hrn. H. solche weitschweifige Untersuchungen, die am Ende zu nichts führen, nicht langweilig sind, so sind sie es uns, und gewiß auch seinen und unsern Lesern.

Eben so wenig wollen wir uns bey der Beantwortung unserer Recension über den ersten Theil dieser Briefe lange verweilen. Nur ein paar Anmerkungen. 1) Die Veranlassung zur Bemerkung der Seitenblicke auf Herrn Basedows Religionsmeynungen und Schulverbesserungen, findet der Verf. S. 46. des ersten Theils seiner Briefe; so wie es auch schon in der ersten Recension S. 398. angezeigt ist. 2) Wofern Hrn. H. der Sinn fehlt, um zu empfinden, daß ein junger angehender Schriftsteller, wie er ist, und der noch durch nichts gezeigt hat, daß er etwas von der Poesie verstehet, dreist und unverschämt handelt, insofern er

einem

einem berühmten Dichter wie Hr. Ramler ist, nur so beyläufig, ohne Umstände zu machen, und ohne Gründe anzuführen, sagt: „Eine NB. verbesserte Stelle seiner Ode sey nicht odenmäßig, nicht der Kalliope würdig„ — — wofern dieses Hr. H. nicht empfindet, so bedauren wir ihn, und hoffen er werde es einmal künftig empfinden lernen. Es ist hier gar nicht die Frage, wie Hr. H. meynt, ob Hr. Ramler unfehlbar sey, dafür kann er sich selbst wohl nicht halten, weil er seine Werke so vielfältig verändert und verbessert; sondern, ob nicht ein junger wortklaubender Grammatiker nasenweis sey, der, ohne Gründe anzuführen, sich die Mine giebt, daß er besser wisse was odenmäßig ist, als Hr. Ramler.

Der sechszehnte Brief, der erste dieses dritten Theils, enthält einige Erinnerungen über Hrn. Schellers Gedanken von den Eigenschaften der deutschen Schreibart u. s. f. welche im vorigen Jahre zu Halle herausgekommen sind. Ohne uns hier auf dieß Buch und den Werth desselben einzulassen, empfehlen wir den Lesern desselben die Anmerkungen unsers Verf. als brauchbar. Sie betreffen zum Theil Kleinigkeiten, und sind dabey etwas sehr weitschweifig, so weitschweifig, als Schellers Buch selbst ist, doch dieß ist man schon an Hrn. Heynatz gewohnt. Als der wichtigste Grund, warum die deutsche Sprache nicht recht empor kommen will, wird S. 6 f. mit Recht angeführt, daß diejenigen, in deren Munde sie sich zu einer vortreflichen Sprache bilden könnte, sie fast gar nicht sprechen, und noch weniger darinn schreiben. Die Ausdrücke, rein Deutsch, richtig Deutsch, gut, schön, fein und zierlich Deutsch, werden hier besser erklärt und unterschieden, als es Hr. Scheller gethan hat. Nur das scheint uns zu viel gesagt zu seyn, daß blos die übereinstimmende und herrschende Gewohnheit des Jahrhunderts, in welchem man lebt, die Regel des richtigen Deutsch seyn soll. In vielen Fällen kann diese Regel, oder mit andern Worten, der Sprachgebrauch, entscheiden; aber sehr oft kann man weiter gehen, und die Richtigkeit auf Regeln gründen, die bestimmter, und aus der Natur der Sprache hergeleitet sind, welche durch alle Zeitalter dieselbe bleibt. — Ein unrichtiger Ausdruck wird S. 13. vom unrichtigen Deutsch sehr wohl unterschieden. — In der Anmerkung zu S. 17. sagt der Verf. man nenne, wie ihn dünke, nicht einen Ausdruck, als was in einem tropischen oder uneigent-

schischen Schrift, verschiedne allgemeine Anmerkungen über die Synonymen gemacht; besonders gegen den sehr geläu- figen Satz, es gebe gar keine gleichbedeutende Wörter. So ganz ohne Einschränkung läßt sich dieser Satz freylich wohl nicht behaupten; nur, dünkt uns, werden doch nicht leicht zwey Wörter zu finden seyn, mit denen nicht wenigstens ver- schiedene Nebenbegriffe vergesellschaftet würden, wenn diese gleich nur bloß im Gebrauche, oft auch im blossen Eigensin- ne, ihren Grund haben. Auch können manche Wörter in einigen Wortfügungen völlig gleichgeltend seyn, da man im andern nicht eins in des andern Stelle setzen kann. Dieß ist der Fall bey den von dem Verf. angeführten Wörtern Beyspiel und Exempel. Man sagt: es muß an den Miß- thätern, andern zur Warnung ein Exempel, (nicht so leicht, ein Beyspiel) bewiesen werden. In der Rechen- kunst nennt man eine Aufgabe ein Exempel; und wür- de nicht dafür Beyspiel setzen können. Fremde Kunstwör- ter lassen sich freylich im Deutschen verschiedentlich ausdrü- cken; aber doch immer werden auch die Nebenbegriffe, wel- che jeder Ausdruck erweckt, verschieden seyn; wie man das leicht an den von dem Verf. S. 272. gegebenen Beyspielen sehen kann. Eben so ist es mit den von ihm angeführten Benennungen aus dem Naturreiche, und allen den übrigen Arten von Wörtern, die er als völlige Synonymen angiebt.

Wir kommen nun auf den dritten Theil dieser Briefe, dessen Vorrede fast durchgehends wider unsere Bibliothek ge- richtet ist. Die gleich Anfangs gemachte Entschuldigung sei- ner vorigen Angriffe hat der Verfasser so sehr auf Schrauben gestellt, daß es schwer seyn würde, seine wahre Gesinnung zu errathen, wenn es überhaupt der Mühe werth wäre, darnach zu forschen. Indeß haben wir jene Angriffe schon völlig ver- gessen, daß wir uns nicht die unnöthige Mühe geben wol- len, denjenigen Ausdruck aufzusuchen, oder nur zu muthmas- sen, von dem er selbst sagt, daß er beleidigend gewesen sey. Unstreitig hätte der Verf. in allem Betrachte mehr Ehre da- von gehabt, wenn er sich gegen seine Kunstrichter bescheide- ner, nachgebender, und weniger argwöhnisch bewiesen hätte.

Es sind höchst unerweisliche Anschuldigungen, wenn der Verf. (S. 4 f. der Vorr.) die Ausdrücke des Recensenten seiner Sprachlehre anders als wörtlich, oder gar ganz gegen- seitig versteht, und ihm dabey hämische Nebengedanken un- terschiebt. Auch wir glauben, daß sagen besser sey, als muth-

massen

müssen lassen; aber auch, daß billig urtheilen besser sey, als argwöhnisch muthmassen. — Der Verf. konnte es nicht wissen, auf keine Art erwarten, daß man sein Buch gleich bey der ersten Auflage in Schulen einführte? und doch setzte er die Worte, zum Gebrauch der Schulen, als den Zweck des Buchs, auf den Titel dieser ersten Auflage? Das Urtheil, welches das Publikum, wie der Verf. sagt, von einem ganz unpartheyischen Recensenten erwartete, ob das Buch für Schulen brauchbar sey, haben wir ja gefällt, und die Einschränkung, in den Händen eines geschickten Lehrers, hinzugesetzt. — Auf Schrauben gestellt nannten wir die Regeln des Verfassers, weil er viele derselben als unentschieden vorträgt, und doch verlangt, man soll sie, als das sichere Resultat sorgfältiger Untersuchung, festsetzen und dem Schüler vortragen. —

Verschiedene der gemachten Erinnerungen beantwortet der Verfasser, und verlangt unsere Erklärung darüber so dringend, daß wir sie wohl, doch so kurz als möglich, geben müssen.

Mag doch die Anmerkung, daß die Orthoepie auch das aussprechen lehren soll, was unrecht geschrieben ist, immer da stehen; hätte der Verf. mit ein paar Worten den Zweck angedeutet, warum sie da stand, so wäre sie uns vielleicht weniger sonderbar und unbedeutend vorgekommen.

Das ch, ph, sch rc. mag immer unter den Charakteren des Alphabets stehen, wenn von der Aussprache die Rede ist, welche dieselben als einfache Laute behandelt. Aber die Anmerkung, daß es eigentlich keine neue, sondern aus den einfachen zusammengesetzte Charaktere sind, wäre doch in einer Sprachlehre wohl nicht überflüßig, wenn gleich dieser Umstand von selbst in die Augen fällt.

Bey einiger Genauigkeit, wird man allemal die Aussprache des ph und des f unterscheiden, und bey dem erstern etwas von dem p hören lassen, wiewohl nur leicht, und ohne Affektation.

Was der Verf. über das ie in der neuen Auflage seiner Sprachlehre beygebracht hat, haben wir nachgelesen, und finden es ganz richtig. Wenn aber seine eigne Erklärung des Diphtongs, als ein doppelter, zusammen ausgesprochner Vokal, ihre Richtigkeit hat, so kann man das ie aus der Anzahl der Diphtongen nicht ausschliessen; und er selbst nennt es verschiedentlich so. Wenn beyde Buchstaben in der Aussprache getrennt werden, so ist es nicht der Diphtong mehr.

Unsere

Unsere Anmerkung über predigen und kriegen gründete sich blos auf das, was der Verf. izt für einen Druckfehler erklärt. Der Recensent war nicht unter der Anzahl seiner Freunde, in deren Exemplaren er ihn verbessert haben will; der Irrthum ist folglich nicht seine Schuld.

Es steht S. 4. der ältern Ausgabe, daß er wie ein dunkles en ausgesprochen wird. Die Aussprache des erstern ist nur ein merkliches offener.

Die Anmerkung über Grav und Graf war nichts weiter als ein Zusatz zu dem kurzen Ausspruche des Verfassers S. 69. „Grav für Graf ist nicht gut.„ Ueber die Ableitung wollen wir uns hier nicht einlassen.

Von dem Gedankenstriche sagt der Verf. S. 71. daß er durch den häufigen Gebrauch beynahe verächtlich geworden sey. Ueberhaupt scheint uns jene Benennung dieses Unterscheidungszeichens etwas gehässiges zu haben, und in dem gewöhnlichen Gebrauche wohl nicht den Zweck desselben auszudrücken zu sollen, daß man es solchen Worten vorsetze, die einen außerordentlichen und unerwarteten Gedanken enthalten; vielleicht eher, daß man ihn da setze, wo der Leser inne halten, und eins oder das andere hinzudenken soll. Aber die Brauchbarkeit und wirkliche Anwendung dieses Zeichens ist weit mannichfaltiger. In der neuen Auflage hat sich der Verf. schon bestimmter darüber erklärt.

Bey den übrigen Erinnerungen wollen wir uns nicht aufhalten. Ist dem Verf. so sehr daran gelegen, in allem Recht zu haben, so mag er es haben; zumal, da doch das meiste davon noch unentschieden und willkührlich ist. Wenn Hrn. H. solche weitschweifige Untersuchungen, die am Ende zu nichts führen, nicht langweilig sind, so sind sie es uns, und gewiß auch seinen und unsern Lesern.

Eben so wenig wollen wir uns bey der Beantwortung unserer Recension über den ersten Theil dieser Briefe lange verweilen. Nur ein paar Anmerkungen. 1) Die Veranlassung zur Bemerkung der Seitenblicke auf Herrn Basedows Religionsmeynungen und Schulverbesserungen, findet der Verf. S. 46. des ersten Theils seiner Briefe; so wie es auch schon in der ersten Recension S. 398. angezeigt ist. 2) Wofern Hrn. H. der Sinn fehlt, um zu empfinden, daß ein junger angehender Schriftsteller, wie er ist, und der noch durch nichts gezeigt hat, daß er etwas von der Poesie versteht, dreist und unverschämt handelt, insofern er

einem

einem berühmten Dichter wie Hr. Ramler ist, nur so beyläufig, ohne Umstände zu machen, und ohne Gründe anzuführen, sagt: „Eine NB. verbesserte Stelle seiner Ode sey nicht odenmäßig, nicht der Kalliope würdig„ — — wofern dieses Hr. H. nicht empfindet, so bedauren wir ihn, und hoffen er werde es einmal künftig empfinden lernen. Es ist hier gar nicht die Frage, wie Hr. H. meynt, ob Hr. Ramler unfehlbar sey, dafür kann er sich selbst wohl nicht halten, weil er seine Werke so vielfältig verändert und verbessert; sondern, ob nicht ein junger wortklaubender Grammatiker nasenweis sey, der, ohne Gründe anzuführen, sich die Mine giebt, daß er besser wisse was odenmäßig ist, als Hr. Ramler.

Der sechszehnte Brief, der erste dieses dritten Theils, enthält einige Erinnerungen über Hrn. Schellers Gedanken von den Eigenschaften der deutschen Schreibart u. s. f. welche im vorigen Jahre zu Halle herausgekommen sind. Ohne uns hier auf dieß Buch und den Werth desselben einzulassen, empfehlen wir den Lesern desselben die Anmerkungen unsers Verf. als brauchbar. Sie betreffen zum Theil Kleinigkeiten, und sind dabey etwas sehr weitschweifig, so weitschweifig, als Schellers Buch selbst ist, doch dieß ist man schon an Hrn. Heynatz gewohnt. Als der wichtigste Grund, warum die deutsche Sprache nicht recht empor kommen will, wird S. 6 f. mit Recht angeführt, daß diejenigen, in deren Munde sie sich zu einer vortreflichen Sprache bilden könnte, sie fast gar nicht sprechen, und noch weniger darinn schreiben. Die Ausdrücke, rein Deutsch, richtig Deutsch, gut, schön, fein und zierlich Deutsch, werden hier besser erklärt und unterschieden, als es Hr. Scheller gethan hat. Nur das scheint uns zu viel gesagt zu seyn, daß blos die übereinstimmende und herrschende Gewohnheit des Jahrhunderts, in welchem man lebt, die Regel des richtigen Deutschseyn soll. In vielen Fällen kann diese Regel, oder mit andern Worten, der Sprachgebrauch, entscheiden; aber sehr oft kann man weiter gehen, und die Richtigkeit auf Regeln gründen, die bestimmter, und aus der Natur der Sprache hergeleitet sind, welche durch alle Zeitalter dieselbe bleibt. — Ein unrichtiger Ausdruck wird S. 13. vom unrichtigen Deutsch sehr wohl unterschieden. — In der Anmerkung zu S. 17. sagt der Verf. man nenne, wie ihn dünke, nicht einen Ausdruck, als was in einem tropischen oder uneigentlichen

lichen Sinne stehe. Diese Bedeutung des Worts Ausdruck scheint uns doch zu eingeschränkt, und der Verf. selbst hat sich dieses Worts in eben diesem sechszehnten Briefe verschiedentlich im allgemeinen Verstande bedient.

Auch der siebzehnte Brief betrift noch das angeführte Buch, und enthält gleich Anfangs gute Erinnerungen über den Unterschied des sogenannten biblischen und des orientalischen Vortrags, d. i. eines solchen, in welchem man dem grossen Haufen Redensarten vorträgt, oder beybringt, die ihm nicht anders als durch die ihm fehlende Einsicht in die Orientalische Denkart verständlich seyn können. Eben so brauchbar sind die Anmerkungen über die Einmischung fremder Wörter in die deutsche Sprache, die vielleicht noch die Regel als einen Zusatz leiden, daß man dergleichen fremden Wörtern, die man nimmt zur Vollständigkeit oder Verständlichkeit der Sprache nicht entbehren kann, so viel möglich, eine deutsche Endung, der Analogie anderer Wörter gemäs, zu geben suchen, und z. E. lieber Naivetät als Naiveté, lieber Organisirung als Organisation sagen müßte.

Im achtzehnten Briefe ist die Rede von der im Jahre 1770. bey Breitkopf ausgegebenen Anzeige und Probe von einem deutschen grammatischen Wörterbuche, wovon nunmehr der erste Theil erschienen ist. Der Verf. tadelt den Vorsatz, nur lauter Hochdeutsche Wörter zu liefern, und alle neue, fremde und Provinzialwörter auszuschliessen, aber hat er auch bedacht, wie ungeheuer sich Hr. Adelung die Arbeit erschweret hätte, wenn er sie hätte aufnehmen wollen. Ueber die Anordnung der Wörter nach der Abstammung wird ein ganz dienlicher Rath ertheilt. Auch zu der bereits mitgetheilten Probe liefert der Verf. einige Anmerkungen und Zusätze. In Ansehung der S. 54. vorgeschlagenen, in dem Wörterbuche anzuführenden Schriftsteller sind wir mit dem Verf. nicht ganz einerley Meynung. Vor Luthern sowohl, als zwischen ihm und Opitz liesse sich noch keine gute Anzahl alter deutscher Schriften zur Quelle eines solchen Wörterbuchs gebrauchen, aus denen man eine Menge von Bemerkungen müßte sammlen können, die zur Erforschung des Eigenthümlichen und der bestimmten Bedeutung, auch oft der Abstammung deutscher Wörter genützt werden müßten. Diese würden dann unstreitig besser und zuverlässiger seyn, als viele Autoritäten neuerer Schriftsteller, die nicht sorgfältig genug gewählt und angeführt werden könnten.

Die

Die Emilia Galotti hat dem Verf. Gelegenheit gegeben, in seinem neunzehnten Briefe einige nicht unerhebliche Sprachanmerkungen zu machen. Ein Dichter, der seine Sprache so sorgfältig studirt hat, und so sorgfältig und schön schreibt, wie Hr. Lessing, verdient es allerdings, daß man seine Arbeiten auch in dieser Rücksicht sorgfältig studire. Dieser Brief giebt dazu eine sehr gute Anleitung. Nur das wollen wir erinnern, daß der Tadel eines Ausdrucks weil er kanzleymäßig ist, der auch hier S. 65. 66. 67. vorkömmt, wohl kein so treffender Tadel sey, als man gemeiniglich glaubt. Sehr viel eigenthümliches, kernhaftes Deutsch ist in der alten, unabgeänderten Schreibart der Kanzeleyen anzutreffen, wie Luther selbst, wenn wir nicht irren, irgendwo angemerkt hat. — Die Apostrophirung des e am Ende einiger Wörter, denen ein Vokal unmittelbar folgt, ist von Herrn Lessing, wie wir zuverlässig wissen, mit gutem Vorbedachte geschehen, und eben daher auch an andern Stellen mit Vorbedachte unterlassen, um dadurch dem Schauspieler und Vorleser die gehörige und natürlichste Aussprache in den Mund zu legen. Daher auch die Verschiedenheit in der Rede: Ich danke ihm, mein Freund. — Ich dank' ihm. Das erste muß offenbar langsamer, und mit mehrerm Bedachte, als das letztre ausgesprochen werden. Diese kleine Anmerkung kann Hrn. Heynatz erinnern, daß ein bloßer Grammatiker, bey Werken des Geschmacks, zumahl solcher Schriftsteller, die die Sprache mit Ueberlegung studirt haben, mit den bloßen Regeln nicht weit kommt, und daher ein wenig behutsam urtheilen sollte.

Der zwanzigste Brief ist eine ausführlichere Ausbesserung des Verfassers über die schon mehrmals von ihm vorgebrachte Behauptung, „daß es unnöthig sey, gleichlautende Wörter bloß aus der Ursache verschieden zu schreiben, um sie von einander zu unterschieden zu können.„ Zuerst bestimmt er die Streitfrage genauer, wovon hier die Rede ist; und wenn es darauf ankömmt, ob man Wörter, die nach einem alten bisherigen Gebrauche auf gleiche Art geschrieben worden sind, bloß um sie von einander zu unterscheiden, mit verschiedenen Buchstaben zu schreiben suchen, und aus dieser Unterscheidung eine allgemeine orthographische Regel machen solle? so leugnen wir dieses mit ihm. Denn man kann durch eine solche Neuerung weit leichter Verwirrung, als größere Deutlichkeit veranlaßen. Aber wenn man auf der

andern Seite wiederum so weit geht, einmal eingeführte, und fast durchgängig aufgenommene Unterscheidungen zu verwerfen, so scheint uns dieß Verfahren, eine eben so unnütze Neuerung zu seyn. So weit wird nun wohl nicht Jemand gehen, daß er Ein und dasselbe Wort, anders in seiner eigentlichen, und wieder anders in seinen tropischen Bedeutungen schreiben sollte, wie dieß z. E. der Fall in dem aus dem Popowitsch, (einem solchen Kleinigkeitenjäger wie Hr. H.) S. 43. angeführten Beyspiele des Worts Bart seyn würde. —

Der Recensent der Sprachlehre des Verf. hatte bey der von ihm vertheidigten Unterscheidung der Wörter Heide und Haide nicht die hier S. 95. angegebenen beyden Bedeutungen im Sinne, sondern verstand unter dem ersten einen Götzendiener, unter dem zweyten eine fruchtlose, unbebaute Gegend, oder Waldung. Und beyde sind doch wohl auch der Abstammung nach von einander verschieden. In Ansehung der beyden Wörter wieder und wider tritt er in der Theorie dem Verfasser völlig bey. Der eingeführte Gebrauch, sie zu unterscheiden, kann indeß doch wohl in einigen Fällen nützlich seyn. Ueberhaupt ist das Verfahren des Verf. sehr zu billigen, der nach S. 103. nur dann unterscheidet, wenn entweder etymologische Gründe, oder der alte Gebrauch, oder die Verschiedenheit des Tons in der Aussprache dazu rathen.

Der Inhalt des 21sten Briefes ist mit dem Inhalte des vorigen verwandt, und betrift den Unterschied der Wörter vor und für, den der Hr. Direktor Heinze in zwey Programmen völlig aufzuheben gesucht hat. Wenn auch die Gründe, mit welchem er diesen Unterschied bestreitet, über diejenigen, welche man ihnen entgegen setzen kan, das Uebergewicht hätten; so glauben wir doch, daß dieser Unterschied schon zu eingeführt, und, wie unser Verf. auch an einigen Beyspielen zeigt, zur Vermeidung des Mißverstandes zu dienlich sey, um ihn nunmehr wider aufzugeben. Auch die Analogie der Englischen Sprache, die *for* und *before* hat, scheint uns denselben zu bestätigen. Uebrigens wird auch bey diesen beyden Briefen, Hrn. H. so gewöhnliche Weitschweifigkeit, bey Untersuchung unerheblicher Kleinigkeiten, besonders den, der sich schon durch die vorigen Briefe durchgearbeitet hat, sehr ermüden.

Zu den 22sten Briefe dieses Theils hat eine im Jahre 1766. herausgekommene Schrift: Ueber die deutsche Ton-

messung

messung, Gelegenheit gegeben. Da der Verf. seine Anmerkungen darüber noch nicht geendigt hat, so versparen wir unsre Gedanken davon bis zur Anzeige des folgenden Theils.

Hgl.

P. N. Sprengels Handwerke und Künste in Tabellen, mit Kupfern. Bearbeitung der Erdarten, fortgesetzt von O. L. Hartwig. Zehnte Samml. Berlin, im Verlage der Buchhandlung der Realschule 1773. 8. 240 S. mit einem Register über die 9te und 10te Sammlung.

Eilfte Sammlung. 1773. 323 S.

Der Mahler ist der Gegenstand des ersten, sehr interessanten Abschnitts, der allein 105 Seiten einnimmt und mit einer Biographie aller berühmten jüngern Berlinischen Mahler sich endiget; von Böckli und du Buisson anzufangen, bis auf Chodowicky, der die Kupfer zu Basedows Elementarbuch erfunden, auch zu Sebaldus Nothankern, und Hopfern einen Wappenmahler aus Tödelsee in Franken und Hosenfeldern einen Pferdemahler, sind in allem 68 Mahler in Berlin unter der gegenwärtigen Regierung gewesen, und die meisten leben noch. Der 2te Abschnitt handelt von dem zünftigen Staffirmahler oder Tüncher, der aber kein gemeiner Anstreicher seyn, sondern auch Vergolden und Lackiren verstehen muß.

Der 3. 4. 5. 6. 7. 8te Abschnitt handeln vom Alaunwerke oder eigentlicher von der Alaunsiederey, vom Küchensalze, wobey man eine Nachricht von allen Preußischen Salzwerken findet, vom Salpeter, von der Glashütte, Spiegelfabrik, Glasschleifen. Lauter fürstliche Handwerker und alles mit derselben Präcision, Deutlichkeit und fruchtbaren Kürze, die man an diesem gemeinnützigen Werkgen noch nie verkennet hat. So weit die 10te Sammlung. In der eilften handelt der 1ste Abschnitt von Holzarten, die in Berlin verarbeitet werden, die andern 8 Abschnitte aber von allerley Holzarbeitern, dem Zimmermann, Schiffzimmermann (versteht sich Berlinischer Schiffzimmermann, kein Amsterdamer, sondern der große Kähne, sogenannte Hamburger

burger Schuten, Holzgellen, Elb- und Oderkähne macht); Stell- Stuhl- Korb- Flügel- Lauten und Orgelmacher.

Hk.

Jean Chretien Touçement des Deutsch = Françoys Schrifften, mit viel schön Kupferstück, kans complétt mit der zweyten Theil vermehrt. Zu Nürnbergk bey G. N. Raspe. 1772. 48 Bogen und 5 B. Kupferstiche in gr. 8.

Es gehört mit zu der Geschichte des Geschmacks der Deutschen, daß diese platte Reime, noch vor dreyßig oder vierzig Jahren, an dem prächtigsten und artigsten Hofe Deutschlandes den größten Beyfall fanden. Blos ein närrisches Gemengsel von gebrochenen deutschen und französischen Worten, ohne allem Witz, nebst einigen Erzählungen von Stadthistörchen, oder Anspielungen auf dieses oder jenes Geschichtchen, machte das ganze Verdienst dieser Reime aus, und doch konnten die vornehmsten Personen im Staate, deren Namen zum Theil in diesem Werke genennet sind, sich nicht satt daran lesen. Der Deutschfranzose schrieb fort, bis seine Werke zu zween nun gedruckten Bänden in Großoctav anwuchsen.

Man hätte hoffen können, sie würden mit Corvinus frühaufgelesenen Früchten, mit Seanders an der Elbe Kleinigkeiten, mit Picanders scherzhaften Gedichten, mit der Poesie der Franken, mit Seidels sechszehn Sammlungen von Gedichten, und mit andern liebreichen Reimen, die im Jahre 1736. auf den Nachttischen der deutschen Schönen lagen, vergessen worden seyn; aber siehe! sie werden im Jahre 1772. neu gedruckt. Zwar nicht in Dreßden, sondern in Nürnberg. Aber selbst in Nürnberg und in dem benachbarten Bayern und Schwaben, hätte man denken sollen, es würde niemand, der nicht zum Pöbel gehörte, dergleichen Zeug lesen wollen. Doch wir befürchten in allen Provinzen Ober- und Niederdeutschlandes giebt es noch sehr viele Leute, die jetzt noch immer ums Jahr 1736. leben!

A.

Der

Der Deutsche. Fünfter Theil. Hamburg im Verlag der Müllerschen Buchhandlung, 1773. 13 Bogen. 8.

Ueber die ersten Theile dieser Schrift haben wir anderwärts (A. D. B. XVIII. B. S. 643 f.) unsere Meynung gesagt: und jetzt ist es uns angenehm, unsern daselbst geäusserten Wunsch, daß sie fortgesetzt werden möchte, erfüllt zu sehen. Der Herausgeber jener Theile hat dem gegenwärtigen und einigen seiner vormaligen Mitarbeiter die Fortsetzung erlaubt, verschiedene noch übrige Beyträge dazu überlassen, auch einige eigene Aufsätze mitzutheilen, versprochen. Dieses lesen wir in einer Vorrede, die uns bis auf die Worte gefallen hat: „Ich bilde mir nicht ein, daß jemand „aus meinen Blättern etwas lernen werde; und dafür kann „ich nicht.„ Soll das Scherz seyn, so wird er wohl den meisten unverständlich seyn. Zwar ist es schon vorher mit andern Worten gesagt: „die Menschen sind unverbesserlich.„ Aber das ist ja noch unverständlicher.

Die Fortsetzung selbst ist der vorhergehenden Theile nicht nur würdig; sie ergänzt auch dieselben durch manche treffende Gemälde und feine Anmerkungen, in denen sich Ernst und Ironie meistentheils sehr anpassend ablösen. Eigentlich aber enthält dieser Theil in den meisten der dreyzehn Stücke, aus welchen er besteht, einen Commentarius über den gleich S. 6 = 10 stehenden Abriß von der jetzigen Bildung, oder dem in aller Betrachtung blühenden Zustande der Deutschen, nach den gewöhnlichen Posaunenton unserer Zeiten. Ein sehr weites Feld, um heilsame Wahrheiten hervorsprießen zu lassen, und der V. hat es genützt. Diese Wahrheiten vereinigen sich ohngefähr in folgenden Beyden: die Ausbildung der Deutschen ist noch lange nicht so vollkommen, als die meisten sich einbilden; und — Ohnerachtet sie in derselben schon weit gekommen sind, kann man sie doch nicht vor glücklich halten.

Erstlich also von unserer Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Künste. Wir verstehen alte und neue Sprachen, Mythologie, Alterthümer, und viele andere Dinge; unsere Männer und Knaben schreiben Bücher und Journale: und bey dem allen kennen und schätzen wir unser Vaterland zu wenig. Künste haben wir auch in großer Menge, zugleich aber haben wir die Natur sehr verlassen, um viele Spielwerke zu verfertigen und anzustaunen. Wir haben vermit-

telst der Buchdruckerkunst alle mögliche Bequemlichkeit, unsere Träume und Thorheiten weitläuftiger als vormals zu verewigen, und unsern Namen den entferntesten Nationen sowohl als den spätesten Nachkommen bekannt, angesehen, und verächtlich zu machen. Wir haben auch eine ungemeine Anzahl entbehrlicher Handwerker und Professionen. — Weiter von der Vernunft, die in Deutschland wieder zum Besitze ihrer Rechte gelangt seyn soll. Allein die Tugend haben wir verloren: und blos ihre verschiedene Namen sind noch in den Schriften der Dichter, Sittenlehrer und Satyrenschreiber übrig. Zwo Gottheiten herrschen über uns, Geld und Eigennütz. Auch haben wir die besondere Gewissensfreyheit bey uns eingeführt, daß beynahe ein jeder sich erlaubt zu thun was er thulich findet, so weit ihn Rang oder Vermögen vor der Ahndung der Obrigkeit sicher stellt. — Von den Priestern des Herrn unter uns. Hier excerpiren wir nichts, denn wir wissen die Klosterregel: Respectuose loqui de Domino Abbate. Aber dieser Verf. scheint es, hat für den bloßen schwarzen Rocke nicht viel Respekt. Wir haben auch Priester der Tugend; aber unsere Sittenlehrer leben anders als sie schreiben. Die Barden, welche wir ehemals hatten, ermahnten nicht zur Tugend, sondern belohnten die Tugendhaften durch ihre Gesänge. — Auch Gesetze haben wir; aber ziemlich viele die nichts taugen, und dabey strafen sie nur Verbrechen, nicht Laster, würken so wenig Tugenden als sie dieselben belohnen. Lohnte man Heldenthaten nicht; wir würden nicht viele Helden haben: davon sind die Fürsten überzeugt. Lohnte man die Tugend, wir würden mehr tugendhafte Männer haben! davon scheinen die Fürsten nicht überzeugt zu seyn. Und wie sollte man sie belohnen? „Wie das alte Deutschland und Rom seine guten Bürger belohnt hat.

Andere lesenswürdige Stellen übergehen wir, auch das Schreiben des Lucius an den Deutschen, das allerdings unter dieselben gehört. Obgleich einiges zu einseitig vorgestellt ist, (vermuthlich damit die ausgebildete Nation sich nicht zu viel einbilde), manches weniger weitschweifig hätte gesagt werden können, auch bey dem Abrisse unserer jetzigen Gelehrsamkeit, der philologisch- antiquarisch- mythologische Geschmack weit herrschender abgebildet wird, als er würklich ist, (ohngefähr wie er vor zwanzig, dreyßig Jahren war,) und dagegen einige andere Hauptmängel in dem Zustande

der

der Wissenschaften unter uns vorbey gelassen worden sind; so hindert uns dieses doch nicht zugestehen, daß wir diesen Theil mit Vergnügen gelesen haben. Es wird immer größer werden, je mehr mit gleicher Absicht gezeigt werden wird, was die Deutschen waren, was sie sind, und was sie seyn sollen.

St.

Ein theologisches, juristisches, medicinisches und philosophisches Bedenken über die von einem gewissen Zeitungsschreiber in Frankfurt am Mayn bekanntgemachten Akten, betreffend eine Recension des vom Hrn. Hauptpast. Götze zu Hamb. herausgegebenen Buchs, betitelt: Betrachtungen über das Leben Jesu auf Erden. 1773. 48 Seiten. 8.

Es ist sehr seltsam anzusehen, wenn ein Spießgesell der schwarzen Zeitung, witzig seyn will! Uebrigens werden Hr. Götze und seine Genossen, und wenn auch zehn Juristenfakultäten und Schöppenstühle, ihrer Meynung wären, dennoch nie die vernünftige Welt überreden, daß derjenige, der ein elendes Buch, wie Götzens Betrachtungen über das Leben Jesu, schlecht nennet, zwanzig Thaler Strafe geben solle,

> Consilia qui dant prava cautis hominibus,
> Et perdunt operam et deridentur turpiter.

Mn.

Beschryving van de konigl. pruissische Residentien Berlin en Potsdam uit het hoogduitsch en fransch vertaald, en met platte gronden der beschrevene Steden versierd te Dordrecht, by Abrah. Blussé en Zoon. 1771. 536. Seiten in gr. 8. nebst den Grundrissen der beyden Städte.

Diese holländische Uebersetzung der Beschreibung von Berlin und Potsdam, ist ziemlich getreu. Die Fehler, die wir darinn gefunden haben, sind selten von Beträchtlichkeit; doch hin und wieder hat der Uebersetzer falsch verstanden, z. B. S. 337. die Silberaffinerie wird übersetzt *de Zilverdraattrekkery*. Der Uebersetzer hat auch

einige wenige Veränderungen. Die bis 1771. vorgefallen sind, aus den Zeitungen angezeigt.

Mn.

Georg. Heinr. Spenkers Bestimmung der Dauer der Welt nach den Geschichten und Weissagungen der Schrift. Zwote verb. u. vermehrte Auflage. Bützo und Wismar, 1773. 8. 1 Alph.

Die Welt ist in sechs Tagen erschaffen, und am siebenden ruhete Gott. Sie dauret also 6 Jahr und denn folget die Ruhe der Heiligen. Dieß ist die Meynung des Verf. die er auf Ebr. 4—11 und andren Schriftstellen gründet. Er beweisct sie aber auch durch die chronologische Ausrechnungen der Geschichte und Weissagungen, sonderlich des Daniels und der Offenbarung Joh. Diese beyde Schriften sind ihm insonderheit die zween Zeugen Off. 11. Der eine Zeuge die O. J. wird jetzt schon getödtet, da ihre Göttlichkeit von H. Oedern und von H. D. Semlern bestritten wird, und dem Daniel kan leicht ein gleiches begegnen.

In das Jahr 1772. sezt er den Untergang der Türken durch die Russen und Araber.*) Nach 1772 fängt sich die allertraurigste Periode an Off. 20, 7. 8. 9. da die Ungläubige die Kirche Gottes ausrotten wollen. Die Richtigkeit dieser Auslegung wird sich bald zeigen, da der V. dieselbe so nahe gesetzet hat, der V. ist seiner Meynung völlig gewiß. Man muß sich darüber nicht wundern. Es gehet mit den Weissagungen, wie mit dogmatischen Sätzen. Hat man sich erst eine in den Kopf gesetzet, so drehet man alles, bis es sich passet. Wir wünschen nur, daß es dem V. nicht gehen möge, wie einem geschikten und ehrlichen Mann, der auch aus dem Daniel und Offenbarung von der Eroberung Konstantinopels 1762. überzeugt, seinen vortheilhaften Posten verließ und fortgieng, das Evangelium in besagter Stadt zu predigen.

Br.

Ver-

*) Ein schlimmer Streich für Hrn. S. ist es, daß die Araber mit den Türken noch jetzt 1774. einen Boden haben.

Versuch über den Charakter des Menschen und eines Volkes überhaupt. In einem kurzen Abrisse von F. L. von Hopfgarten. Leipzig, bey Johann Friedr. Junius 1773. 226 S. in kl. 8.

Nach den verschiedenen ältern und neueren Versuchen über den Gegenstand, den H. v. H. hier untersucht, hätte man billig erwarten können, daß er entweder die Gedanken seiner Vorgänger berichtiget; oder sich einen neuen Gang zu seinen Betrachtungen durchgebrochen haben würde. Allein er geht statt dessen ohne Begleitung, und ohne alle Bekanntschaft mit andern wovon man wenigstens keine Spur bemerket, vor sich auf dem gemeinen Wege dahin; nimmt im ersten Versuche aus Vergleichung weniger allgemeiner Erfahrungen die Eigenliebe zum ersten Grundtriebe des Menschen an; leitet daraus Wollust, Ehrbegierde und Geldgeitz, als drey Hauptwillen, wie er sie nennet, her; und sucht endlich aus deren verschiedener Mischung, Uebergewicht, und Einschränkung durch äussere Kräfte und Gegenstände die Mannigfaltigkeit in den menschlichen Charaktern zu erklären: als wenn den menschlichen Charakter allein das Herz ausmachte; von diesem die Eigenliebe nicht schon an sich selbst ein grosser Nervenbündel wäre, der erst sorgfältig aufgelöset werden muß, ehe man seine Zweigungen und Ausläufe untersuchet; und Geld, Ehre, und Wollust nicht blos als Materie angesehen werden müßten, die verschiedene Formen annehmen kann.

Im zweyten Versuche will H. v. H. gleichfalls auf die gewöhnliche Weise die besonderen Nationalcharaktere aus der Verschiedenheit der Regierungen erklären. Allein auf diese Art bringt man nur das Zufällige, nicht aber das Eigenthümliche und Ursprüngliche in dem Charakter eines Volkes heraus, das niemals eine Folge der Regierungsform ist; ob man gleich aus dem Verhalten gegen dieselbe den Geist und die Gesinnungen einer Nation einigermassen beurtheilen kann. Sonst scheinet es, daß H. v. H. in diesem Versuche mehr selbst gedacht, als in dem erstern, dessen Anlage uns entlehnet zu seyn dünket, woher auch dort die Schreibart und die Gedanken etwas gezwungenes angenommen haben, das man hier gerne vermisset, und dagegen manche gute und feine Bemerkungen antrift, die uns Hoffnung machen, daß H. v.

H. in seinen künftigen Untersuchungen durch eignes und freyes Nachdenken glücklicher, als er jetzt gewesen ist, seyn könne.

Nz.

Nachrichten.

Da eine sogenannte ascetische Gesellschaft, des Pred. Toblers sämtliche Erbauungsschriften, auf Vorschuß nachdrucken, so macht derselbe hierdurch öffentlich seinen Misfallen darüber bekannt, und versichert das Publikum daß er unter Mithülfe des Hrn. Prediger Zollikofer in Leipzig, an einer neuen Ausgabe arbeite, welche vor der ersten wahre beträchtliche Vorzüge haben wird.

* * *

Da in Hrn. Meusels Nachtrag zu dem Hambergerischen gelehrten Deutschlande, der Hrn Hofrath von Bretschneider zu Schleiz, als Verf. des Buchs, Antiquitäten betitelt, angegeben worden, so macht derselbe bekannt, daß diese Nachricht ganz falsch sey, daß er an diesem Buche nicht den geringsten Antheil habe, auch es nicht einmal durchgängig billige.

* * *

Hr. Inspektor Krämer, Sekretär der Churpfälzischen Ökonomischen Gesellschaft ist zum ersten Hofprediger nach Darmstadt berufen, und von der Gesellschaft zum ersten auswärtigen ordentlichen Mitgliede ernennet worden.

Hr. Professor Succow von Jena, hat von erwähnter ökonomischen Gesellschaft den Ruf als Professor der Oekonomie, und erster Sekretär mit einem ansehnlichen Gehalte und Reisegeld erhalten, und er hat diesen Ruf angenommen.

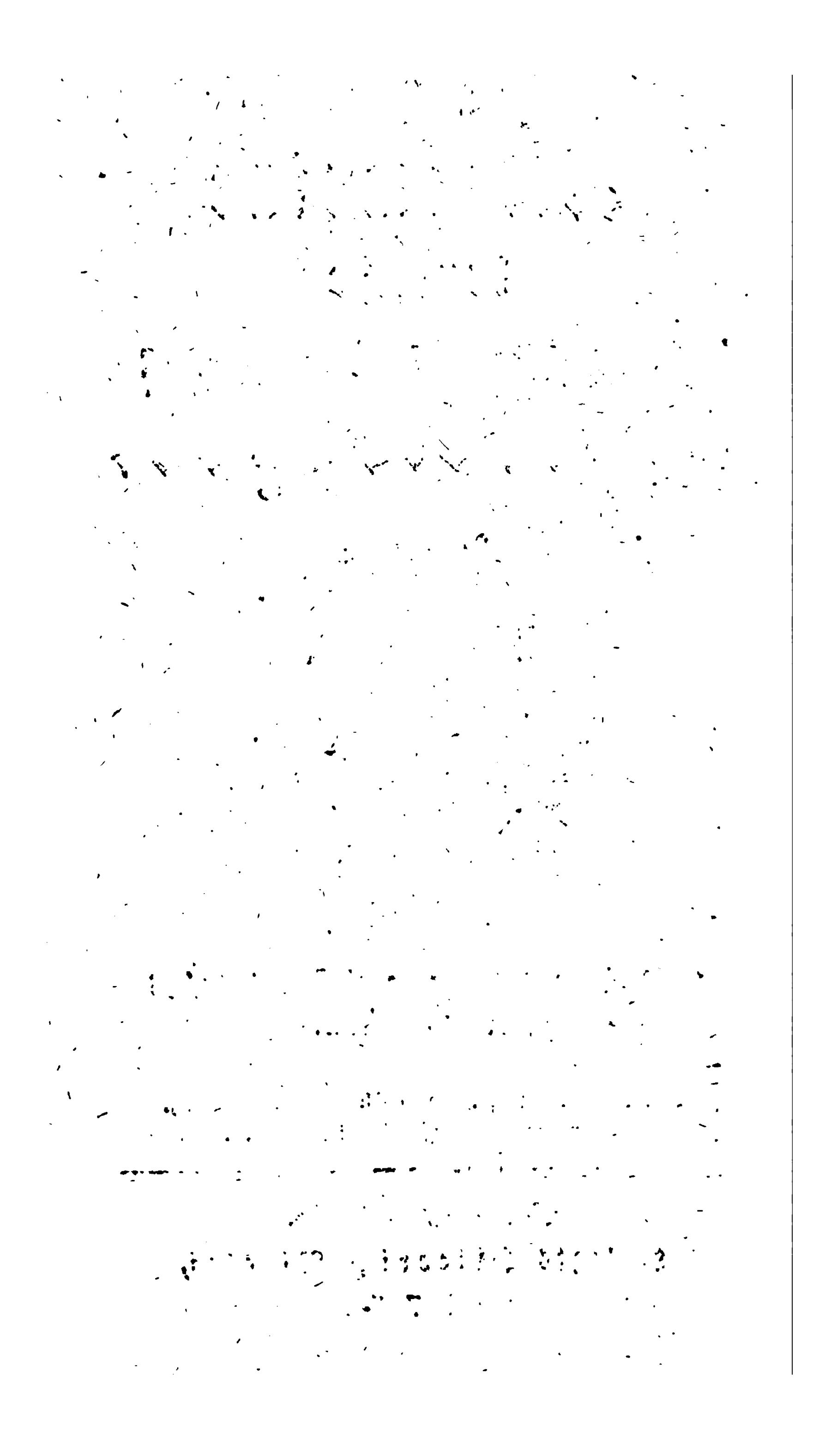
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des drey und zwanzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1775.



Verzeichniß

der in diesem zweyten Stück des drey und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

4) Schö-

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste.

Musik.

6) Romanen.

7) Weltweisheit.

8) Mathematick.

9) Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie und Mineralogie.

Herrn

10) Geschichte, Diplomatick und Erdbeschreibung.

11) Gelehrte Geschichte.

12) Philologie, Kritick und Alterthümer.

13) Erziehungsschriften.

14) Kriegswissenschaft.

15) Fi-

15) Finanzwissenschaft.

16) Münzwissenschaft.

17) Handlungswissenschaft.

18) Haushaltungskunst.

19) Ver-

19) Vermischte Nachrichten.

X.

J. C. Lavater, von der Physiognomik. Leipzig, bey Weidemanns Erben und Reich, 1772. 80 Seiten in 8.

J. C. Lavater, von der Physiognomik. Zweytes Stück, welches einen in allen Absichten sehr unvollkommenen Entwurf von einem Werke dieser Art enthält. Leipzig, eben daselbst, 1772. 192 Seiten in 8.

Der erste Theil dieses Werkchens, ist eigentlich von dem Verf. in der naturforschenden Gesellschaft zu Zürich vorgelesen worden, ward hernach, auf Veranstaltung des Hrn. Leibarzts Zimmermann im Februar 1772. in das hannöverische Magazin eingerückt, und darauf besonders in Octav abgedruckt. Hiezu fügte der Verf. nachher, als den 2ten Theil, eine andere Vorlesung hinzu, worinn er die Außenlinien eines ganzen Systems der Physiognomik summarisch entwirft, und einige wenige Anmerkungen hinzuthut.

Beyde Theile sind zwar schon fast in allen gelehrten Zeitungen und Journalen angezeigt, aber dennoch in Deutschland vielleicht noch nicht so bekannt, als sie es verdienen. Kein einziger Recensent, so viel wir uns erinnern, hat dieses Werk einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt. Einige haben es für Grillenfängerey, andere für die Wirkung einer

überspannten Einbildungskraft gehalten, andere haben es geradezu verlacht, und andere haben vielleicht bloß deshalb davon geschwiegen, weil sie es nicht gern verlachen wollten. Von einer Nase, von einem Finger, von einer Wade auf Geistesfähigkeit und moralischen Charakter schließen wollen? — Einen Superintendenten, einen Dorfprediger und einen Küster unterscheiden wollen, wenn sie alle drey Kragen und Mäntel um haben? — Es ist sehr leicht, hiebey eine weise Mine anzunehmen, und auszurufen: Wie abgeschmackt ist das!

Es ist „wie Hr. Lavater (Th. I. S. 10.) sehr „richtig sagt, der gemeine Gang aller menschlichen „Dinge, daß ihr Mißbrauch sie zuletzt ganz und gar „verächtlich macht.„ Die Physiognomik, war bisher unter den Wahrsagerkünsten gelehrt worden, ihr Hauptzweck schien zu seyn, das künftige Schicksal der Menschen vorhero zu sagen, und sie war in dieser Absicht mit dem abgeschmacktesten Aberglauben (z. B. mit der Metoposcopie und Chiromantie) verwickelt worden. Kein Wunder, daß sehr wenig vernünftige Leute Neigung haben konnten, solche Wissenschaft näher zu untersuchen, noch weniger Wunder, daß eine Vertheidigung und ein Entwurf derselben, nicht den Beyfall der meisten Recensenten erhalten konnte. Die wenigen speculativen Köpfe unter denselben, sind nur allzugeneigt, ihre Spekulation, bloß nach einem aus sich selbst, oder aus einem Kompendium gesponnenen Faden, anders aber durchaus nicht, fortzusetzen. Die witzigen Köpfe aber, und die sind vielleicht die meisten, wenigstens doch die lautesten, sind sogleich bereit alles was nur ein wissenschaftliches oder spekulatives Ansehen hat, zu verlachen, und selbst diejenigen unter diesem leichtem Volke, die eine bärtige philosophische Maske vorstecken, beziehen ihre ganze

Philosophie, auf einen sehr bequemen sensus communis. Dieser ist, in der besten Bedeutung genommen (denn oft wird auch die Blendlaterne der innern Empfindung eines Autors, mit diesem Namen belegt) der Inbegriff der zu einer gewissen Zeit oder in einem gewissen Landstriche herrschenden Wahrheiten und Vorurtheile. Da nun nach gedachten sensus communis, zu den Zeiten des Galilài, die Bewegung der Erde um die Sonne, und zu unsern Zeiten, die Metaphysik, und beynahe die ganze spekulative Philosophie für ungereimt erklärt worden, welches Wunder, daß ebenderselbe sensus communis mit der Physiognomik, mit einer Wissenschaft, die eben erst im Entstehen ist, nicht gelinder verfährt.

Und doch ist, wie uns dünkt, der Augpunkt, aus welchem man Lavaters Bemühungen um die Physiognomik billig ansehen muß, so gar schwer nicht zu finden. Wenn ein gewisser Aberglauben sich eines Theils des menschlichen Geschlechts bemächtigt hätte, und es glaubte jemand, daß unter diesem Aberglauben, einige und zwar wichtige Wahrheit verborgen läge; — wenn er es unternähme, die Wahrheit von dem beygemischten Aberglauben zu sondern, wenn er die abgesonderte Wahrheit, so viel es ihm möglich wäre, in ihrem natürlichen Zusammenhange zu zeigen suchte, hätte er nicht zu den bekannten Feldern menschlicher Erkenntniß ein neues hinzugethan? Die Physiognomik kann nicht verächtlicher gewesen seyn, als die Zauberey. Derjenige, welcher zuerst sagte: die Zauberey ist abergläubisch und lügenhaft, that freylich etwas. Derjenige aber, welcher das was in der Zauberey bloß Lügen und Aberglauben ist, von dem was Thatsache ist unterschieden, diese Thatsachen mit hellen philosophischen Geiste beobachtet, und sie in ihrer Verbindung unter sich selbst und mit den

übrigen natürlichen Begebenheiten gezeigt hätte, hätte der zu Vertilgung des Aberglaubens, und zu Bestätigung der Wahrheit nicht noch weit mehr gethan?

Und dies ist es eigentlich, was Lavater für die Physioanomik thun will, und sonach kann sein Werk weder Verachtung noch Verspottung verdienen. Es verdient vielmehr die nähere Untersuchung der Wahrheitsliebhaber. Da sich blos die Ordnung in dieser Wissenschaft auf Spekulation, die Wissenschaft selbst aber, auf die genauste und lauterste Beobachtung der Natur, und auf die Uebereinstimmung dieser Beobachtungen gründet, so ist zu wünschen, daß mehrere dazu geschickte Leute, auf das worauf uns Hr. Lavater aufmerksam machen will, aufmerken, und ihre Beobachtungen einander bekannt machen, und vergleichen. Um dazu unserer Seits etwas beyzutragen, wollen wir Hrn. L. Hauptsätze kürzlich erzählen und einige wenige Anmerkungen hinzuthun.

Im ersten Abschnitte, des ersten Theils, beschreibt Hr. L. die Physiognomik folgendermaßen:

„Die Physiognomik ist die Wissenschaft, den „Charakter, (nicht die zukünftigen Schicksale) des „Menschen im weitläuftigstem Verstande, aus sei„nem Aeusserlichem zu erkennen; Physiognomie im „weitläuftigstem Verstande ist also alles Aeusser„liche an dem Körper des Menschen und an den Be„wegungen desselben, in sofern sich daraus etwas von „dem Charakter des Menschen erkennen läßt.„

„So viele verschiedene Charaktere der Mensch „zugleich haben kann, das ist, aus so vielen Gesichts„punkten der Mensch betrachtet werden kann, so „vielerley Arten von Physiognomien, hat ein und eben „derselbe Mensch.„

Durch diese richtige Beschreibung der Physiognomik, wird die Wahrsagerkunst gleiches Namens,

gänz-

gänzlich aus dieser Wissenschaft ausgeschlossen. Die Ursach führt Hr. L. im zweyten Theile S. 32. an; „weil die Schicksale sehr oft zufällig und von der „Natur und dem Charakter der Menschen unab„hängig sind.„

Ferner sagt Hr. L. (1 Th. S. 8.) „Insofern die „Physiognomik blos den Charakter aus dem ihm „entsprechenden Ausdrucke erkennen kann, sollte man „sie die empirische, und insofern sie die Ursachen, „den Grund davon angeben, und den unmittelbaren „Zusammenhang zwischen dem Ausdrucke und dem „Charakter selbst zeigen könnte, die theoretische oder „transscendente Physiognomik nennen.

Dieser Unterschied ist richtig, und der Verf. erinnert zugleich mit Rechte, daß der letztere, oder „der philosophische Theil noch lange der schwerste „Gegenstand menschlicher Untersuchungen bleiben „wird.„

Wir setzen noch hinzu, daß es sehr nöthig seyn möchte, noch sehr lange den erstern Theil der Physiognomik zu studiren, und ihn durch unzählige Beobachtungen zu einer gewissen Art von Vollkommenheit zu bringen, ehe man es wagen kann, den zweyten zu bearbeiten; man würde sonst leicht in die Versuchung gerathen, den Hypothesen die den Grund enthalten sollten, die Beobachtungen unterzuordnen und dadurch Gefahr laufen, weit von der Wahrheit abzukommen. Der Physiognomik würde es hierinn gehen wie der praktischen Arzneykunst. Kenner wissen wie viel vollkommner sie durch genaue Beobachtungen geworden ist; und wie leicht sie unvollkommner werden könnte, wenn man dem Systemmacher folgte. Die Ursach ist, daß man sehr leicht falsch schliessen kann, wenn man nicht alle gehörige Data zusammen hat,

und daß man um desto falscher schließt, wenn man sie zu haben glaubt, ohne daß man sie wirklich hat.

Im zweyten Abschnitte sucht Hr. L. zu zeigen, daß die Physiognomik keine eingebildete sondern eine wirkliche Wissenschaft sey. Er sagt unter andern: S. 13. „der gesunde menschliche Verstand empört sich, „gegen einen Menschen, der im Ernst behaupten „könnte: ein starker Mensch könne aussehen wie ein „schwacher; ein vollkommen gesunder, wie ein voll„kommen schwindsüchtiger, ein feuriger wie ein sanfter „kaltblütiger. Er empört sich gegen einen Menschen, „der behaupten könnte: Freude und Traurigkeit, „Wollust, und Schmerz, Liebe und Haß hätten eben „dieselben, das ist, gar keine Kennzeichen im Aeus„serlichen des Menschen, und das behauptet der, der „die Physiognomik ins Reich der eingebildeten Wis„schafften verbannen will.„

Ferner sagt er: S. 20: „Ist es nicht im „höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Wiederho„lung gewisser Bewegungen der Muskeln, welche Be„wegungen mit gewissen Affecten oder Gemüthsum„ständen unzertrennlich verknüpft sind, endlich eine „solche Falte, eine solche Merkbarkeit verursachen „müssen, welche leicht ein Gegenstand der Wissen„schafft werden kann?„ Noch setzt Hr. Lavater S. 24. sehr richtig hinzu: „die Erfahrung sagt uns, daß kein „Mensch, so klug oder so stupide er immer seyn mag, „auf der Welt sey, auf den nicht wenigstens einige „gewisse Aeusserlichkeiten an andern einen solchen „Eindruck machen, daß sein Urtheil über ihn und „sein Betragen gegen ihn, auf irgend eine Weise „bestimmt wird.„

Uns scheinen diese Anmerkungen, im allgemeinen, unwidersprechlich. Wollte man gleich nun einwenden, daß aus den Physiognomien zwar im All-

ge-

gemeinen einige Kennzeichen der Charaktere zu finden, und daß sie in den äussersten Contrasten z. B. in dem Gesichte eines äusserst dummen, und eines im höchsten Grade verständigen Menschen, merklich wären; daß aber die dazwischen liegende unendliche Menge von Zwischenzügen, Schattierungen und Nüancen nicht zu unterscheiden, wenigstens nicht deutlich zu erkennen seyn würden: so ist hierauf zu antworten, daß eben durch oft wiederholte, verglichene und claßificirte physiognomische Beobachtungen alle diese, unphysiognomischen Augen unmerkbare, Verschiedenheiten, weit deutlicher unterschieden werden können, wie jedermann erfahren kann, der gute Augen, einen guten Beobachtungsgeist, und hinlängliche Geduld hat.

Hr. L. bemerkt S. 27. hierüber sehr richtig: „Wenn man erwägt, daß in der Natur eigentlich „an sich nichts groß und nichts klein, nichts mehr, „und nichts minder merkbar, sondern dieser Unter„schied nur zu gewissen gegebenen Augen relativ ist; — „wenn man erwägt, daß die Natur immer nach „Gesetzen handelt, und daß ein stumpfer Winkel von „179 Graden so wenig ohne zureichenden Grund von „ihr gebildet werden kann, als ein spitziger von einem „Grade; daß also die erste Neigung und Senkung „einer Gesichtslinie, es sey zu welcher Expreßion es „wolle, eben so wenig ohne Grund oder nach andern „Gesetzen gebildet werden kann, als der markirteste „oder gebogenste Contour: so wird man gestehen, „daß auch die feinern Nüancen ihren Grund ha„ben, folglich überhaupt erkennbar, und wissenschaft„lich bestimmbar seyn können.„

Herr L. redet ferner von der genauen Proportion aller Glieder eines einzigen Körpers, und zeigt darauf, daß es gar nicht lächerlich sey, auch aus einem

Knochen oder Zähne physiognomische Beobachtungen herleiten zu wollen, ob sie gleich freylich nicht so deutlich seyn werden, als z. B. aus dem Gesichte; und nun setzt er S. 30. hinzu: „Er getraue sich zu behaupten, daß ein höherer oder englischer Verstand „aus einem Gelenke oder Muskel, die ganze äusserliche Bildung und den allseitigen Contour des ganzen Menschen bestimmen könnte, und daß folglich „ihm ein einziger Muskel hinreichend wäre, den „ganzen Charackter des Menschen daraus zu calculiren.„ Uns dünkt, dies ist wohl zu weit gegangen. Wir sind zwar mit Hr. L. von der Richtigkeit der physiognomischen Beobachtungen überzeugt, die aus der Proportion der einzelnen Glieder eines Körpers können gezogen werden, davon er S. 28. sehr einleuchtend sagt: „Jede Modification meines Körpers hat eine „gewisse Beziehung auf die Seele. Eine andere „Hand als ich habe, würde schon eine ganz andere „Proportion aller Theile meines Körpers fordern, „folglich einen ganz anders modificirten Körper; „das heißt, meine Seele würde die Welt durch ein „ganz anderes Perspectiv, folglich unter einem andern Winkel sehen müssen.„ Es ist also sehr wohl möglich, aus einem einzelnen Gliede, also auch wohl nach Gelegenheit, aus einem einzelnen Knochen oder Muskel, etwas zu schließen, aber selbst ein höherer Verstand, könnte daraus wohl unmöglich den ganzen Charakter eines Menschen erforschen. Denn der ganze Charakter eines Menschen, der allemal so sehr zusammen gesetzt und verwickelt ist, erhellet nicht aus einem einzelnen Theile des Körpers, so wenig als aus einem einzelnen Gedanken, oder aus einer einzelnen That. Der menschliche Körper gleicht nicht einem Zirkel, aus dessen kleinsten Segmente, man den Diameter und die Peripherie erforschen kann,

son-

sondern einem sehr ungleichseitigem Vielecke, in welchem man zwar, ohne es wesentlich zu verändern, keinen Winkel ändern kann, bey dem sich aber doch auch aus einem gegebenen Winkel, nicht auf alle übrige schliessen oder die ganze Figur bestimmen läßt. Nicht zu gedenken, daß ohne Vergleichung mit allen übrigen Muskeln, die Folgerung aus einem einzigen, immer unbeträchtlich seyn würde, daß aber eine Vergleichung mit allen übrigen Muskeln eine Kenntniß aller Muskeln voraussetzen würde, und die Folgerung also nicht aus einem einzelnen, sondern aus dem Verhältnisse aller Muskeln gegeneinander entstünde.

Ueberhaupt, werden die meisten Menschen, in der Physiognomik ohnedies schon so viel unglaubliches finden, daß man sich sehr hüten muß, durch übertrieben scheinende Sätze, derselben den Zugang zu den Gemüthern noch mehr zu verschliessen.

Der dritte Abschnitt, vom Nutzen der Physiognomik hätte vielleicht noch etwas näher bestimmt werden können. Bey aller Achtung, die diese Wissenschaft verdient; haben wir doch nicht völlig die warmen Erwartungen von der Nützlichkeit einer ausgebreiteten Cultivation derselben, die Hr. Lavater merken läßt. Ihr Nutzen wird unsers Erachtens hauptsächlich seyn 1) Eine nähere Kenntniß der wahren Beschaffenheit der Charaktere der Menschen und ihrer vermischten Eigenschaften überhaupt, die durch Schlüsse aus moralischen Compendien oft so sehr verkannt werden. Der Zuwachs von Wahrheit, den das menschliche Geschlecht dadurch erhalten kann, ist schon beträchtlich. 2) Eine grosse Vervollkommnung der Bildnißmahlerey; da viele Ursachen zusammen kommen, daß bisher selbst grosse Künstler sehr oft einen schönen Kopf, eine gute Haltung, ein täuschendes Colorit, und alles was man will, in ihren Abbildungen liefern,

nur nicht den wahren Charakter des abgebildeten Menschen. 3) Die praktische Arzneykunst könnte aus einer weisen und vorsichtigen Anwendung, der pathologischen Physiognomik, vielleicht im Ganzen einigen Zuwachs bekommen, wie dieses Hr. L. im 1ten Th. S. 43. im 2ten Th. S. 91-94. S. 88. unten und sonst hin und wieder andeutet. 4) Es ist nicht zu läugnen daß eine feine Kenntniß der Physiognomieen auch im gemeinen Leben und im Umgange, manche Klugheitsregeln an die Hand geben, manchen Schaden verhüten, und manchen Vortheil erwerben könne; so wie schon beständig itzt, sehr viele Leute die keine wissenschaftliche Kenntnisse der Physiognomik haben, ihre Handlungen oft vielleicht ohne es selbst zu wissen, durch das äusserliche Ansehen der Personen determiniren, mit denen sie zu thun haben. Aber sehr wichtige Geschäfte des menschlichen Lebens möchten wir nicht auf die Physiognomik bauen. So sehr an sich wahr ist, was Hr. L. S. 34. und 35. zum Lobe der Physiognomik sagt, so wollten wir doch auch einem feinen Kenner der Physiognomik nicht rathen, der blossen Physiognomie eines andern wegen, Freundschafften zu stiften, Eheversprechungen zu thun oder zu zerreissen, Ländereyen zu verkaufen, oder grosse Kapitalien zu verborgen. Nicht als ob wir deshalb nicht glaubten, daß in der Physiognomie eines Menschen die sichern ungezweifelten Merkmale seines Charakters eingegraben wären; sondern aus eben der Ursach warum ein grosser Arzt sehr selten die Kennzeichen seiner eignen Krankheiten richtig einsehen, und sich glücklich curiren kann, aus eben den Ursachen, weswegen ein vortreflicher Advokat, seine eigene Processe selten mit Erfolge zu führen pflegt, aus eben den Ursachen, sollte ein grosser Physiognomist bey seinen eignen wichtigen Angelegenheiten auf seine Kunst ein

ein überaus grosses Mißtrauen setzen. Sobald uns eine Sache stark interessirt, mischt sich gar zu leicht Eigenliebe, Eigennutzen, Vorurtheil, Freundschaft, Feindschaft u. s. w. ins Spiel, um unser Urtheil einseitig zu machen, und eben die lebhafte Einbildungskraft, die schnelle Perceptibilität, ohne die der Physiognomist in seiner Kunst nicht groß seyn kann, ist vielleicht beynahe unzertrennlich mit andern Eigenschaften des Geistes verbunden, welche die höchste Behutsamkeit nöthig machen, wenn er das Resultat seiner Beobachtungen, auf wirkliche Geschäfte anwenden will. Diese Anmerkung ist wegen derjenigen nöthig, welche zu glauben scheinen, wenn die Physiognomik allgemein cultivirt würde, so könnte kein Betrug, keine Verstellung, keine Bosheit mehr in der Welt seyn, weil sie augenblicklich erkannt werden könnten, *) und schon um die Tugend besorgt sind, wie sie Tugend bleiben möchte, wenn sie keine Anstrengung mehr bedürfte, oder die von dem Physiognomisten eine Art von Wunderthaten erwarten möchten, und wenn sie ihn etwa, wie es sehr leicht möglich wäre, in seinen eignen Angelegenheiten sich gröblich irren sähen, auf die Ungewißheit und Futilität der Wissenschaft selbst, einen allzuschnellen Schluß machen könnten.

Der vierte Abschnitt: Wie diese Wissenschaft studiert werden solle, ist sehr wichtig, und von Hrn. Lavater, so viel die Kürze zuläßt, vortreflich ausgeführt worden. Denjenigen die sich von dieser Wissenschaft näher unterrichten wollen, preisen wie dieses ganze Kapitel, S. 41. u. f. zur aufmerk-

sa-

*) Man sehe Memoires de Mrs. de Catt et Pernety sur les Connoissances physiognomiques in den Memoires de l'Academie de Berlin T. XXIV. XXV. und in den nouv. Memoires Tome I.

samen und bedächtigen Lesung an. Ein Auszug läßt sich nicht wohl daraus machen. Die Hauptsache ist, eine Anleitung zu genauen oft wiederholten und berichtigten Wahrnehmungen und zwar anfänglich an äusserst contrastirenden Gegenständen z. B. S. 43. u. f. an den unverständigen Menschen im Thorenspitale S. 57. u. f. an den Gesichte des Montesquieu und Newton. Besonders ist S. 49. u. 50. die Erzählung der Art, wie man Irrthümer und Widersprüche in den Beobachtungen bemerken muß, überaus lehrreich. Wer mit den gehörigen Organen versehen, auf diesem Wege nur ein halbes Jahr lang bedachtsam Untersuchungen anstellt, wird, der unzählichen Widersprüche ohnerachtet, die ihm aufstossen werden, doch gewiß erkennen, daß die Physiognomie keine eingebildete Wissenschaft ist, daß gewiß einige Wahrheit darinn liegt, und daß, wenn diese nicht gehörig erkennt wird, bloß die Schuld daran liegt, daß diese Wissenschaft noch fast gar nicht vernünftig ist bearbeitet worden.

Freylich würde eine Sammlung einiger ungezweifelten allgemeinen auf sichere Beobachtungen gegründeten Regeln, die fernere Beobachtung sehr erleichtern. Wir erwarten etwas dergleichen in dem von Hrn. Lavater versprochenen grössern physiognomischen Werke, welches vermuthlich die weitere Cultivirung dieser Wissenschaft auf alle Weise sehr befördern wird. Indessen, sind freylich beym Studium dieser Wissenschaft noch überaus viele und sehr grosse Schwierigkeiten vorhanden. Hr. Lavater hat, wie uns dünkt, einige hier übergangen, die wir zu genauerer Ueberlegung hier anführen wollen.

1) Der Physiognomist muß keinen Theil einzeln nehmen, alle beständig im Verhältnisse aller mit allen sehen, daraus entstehet der Totaleindruck den Hr. L. S. 40. u. sonst anführt. Diesen Totaleindruck empfin-

empfinden sehr viele Leute, die gute Organen besitzen, ohne eben deshalb eigentliche Physiognomisten zu seyn. Will man sich aber davon Rechenschaft geben, will man die eigentliche Physiognomik studieren, um die einmal gehabte Empfindung deutlicher zu machen, um sie auf mehrere Fälle anwenden zu können: so muß man nothwendig alle einzelne Theile des Körpers einzeln genau und lange betrachten. Bey diesem Studium, bey diesem Abmessen und Eintheilen einzelner Theile, werden viele Sätze dem Anscheine nach, so deutlich, so simpel, daß man sich darüber wundern möchte. Wer sich aber mit dieser anscheinenden Deutlichkeit begnügt, und darauf zu urtheilen anfängt, ist auf ewig zum wahren Physiognomisten verlohren. Daraus entstehen die halben, das heist die ganz unnützen Physiognomisten, wie Hr. Peuschel ist, der z. B. in seiner Physiognomie S. 237. ganz ernsthaft behauptet, „ein jeder Cholerikus habe eine krumm„ gebogene Habichtsnase, einen magern Leib und keine „ Waden.„ Es ist nöthig bey jedem einzelnen Theile auf den Totaleindruck zurückzukommen, und beym Totaleindruck mit schnellem und NB. sicherm Blicke alle einzelne Theile, ihre Verhältnisse und ihre Verbindung zu übersehen; besonders wenn es nicht auf Anzeigung einzelner Eigenschaften sondern auf die Erforschung des ganzen Charakters ankommt, der in einem jeden Menschen, nur allzusehr zusammengesetzt und entgegengesetzt ist. Wie unendlich schwer diese Beobachtung des Ganzen und der Theile zugleich sey, wissen nur diejenigen, die sie oft versucht, und ihrer Erforschungskraft dabey kein Compliment gemacht, sondern derselben Mängel zu erblicken, sich nicht gescheuet haben. Gleichwol ist dieser sehr schwere Weg, der einzige Weg, wahre physiognomische Kenntnisse in vorzüglichem Grade zu erlangen.

2) Je

2) Jeder Theil jeder Creatur bedeutet etwas. Jede Eigenschaft dieses Theiles desgleichen, so wie in der großen Kette der Schöpfung, so ist auch in jedem einzelnen Geschöpfe alles verbunden, nichts ist ohne zureichenden Grund, alles ist Wirkung und wieder Ursach. Aber von dieser Bedeutung, von dieser Verbindung, kann der Physiognomist, weil er ein Mensch ist, nicht alles, und in vielen Fällen, nur sehr wenig erkennen. Der Physiognomist, muß also außer der Kunst der Beobachtung und Vergleichung noch eine besondere Kunst besitzen, die schwere Kunst, nebst der genauen Schätzung desjenigen, was er von einem vorhabenden Objekte weis, auch dasjenige wahrscheinlich, aber auch so sicher als möglich zu schätzen, was er davon nicht weis. Zu dieser Schätzung gehört eine überaus große Einsicht, und eine überaus große Verläugnung. Unterläßt man sie aber, so werden in jedem einzelnen Falle, die Uebel entstehen, die ein Widersacher der Physiognomik, Hr. von Catt, fürs Allgemeine, nicht ohne Ursach, befürchtet, wenn die Physiognomik allgemein cultiviert, aber nur unvollkommen erkannt, und unüberlegt angewendet würde. Wenn man aus einer bloßen, auch der besten Abbildung, von dem Gemüthscharakter urtheilen will, ob dies gleich an sich nicht unmöglich ist, so muß man diese Schätzung der Unwissenheit, zehnfach brauchen, weil Leben, Bewegung, Stimme, Ton der Stimme, ja wohl gar Colorit und ganze Stellung des Körpers fehlet. Dies wird den Physiognomisten bewegen, bey Beurtheilung von Bildnissen in seinem Urtheile nicht allzu speciell zu werden und von jeder Gemüthseigenschaft, lieber die Art (Genus) als die Gattung (Species) anzugeben.

3) In der Physiognomie eines Menschen eben so wie in dessen Charakter, sind eine Menge Dinge

vorhanden, die ein geübter Beobachter vollkommen lebhaft und klar empfindet, ohne sie mit Worten auszudrücken zu können. Hr. L. bemerkt dies S. 37. Hievon ist nicht allein die Ursache, daß die Sprache für eine Wissenschaft die eine so subtile Claßification erfodert, als die Physiognomik, viel zu arm und enge ist, indem in Empfindungen und in Empfindnissen eine Menge Nüancen vorhanden sind, denen keine gangbare Worte genau entsprechen. Diesem Uebel könnte wenigstens einigermaßen abgeholfen werden, wenn verständige Physiognomisten, die Sprache nach der Analogie, mit den nöthigen neuen Wörtern bereicherten. Sehr öfters aber ist auch die Ursache hievon, daß die besondern Nüancen in den Empfindungen und in den Empfindnissen die der Beobachter an dem Objekte vorzüglich wahrnimmt, sich auf seine eigne Seele beziehen, durch die Art mit der seine eigne Geisteskräfte gemischt sind, durch die besondere Art mit der er alle Gegenstände in der physikalischen und moralischen Welt betrachtet, ihm vorzüglich vor andern sichtbar werden, und auch dadurch unter einem besondern Augpunkte erscheinen. Daher sind eine Menge solcher Beobachtungen nur bloß für den Beobachter selbst, und so lebhaft sie auch von ihm empfunden werden, können sie von ihm doch nicht leicht andern mitgetheilt werden. Gleichwol haben diese feine Beobachtungen sicherlich einen Einfluß in das Urtheil. Der Physiognomist muß also, wenn er sich selbst kennt, (und dies sollte man billig, ehe man andere wollte kennen lernen) das Resultat seiner Beobachtungen, wieder mit seiner eignen Denkungsart vergleichen, und dasjenige was allgemein zugegeben ist, von demjenigen absondern, was aus seiner individuellen Beobachtungsart entstehet.

S. 50. u. 51. macht sich Hr. L. den Einwurf, daß es seinen guten Gesinnungen schädlich seyn möchte, wenn er sich allzulange bey Erforschung dummer Charaktere aufhielte. Er sagt daher: „Ich muß „darauf nicht ausgehen, Dummheit und Bosheit „zu finden. Ich will Verstand und Tugend auf„suchen; ich will meinem Herzen da eine Quelle von „den feinsten Vergnügungen öfnen; ich will die „Physiognomie der Verständigen und Tugendhaften „studieren.„ Es ist ganz gewiß, daß der Charakter des Beobachters, der darauf ausgehen wollte, nur Dummheit und Bosheit aufzusuchen, wäre schon menschenfeindlich, oder müßte es bald werden. Aber derjenige, der bloß auch nur Verstand und Tugend aufsuchen wollte, würde, wenn er nicht gar ein ungeschmackter Bewunderer bliebe, dennoch ein sehr einseitiger Beobachter werden, und die wahre innere Beschaffenheit menschlicher Charaktere nie kennen lernen. Wo ist denn wohl der menschliche Charakter, der absolut verständig und tugendhaft sey? Liegt nicht in allen menschlichen Charakteren, Klugheit und Unklugheit, Weisheit und Thorheit, Tugend und Untugend mehrentheils dicht nebeneinander, und muß nicht aus dem mehrern oder mindern Werthe der in ihnen vorhandnen lobeswürdigen und tadelnswürdigen Eigenschaften, ihre wahre Beschaffenheit bestimmt werden? Diese Schätzung kann derjenige nicht unpartheyisch verrichten, welcher sich mit den Kennzeichen der tadelnswürdigen Eigenschaften nicht so genau bekannt gemacht hat, als mit den Kennzeichen der lobenswürdigen. Der Goldschmied muß zweylöthiges Silber eben so genau kennen als funfzehnlöthiges, und eben so genau alle dazwischen liegenden Abtheilungen. Diese Kenntniß kann er bloß erlangen, indem er die Kennzeichen des dem Silber beygemischten Kupfers genau versteht. Ueber-

Ueberhaupt scheint Hr. Lavater durch seine Neigung mehr geleitet zu werden, Verstand und Talente zu untersuchen als irgend etwas anders. Die S. 54. beschriebenen Studien nach einer Reihe von Bildnissen von Gelehrten, die sonst mit den S. 55. beschriebenen Cautelen, sehr nützlich sind, können ihn, zumal da er selbst ein Gelehrter ist, sehr leicht dahin geleitet haben. Uns dünkt aber, daß die Erforschung der Neigungen der Menschen, ein viel vorzüglicheres Studium sey. Hiezu wird die Beantwortung einer Frage gehören, die unsers Erachtens allezeit bey Beobachtung eines Menschen die erste seyn sollte, nämlich: Auf welche Art ist er sinnlicher Eindrücke empfänglich? Dies führt unmittelbar auf die Entwickelung der ersten Neigungen und Begierden, die alle Menschen zwar mit einander gemein haben, aber ihnen in unendlicher Verschiedenheit Genüge thun. Hierdurch kann man, sehr schnell und sehr genau bemerken: (wie Hr. L. sich S. 29. ausdruckt,) durch welches Perspektiv und unter welchem Winkel er die Welt ansehe. Dieses giebt in seinen Charakter einen grossen Aufschluß, und modificirt die Moralität aller seiner Handlungen, die Theile des Angesichts nicht allein, sondern die Beschaffenheit und Proportion vieler andern Theile des Körpers, sind in dieser Absicht bedeutend. Besonders aber, wenn die im 2ten Th. S. 59. angeführte nevrologische Physiognomik, insonderheit die äußere Bestimmbarkeit derselben, zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gebracht werden könnte, so würden daraus in der Erfahrungsseelenlehre viele wichtige Beobachtungen und Entdeckungen gemacht werden können. Auch gehört hieher, was die alten Aerzte und die alten Physiognomisten, so viel von den Graden der Wärme und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit reden. Die

Terminologie ist nur unbequem, aber die Sache hat ihre vollkommne Richtigkeit.

Fünfter Abschnitt. Eigenschaften und Charakter des Physiognomisten. Sie sind in abstracto nach dem höchsten Ideal, und sehr richtig und treffend entworfen. Indessen da kein menschliches Wesen diese Vollkommenheit erreichen kann, so wünschten wir, daß Hr. L. sich noch etwas darüber erklärt hätte, welchen Einfluß die nothwendigen Unvollkommenheiten eines jeden Physiognomisten auf die Physiognomie haben müssen, und wie man ihren schädlichen Folgen am besten vorbeugen könne.

Wir kommen nun zum zweyten Theile. Dies ist derjenige, der von manchen Recensenten aufs lauteste ist verlacht worden, weil sie in der That am wenigsten davon verstanden. Uns scheint er sehr schätzbar zu seyn. Er enthält einen ausführlichen Plan der ganzen physiognomischen Wissenschaft. Die Theile desselben sind zwar bloße Aufschriften von Kapiteln, die ein unphysiognomischer Leser, welcher diesen tabellarischen Entwurf flüchtig durchläuft, oft für seltsam, für unnöthig, für unfruchtbar halten wird. Aber derjenige, der mit dieser Art Studien nicht ganz unbekannt ist, und diesen Entwurf nicht durchblättert, sondern mehrmal durchlieset und mit reifen Nachdenken erwägt, wird den wahren philosophischen Geist des Verfassers erkennen, der das wirklich beynahe unermeßliche Feld dieser neuen noch zu bildenden Wissenschaft, ganz übersehen, die nöthigen Haupttheile derselben angegeben, und bey näherer Bestimmung der Unterabtheilungen, mit bewunderns-würdigen Scharfsinn, alles worauf man acht zu geben hat, angedeutet, schwerlich keinen nothwendigen Theil vergessen, und hingegen nicht leicht unbeträchtliche Ne-

ben-

benbinge damit vermischt hat, welche die so nöthige Deutlichkeit verhindern könnten.

Je schätzbarer nun dieser Theil und je rühmlicher dem Verfasser desselben physiognomische Kenntnisse überhaupt sind, desto mehr, und äusserst, hat uns die Art befremdet, mit der er selbst, in der Vorrede dieses zweyten Theils, davon spricht. Nachdem er gesagt hat, daß sein Freund, der Hr. Leibarzt Zimmermann, den ersten Theil wider Willen des Verf. habe drucken lassen, so setzt er hinzu: „Das „einzige, was derselbe hätte bedenken sollen, und „nicht genug bedacht zu haben scheint, ist dies — „daß das ungelehrte bloß fromme, erbauensbegie„rige Publikum, insonderheit das vaterländische — „nicht vorbereitet genug ist, dergleichen Arbeiten „von einem Prediger und Erbauungsschriftsteller „ohne Befremdung zu erwarten; und daß es die „eigentliche unendlich kleine Proportion einer „solchen Arbeit — zu meinen übrigen Verrichtun„gen nicht übersehen, nicht richtig beurtheilen kann.„ Ferner: „Ich wage es diesen Entwurf in das Publi„kum hineinzuwerfen, und dabey für meine philoso„phische und meine fromme Freunde, die Ver„sicherung hier öffentlich zu deponiren, daß ich in „meinem Leben weder wenig noch viel von diesem „Entwurfe bearbeiten und ausführen werde. Ich „gebe ihn blos in folgenden Absichten heraus 1) weil „ich ihn, die Wahrheit zugestehen, mir gern vom „Halse geschaft hätte, und mich dadurch gegen alle „Versuchungen, weiter Hand daran zu legen, „und etwas wichtigeres darüber zu versäumen, „gesichert haben möchte.„ u. s. w.

Wie? Nachdem Hr. L. schon seinem Freunde Z. die wider seinen Willen geschehene Ausgabe, mancher guten Absicht wegen, vergeben hatte, konnte

er noch von demselben verlangen, er hätte bedenken sollen, was die erbauungsbegierigen Zürchischen oder Hannöverischen Schuster und Leinweber zu einem solchem Werke sagen würden? Wer hat dem ungelehrten bloß frommen Publikum das Recht gegeben, eine so unordentliche Erbauungsbegierde zu haben, um zu verlangen, daß ein Pfarrer, der doch auch ein Gelehrter ist, bloß ihre Erbauungsbegierde stillen, hingegen die Wissensbegierde aller andern vernünftigen Menschen nicht befriedigen soll, oder daß doch seine gelehrte Arbeiten, in unendlich kleiner Proportion mit seinen Erbauungsarbeiten stehen sollten? Und wenn es fromme Unwissende giebt, die solche seltsame Grillen haben, so sollte sie kein vernünftiger Prediger begünstigen. Philipp Jacob Spener, dessen Eifer für das thätige Christenthum, niemand in Zweifel ziehen wird, schrieb große Bände in Folio über die Genealogie und Heraldik, ohne daß es ihm je eingefallen wäre, sich über diese seine gelehrte Bemühungen ein Gewissen zu machen, und wie viele Prediger haben Insekten gespießt, Schnecken zerschliffen, Münzen gescheuert, Inschriften geflickt, Diplomen ausgestäubt, und noch viel unbeträchtlichere Dinge vorgenommen, ohne daß sie es für nöthig gehalten hätten, ihre Kirchkinder, oder alle übrige Gläubigen auf Erden, deshalb um Entschuldigung zu bitten!

Uebrigens ist zu hoffen, daß Hr. L. den Vorsatz an diesen Entwurf nie wieder die Hand zu legen, und ihn nie weiter zu bearbeiten und auszuführen, geändert habe. Es ist nicht abzusehen, was er wichtigeres thun könnte, als eine Wissenschaft, die er aus Gründen, für so wichtig hält, dem menschlichen Geschlechte begreiflicher und einleuchtender zu machen. Wenigstens ist der Recensent der Meynung, daß

Hrn.

Hrn. Lavaters sämtliche vorherige litterarische Arbeiten, sie mögen nun Schreiben oder Lieder, Aussichten oder Tagebücher, Gebetbücher oder vermischte Gedanken, oder wie sie sonst wollen, heißen, bey weitem nicht die Anstrengung des Geistes gekostet haben, bey weitem nicht den philosophischen Scharfsinn verrathen, bey weitem nicht so gemeinnützig sind, und also unmöglich wichtiger seyn können, als dieser Entwurf der Physiognomik, und dessen noch viel wichtigere nähere Ausführung.

Es scheint auch, daß Hr. L. die Physiognomik wieder lieb gewonnen habe, weil in dem Meßcatalogus ein größeres physiognomisches Werk von ihm, mit vielen Kupferstichen,*) angekündigt wird, welches Kenner mit Verlangen erwarten werden, besonders, wenn es, wie wir uns gewiß versprechen, eine nähere Erläuterung wenigstens der hauptsächlichsten Abschnitte dieses Entwurfs enthalten wird.

Da über das Ganze dieses Entwurfs, sich aus mancherley Ursachen, weiter keine Erinnerungen machen lassen, so wollen wir wenigstens einige Anmerkungen über einzelne Stücke hieher setzen, welche vielleicht zum weitern Nachdenken, Veranlassung geben könnten.

S. 22. über die Schwierigkeiten der Physiognomischen Wissenschaft haben wir schon oben etwas gesagt, wir wünschten sehr, daß Hr. L. in seinem größern Werke hierüber, so wie auch über die nothwendige Unvollkommenheiten der Physiognomik sich aus-

*) Hr. von Sonnenfels in Wien, hat zu gleicher Zeit, da der Lavaterische Entwurf herauskam, eine Physiognomik in zween Bänden durch eine öffentliche Nachricht angekündigt. Man hat aber nachher nichts davon weiter gehört, und es scheinet, daß dieses Werk ins Stecken gerathen sey.

ausführlich erklären möchte. Die meisten, wenn sie den gänzlichen Unglauben an diese Wissenschaft auf einen Augenblick überwinden, machen sie zum Gegenstande einer ausschweifenden Neubegierde, und betrachten den der sich merken läßt, daß er einigen Fleiß auf die Physiognomik gewendet habe, als eine Art von Wahrsager, der ihnen in ihrem eignen, oder in dem ersten besten Angesichte oft von sehr zusammengesetzter oder zweydeutiger Beschaffenheit oft auf den ersten Anblick entdecken soll, was man nicht sagen kann, oder sich nicht sagen lässet, oder was wenigstens eine viel reifere Ueberlegung, und weit mehrere Data erfordern würde. Sobald nun ihre Neubegierde nicht sogleich befriedigt wird, so soll die Physiognomik und der Physiognomist nichts taugen. Man kann solchen Leuten nicht gnug sagen, daß der wahre Zweck des Physiognomisten vielmehr seyn muß, durch öftere Beobachtungen am Körper, die innern Eigenschaften der menschlichen Charaktere überhaupt, in ein helleres Licht zu setzen, als an oft zweifelhaften und unbestimmten einzelnen Charakteren seinen Witz zu zeigen. Ein guter Arzt, würde denen, die ihn auf eine unbescheidne Probe stellen wollten, antworten: „Ich „verstehe sehr wohl, was ein Fieber ist, und weis „auch wie ich es curiren soll, wenn ihr aber aus dem „übrigen menschlichen Geschlechte funfzig Fieberkranken voll verwickelter Symptomen auslesect, von „denen ich plötzlich ohne vorhergegangene Data, mein „Gutachten sagen soll, so wird es mich gar nicht „wundern, wenn ich mich bey zwanzigen irren sollte. „Wisset aber, daß es auch ein wichtiger Theil meiner „praktischen Kunst ist, meinen Irrthum bald zu „merken, und möglichst zu verbessern, dahingegen „der empyrische Arzt, dem ersten auf ein Gerathewohl „gefaßten Gedanken, ohne Rücksicht auf die folgen-

„den

„dem Zeichen beygethan bleibt. Sollte aber auch, „zumal unter diesen ausdrücklich herausgesuchten „complicirten Kranken eine Anzahl sterben, so könnt „ihr dennoch wider meine Kunst, nichts daraus schlies„sen. Sie ist ihrer Natur nach, so beschaffen, daß „sie nicht in allen Fällen helfen kann.„

S. 84. Hier bey der Lehre von Leidenschaften und Gemüthsbewegungen wünschten wir, daß Hr. L. bey der weitern Ausführung, die sehr wichtige Betrachtung, daß, und in wiefern, die Begierden und Gemüthsbewegungen, die Geistesbewegungen entwickeln und modificiren, und in wiefern man bey der Physiognomie hierauf acht haben müssen, hinzuthun möge.

S. 87. Hier redet Hr. L. von dem Gemählde des vollkommensten Menschen, oder Jesu Christi. „Er empfindet, so oft er an Christum denket, in sich „einen Trieb, alle seine Kräfte aufzubieten, ein er„trägliches Christusgesicht einem Zeichner anzuge„ben oder vorzu — zittern.„ Wir glauben ganz gern, daß er auf diese Art ein erträgliches Christusgesicht, oder vielmehr ein schöngezeichnetes, wohlproportionirtes, ideales Bildniß eines schönen und weisen Mannes erhalten werde, ohngefähr zwischen einem antiken Jupiter und Apollo, aber gewiß kein Bild keines vollkommenen Menschen, sicherlich kein Bild, das nur den zehnten Theil der enthusiastischen Hofnungen rechtfertigen könnte, die sich Hr. L. auf diesem Blatte von Versuchen dieser Art macht. Wir wünschten sehr, daß er die ohnedies so sehr weiten Gränzen der Physiognomik, nicht noch weiter ausdehne. Sie soll, durch genaue Beobachtungen des Körpers, die Kennzeichen des innern Charakters entdecken, aber sie kann sie nicht a priori erfinden. Hr. L. der a posteriori Montesqieu's Profil, so rich-

zig erklärt hat, versuche nur, von diesem, oder von irgend einem andern großen Manne, dessen Geist, Neigungen, Gesinnungen, Handlungen, Stand, Lebensart u. s. w. er genau kennt, den er aber nie gesehen hat, a priori, die Lineamente zu entwerfen, und es wird sich bald zeigen, wie weit die stärkste menschliche Imagination, wenn sie sich nicht unmittelbar auf existirende Natur stützt, von der Natur abweicht, und wie schwach sie ist. Sollte aber, Hr. L. sagen, daß es möglich sey, die vorher von der Natur a posteriori abstrahirten einzelnen Merkzeichen der Vollkommenheit, in einem einzigen Gesichte zu vereinigen, und dadurch ein Bild der absoluten Vollkommenheit zu geben; so zweifelt der Rec. nur aus guten Gründen, daß es möglich sey, alle Merkmahle der Vollkommenheit, ohne irgend ein Merkmahl der Unvollkommenheit auf einem menschlichen Gesichte zu vereinigen, wenn es gleich großen griechischen Künstlern gelungen, die höchsten Merkmahle der Schönheit, verschiedener Alter und beyder Geschlechter ohne sichtbare Unregelmäßigkeit an verschiedenen schönen steinernen Bildern zu zeigen. Unter allen menschlichen Charakteren, die wir je können gesehen haben, ist kein einziger vollkommen, und je mehr man alle menschliche Angesichte, selbst die schönsten betrachtet, destomehr findet man, daß Gott denselben eben sowol die Zeichen der Unvollkommenheit als die Zeichen der Vollkommenheit eingedruckt hat, daß so wie in allen menschlichen Charaktern, also auch in allen menschlichen Gesichtern, Vollkommenheit und Unvollkommenheit, Schwäche und Stärke, Weisheit und Thorheit dicht neben einander liegen, und sonderlich in den Extremitäten des Profils, eines Angesichts gemeiniglich zwey Linien der Vollkommenheit durch eine Linie der Unvollkommenheit zu einem menschlichen

An-

Ansehen verbunden werden. Der Recensent, wenn er dieses, und zugleich die Gränzen der Zeichenkunst überlegt, gesteht im ganzen Ernste, daß die Bestimmung, wie das Angesicht eines ganz vollkommnen Menschen aussehen müsse, ihm eben ein so großes Geheimniß scheine, als jenes, wie Gott habe Mensch werden können.

S. 104. Die Aufschrift. „Von den Veränderungen, denen das Hinterhaupt, auch nach den 10ten, „15ten, 20ten Jahre noch ausgesetzt ist,„ ist sehr wichtig. Es könnte diese Bemerkung auch am Vorderhaupte, und an mehrern Theilen des menschlichen Körpers gemacht werden. Wenn man viele Bildnisse eben derselben Menschen, von Jahre zu Jahre, eine lange Reihe von Jahren lang, richtig gezeichnet, erhalten und zugleich mit der wahren Beschreibung ihres Lebens, ihrer Handlungen &c. begleiten könnte, so würde dies für die Physiognomik von überaus großen Nutzen seyn. Aber wie kann man dies hoffen?

S. 108. Es ist in der Physiognomik nöthig, sich sehr präcis auszudrücken, und alle Worte, deren genaue Bedeutung nicht allgemein bekannt ist, zu erklären. Was versteht Hr. L. durch zweyschaalichte Stirnen, vielleicht solche, die in der Mitte der Länge, noch einen Eindruck haben?

S. 116. Bey Gelegenheit von Nasen, fragt der Verf: „Ob wohl ein Mensch von dem erträglichsten „Mutterverstande ein Profil von Christus mit einer „eingedrückten oder aufgedruckten, oder fein spitzigen, „oder einer Habichtnase, erträglich finden könnte?„ Wir gestehen, daß dieses nicht seyn sollte, aber wir getrauten uns fast von allen diesen Fehlern selbst bey sonst sehr guten Mahlern Beyspiele zu finden, zum Beweise, welchen Vortheil auch die Geschichtmahlerey aus der Physiognomik ziehen könnte. Unter mehrern Beyspielen

sehe man nur die Vorstellung der Bergpredigt von Sebast. Ricci von Liotard gestochen, oder den Christuskopf v. C. Dolce in der dreßdner Gallerie.

S. 119. „Von der unerschöpflichen Bedeutung „der Linie die aus beyden Lippen entstehet, oder Be„weis, daß darinn der Sitz der allerhöchsten intellek„tuellen und moralischen Wirksamkeit sey.„ Diese Bemerkung hat unsern vollkommenen Beyfall, und es ist noch hinzuzusetzen, daß die verschiedenen Linien, die aus der verschiednen Bewegung der Lippen beym Essen, Reden u. s. w. entstehen, einem aufmerksamen Auge, oft eins der deutlichsten physiognomischen Zeichen sind.

S. 121. 122. Bey Beobachtung der Zähne, hätte H. L. noch einen Abschnitt, von Zahnlücken *) hinzu setzen können. — Hr. L. sagt „ die Anlagen zur „Güte oder Grausamkeit, Weichlichkeit oder Hel„denmuth, Redlichkeit oder Falschheit, drucken sich, „meinen Beobachtungen zufolge, nirgends so richtig, „so bestimmt und so zuverläßig aus, wie in der Fi„gur, Lage und Sichtbarkeit der Zähne,„ der Recensent gesteht gern, über die Figur und Lage der Zähne, keine dergleichen zuverläßige und bestimmte Beobachtungen gemacht zu haben, ob er gleich Hrn. Lavaters Beobachtungen trauet. Er wünscht also, daß derselbe in seinem größern physiognomischen Werke sich hierüber genauer erklären möge. Die Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit der Zähne, ist ein sehr in die Augen fallendes Zeichen, welches mit der in vorigen Anmerkung angeführten Linie, die durch die Bewegung der Lippen entsteht, verbunden ist.

S.

*) Eine Zahnlücke, hat derjenige, dessen sämmtliche Zähne dicht neben einander stehen, nur daß in der Mitte zuweilen oben oder unten, zuweilen oben und unten eine Lücke ist.

S. 128. Der Kinnbacken oder die Kinnlade; der Kiefel. Hr. L. vertheydigt hierbey die Physiognomik der Knochen überhaupt. Er sagt: „Ich habe „in dem ganzen Gesichte eines Menschen, von dessen ausserordentlichem Verstande ich sonst die entscheidendsten Proben hatte, das auszeichnende „Merkmahl, nirgends so leicht und sicher finden können, wie in diesem einzigen Knochen im Profile betrachtet.„ Daß die Bildung des Kinnbackens sehr charakteristisch sey, wird niemand läugnen, der viele menschliche Gesichte betrachtet hat. Uns fällt hierbey ein Einfall eines Gegners der Physiognomik (wo wir nicht irren, im Hannöverschen Magazine,) ein, der nicht übergangen zu werden verdient, weil er einigen Schein hat. Er sagt ohngefähr: „In den „Catacomben bey Rom sind eine Menge Scelette „gefunden worden, welche man für Reliquien von „Heiligen gehalten und auch also verehret hat. Hernach haben verschiedene Gelehrten gezweifelt, daß „die Catacomben Grabstätte der ersten Christen und „Märtyrer wären, und haben gar vermuthet, daß „daselbst Uebelthäter und Spitzbuben könnten begraben gewesen seyn. Die Andacht der Gläubigen ist „dadurch sehr irre gemacht worden. Wenn aber die „Physiognomik eine so sichere Wissenschaft wäre, so „hätte man nur dürfen Lavatern kommen lassen, „der ohne sonderliche Mühe, durch bloßes Anschauen „und betasten, die Knochen der Heiligen von den Knochen der Spitzbuben gesondert, und die ächten Reliquien wieder in ihr voriges Ansehen gesetzt haben „würde.„ Der Einfall ist drolligt genug. Nachdem man sich aber darüber satt gelacht hat, so betrachte man einmal ernsthaft, was der Erfolg gewesen seyn würde, wenn der Fall existirt hätte. Unsers Erachtens würde der Physiognomist an einer Menge

Tod-

Todtenknochen, besonders an den Köpfen, die Unwissenden völlig gleichförmig scheinen, merkliche Verschiedenheiten haben bemerken lassen, die, wenn er die Köpfe einer Art zusammengeordnet, und also an der Folge die Gradation, und an den Extremen den Contrast einleuchtend hätte zeigen können, aufmerksame Zuschauer nicht abgeneigt gemacht haben würden, seinen Muthmaßungen, über die Beschaffenheit und Wirksamkeit des Gehirns, das diese Köpfe ehemals erfüllte, einigen Beyfall zu geben. Hier würde ihm aber die schon oben gemachte Anmerkung zu statten kommen, daß zwar einzelne Theile mit dem Totaleindruck verbunden, sehr auszeichnende Merkmahle darbieten, aber daß ohne den Totaleindruck, die Muthmaßungen, die aus einzelnen Theilen gezogen werden, selten völlig bestimmt und sicher seyn können. Uebrigens, so viel den gegenwärtigen Fall betrift, wenn man bedenkt, wie gewiß es ist, daß viele Spitzbuben einen ausserordentlichen Verstand und eine ausserordentliche Wirksamkeit gehabt haben, und wie ungewiß man hierüber bey vielen Heiligen ist, die schon roth im Kalender stehen, so wird man die Frage so verwickelt finden, daß man den armen Physiognomisten entschuldigen muß, wenn er die Beantwortung derselben verbittet und sie auf einen unfehlbaren Richter zurückschiebt.

S. 132. Die Anmerkung über das Charakteristische der Ohren, ist höchst wichtig, und es ist in der That unverantwortlich, daß die meisten Mahler die Ohren ganz vernachläßigen und nur aus der Idee mahlen.

S. 149. Die Beobachtung der Lage des Nabels gegen die Brust, scheint uns auch äusserst wichtig. Wenn man sich nur erinnert, daß die Frucht durch die Nabelschnur ihre Nahrung bekommt, so wird

man

man leicht einsehen, daß die Lage ihres Ausgangs nicht gleichgültig ist, und wenn man überlegt, daß das Athemholen, der erste Stoß der thierischen Maschine nach der Geburt ist, so wird man finden, daß dasselbe durch die Art wie die Frucht vorher genährt worden ist, sicherlich modificirt werden müsse. Schon Aristoteles und Adamantius haben eine gleichförmige Beobachtung über die Lage des Nabels. Beyde sagen: „diejenigen, bey denen die Linie vom Nabel bis zum „Anfange der Brust länger ist, als vom Anfange „der Brust bis zum Halse, sind gefräßig.„*)

S. 151. und 154. hat Hr. L. unter den Aufschriften die Schaam, und der Hinterleib, aus leicht zu begreifenden Ursachen ein weißes Blatt gelassen. Ueber diese Aufschriften haben gewisse Recensenten laut gelacht, wie denn Lachen sehr leicht ist. Aufmerksame Beobachter des Menschen hingegen, werden nicht lachen, sondern übereinkommen, daß wenn nur die Beobachtungen an diesen Theile, so leicht zu machen wären, als an den sichtbaren, und wenn sie sich nur allemal mit Anstande sagen liessen, diese Blätter voll der wichtigsten Aufschriften und Beobachtungen stehen könnten. Wenn man nur die genaue Verbindung der Zeugungstheile mit dem Gehirne und die gänzliche Veränderung des Charakters eines Kastraten überlegt, so wird man schon aufmerksamer werden. Man lese was Huart **) aus dem Galenus hievon anführet.

S.

*) Der Recensent hat Gelegenheit genommen, diese Bemerkung an einem lebenden Menschen, dessen Gefräßigkeit man vorher kannte, zu wiederholen und sie bestätigt gefunden.

**) In seiner Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften, (S. 382. der leßingschen Uebersetzung, Wittenberg, 1752.) einem Buche, das unter vielen unzuverläßigen

Din

S. 172. 173. Wir fallen dem vollkommen bey, was hier Hr. L. in einer Note über die unaussprechliche Bedeutsamkeit der Stimme und des Tons der Stimme sagt. Wir lassen es auch noch hingehen, daß er sagt: „Wenn ich einen Menschen durchaus „im geraden Tone der ganzen Redlichkeit, die durch„aus jede Nebenabsicht, die nicht offenbar seyn soll, „respuirt — in diesem so unerhört seltenen Tone „sprechen höre, so hüpft das Herz in Freuden, und „ist in Versuchung, auszurufen: Das ist Gottes „Stimme und nicht eines Menschen.„ Wenn er aber hinzusetzt: „Und wehe dem, der diese allerer„habenste Natursprache nicht versteht; gewiß wird „er Gottes Stimme weder in der Natur, noch in der „Schrift, noch in seinem Herzen verstehen,„ so ist dies *Cant*, der kaum in Aussichten in die Ewigkeit erträglich ist, und aus einem Werke ganz wegbleiben muß, das blos Thatsache und Erfahrung oder nichts ist. Wie sehr wäre es überhaupt zu wünschen, daß Hr. L. seine heftige aber nicht starke Einbildungskraft mäßigen könnte. Seine Sätze würden nicht so glänzend, aber bestimmter und wahrer seyn.

S. 177. Es ist ausgemacht, was Hr. L. auch sagt, daß „das Hören und Horchen, eines der al„lerwichtigsten Kapitel in der Physiognomik ist.„ Da Hr. L. bey dieser Gelegenheit, Hofnung macht, daß Hr. Klockenbring in Hannover seine Beobachtungen von der Kunst zu hören, bekannt machen werde, so muß man sehr wünschen, daß dieses bald geschehen möge.

S.

Dingen, und in einer itzt ungewohnten und oft schwankenden Terminologie, eine Menge wichtiger und unerkannter Wahrheiten enthält, die zur Erkänntniß des Menschen nicht wenig beytragen können.

S. 183. Wir kommen mit Hrn. L. überein, „daß der Gang eines Menschen von der äussersten „physiognomischen Wichtigkeit sey.„ Aber vielleicht sollte es auch einem geübten Physiognomisten, nicht so ganz leicht werden, z. B. „den Gang eines verständigen„ sicher zu bestimmen „noch schwerer gewiß, ihn durch Nachahmung auszudrücken.„ Man muß nur nicht etwa den Gang eines Bedächtigen damit verwechseln. Der Gang eines Verständigen zeichnet sich stärker durch gewisse Dinge aus, die er nicht hat, als durch diejenigen die er hat. Der beständig besonnene Mensch, der, oft aus Gewohnheit, oft aus Absichten, nicht eben aus Verstande, seine Gebärden in beständiger Ordnung erhält, ist deshalb noch kein verständiger Mann, weil sein Gang nicht unverständig aussiehet. Hingegen der verständigste Mann ist öfters lebhaft, zerstreut, verliebt, jachzornig. Würde man ihm aber deshalb den Verstand absprechen, weil sich die Zeichen dieser Eigenschaften und Gemüthsbewegungen in seinem Gange merken lassen. Es ist hierbey große Behutsamkeit nöthig.

S. 187. Die physiognomischen Beobachtungen schlafender Personen sind äusserst wichtig. Was könnte man nicht sehen, wenn man eine schlafende Macbeth, einen schlafenden Jago, eine schlafende Catharine von Medicis sähe. Aber dieser Theil der Physiognomie ist noch ganz unbearbeitet. Wer hat darauf gedacht, richtige Bildnisse schlafender wirklicher Personen zu zeichnen, und sie mit ihrem Ansehen zu vergleichen, wenn sie wachen.

S. 189-191. Das Verzeichniß der besten Schriften über die Physiognomik, enthält hier nur die Namen der Schriftsteller. Es wäre sehr zu wünschen, daß Hr. Lavater, in seinem nächstens zu erwartenden großen physiognomischen Werke, nicht

allein die Titel und die Druckorte und Jahre ausführlich anzeigte, sondern auch den Werth einer jeden Schrift kritisch beurtheilte.

Um hier einen kleinen Beytrag zu thun, so fehlt in diesem Verzeichnisse: Scipionis Claromontii Caesenatis de conjectandis cujuscunque moribus et latitantibus animi affectibus, liber, cura H. Conringii recensitus, welches Hr. Pernety rühmt. Der Recensent gesteht, daß er es noch nicht hat können zu sehen bekommen.

Auch fehlen des Sophisten Adamantius zwey Bücher von der Physiognomie, davon der Recensent die griechisch-lateinische Ausgabe des J. Cornarius *) vor sich hat. Adamantius sagt selbst, daß er die Schriften des Aristoteles und des Polemon hauptsächlich gebraucht, versichert aber, daß er auch selbst Bemerkungen an Menschen gemacht habe: dies Büchlein ist vorzüglicher als des Aristoteles Physiognomik. Es ist zwar, so wie alle physiognomische Bücher bis auf Lavatern, von falschen und willkührlichen Sätzen sehr voll. Es sind aber auch sehr viele wahre und auffallend richtige Bemerkungen hin und wieder darinn zu finden. Besonders hat er sich sehr viel mit den Augen beschäftigt, davon sein ganzes erstes Buch handelt, und auf die er auch noch zuweilen im zweyten Buche kommt. Denn sagt er: „viele „ja beynahe alle Zeichen sind in den Augen zu finden, „und durch sie als durch Thore scheint die Seele „durch.„

*) Gedruckt zu Basel, 1545. in klein 8. Dies Büchlein ist 205. Seiten stark, wovon aber S. 90-140. mit einer unnützen wenigstens gar nicht hieher gehörigen Dissertation des Cornarius über die Frage, „ob das „Getränke in die Lunge dringen könnte, und mit zwey „dahin gehörigen Stellen aus dem Plutarcho erfüllet „wird.„

„durch.„ *) Dieses erste Buch besonders, verdient aufmerksam gelesen, und mit wirklichen Beobachtungen verglichen zu werden. Es würde noch nützlicher seyn, wenn man nicht zuweilen, über die wahre Bedeutung der Wörter die er braucht, zweifelhaft seyn müßte.

Im zweyten Buche kommt er auf die übrigen Glieder, und wiederholt nochmals, daß man alle übrige Zeichen nach den Zeichen in den Augen schätzen und beurtheilen müsse, (συνκρινεσθαι) weil diese die stärksten wären, von den übrigen physiognomischen Merkmalen aber sagt er, sind die stärksten (δυνατωτερα) „1) Die den Augen am nächsten sind, z. B. die „Stirn, die Nase, der Mund, die Wangen, das Haupt. „2) Die von dem Hals und der Brust genommen „werden. 3) Die von den Schultern, Händen, „Beinen und Füssen. 4) Und die letzten (ὕςατα) „die von der Gegend um den Bauch.„ **)

Am

*) Τα δε πολλα των σημειων και τα συνολα, τοις Ὀφθαλμοις ἐνιδρυται, και ὥσπερ δια πυλων τουτων, ἡ Ψυχη διαφαινεται.

**) Diese Claßification scheint dem Recensenten nicht richtig zu seyn, und er thut bey dieser Gelegenheit, an Hrn. Lavater und an andere verständige Physiognomisten die Frage, ob nicht die physiognomischen Merkmale der Stärke, oder vielmehr der Deutlichkeit und Sicherheit nach, folgendermaßen, zu claßificiren wären, 1) das ganze Haupt, wovon die Augen freylich ein wichtiger Theil, aber nicht so ausschliessend deutlich sind, als Adamantius meint, 2) die Gegend des Bauchs vom Nabel an, bis an den Anfang der Lenden, (die Zeugungstheile eingeschlossen,) 3) die Extremitäten, nämlich Hände und Füsse, 4) Die Gegend der Brust, der Schultern und des Rückens.

Am Ende des zweyten Buchs liefert A. verschiedene Schilderungen, z. B. eines Starken, eines Furchtsamen, eines Gutmüthigen (ἐυηϑ. Cornarius übersetzt Ingeniosi) eines stumpfsinnigen (ἀναισθητȣ) eines Unverschämten u. s. w. Sie sind wie alle solche Schilderungen, Ideale, die man selten eben so in der Natur finden kann, weil kein Mensch fast einen so ganz einseitigen Charakter hat, doch sind sie meistens viel verständiger zusammengesetzt, als z. B. Hrn. Peuschels Schilderungen der Temperamente.

Zuletzt kommt ein Epilogus, der auch der Epilogus dieser Recension seyn soll, und vielleicht der Epilogus aller physiognomischen durch Worte und Schrift ausgedruckten Bemerkungen zu seyn verdiente: „Was ich itzt vorgetragen habe, sind blos „Umrisse von Menschen, wie in farbenlosen Gemählden, mit bloßen Aussenlinien gebildet. Die vielen andern menschlichen Charaktere von aller Art, erforsche „aus den vielen Zeichen die sie von jeder Seite haben, deren (der Zeichen) Vermischungen und Kräften „unter sich und gegen andere, du trauen aber auch „mißtrauen must.„

N.

XI.

An Prediger. Funfzehn Provinzialblätter. Leipzig, 1774. 8.

„Die Prediger sind ein Körper göttlicher Boten „an die Menschen, die Bewahrer der „göttlichen Offenbarung, und die Erklärer „des göttlichen Willens. Sie sind nicht Philosophen, „denn als solche würden sie unzulängliche Lehrer der

„Weisheit und Tugend seyn; (1. St.) auch nicht
„verordnete Ausleger und Erklärer des göttlichen Ge-
„setzes. (3. St.) Sie können auch nicht in dem
„niedrigsten Verstande mit den israelitischen Prophe-
„ten in Vergleichung gesetzt werden, wenn sie sich
„nach der Idee bilden, die in dem B. von der Nutz-
„barkeit des Predigtamtes von ihren Lehrvortrage ge-
„geben wird. (St. 2.) Die Offenbarungen Gottes
„sind nicht moralische Discurse, nicht Predigten, son-
„dern Samenkörner, aus dem Verfolge entwickeln-
„der Zeiten besteht die ganze Bibel. (4. St.) Die
„Dogmatick muß nicht blos als Stütze der Moral ge-
„predigt werden, sondern das ganze Amt des Predi-
„gers erfordert auch Vorträge, worinn Glaubenslehre
„und Geschichte der Offenbarung Hauptzweck ist.
„(5. 6. St.) Der Prediger soll nicht mit dem kal-
„ten Verstande zu thun haben. (St. 7. 8. 9.) Die
„symbolischen Bücher einer entstehenden Kirche sind
„nicht für alle Zeiten. (S. 10.) Ueber Humens
„Verunglimpfung des Predigerstandes. (St. 11.
„12. 13.) Darstellung der Offenbarung Gottes.
„(St. 14.) Christus, (S. 15.)„ Das ist ganz kürz-
lich der wesentliche Inhalt dieser Blätter, so weit
wir ihn aus dem dunkeln Orakelton, der dem Verfas-
ser beliebt hat, der so oft nachdrücklich und herzein-
dringend seyn soll, und so oft nichtsbedeutend ist,
verstehen können. Sollten wir ihn nicht immer ganz
begriffen haben: so wird uns ein jeder scharfsichtige-
rer Deuter, der uns eines bessern belehren kann, will-
kommen seyn. Durch das Bestreben seine Gegen-
stände mehr groß als deutlich vorzustellen, das man
dem Verf. auf allen Seiten ansiehet, verliehren die
Bilder alle Bestimmtheit. Man muß sich wundern,
daß diese Bemerkung dem Verf. fast niemals einge-
fallen ist. Und doch verhält sich das so in der intellek-

tuellen, wie in der sichtbaren Welt. Je grösser die Bilder durch das Sonnenmikroscop werden, desto mehr vermischen sich die Farben, desto mehr verfliessen die Umrisse. Wir wollen glauben, daß das allein die Ursach der Dunkelheit in der Schreibart des Verfassers sey, und uns anderer Vermuthungen enthalten.

Wenn nun aber der angeführte Satz der Inhalt seiner Blätter seyn sollte: so läßt sich nicht absehen, warum er ihn nicht hätte auf eine andere Weise durchführen können, als auf die, welche ihm diesmal gefallen hat, — warum er durch bedeutende Seitenblicke auf gewisse bekannte Bücher, besonders auf Hrn. Spaldings Werke von Nutzbarkeit des Predigtamts und vom Werthe der Gefühle im Christenthum; durch verdeckte Persönlichkeiten, Sticheleyen, Zunöthigungen, Verdrehungen, Beschuldigungen und insonderheit durch spöttisches Verhönen würdiger Personen, vor denen er in eben diesen Blättern vorzügliche Achtung bezeigt, seiner Schrift ein so verhaßtes Ansehen geben mußte? Der Recensent kann seine Verachtung und Unwillen über so unwürdige Begegnungen nicht stark genug zu erkennen geben. Es ist die Sache aller Gelehrten, es erfodert der Vortheil der Wissenschaften selbst, sich gegen dieses elende Betragen allgemein zu verbinden, welches dem gelehrten Stande nach und nach bey allen vernünftigen Weltleuten so schmachvoll wird, daß ein Mann, der die unglückliche Schwachheit gehabt, eine Seite drucken zu lassen, fürchten muß, daß jedermann verachtungsvoll mit Fingern auf ihn zeige.

Es wird sich bald ergeben, daß wir uns hier nicht zu stark ausgedruckt haben, wenn wir unsere Leser mit der Streitart des V. werden näher bekannt gemacht haben.

Der

Der Inhalt des ersten Stücks ist: Predigten als Philosophie, Philosophie in Predigt. Beyde sollen sich nicht beysammen finden, weil, 1) die philosophirende Predigt nicht bessert, 2) weil die Philosophie in Predigten nicht tiefsinnig genug seyn darf. Es kann hier nicht von der wissenschaftlichen Philosophie die Rede seyn. Die Warnung vor ihrer Sprache und ihren schulgerechten Schlüssen in dem Kanzelvortrage ist zu abgedroschen, als daß man sie hier suchen sollte. Die Worte in der Stelle aus Spaldings Nutzbarkeit des Predigtamts, die sich in dem Motto dieses Stückes befinden, und in dem Texte selbst so hämisch parodirt werden: „Lehret der Weisheit und Tugend, zeigen auch genugsam an, daß der Verf. eigentlich unter dem Namen Philosophie, gegen alle ruhige vernünftige Erwägung der Religion und Sittenlehre aufgebracht ist. Warum aber soll diese ruhige Erwägung der Kanzel ganz verboten seyn, warum nicht zu dem Geschäfte des Religionslehrers gehören? Der Augenschein lehret es freylich, daß der Verf. von der Natur des Christenthums gar sonderbare Begriffe hat, auf die ihn eine ganz neue Paradoxie des Geschmackes geführt zu haben scheint, die aber noch zu unverdaut sind, als daß man sie so ins Freye wagen und auf die Einrichtung des öffentlichen Religionsvortrages anwenden sollte. Was die neue Kritick im hohen Geschmack auch sagen mag, Jesus und die Apostel wußten besser was sie thaten, wenn sie, ohne die Empfindung vorbey zu gehen, auch mit dem Verstande ein Wort redeten. Man kann ohne eine Unwissenheit, der man sich schämen sollte, nicht verkennen, daß die Absicht der Unterweisungen Jesu ganz eigentlich war, den Verstand und das Gewissen wieder in ihre Rechte einzusetzen, woraus sie durch die Schreckbilder der Priester und Schriftgelehrten waren vertrieben worden, die Menschen zum Gebrauch dieser göttli-

chen Geschenke anzuregen, selbst ihre Vorurtheile zum bessern Fortkommen zu nutzen, und mit Wegschaffung der Schutthaufen menschlicher Erdichtungen, den reinen Goldfaden wiederzufinden und zu neuen Schätzen der Erkenntniß zu verfolgen. Will man diesen Gebrauch des Verstandes Philosophie nennen, wer mag es wehren? Aber man verhöne alsdann nicht mit kalten Spöttereyen eine Methode, die das Beyspiel Jesu geheiligt, und der argumentirende Paulus weiter getrieben hat, als es dem Schriftsteller, den der Verf. tadelt, je in den Sinn gekommen ist.

„Allein, (S. 10.) wenn die Tugend und Weisheitslehre denn nun nicht gilt? wenn sie nichts hilft und man auch nicht absieht, wie sie helfen kann?„ Nichts hilft? Woher weist du das? Freund! könnte man hier gegenfragen, kennst du den Weg des Menschen im Verborgenen, das Schicksal jedes Saamenkorns, wenn es im Schooß der Erde schläft? Gesetzt aber du siehst die Frucht deines Fleißes nicht gleich den Augenblick, kann nicht nach langer Zeit das Korn, das unter ein Schutzdach fiel, wo es nicht der Sonnenstrahl, nicht der Himmelsthau erreichen konnte, noch Halm und Frucht werden, wenn die Decke weggeschaft worden, und es nun allen Einflüssen des Himmels offen steht? „Sie hilft aber nicht allen.„ Wer weis das nicht? Allein die Predigt Jesu und seiner Apostel gewann auch nicht alle.

Ueberhaupt liegt hier ein Mißverstand, den der Verf. geflissentlich zu unterhalten scheint. Es würde thörigt seyn, behaupten zu wollen, daß das Predigen das einzige Mittel zur Bildung des moralischen Menschen sey. Allein hat das ein verständiger Prediger, hat es der Verf. von der Nutzb. des Pred. behauptet? Indeß würde es eben so thörigt seyn, ihm allen Nutzen abzusprechen, am meisten nach der Methode die

dem Verf. so sehr mißfällt. Es ist nun einmal der einzige öffentliche Weg, der in den gegenwärtigen Staaten zum moralischen Unterricht der Menge offen steht. Daß ihrer mehrere möglich sind, mehrere irgend jemals wirklich gewesen, daß er auch nicht unter allen möglichen der Vollkommenste sey, das sind sogar unbekannte Wahrheiten nicht. Aber laßt uns nicht unsere Schafställe anstecken, weil wir auf unsern Widdern nicht zu Wett rennen und in die Schlacht reiten können. Laßt uns nicht sagen, wir wollen auch in den gothischen Gebäuden, worinn wir die Religion zu lehren angewiesen sind, nicht das thun was wir sollen und können, nemlich unsern Zuhörern Lehrer der Weisheit und Tugend zu seyn, weil wir sie nicht „in Klassen, Kurien und Centurien „theilen dürfen,„ das wir nicht können, und wohl auch nicht sollen. Der gute Bürger des Staats und der Welt, thut das, was er in seiner Lage am besten thun kann, wenn es nicht von ihm abhängt, sich seine Lage zu schaffen. Ob das aber von ihm abhange, davon darf ein dritter, wenn er es ehrlich meynt, nicht anders, als mit der äussersten Vorsicht urtheilen.

Nun, das vorausgesetzt, was soll man zu den hämischen Winken sagen, die sich in diesem und in dem dritten Stücke finden; z. E. „Lehrer der Weis-„heit und Tugend, (S. 8.) warum steigt ihr also „nicht, um euch zu rechtfertigen, und euren Zweck „zu erreichen, von den Kanzeln, die so unbehüfliche „Lehrstühle sind, nieder? werft das feyerliche Vehi-„kulum, das doch einmal nicht nach dem Geschmacke „des Jahrhunderts ist, und euch nur an Weisheit „und Tugend hindert, lieber ganz weg? Oder wärs „wahr, daß die feyerliche lange Kleidung, die nur „euren Gang hindert, und euch zur Wolke dunkelt, „zugleich das herrliche Recept des frölichen Yoricks

„wäre, to cover etc. etc. — und bliebe deswegen.„
Wer sich des Worts erinnert, das hier durch des Verf. ꝛc. ꝛc. ersetzet ist, der muß sich von seinem Gewissen einen sonderbaren Begriff machen, das sich solche Unwürdigkeiten erlauben kann. Die ganze Apostrophe über die gewöhnliche höchst unbedeutende und zufällige Predigerkleidung steht blos hier, um das feindselige Oder einzuleiten. Wenn nun die hier ausgezischten Lehrer so gut Propheten seyn wollten, als der Verf. in dem 3ten Stücke zu wollen scheint, würden sie denn ihre Standeskleidung behalten dürfen, und unterscheiden sich Esaias und Ezechiel mehr durch Kleidung von ihren Mitbürgern als Plato und Xenophon von den Ihrigen? Die ganze Anmerkung ist fast so platt als sie gehäßig ist. Was hindert, daß man nicht auch in dem einmal üblichen Feyerkleide ein Lehrer der Weisheit und Tugend sey? Der Mann, der nun das Kleid trägt, soll doch wohl Weisheit und Tugend lehren, so gut als der Jesus, für dessen Schüler er sich bekennt, auch Weisheit und Tugend gelehrt hat.

Ob diese Philosophie aber nun tiefsinnig gnug auf der Kanzel vorgetragen werde, das ist die zweyte Frage, die der Verf. verneint; und wir glauben, man könne sie verneinen, ohne dem öffentlichen Religionsvortrage allen Nutzen abzusprechen; nur nicht wie sie der Verf. verneint. Nicht so mit Persönlichkeiten, nicht so mit dem Hohnlachen, nicht so mit hinterhaltigen Ironien; als folgendes: (S. 6.) Ueber die Zweifelsucht z. E. Philosophie der Predigt! Allgemein raisonnirt, daß es Zweifel, daß „es auch eine Krankheit Zweifelsucht gebe; nur aber „(das erfodert Predigtton, und Predigtstil und Pre„digtphilosophie) daß ja keinem die Krankheit zum „Anschauen oder zur Empfindung komme! daß man „allen

„allen alles werde und keinem nichts sey! ums Ohr „dämmern allgemeine Worte, leidliche Klaßificatio„nen, noch leidlichere Palliative! — das halbe Ständ„lein ist vorbey, die schön einfältige, ferne Predigt „wird von Herzen gelobt — von einem Herzen, das „nicht tief ist! — Er schwebte immer im lieben All„gemeinen des Predigtzuschnittes, dunstiger Einlei„tung, läßiger Erklärung, Ueberleitung, langer und „so Gott will erbaulicher Periode — hatte alles, was „ächte, simple, erbauliche, philosophische Predigt ha„ben muß und hatte — Dunst„ (S. 5. 6.) Ferner: „Ich tadle nicht, sondern bewundere. Bewundere „den allgemeinen Geist, den Grif und Abgrif aller „Materie, die Ordnung, Einfalt, leichte Bindung, „ewige Einförmigkeit, die güldene Mittelmäßigkeit, „die bey unsern Predigen durchweg herrscht.„

Weder philosophisch genau noch kritisch vollkommen können die Reden, die man Predigten nennt, unmöglich seyn, das läßt ihre Bestimmung nicht zu; sie deswegen, wenn sie auch sonst alle Gründlichkeit und Beredsamkeit ihrer Gattung haben, seicht und mittelmäßig zu nennen, sezt etwas Bitterkeit voraus. Die Versammlung, vor welcher Predigten gehalten werden, sind ein gemischter Haufen, und in diesem gemischten Haufen giebt es Zuhörer von den größten bis zu den geringsten Geistesfähigkeiten. Da der mündliche Religionsunterricht der einzige Lehrweg der leztern ist, indeß den erstern in ihrer Erziehung, Beschäftigung, Umgang, Zeitvertreibe noch so viel andere übrig bleiben: so werden diese Größern, wenn sie billig sind, sich gern nach den Geringern richten. Sie werden es sich gefallen lassen, daß bey einer Materie, der Lehrer, unter den tausend Seiten, die sie haben kann, gerade die vorhält, die dem gewöhnlichsten Verstandesmaaße am gewissesten einleuchtet, auf ihn

am geschwindesten wirkt, und sich in seinen geringen Ideenkreis am leichtesten einfügt. Das heißt, so wenig der Wahrheit etwas vergeben, oder gar sie verrathen, daß es vielmehr in diesem Falle die einzige Art ist, ihr Liebhaber zu verschaffen. Es ist indeß dem forschenden Philosophen, dem Geschichtkundigen, dem Astronomen, dem gelehrten Schriftausleger, u. s. w. unverwehrt, entweder sogleich auf der Stelle, oder bey seiner Heimkehr die blos einfältig angegebene Betrachtung z. E. von der Weisheit Gottes, durch seinen reichern Schatz von hohen intellektuellen Wahrheiten, oder Erfahrungen aus der Völkergeschichte, oder der Ordnung und Einrichtung des Himmelsbaues, oder endlich der verschiedenen Haushaltungen Gottes in der Erziehung der Menschen zur Seligkeit, zu erweitern, zu verstärken, zu erhöhen, und sich so zur Anbetung Gottes und zu einem willigen und vernünftigen Dienst desselben zu beleben. Bey allem Unterricht ist ohnedem nur der Lehrer die gelegentliche Ursache des Nachdenkens und Weitergehens. Wohl dem, der den seinigen so abgemessen hat, daß ... die Gedanken des Zuhörers erreichen, und also ... dem Ihrigen fortsetzen und darinn weiter kom... können. Weil aber auch die nehmlichen Ver...mmlungen aus allen Altern, Geschlechtern, Stän...en rc. gemischt sind: so kann der Vortrag an dieselben nicht alle Präcision der Casuistick haben: Philosophie über irgend eine Pflicht kann gute und nützliche Philosophie seyn. Das Allgemeine der menschlichen Natur führt auch auf etwas, das für die Menschen allgemein gut oder böse, also Pflicht zu thun, oder zu meiden ist. Das also ist allerdings auch des öffentlichen Vortrages. Aber da es in der Religion nicht blos auf Betrachten, sondern auch auf Beschliessen ankömmt: so können besondere Pflichten

nur

nur sehr behutsam zum Inhalt öffentlicher Predigten gemacht werden. Sie folgen aus dem einzelnen Verhältnisse eines Standes, eines Geschlechtes, eines Alters, oder wohl gar aus der einzelnen Lage eines einzigen Menschen, die noch dazu der mit solcher Lage unbekannte, und in solchen Verlegenheiten ungeübte Prediger gar nicht beurtheilen kann. Es bleibt ihm also nichts übrig, als die allgemeinen Pflichten zu treiben, und in den besondern, das so gelenkte Gewissen selbst seine eigenen Sachen thun zu lassen, das sich alsdann besser finden wird, als er es führen könnte. Er muß zufrieden seyn, durch allgemeine Betrachtungen einen guten Sinn anzubauen. Man kann aber auch diese Uebung in der Erkenntniß und Liebe des allgemeinen Guten, nach der Anweisung Jesu und seiner Apostel, als Instrumentalübungen zu den besondern Pflichten ansehen; indem dadurch der Grund des Herzens von allem Unkraute böser Neigungen gereinigt wird: so giebt die befruchtende Kraft guter Gesinnungen, die ihn durchdringt, jeder einzelnen guten Pflanze leichtes Aufkeimen und Fortkommen. Eine Anweisung für angehende Prediger zu solchen Predigten, die wir gern Ascetick nennen möchten, fehlt uns noch; sie würde aber, wenn wir sie hätten, mehr Nutzen stiften, als alle gewöhnlichen trostlosen Homileticken, deren keine noch einen einzigen guten Prediger gebildet hat.

Die wahrhaftig nützlichen Predigten hiernächst sind bey weiten nicht allezeit die, welche das Lob der hohen Beredsamkeit haben. Die Gattung selbst läßt diese nicht zu, vorausgesetzt, daß man wirklich auf einen daurenden Nutzen mit seinen Predigten abzielt. Die hohe Beredsamkeit in intellektuellen und moralischen Materien ist, gerade so gut über den Horizont des großen Haufens, als die hohe Philosophie. Seine

Einbildungskraft hat sowol ihren abgemessnen Kreis, als ihn seine Empfindungen und sein Verstand haben. Es kann manchen Schwung derselben geben, der ihm eben so unabsehbar ist, als es Empfindungen des Herzens giebt, die bey ihm nicht entwickelt, und ihm also so gut, als die hohe Philosophie unverständlich und fremd sind. Wer sich nun von allen diesen verschiedenen Höhen, wo uns die Bewunderung der Einfältigen so wohlfeil zu erhalten steht, bescheiden und in guten Absichten herabläßt, der verdient bey billigen Richtern gewiß nicht den Vorwurf, daß er seicht, allgemein, mittelmäßig sey. Er wird es sich gern bescheiden, daß freylich eine Predigt nicht das erste und größte Werk des menschlichen Geistes sey. Aber sicherlich ist sie, wenn sie so beschaffen ist, wie sie der Verf. selbst beschreibt, voll Einfalt, Ordnung, leichter Bindung, sicherlich ist sie ein schwerers Werk, als dasjenige, das wir hier beurtheilen. Wenn ich alle Gattungen des Stils vermenge, alle Sprachregeln, als Krücken kraftloser Dumköpfe verachte, ein Schattenspiel sich selbst verwirrender Metaphern vorspiegele, wo entweder, das eigentliche Wort zu suchen, mir zu viel Mühe machen, oder der Gebrauch desselben, die Armuth der Gedanken verrathen würde, wenn ich durch Aposiopen mich der Arbeit des Zusammenhanges überhebe, und unter dem Vorwand ewiger Emphasen, die eben durch ihre Menge keine Emphasen mehr sind, mich über alle Schicklichkeit und Farbenvertheilung des Stils hinwegsetze, und dann in diesem vornehmen Gepränge mit Verachtung auf die armen Schriftsteller herabsehe, die demüthig glauben, daß wenn man lehren wolle, man suchen müsse verstanden zu werden, daß der lyrische Enthusiasmus, da wo die Materie den ruhigen und einfältigen didaktischen Vortrag erfodert, nichts mehr und nichts weniger als guter

ter Parenthyrsus sey: so sollte man denken, daß man sich die Arbeit ein Genie und Original zu seyn, ein wenig zu sehr erleichtere, und daß es für diesen Preis sehr wenig schwer seyn könne, so etwas auch zu werden. Das Seichte und Mittelmäßige verbirgt sich am geschicktesten hinter den feyerlichen Wörterdunst, wodurch man die Gedanken nur schwach dämmern sieht; entkleidet man sie von dieser Nebelwolke: so findet sich die Mühe, die es kostet, oft sehr schlecht bezahlt.

Nach dem dritten Stück soll der Prediger kein verordneter Lehrer seyn. Ueber diesen Artickel finden sich hier nicht ein einziger nur scheinbarer Grund, sondern lauter gehäßige Consequenzen und Beschuldigungen; es wird alles vermischt, und in so eine vortheilhafte Dunkelheit geworfen, worinn es sich recht bequem deklamiren läßt. Wir wollen sehen wie wir uns Tag verschaffen, dazu gehört freylich das manchem neumodischen phantasiereichen Schwätzer so verhaßte distinguiren und kalte räsonniren. 1. Die bürgerliche Gesellschaft giebt allerdings dem Prediger die Befugniß öffentlich zu lehren, an dem Orte, zu der Zeit, vor der Versammlung zu lehren, und andere Handlungen zu verrichten, die auch eine bürgerliche Wirkung haben. Die Erlaubniß stundenlang ohne Unterbrechung an das Volk zu reden, ist eine zu wichtige Sache und kann zu große bürgerliche Folgen haben, als daß sie nicht unter der Aufsicht der Obrigkeit stehen sollte. Wenn daher eine gewisse Gesellschaft zu irgend einer Form des Gottesdienstes sich zusammen thut: so kann das nicht ohne Bewilligung der Obrigkeit geschehen. Wie willig oder schwierig dieß zur Ertheilung solcher Befugnisse seyn soll, das ist eine Frage, die nicht hieher gehört. 2. Allein dadurch erhält oder übt die Gesellschaft keine Gewalt

über-

über die Wahrheit selbst. Es ist daher nichts als elende Consequenzenmacherey, wenn es S. 20 heißt: „Ueberhaupt kenne ich kein göttlichers, von allen Ein„räumungen politischer Konvenienz unterschiedliche„res Recht, als — Wahrheit: Was sie sey, und „was man dafür erkennet.„ Der Recensent von ganzen Herzen auch, und der Verf. den er so bitter tadelt, auch. Als wenn er die Wahrheit der obrigkeitlichen Verordnung unterworfen hätte, da doch nur von einer gewissen öffentlichen Vortragsbefugniß die Rede ist. Wenn die Obrigkeit die Befugniß zur öffentlichen Uebung der Arzneykunst ertheilt, verlangt sie dadurch den geringsten Einfluß auf die Wahrheiten dieser Wissenschaft selbst zu behaupten, verordnet sie, ob die China das Fieber heilen soll oder nicht, die Säuren gegen die Fäulniß wirksam seyn sollten oder nicht? Wenn sie auf einer Akademie einem Lehrer die Befugniß, die Rechenkunst zu lehren, giebt, will sie dadurch sich anmaßen, daß nach ihrem Ausspruch zwey mal zwey vier sey oder nicht sey? Daß es eigentlich gar nicht die Wahrheit selbst sondern nur die öffentliche Art des Vortrages sey, wohin sie mit ihren Verordnungen zielt, erhellet noch mehr daraus, daß sie keinem, weder männlichen noch weiblichen Geschlechts, weder weltlichen noch geistlichen Standes, verbietet das zu schreiben und drucken zu lassen, was sie nur dem von ihr bestätigten Lehrer auf der Kanzel vorzutragen zuläßt. Diese Wahrheiten sind alle so gemein, daß wir uns fast schämen, sie zu wiederholen. Wie soll man aber denn die so gehäßigen Insinuationen nennen, die der Verf. in diesem Stücke so geflissentlich umherstreut; als 1) wenn man der Obrigkeit ein Ansehen über die Wahrheit selber zugestünde. „Oder es folgte, (S. 21.) daß, die uns „Amt auftragen, uns auch Wahrheit schaffen, Re-

„li-

„ligion befehlen„ ꝛc. oder als wenn der Verf. des Buchs von der Nutzbarkeit des Predigtamts und andere von denselbigen Grundsätzen, gewisse sehr strafbare Gefälligkeiten hätten: „wenn das Buch für einen „Julian, oder eine Reihe Juliane geschrieben wäre, „denen damit plaidoyirt werden müßte, wie etwa noch „die Schwarzröcke zu toleriren, oder wie bürgerlich noch „zu brauchen wäre: so wärs! und doch wärs auch so „unvollkommen.„ (S. 12.) Ferner: „Wie weit ver„ordneter und zeitmäßiger, wenn wie die Weisheit „und Tugend, so auch der Text und das Vehikulum „derselben höchstverordnet und höchsterfunden wäre. „Ein Brief an Keith, Maupertuis und Bredow „Text zur Predigt über Unsterblichkeit der Seele, „Vorsehung und Ehrfurcht gegen die Religion.„ (S. 22. 23.) Man sieht, daß hier der Verf. vom höchstverordnen zum höchsterfinden übergeht, daß er gern möchte glauben machen, (da doch nun einmal notorisch bey dem großen Monarchen, auf den er zielt, die Meynungen des Schriftstellers auf die Verordnungen des Landesfürsten keinen Einfluß haben,) die Geistlichen seiner Staaten haben seine Winke verstanden, und nicht allein ihren Glauben, sondern auch ihren Vortrag darnach zu stimmen sich bequemt. Alle Menschen, die noch einen Funken anderen Gefühls, als des Parasitengefühls in ihrer Seele haben, müßten eine solche Gefälligkeit, mit einem Munde die verächtlichste aller Verächtlichen Gefälligkeiten nennen. Allein was ist derjenige, der so mit lustigen Herzen eine Beschuldigung auf das Papier werfen kann, an die man auch ohne die unwiderleglichsten Gründe kaum denken sollte, am wenigsten bey einem Manne, der bis in sein herannahendes Alter den durch nichts befleckten Ruhm der ehrlichsten Wahrheitsliebe erhalten und auch nicht die geringste Gelegenheit zu

einer

einer so grausamen Vermuthung gegeben hat, in dessen Schriften vielmehr die aufrichtigsten und wärmsten Empfehlungen der recht eigentlichen Religion Jesu und der Hauptlehren, wodurch sie eben die wohlthätige Religion wird, die sie ist, auf allen Seiten zu Tage liegen, und dessen wahrheitsliebender Geist auch in dem von dem Verf. der Provinzialblätter so heftig verunglimpften Buche nicht zu verkennen ist. Gesetzt nun auch, dieser wahrheitsliebende Geist hätte die Wahrheit, die er gesucht, nicht gefunden, gesetzt er hätte sich geirrt, — gütiger Gott! darf dann dein Priester so blindligs das für Bosheit schelten, was nur Irrthum ist?

Wer sich aber hier ganz augenscheinlich geirrt hat, das ist der Verf. der Prov. Blätter selbst. Er irrt sich, wenn er meynt, daß man in dem Lande, wovon er spricht, um gewisse Absichten zu erreichen, anders als gewöhnlich, über hergebrachte Glaubensarticel denken müsse, er irret sich, wenn er meynt, daß jemand in dem vollem Besitze nach seinen auch mangelhaften Einsichten zu lehren, gestört werde; wenn er meynt, daß die Prediger, „um tolerirt zu werden, „der Apologien bedürfen,„ die er S. 12. anführt, daß sie etwas von der Landwirthschaft verstehen. rc. Selbst der einfältige Landhirte, der nach S. 13. so schreckenvoll die Gedanken — — und — — und das Neue Wörterbuch des N. T. u. s. w. wegwirft, und nichts davon weis, daß in den Hauptstädten andere Zeit ist, genießt seiner völligen Lehrfreyheit, genießt aller Achtung, die er verdient, neben den Verfassern der Gedanken — — und — — und des Neuen Wörterbuches rc.

In dem fünften und folgenden Stücken kommen wir der Entwickelung des Charakters, worunter der Prediger erscheinen soll, näher. Er soll Dogmatick

predigen, und zwar nicht blos Dogmatick, als Stütze der Moral, sondern auch als Hauptzweck. Wenn wir das recht verstehen, so heißt es, als Grund unserer Beruhigung und Zufriedenheit; und wir denken, dies habe noch keiner geleugnet, auch das Motto aus der Schr. von der Nutzb. des Pr. Amts, welchem der Verf. hier widerspricht, thut es auf keine Weise. Nur, muß die ganze Glaubenslehre aus dem ganzen Quenstedt und dem ganzen Gerhard dieser Hauptzweck seyn? Dazu sagt der Verf. selber Nein. „Kein „gesunder Theologe (S. 42.) hat je Dogmatick für „Bibel ausgegeben, und noch weniger seine Dog„matick. Selbst dem Vortrage nach ist ja der we„nigste Theil der Bibel Dogma im Kleide! blos „abgezogene, geordnete, gebundene Sätze, liefert „die Dogmatick: ob rein abgezogen? wohl geordnet? „recht gebunden? Das ist noch immer zu untersu„chen, und wird untersucht, und muß untersucht „werden. Das ist nicht Dogma, sondern Form der „Dogmatick; ich habe noch keine zwo Dogmaticken „gesehen, die völlig gleich gewesen wären, und wer „kann, mache sich seine Dogmatick selbst.„ Worüber ist nun nöthig zu streiten? Sagen die, welche sich der Verf. zu seinen Gegnern erwählt, etwas anders? Wähnt eure erlernte Dogmatick, euer Schulsystem nicht untrüglich; Bringt seine Subtilitäten nicht auf die Kanzel, haltet euch an die Bibel, die weis von keinen Subtilitäten, in die gehet hinein, da bildet euch eure eigene Dogmatick, das finden wir in ihren Schriften auf allen Seiten, dazu geben sie thätige Anleitung, dazu schreiben sie ihre Gedanken und ihre Wörterbücher. Sie haben lange vor dem Verf. laut gesagt, was auf der nämlichen S. 42. steht. „Daß Dogmatick da sey, daß Wahrheiten „der Schrift also abstrahirt, geordnet, gebunden

„vorliegen; mich dünkt auch für Prediger, allein zu
„bessern Verstande der Schrift, allein zum ganzen
„Ueberblicke, und zu wichtigerer Anwendung dersel-
„ben, nach Ebenmaaß und Nothdurft, kurz daß ihr
„ganzer Glaube der ganzen Schrift analog sey — mich
„dünkt, in dem Betracht nichts nothwendiger als
„Dogmatick.„

Wir wünschten, daß unsere Leser den wahren Streitpunkt, wie er hier angegeben ist, recht festhalten möchten; damit sie wissen, woran sie sind, wenn sie nun mitten unter den Verf. gegen die Verachtung der Bibel deklamiren sehen; ihn beweisen hören: (S. 36. 37.) daß „Unterricht der Bibel, Erklärung „der Bibel, Offenbarung, Bibel Religionsquelle ꝛc.„ sey, — (als ob das der bestrittene Schriftsteller nicht laut und unaufhörlich sagte) — wenn er zu verstehen zu geben sucht, „Seneka und Epiktet, und — an „die Stelle des Buches voll unnützer und unwesent„licher Sachen, abergläubischer Nationalerzählun„gen„ — als wenn das der Sinn der bestrittenen Stelle des Motto sey. Man darf dem Urtheil des Lesers nicht zu Hülfe zu kommen, wenn er solche elende Kunstgriffe, des Verdrehens, Deutens, Zuverstehengebens mit dem Unwillen und der Verachtung ansehen soll, die sie verdienen.

Nicht gerader ist (St. 7. 8. 9.) die Lehre von den geistlichen Gefühlen behandelt worden. Die Gedanken darüber sind gegen die Schrift vom Werth der Gefühle im Christenthum gerichtet. Diese Schrift zeigt, daß man gewisse sehr natürlich entstehende Gefühle weder der unmittelbaren Einwirkung Gottes zuschreiben, noch die Thätigkeit seines Christenthums darnach abmessen müsse, daß man seinen moralischen Zustand nach seinen Gesinnungen und Handlungen zu beurtheilen habe, daß man also weder auf

ihre

ihre Nothwendigkeit zu einer gründlichen Besserung bringen, noch sie mit Aengstlichkeit erwarten, oder über ihre Abwesenheit verzagen solle. Zu dem allen sagt der Verf. mehrmals Ja. (S. 52. ff.) Gleichwohl fährt er in dem polemischen Tone fort: Er erkennt, daß die Schrift zu rechter Zeit kam. „Zu „einer Zeit (S. 51.) da man sich in den meisten Län„dern wohl am mindesten über die zu vielen Gefühle „im Christenthum beschweren konnte: und wo der „in den Winkeln noch steckende Sauerteig, auch „schon so faul und verjährt war, daß über ihn kein „Zweifel mehr seyn konnte — da war zum reifen „Raisonnement, als über ein ganz Phänomenon „Zeit — und ein Phänomenon der Art, wie viel „konnts lehren!„ Allein dabey ist der Verf. unzufrieden, daß in der gedachten Schrift der deutlichen Erkenntniß zu viel eingeräumt sey. Ohne darüber zu entscheiden, wollen wir nur bey der Sache selbst etwas stehen bleiben, weil sie uns dem Augenpunkte des Verf. wieder einige Schritte näher bringt. Wir wollen ihn zu verstehen suchen. Er hatte die Bibel zur christlichen Religionsquelle und zwar mit Recht angenommen. Auf diesem richtigen Wege geht wieder ein Weg auf die Seite, und den wählt der Verf. Wenn die Lehrer des ursprünglichen Christenthums dieses göttliche Licht mit Dankbarkeit annehmen, um daran sich zu heilsamen Erwägungen und Gesinnungen zu erleuchten, so wie es die Fassung, das Bedürfniß und die Gemüthsbildung eines jeden zuläßt, indem die Bibel als eine göttliche Lehrerin zu seinem Verstande spricht, seinen Empfindungen zutönt, und durch diese beyden Kanäle, in einem Strom vereinigt, die Seele mit Gesinnungen durchdringt; so scheint der Verf. auf den Weg durch die untern Kräfte allein etwas zu geben. „In der Religion nicht anders

„Wunder und Erscheinungen Gottes, in deren Hülle
„die ersten Saamenkörner der Offenbarung gesäet
„wurden, wer konnte dabey raisonniren? Gründe
„und Gegengründe wägen? die herrlichen Oberkräfte
„der Seele im besten Sonnenspiele spielen lassen?„
(S. 57.) — „Staunen, Glaube, ganze sinnliche
„und unsinnliche Gegenwart war der Zustand der er-
„regten Seele. — Obs also dem Geiste Gottes so
„unanständig wäre, auf die sinnlichen, ganz sinn-
„lichen Kräfte des Menschen zu wirken?„ (ebend.)
Es ist Gott gar nicht unanständig zu der Einbildungs-
kraft und den Empfindungen zu reden, aber es ge-
schieht allezeit so, daß der Verstand es absehen kann,
worauf die Empfindungen sich einlassen, und wahr-
lich nicht so, daß die Rührung geflissentlich aus dem
Gesichtskreise des Verstandes gehalten, und die Ein-
bildungskraft ehe sich der Verstand besinnen kann,
fortgerissen wird. Da ein christliches Leben eine dau-
rende Sache seyn soll, und der lange Weg desselben
nicht in einem Huy soll durchflogen, sondern ganz
langsam und mühselig durchgangen werden: so ist
auch, um darauf fortzukommen, nicht genug daß man
einmal Einen Anstoß bekomme, dessen mitgetheilte
Geschwindigkeit in dem sehr widerstehlichen Medium
sich gar bald verzehren kann; man muß Sich, sein
Geschäft, die Schwierigkeiten dabey, und die Hülfs-
mittel gegen diese Schwierigkeiten kennen; man muß
also oft erwogen und wieder erwogen haben. Der
Paulus, der vor Schrecken „todt zur Erde fiel„
(S. 57.) mußte doch hingehen und sich drey Jahr hin-
durch durch Unterricht und Nachdenken zu seinem
Amte geschickt machen. Wie gut dieses Nachden-
ken bey ihm angeschlagen, zeigt die Klugheit seines
Betragens in schweren Verlegenheiten, die Bestän-
digkeit bey dem was er für wahr erkannt, und die
subti-

subtilen Argumentationen in dem Geiste und nach den angenommenen Sätzen seiner Zuhörer, in seinen Schriften, welches alles gewiß nicht die Sache eines blinden Antriebes, eines Staunens ꝛc. sondern ganz ruhiger Ueberlegung ist. Daher denn auch das Christenthum, da es eine Lehre ist, dem Verstande nicht allein vorgehalten werden kann, sondern vorgehalten werden muß. Die verschiedenen ασκησεις die zur Vollendung des vollkommnen Menschen Gottes erfodert werden, müssen unaufhörlich unter der Lenkung und Belebung des Nachdenkens und der Ueberlegung stehen. „Alles Spotten über das Sonnen„licht der obern Kräfte„ ist hier sehr übel angebracht. „Alle Stimmen des Wortes Gottes, (S. 58.) in „Psalmen und Lobgesängen, Segen und Weissagun„gen, Bildern und Gleichnissen in Feuerströmen der „Rede an Herz und Seele„ wenn sie etwas verständliches seyn, einen vernünftigen Willen bewegen und nicht blinde Triebe fortstoßen sollen, müssen auch können verstanden, müssen auch können ein Gegenstand der Ueberlegung werden. Und da denn nicht alle alles seyn können: so thut ein jeglicher das Seinige, das wozu er, durch seine Talente, Gemüthsart, Alter, Ueberzeugung, ꝛc. berufen ist, von dem feurigen Jesaias an bis auf den sanftempfindenden Johannes und dem dialektischen Paulus. „Glauben soll „man zwar (S. 61.) und dann unverrückt thun.„ Aber nicht alles thun und also nicht alles glauben; sondern nur das glauben, was die Zeichen der Glaubwürdigkeit an sich trägt; und das muß mit dem Verstande gesehen werden. Sonst könnte uns ein Eremit Peter oder ein H. Bernhard durch ihre Wunderpredigten wieder zu einer Kreutzfahrt hinreißen. Da muß es gewiß nicht an Erschütterung, an Feuerstrom gefehlt haben, wo Ein Mann im Stande war,

 seine

seine Begeisterung so vielen tausenden mitzutheilen, daß sie sich wie wilde Gewässer aus einem Welttheile in den andern ergossen; da war That, Kraft, Leben, Handlung vortreflich, um Erstaunen in Oden und Epopöen zu erregen, aber war da auch rechtes Christenthum, apostolischer Sinn der Klugheit, der Mäßigung, der Geduld, der Bescheidenheit, der Sinn, der nicht von dieser Welt ist, auch kein Reich sucht das von dieser Welt ist? Wenn es bloß darauf ankömmt, daß Empfindung erregt werde, gleichgültig, ob sie einen Zweck habe, oder gar zu einem schlechten Zwecke führe: so ist freylich das Geschäft des Verstandes dabey zu viel; dann wird die Religion ein leeres Empfindungsspiel, dergleichen dasjenige ist, das auch einem so vernünftigen Manne, wie der englische Reisebeschreiber Brydone, in der römisch-katholischen Religion nicht mißfallen hat. „Ich bin überzeugt, (sagt er in seiner „Reise durch Sicilien und Malta (1 Th. S. 160. 161. „der 2ten engl. Ausgabe) daß die Wärme der enthu„siastischen Andacht, die sie (die Neapolitaner) vor „ihren Lieblingsheiligen, insonderheit den weiblichen, „empfinden, etwas ausserordentlich ergötzendes an „sich haben muß, das vielleicht den reinen und deli„katen Empfindungen der ehrfurchtsvollesten Liebe „ähnlich ist. Ich gestehe es, ich habe ihnen biswei„len ihre Empfindungen beneidet; und in meinem „Herzen den Stolz der Vernunft und der Philosophie „verwünscht, die mit allen ihren kalten und geschmack„losen Triumphen die auserlesensten Empfindungen „der Seele zu einer Art von stoischer Apathie betäubt. „Wer wollte nicht gern getäuscht seyn, wenn die „Täuschung in ihm diese vergnügenden Leidenschaften „erregt, die des menschlichen Herzens so würdig sind; „und zu welchen es vor andern geschickt zu seyn „scheint. Allein wenn man es einmal mit der harten

„und

„und undurchdringlichen Kälte der Philosophie ver-
„wahrt hat; so werden die feinen Faden einer wei-
„chen Empfindlichkeit, die so biegsam und so leicht
„zu knüpfen sind, hart und unbiegsam; und verlie-
„ren für immer den empfindlichen Ton, der ihre
„Schwingungen mit allem was sie umringt, in Uni-
„sono setzt: denn es ist sicher, was man von der einen
„Hälfte des menschlichen Geschlechts gesagt hat, und
„kann gleich richtig auf das andere angewandt werden:„
„Daß ihrer Reitze Hälfte sie von ihrer Schwach-
„heit leihn.

„Ich erinnere mich, daß mir D. Tissot
„erzählt hat, er habe einen Patienten gehabt, der
„wirklich an der Liebe zu Christo gestorben sey; daß er
„bis in seinen letzten Augenblicken der größten Seelig-
„keit genossen hat; indem er mit allem Sehnen einer
„enthusiastischen Liebe ihn gerufen habe. Und nach
„dem, was ich oft vor den Bildsäulen der h. Jung-
„frau und der h. Agatha wahrgenommen, bin ich
„überzeugt, daß sie viele Inamoratos haben, die
„gern ihr Leben für sie lassen würden.„ Das klingt
alles sehr schön und süß. Sind aber nun dabey die
Sitten der Cicisbei, der Lazzaroni oder nur der Car-
dinäle, Erzbischöffe und Bischöffe, Prälaten und
Mönche ꝛc. besser? zu Neapel und Palermo einer?
Denn diese Empfindungen sind um nichts besser, als
die Andachtsgefühle, die ein Operngebet, an eine ver-
götterte Astrua, oder Gabriela, erwärmt durch Has-
sens oder Grauns Zaubertöne, zu erregen pflegt.

Das Mittel, wodurch nun das Staunen, der
Glaube, die ganze sinnliche und unsinnliche Gegen-
wart hervorgebracht werden, sind: „Wunder und
Erscheinungen Gottes, in deren Hülle die ersten Saa-
menkörner der Offenbarung gesäet worden: wer
könnte dabey raisonniren? Gründe und Gegengründe

wägen?„ (S. 57.) Die Zuschauer bey solchen Wundern und Erscheinungen und in dem Augenblicke der Ueberraschung, freylich nicht. Aber wenn sie von dem ersten Erstaunen zurückkamen, gewiß; denn sonst hätten sie können das Spiel geschickter Tausendkünstler werden. Um die wahren Wunder von Taschenspielereyen, und die wahren Erscheinungen von Mummereyen zu unterscheiden, mußten sie raisonniren. Und noch mehr wir, die wir nicht mehr Augenzeugen sind, müssen über Glaubwürdigkeit der Erzählung raisonniren, weil es neben den wahren Wundern Jesu, auch vorgegebne Wunder des h. Franciskus giebt; und weil geschickte Dominikaner den wahren Erscheinungen des Paulus und Petrus, auch wohl falsche für ihre Novizen und Layenbrüder nachgebildet haben. Weil hiernächst (nach S. 58.) „die ganze Religion im Grund und Wesen That„sache! und Geschichte ist,„ so folgt weder, daß bey diesen Thatsachen nun der Gebrauch des Verstandes ausgeschlossen sey, noch daß die auf solche Thatsachen gebauete Lehre nicht könne dem Nachdenken vorgelegt werden; so wenig man vom Salomo fodern konnte, daß er statt seiner weisen und verständigen Sprüche, durch die Geschichte der Mosaischen Gesetzgebung auf Sinai in Feuerströmen reden und Erschütterungen verursachen sollte.

Wenn der Verf. einen Mann vor sich gehabt hätte, der der feurigen Beredsamkeit allen Nutzen abgesprochen, und gar nicht gewollt, daß man Einbildungskraft und Empfindung bey der Bildung des Menschen durch die Religion intereßiren müsse: so wäre vielleicht sein Eifer für die untern Kräfte etwas mehr an seiner Stelle gewesen. Soll aber das der Hauptinhalt seiner Meinung seyn, was (S. 70. 71.) steht: so bedurfte es keines Streitens. „Dieser hat

„Pre-

„Predigergaben, jener glaubt sie zu haben, und hat „keine bessere: er Predigen? Ein anderer, jetzt da „das Predigerpanier allgemein aufgesteckt ist, ein „elender Prediger für leere Stühle, aber ohne die „Einkleidung ein guter Schriftausleger würde er „seyn — eine Gabe, die mancher dem Talente des „Hauptpredigers vorziehen dürfte. Er lege Wort „Gottes aus, ohne daß er seine Gabe in ein schlech„tes Rednerschweistuch hülle. Ein dritter ein Kin„derlehrer und Geschichterzähler im hohen Verstande „des Worts! Heil ihm, er wird Wort GOttes er„halten, Glaubenslehre dahin zurückbringen, wo „und wie sie erwuchs: er wird wie der Menschen„freund Johannes für alle Alter alles werden — „ein edler Evangelist? der eine hat gleichsam mehr „Sinn für den Gott in der Natur: seine Kenntnisse „und Lieblingsneigungen gehn dahin — das ist sein „Amt. Ein anderer für den Gott der Wunderge„schichte und der Offenbarung Jesu: Einer Licht, „der Andere Wärme — wer ist Paulus? wer ist „Apollo? hat er nicht etliche gesetzt zu Evangelisten, „Weissagern, nach dem Mancherley ihrer Gaben?„

Den symbolischen Büchern wird im 10. Stück sehr richtig eine blos kasuale Bestimmung beygelegt. Es wäre zu wünschen, daß dieses so allgemein erkannt würde, als es dem Verf. scheint. „Bey Einem „Glauben und einhelliger Denkart (S. 75.) drücken „wir uns jetzt anders aus; die Zeit hat andere Sek„ten und Gegenstände der Anwendung erhoben: die „Symbole jetzt gestellet müßten anders gestellt wer„den, als sie es dort waren. Ueber das alles ist kein „Streit. Wer hat anbefohlen, ihr sollt Augsbur„gische Konfession in der Gestalt, mit jeder kleinen „und großen Richtung jetzt verkündigen? —„ Das wäre alles vortreflich, wenn die Verfechter der sym-

bolischen Bücher damit zufrieden seyn wollten. Wir sind begierig zu wissen, wie der Verf. z. E. den Consensum helveticum für uns zeitartig machen, und die Verfechter dieser Glaubensregel bereden wird, daß der Glaube an die Göttlichkeit der Ebräischen Vokalen und grammatischen Unterscheidungszeichen sich mit den Kennikotischen Varianten vertrage. „Die „einzige streitlose Auskunft soll seyn (S. 76.) zur „Quelle zu kehren, aus der jeder Bach und jedes „Krüglein vom Bache geschöpft ist: das ist, streitet „nicht symbolisches und antisymbolisches Gewäsche, „wo Norm und Norm, und bürgerliche Rechte „und Freyheit zu denken, in ewigen Verwirrungen „der Gesichtspunkte bodenlos habern werden, sondern „erkläret, erhellet, erläutert die Bibel! Sammlet „Materialien der Besserung, und streuet Licht aus, „wenigstens für die kommenden Zeiten —„ Das ist allerdings ein vortrefliches Geschäft, das aber mit dem Schreiben über Freyheit zu denken wohl bestehen kann. Ueberhaupt ist es eine sehr hohe Anmassung zu sagen, schreibet das oder schreibet das nicht. Ein jeder wird schreiben, was ihm sein Herz sagt; man kann ihn widerlegen, wenn er unrecht hat, nur nicht mit Machtsprüchen, sondern wie es sich gegen Leute geziemt, die auch Gelehrte sind, mit Schonung und einigem Mißtrauen auf seine eigene Einsichten.

Ausser diesen übrigens richtigen Anmerkungen über die symbolischen Büther kommen aber auch folgende Stellen vor. „Oder gar keine einführen, „schreyt der andere.„ (S. 77.) (Wenn es nun einer gottesdienstlichen Gesellschaft gefiele, die Bibel allein zum Grunde zu legen, hätte sie darum nicht so gut das Christenthum, als die ersten Kirchen, die noch weiter nichts als die Bibel hatten?) „Neue symbo„lische Bücher im Geiste unserer philosophischen

„Dei-

„Deisterey, der feinen Religion ohne Offenbarung —
„Hm! — Neue symbolische Bücher von einigen sehr
„wohlmeynenden vornehmen Geistlichen ausgedacht,
„und mit Aristokratischem Ansehen dem Haufen Tröpfe
„empfohlen — Hm!„ Wenn diese philosophischen Deisten, wofern es deren unter den jeztlebenden Theologen giebt, und diese vornehmen wohlmeynenden Geistlichen consequent seyn wollen: so werden sie sich mit der Verfertigung neues symbolischer Bücher nicht abgeben, wozu sollten sie die Erstern, und die leztern werden bey der Bibel bleiben. Die englischen Dissenters haben in ihren Petitionen an die Gesezgebende Macht von bloßem Ausstreichen, von keinem Einführen gesprochen. Es ist auch an den ersterm genug, wenn man auf den allgemeinen Grund der Bibel kommen will. „Oder gar neue symbolische Bücher
„von einem Hofe, im Hofgeschmacke des Christenthums, der jezt freylich der beste ist, gnädigst anbefohlen; von jedem neuen Hofe gnädigst neue, oder
„durch Konvention einiger Höfe — Hm! Hm! Hm!„
So bedeutend diese Hms! seyn sollen, so wenig bedeuten sie in der That. Daran denken wohl die neuen Höfe sehr viel, neue symbolische Bücher zu machen. Hat der Verf. noch keine ministerialischen Vertheidigungen der 39. Artikel von Mylord Bolingbroke und Mylord North gesehen. Wenn aber die Unterschrift der 39. Artikel in England sollte abgeschaft werden, wer sollte sie anders abschaffen, als die höchste gesezgebende Macht, das sind in Deutschland, was der Verf. die Höfe nennt. — Aber noch einmal, was soll man von einem Verf. denken, der solche hämische bittere Anspielungen aus der Luft greift. Denn daß noch niemand das, wovon der Verf. träumet, in den Sinn gekommen sey, darf keines Beweises.

In

In dem 11. 12. 13. Stück commentirt der Verf. die Worte: „die Idee von Priestern hat in „der Welt den äussersten Schaden gethan.„ (von Nutzb. des Pr. Amts. S. 5.) Er ist mit dieser Stelle so wenig zufrieden, als mit Humen, der sie veranlaßt hat. Er behauptet, wenn die Prediger so sind, wie Hume von den Priestern sagte, so müssen „entweder lauter Spitzbuben dazu gewählt werden, oder es müssen Drachen, Klötze, Verführungen ringsum, und im Stande liegen.„ (S. 83.) (Das letzte könnte leicht möglich seyn.) „Wenn das aber ist, welcher „Menschenfreund wird ein Pasquill gegen einen ganzen „Stand machen?„ Für ein solches Ding hat es Hr. Spalding nicht genommen, er hat vielmehr den Prediger in einem richtigern Lichte gezeigt, und seinen Amtsbrüdern Gelegenheit gegeben, ihre wahre Bestimmung näher kennen zu lernen, um sich gewisser Ansprüche zu enthalten, die ihren Charakter dem Tadel und Spott aussetzen, und bey Einfältigen Aberglauben unterhalten. Wenn denn nun aber die Prediger keine Opferbringer fürs Volck sind, keine abgesonderte Mittelspersonen zwischen Gott und Menschen: was sind sie denn? „Priester, sagt unser „Verf. d. i. Bringer einer Gabe Gottes ans Volck — „Lehrer der Offenbarung, Ausbreiter des reinsten „Mittels der Bildung — und sofern wirklich abge„sonderte, auserwählte Mittelsperson — Bote „und Werkzeug Gottes.„ (S. 89.) Wenn nun aber Hume weiter spräche: „Ich lasse mir das gefallen, „nur wohl verstanden, daß sie das alles nur in sofern „sind, als sie überhaupt Wahrheit lehren, und nicht „blos weil sie Prediger, oder, wenn sie lieber wollen, „Priester sind. Und in dem Verstande wäre ich „auch ein Bote Gottes, eine auserwählte Mittels„person, gesetzt, daß ich eine oder ein Paar von

„Til-

„Tillotsons Predigten geschrieben hätte, welches ich
„gar wohl könnte; so ist es Plato mit seinem Phä-
„don ꝛc. Cicero mit seinen Büchern de finibus bo-
„norum etc. Plutarch mit seinen Abhandlungen,
„wie man sehen könne, ob man in der Tugend
„weiter gekommen sey ꝛc. Haben sie aber einen
„höheren, besonderen, ausserordentlichen Gesand-
„schaftscharakter: so zeigen Sie uns ihr Creditiv.
„Das allgemeine ist das Siegel der Wahrheit, wer
„das vorzeigt, der ist von Gott bevollmächtigt, der
„repräsentirt seinen Herrn. Haben sie aber ein be-
„sonderes: so zeigen sie es, oder erlauben Sie, daß
„der gute Mann, mit dem Sie nicht zufrieden sind,
„die Ansprüche des Predigers auf ihren wahren Ton
„herabstimme. Es ist nicht gnug, daß sie über die
„Bibel commentiren, das hat Grotius, Locke, Le
„Clerc mehr und besser gethan als mancher Predi-
„ger. Es ist nicht genug, daß sie Predigten über
„die Bibel drucken lassen, sie mögen raisonnirt oder
„erschütternd seyn, das thun bey uns in England
„auch Frauenzimmer, und, man sagt, nicht ganz
„schlecht. Kurz gestehen sie, daß das alles ihr Kü-
„ster und ein jeder Laye, wenn er Gaben dazu hat,
„so gut kann wie sie. Nur von der Kanzel lehren
„darf er nicht — das ist eine Befugniß, die sie aus-
„schliessend haben, und die haben Sie — von der
„Obrigkeit. Sofern sie ausschliessend zu einem
„Stande gehören, sind sie der Obrigkeit: sofern sie
„Wahrheit lehren, mündlich oder schriftlich, sind
„sie Gottes.„ Wenn es möglich ist, daß ein Mann
der blos erschüttern will, auch kalt und vernünftig
antworten könnte, so möchten wir wohl wissen, was
der V. darauf antworten würde.

Das 14. und 15. Blatt. Der Priester nun
soll die Offenbarung an die Menschen bringen, nicht

mit philosophischen Beweisen der Wahrheit der christlichen Religion, sondern mit „Darstellung der Bi„bel; jedes Buches in Zeit, Ort, wesentlichem und „minderwesentlichem Zwecke.„ (S. 107.) Ob er dadurch ein ausserordentlicher Bote Gottes werde, sehen wir nicht ab. Wenigstens war es nicht die Meynung der allerersten Kirche. Wenn man eine Gemeinde gründete: so gab man ihr Lehrer und Vorsteher nach dem Zuschnitte der jüdischen Synagoge, die Sonderung zwischen Priesterschaft und Layenschaft war noch gar nicht da. Die kam erst später, als alles anfieng verdorben zu werden. Die Religionsbegriffe waren auf der einen Seite weder gleich so rein, noch auf der andern so zusammengesetzt, als man es sich oftmals vorstellt. Jüdische, Chiliastische, Docetische und andere Ideen waren gnug mitten unter den ersten Christen. Der Hauptinhalt der Lehre war, daß Christus κρειττονος διαθηκης εγγυος sey. Anstatt die Philosophie zu verachten, hielt man das Christenthum selbst für eine neuere bessere Philosophie, und Justin dem Märtyrer, dem Clemens von Alexandrien, ja selbst dem Augustinus, waren Plato und Sokrates die Propheten des Heydenthums. Daraus kann man sehen, wie unsicher das sey, was der Verf. (S. 12.) sagt: „kein Kirchenvater der ersten „Jahrhunderte, der seine Religion exoterisch zeigte, „zeigte sie so.„ (wie sie nemlich in dem B. von der Nutzb. des Pr. Amts beschrieben wird) Freylich nicht so, nemlich nicht so rein, nicht so allgemein nach der Regel Christi von der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit, nicht so zusammenhängend, nicht ganz so Gottes würdig, als sie in Zeiten besserer Hülfsmittel kann gezeigt werden. Aber was hier der Verf. von exoterisch zu verstehen giebt, darinn ist er ganz irre. Diejenigen Kirchenväter der ersten

Jahre

Jahrhunderte, die einen Unterschied zwischen akroamatischer und exoterischer Lehrart machen konnten, setzten diesen Unterschied bloß in die Popularität des Vortrages; keinesweges in der Unterhaltung und Beförderung nützlicher Vorurtheile durch geschickte Täuschungen. Sie suchten darin den Aristoteles und nicht den Pythagoras nachzuahmen. Aristoteles, der in seinen exoterischen Schriften gemeinnützige Materien für den Bürger gemeinnützig vortrug, war ein weiser Mann; aber der Pythagoras, der eine goldene Hüfte vorgab, aus der Hölle zurückkam, und sich die Rüstung des Euphorbus zueignete, war ein Charlatan. Diese letztere war in der Folge die Lehrart der Mönche, und daraus sind alle die Mysterien, Erscheinungen, Wunder, Entzückungen, Reliquien ꝛc. entstanden, unter denen endlich das eigentliche Christenthum erlegen ist.

Das letzte oder 15. Stück, welches eine sehr lebhafte nur oft dunkle Beschreibung von dem göttlichen Charakter Jesu und seiner Apostel enthält, empfehlen wir zum Nachlesen. Der Verf. stimmt hier nach seiner Vortragsart dem vortreflich bey, was würdige Theologen von eben der Materie schon oft nach der Ihrigen, und am besten unter allen Rousseau nach der seinigen gesagt hat.

XII.

Das gelehrte Deutschland, oder Lexicon der itztlebenden deutschen Schriftsteller, zusammengetragen von G. C. Hamberger. Neue durchgehends verbesserte und vermehrte Auflage. Lemgo, Meyer, 1772. 2 Alph. 15 Bogen in 8.

Er-

Erster Nachtrag zu dem gelehrten Deutschland des seel. Prof. Hambergers von Johann Georg Meusel. Lemgo, in der Meyerischen Buchhandlung, 1774. 1 Alph. in 8.

Des sel. Hambergers gelehrtes Deutschland ist bekannt, es ist in dieser neuen Auflage überaus sehr verbessert und vermehrt, doch ists freylich noch sehr mangelhaft, daher hat Hr. Meusel durch den ansehnlichen Nachtrag eine beträchtliche Anzahl unvollkommener Artickel verbessern können, und viele bis daher ganz fehlende ältern und neuern Schriftsteller, mit großem Fleiße und Geduld, darinn zusammengetragen; Er hat zugleich einige zum Theil blos practische Tonkünstler angezeigt, deren Anzahl freylich noch sehr unvollständig, zu deren Vermehrung wir vorzüglich Marpurgs historisch-critische Beyträge zur Musik, die Berliner Briefe über die Tonkunst, Hillers wöchentliche musicalische Nachrichten, nebst dem dritten Bande von Burneys musicalischen Reisen empfehlen. Hr. Meusel verspricht, ohngeachtet der damit verbundenen unübersehlichen Schwierigkeiten in der Folge Mahler, Bildhauer, Kupferstecher und andere Künstler im gel. Deutschland anzuführen. Fast möchten wir Hrn. M. rathen, lieber ein besonderes Werk davon zu schreiben; denn wenn das Verzeichniß der deutschen Künstler, nur in erträglicher Vollständigkeit geliefert werden soll, so wird es die Stärke des gelehrten Deutschlandes sehr vergrößern, und es also zum Gebrauch unbequemer machen.

Noch müssen wir Hrn. Meusel ersuchen; bey einer neuen Auflage, das topographische Register, genau durchzusehen. Es ist an vielen Orten sehr unrichtig, z. B. in dem einzigen Artickel Berlin stehen

die

die Namen P. J. Helse, Klinge, Mendel, die weder im gelehrten Deutschlande noch im Nachtrage vorkommen, und auch keine Namen berlinischer Gelehrten sind. Bey Lochmann ist im Nachtragen angemerkt, daß er sich in der Ukermark aufhält, in topographischen Register aber steht er noch zu Berlin u. s. w.

Auch wäre es sehr nöthig, künftig, die Bücher die ohne Namen der Autoren herausgekommen sind, mit einem besondern Zeichen zu bemerken.

Desgleichen müßte Hr. M. auch wohl sehr behutsam seyn, wenn er Bücher, die ohne Namen der Verfasser herausgekommen sind, diesem und jenem Gelehrten zuzueignet. Dies müßte unsers Erachtens nicht eher geschehen, als bis man zuverläßig von der Wahrheit des Vorgebens versichert ist, und auch vermuthen kann, es werde dem Verf. nicht unangenehm seyn, daß er bekannt werde. Sonst ist es besser, sich über solche Dinge lieber gar nicht zu erklären, als sich den Nachrichten von Anekdotenjägern zu überlassen, die ihre, auf die allerschwächsten Muthmassungen gegründete Einfälle, für sichere und geheime Nachrichten ausgeben, und dadurch die gelehrte Geschichte verwirren und manchen Autoren Verdruß verursachen. Wie sehr Hr. Meusel sich zuweilen durch solche falsche Nachrichten habe hintergehen lassen, wollen wir nur in einigen wenigen Beyspielen zeigen, und uns auf manche andere wohlbedächtig nicht einlassen. Z. B.

Woher weis Hr. M. wohl, daß der Hr. Kirchenrath Bamberger einen großen Theil der bey Mylius in Berlin herauskommenden Reisen übersetzt habe. Dies ist ganz zuverläßig falsch.

Woher, als aus einem grundlosen Gerüchte, kann Hr. M. wohl wissen, daß Ewald der Dichter, katho-

lisch geworden, und in einem Kloster lebe? Wo ist er katholisch worden? In welchem Kloster lebt er? Von welchem Orden ist es?

Woher kommt die Vermuthung, daß die Schrift Anaxagoras von Occident von der Erzeugung, von P. G. Hensler sey? Sie ist von dem verstorbnen Justi, der sie in seiner Gefangenschaft zu Küstrin verfertigte:

S. 213. des Nachtrags steht folgender undeutlicher Artickel.

„Pirscher (J. K. D.) die von Francheville „übersetzte Histoire des Dernieres Campagnes de „Gustave Adolphe rühret von ihm her.„ — Die Histoire selbst, kann von Hrn. Pirscher wohl nicht herrühren, denn die hat Hr. Abt Francheville aus dem italiänischen übersetzt. Aber die beygefügten *Memoires d'un Officier Prussien*, über die Schwedische Kriegszucht zu G. A. Zeiten, und über die Schlacht bey Lützen sollen vielleicht von ihm seyn? dies konnte schon die Aufschrift widerlegen, denn Hr. Pirscher ist, ob er sich gleich eine Zeitlang in Berlin aufgehalten hat, doch niemals in preußischen Kriegsdiensten gewesen. Diese Memoires sind von Hrn. Lieutenant Hennert zu Reinsberg.

S. 229. des Nachtrags wird versichert, daß J. F. L. Reupsch 1) den Triumph auf dem Todtenbette, Hildburgshausen 1762. 2) Fabeln aus dem Alterthume Breßlau 1763. gemacht habe. Der Irrthum ist zwar geringfügig, aber er kann dennoch nur in dem Gehirne eines ohne Gründe muthmaßenden Anekdotenmachers entstanden seyn. Das erste Buch ist, so viel wir wissen, von Hrn. C. R. Kern zu Hildburgshausen und das zweyte ist gewiß von dem verstorbenen Feldprediger Lieberkühn zu Potsdam.

Wer

Wer war wohl Hrn. M. der Gewährsmann, daß das Sendschreiben eines Naturalisten, 1772, 8. von dem Grafen v. Schmettau sey? Etwa eine Anspielung des schwarzen Zeitungsschreibers, oder ein Gerücht von ähnlicher Sicherheit? Wir wissen zuverlässig das Gegentheil. An dem Orte, wo dieses sehr unwichtige, und blos durch das Gezänke einiger Theologen bekannt gewordene Sendschreiben erschienen ist, ist der wahre Verf. desselben gar nicht unbekannt. Wir wollen ihn nicht nennen, weil er vermuthlich nicht öffentlich genennet seyn will.

Unter andern, möchten wir auch wohl fragen, woher Hr. M. zu wissen vermeine, daß diese und jene Gelehrte, Mitarbeiter an der allgemeinen deutschen Bibliothek wären? Er hat in seinen Vermuthungen, oft ziemlich weit vom Ziele geschossen. Will man dergleichen Anekdoten öffentlich bekannt machen, so muß man sie wenigstens sehr sicher wissen.

Wir wollen nunmehr noch folgende Vermehrungen und Verbesserungen des gelehrten Deutschlandes und des Nachtrags liefern, um diese zu der neuern gelehrten Geschichte sehr nützliche und brauchbare Werke, so viel an uns ist, der Vollkommenheit näher zubringen.

Ackermann (Joh. Frid.) Auch Justiz-Rath. Observationes Chirurgicae 1772. 4. Kilon. D. de miasmate contagioso. Kil. 773. 4. Nosologiae Holsaticae P. I. ib.

Acoluth (Karl Benj.) und nicht Aobeth heißt der Verfasser der Anmerkungen über das Bierbrauen.

Adam (Gerhard Hyacinth Franz) Margräfl. Badendurlachischer Kriegsrath, geb. . . . .
Les Comptes faits, oder die bereits fertige Rechnung xc. Gießen, 1773. 8.

Aepinus (Angel. Joh. Dan.) arbeitete an den Rostocker und Bützower gelehrten Zeitungen, deren Herausgeber er war.

Ahlemann (George Ludwig) hat auch einzelne Predigten und eine Rede bey der Einweihung des Gymnasiums zu Altona herausgegeben.

Albrecht (. . . . . . .) ein deutscher, würklicher Grenadier der Polnisch Litthauischen Garde zu Fuß. §§. Der Raub des Königs Stanislai, seines Herrn ein Heldengedicht in vier Gesängen. Warschau, 772.

Alefeld (G. L.) Diss. de Pathematibus hystericis. Giessae, 1773.

Alexander à S. Ioanne de Cruce, Karmeliter- und Barfüßer Provinzial-Definitor der Bairischen Provinz. Cl. Fleuri Historia ecclesiastica a quodam Anonymo concinnata latine reddita notisque castigata. Continuat. I-XXVII. oder des ganzen Werks T. XXV-LI. der letzte Theil ist 1772. Aug. Vind. herausgekommen. Vom LIIten Theile an, der 1773. erschienen ist, gehet seine eigne Fortsetzung der Kirchengeschichte des Fleury an.

Alix (M. T.) Diss. de quaestionibus medico legalibus ex Chirurgia declarandis. Erford.

Avenarius (Ben. Chr.) ist Advokat zu Zelle, und sein Aelurias, epos jocosum, ist eine Uebersetzung des Zachariäschen Murner in der Hölle.

August, Graf von Limburg-Styrnau, des H. R. R. Fürst und Bischof zu Speyer: geb. zu . . . . 1721. §§. Hirtenbrief an seine Geistliche. Mannheim, 1774. 4. Maynz, 1772. 8. Mandat an die Mißionarien seiner Diöces.

Bach (C. Ph. E.) geb. zu Weimar, 1714. Sei Sonate per il Cembalo alle spesi di Hafner. Norib. 1744. Fol. Concerto per il Cembalo: ibid.

1745.

1745. X Sonate per il Cembalo. ibid. 1755-65. in Hafners Miscellanien. Oden, Berlin 1761. Anfangsstücke fürs Clavier. Berlin, 1765. Zweyte Sammlung. Ib. 1768. Sonaten für Damen. Amsterdam, 1770. Sei Concerti per il Cembalo concertato accompagnato da duo Violini, Violetta e Basso. Hamburga, 1772. Fol. Sechs leichte Clavier Concerte sind kürzlich in Hamburg erschienen. Auch fehlt ein zu Berlin gedrucktes Trio. Von seinen Sonaten sind zwey Sammlungen in London und eine in Paris nachgestochen; wie auch 6 Clavier Trios ohne sein Wissen am letzten Orte.

Bach (Wilhelm Friedemann) ehemaliger Musikdirektor zu Halle, hält sich gegenwärtig in Braunschweig auf. Geb. zu Weimar, 1710. Sei Sonate per il Cembalo, 1745. Sonate pour le Clavecin. à Halle, 1739.

Bachmann, Kaufmann ehemals in Magdeburg, anitzt in St. Petersburg, Verfasser verschiedener Stücke im Greise und einiger Uebersetzungen.

Bachofen . . . . .

Bahrdt (C. . . F.) . . . . Predigten zur Paraphrase des N. T. Th. I. II. Riga, 1773.

Baldinger (E. G.) Herm. Boerhave rariorum morborum historiae prior et altera. Lipſ. et Frcf. 1771. 8. Obſervationes de morbis ex metaſtaſilactis in puerperis. 1772. 4. Exanthemata non a vermibus oriri. pr. 1772. D. de febrium acutarum therapia. Ien. 1772.

Balhorn (L. W.) de uſurpatis quibusdam latinae linguae exercitationibus comparandae verae ejus facultati noxiis. 1772. 4.

Banniza (J. B.) ist auch Nieder-Oesterr. Regierungs-Rath. Delineatio juris criminalis ſecundum Conſtitutionem Thereſianam ac

Carol. in usum auditorum adornata. Pars I. Oenipont. 1771. 8.

Basedow (J. B.) Agathokrator, von Erziehung künftiger Regenten; nebst Anhang und Beylagen zur elementarischen Bibliothek. 1771. Alt. 8.

Bayer (Thad.) Diss. de natura crustae inflammatoriae in sanguine misso parentis. Prag. 1773. 8.

Beck (G. C.) Oberpfarrer zu Eybenstock, geb. §§. Ermunterungen zum Preise der Vorsehung über die göttlichen Absichten in der theuren Zeit — Von einem christl. Patrioten. Leipzig, 1771. 8.

Becker (P. H.) bey diesem fehlt ein Sendschreiben das er an den Senior Götzen wegen der Schlosserischen Streitsachen geschrieben.

Beckmann (Joh.) anstatt Linnaei Terminologia, Terminologia Conchyliologiae. Got. 1772.

Behn (F. D.) geb. zu Lübeck, 1734. Versuch eines Gedichtes über die Landlust. Lübeck, 1754. 4. D. exeg. dogm. de poenitentia et dolore Dei Gen. VI. 6. Ienae, 1756. Doctrina de Dei omnipraesentia dogmatice et polemice tractata, 1761. Das Nordlicht, nebst einer Abbildung, wie es sich im Jahr 1770. den 18 Jan. zu Lübeck zeigte. 1770. 8. ausser versch. andern Diss. Antheil an den Jenaischen Gel. Zeitungen.

Behr (J. F.) lebt zu Hasenpoth in Kurland.

Beyck (J. . . C.) . . gehört zu J. C. Beck.

v. Benckendorff ( ) ( ) ehemals Präsident in Breßlau, lebt auf seinen Gütern in der Neumark.

Berliner Beyträge zur Landwirthschaft, davon 1773. das 10te und 11te Stück herausgekommen.

Benner (J. H.) Predigten über die Sonn- und Festtäglichen Evangelia, aus den Werken einiger be-

rühm-

rühmten geistl. Redner gezogen. Gießen, Th. I. II. 1770.

Benzler (J. L.) hat auch Gedichte herausgegeben.

Berg (Hyacinthus) D. der G. G. und derselben Professor auf der Universität zu Cöln, geb. in den Trierischen. §. §. Disquisitio critica in G. C. Neller IC. Trev. de tribus episcopis S. Petri etiamnum viventis in Romana cathedra successoribus, Systema novum. Colon. Agripp. 1772. 4.

Bernhardi hat auch einen kleinen Auszug seiner Gedichte drucken lassen. Dreßden, 8.

Beseke (J. M. G.) Izt Professor am Gymnasium zu Mietau in Kurland.

v. Beulwitz (Friedr. Carl Ludewig) Cavalier in Rudolstadt. §§. Commentatio iuridica de remissione mercedis ob damna fortuita. Erfurt, 1773.

Birkholz ist zu Oranienburg geboren.

Bitaubé (Paul Jer.) dessen Joseph ist auch ins deutsche übersetzt, dessen Guillaume auch ins holländische übersetzt. Ueberhaupt fehlen meistentheils die Uebersetzungen der von deutschen Schriftstellern geschriebenen Werke.

Blasche (J. C.) auch Prof. der W. W.

Bobbe (Johann Benjamin Gottlieb) Pfarrer und erster Prediger bey der reformirten Georgen Kirche zu Deßau, geb. zu Oranienbaum im Anhalt-Deßauischen, 1717. §§. Vermischte Anmerkungen über des Probstes Müllers historische Nachrichten von der Lohmannischen Begeisterung, unter dem Namen Antidaemoniacus. 1760. 8. Die christliche Wohlthätigkeit gegen die Armen. Deßau, 1772. 4. Einige besondere theologische Fälle, Anfragen und Einwürfe in D. Baumgartens theologischen

Bedenken, und kleinere Aufsätze wegen der Lohmannischen Begeisterung in andern periodischen Schriften.

Bode (J. L.) Monatliche Anleitung zur Kenntniß der Planeten. 3te Fortsetzung. Hamburg, 1773. 8.

Bode (J. J. C.) hat die zwey letzten Bände von Burney's musicalischen Reise übersetzt. Hamburg, 1773. 8.

Boehmer (Phil. Adolph) Diss. de constitutione epidemica Halae ad Salam inque ejus confiniis. An. 1771-72. Sect. I. II. Hal. 1772. 4.
D. de regimine puerperarum post partum naturalem. ib. 1773. 4.

von Bogazki (C... H....) Schatzkästlein. 17. 16.

Bolte (J. A.) zweyter Prediger zu Wöhrden in Ditmarsen. §§. Antrittspredigt in der Kirche zu Wöhrden. 1772. 8.

Bolz (Joh. Gottfr.) ist wohl lange tod.

Bonhöffer (J. F.) ist nicht mehr zu Göttingen, sondern zu Schwäbisch-Halle.

Borheck (August Christian) Candidat der Theologie. Conrektor zu Nordheim. §§. Die mannigfaltige Vorsorge Gottes in der ganzen Natur, zu Clausthal gehalten. Göttingen, 1772. 8.

Brauser (C. G.) D. d. A. G. zu Regensburg, geb... §§. hat G. A. Agricolä Versuch einer allgemeinen Vermehrung aller Bäume, herausgegeben. Regensburg, 1772. Th. I. II. Fol.

Breckwott (Johann Heinrich) ehemaliger Unter-Rabbiner in Elsaß und Lüneburg, nun Proselyt: geb. in Ungarn ohnweit Tockey. §§. Rede von seinen Schicksalen vor dem Bekenntniß der christlichen Religion. Hamburg, 1772.

von

von Bretschneider (J. C.) ist zu Gera 1712. geb. Leben Jesu 1760. — der Stockmeister zu Philippis. 8. — Es ist schon auf dessen ausdrückliches Verlangen in der Bibl. angezeigt worden, daß er nicht Verf. der Antiquitäten sey.

von Bretschneider (Heinrich Gottfried) Fürstl. Naßau-Idsteinscher Major, zu Idstein. Geb. zu Gera, 1739. — Papilloten Frft. 1771.

Briegleb (J. C.) Epistola ad Klotzium. 1766. D. de immortalitate animi humani, in Od. 34. I. Hor. Ueber die Schilderung des Laocoons beym Virgil. 1771. Grundsätze der Logick.

Bron (Adalbert) des Cisterz. Ord. zu Kloster Arndburg in der Wetterau: geb... §§. Sechs Lob- und Sitten-Predigten zur Verehrung der Heiligen. Würzburg, Bamberg und Fulda. 1772. 8.

Bruckner (Dan.) Fortsetzung von Wurstißens Baßler Chronick, vom J. 1580 bis 1600. in der neuen Auflage derselben zu Basel, 1765. u. 1772. Landcharten von Baseler Gebiet.

Brunck Königl. französischer Rentmeister und Kriegscommissarius zu Straßburg: arbeitet an einer Ausgabe der griechischen Anthologie.

Brunner (A. A.) ist Zahnarzt der Theresianischen Militairschule wie auch der Herzogl. Savoischen Ritter-Academie zu Wien.

de *Buat* Tableau du Gouvernement actuel de l'Empire d'Allemagne, trad. de Schmauss. 1755.

Buchholz (S.) ist todt.

Bucholz (W. H. S.) geb. 1734. Tractatus de Sulphure minerali. Ienae, 1762. D. de saporibus quibusdam mineralibus, 1763. 4. Experiences des reflexions sur la dissolution du vif argent dans la lessive du sang, in der Gazette

litteraire de Bouillon, hatte auch Antheil an Polzens Jenaischen monatlichen Auszügen, und Baldingers Auszügen aus den med. Dissertationen.

Buck (J.) Mathematischer Beweis, daß die Algebra zur Entdeckung einiger verborgener Schriften bequem angewandt werden könne. Königsberg, 1772. 4.

Bülau, Cöthenscher Hofrath, Syndicus der Stadt Zerbst und Professor der Rechten an dem Gymnasium zu Zerbst, ist itzt gestorben.

Bürger (G. A.) ist Amtmann zu Gelgehausen.

Büsch (J. G.) ist aus dem Lüneburgischen. Hat auch Memoriam Schafshausenii geschrieben; einen Theil von Büffons Geschichte der Natur übersetzt; an den Hamburgl. gelehrten Anzeigen 1760. und an den Hamburgl. Addreßcomtoirnachrichten, 1767-1772. gearbeitet.

Büsching (A. F.) Unterricht für Informatoren und Hofmeister. Hamb. 1773. 8.

Büschingin, geb. Dilthey.

Büttner (C. G.) Vollständige Anweisung, wie durch angestellte Besichtigungen ein verübter Kindermord auszumitteln sey, nebst 88 Obductionszeugnissen. Königsberg, 1771.

Buhler (August Christian Friedrich) Rektor zu Magdeburg, geb. Gedanken über den Naturalismus, nach Vernunft, heil. Schrift und Erfahrung, 2te Auflage. Magdeb. und Leipz. 1772. 8.

Burgmann (J. G.) Hauptgründe von der evangelischen Grundlehre von der allgemeinen Gnade Gottes in Christo Jesu. London, 1772. 8.

Buschmann (Heinrich) D. d. G. G. und reformirter Prediger zu Lehen, im Herzogthum Bremen, geb. zu Bremen. D. theol. inaug. de Messia. Hardevic. 1771. 4.

Ca-

Cäsar (Aqu. Jul.) der 2te Theil der Annales Ducatus Styriae, 1770. Beschreibung des Herzogthums Steyermarck, Grätz, 1773.

de *Campagne* (A. A.) gest. den 28. Aug. 1773.

Cannegieter (H.) gest. den 21. Aug. 1770.

Carl (Anton Joseph) D. de igne et gravitate.

Carl (Christian) Graf und Edler Herr zur Lippe; auch Reichshofrath zu Wien, geb. Joseph II. geschildert in der neuen Hamb. Zeit. 1772. Beyl. N. 206.

Casanova (G. . . .) Die Uebersetzung des Discorso nebst andern Aufsätzen stehn in der Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften.

Casparson (W. J. C. G.) geb. 1733.

Cassel (J. P.) Von dem Bremischen Münzcabinet sind zwey Theile heraus.

Christ. . . . Hofrath und Prof. an dem Gymnasio zu Anspach. Pr. de silentio erudito. Onold. 1773.

Christiani (W. E.) Von der Regierungsfolge der Holsteinischen Fürsten aus dem Billingischen Stamme, 1772. Entwurf einer gelehrten Geschichte, Herzog Friedrich des III. von Holstein, 1772. De eo quod divinum est in emendatorum in Cimbria sacrorum initiis, 1772.

von Clair, lebt in Potsdam.

Claprath (J.)

Clodius (C.) geb. 1696.

Clodius (C. A.) auch D. der W. W.

Collin (M.) K. K. Regierungsrath zu Wien.

Cotta (J. F.) Superintendent des theologischen Stifts zu Tübingen.

Cramer (Joh. Andr.) hat mit Antheil an den Hallischen Bemühungen und an den kritischen Bey-

trägen zur Geschichte der deutschen Sprache. Die Unterredungen zwischen einem Hofmann und einem Geistlichen sind nicht von ihm, sondern von Hrn. Conrektor Lange zu Altona.

Cranz (H. J. N.) K. K. Niederösterreichischer Regierungs Rath und Prof. der Physiologie.

Crichton. (W.) Prediger zu Königsberg.

Crome (L. G.) hat auch an den ersten Bänden der Unterhaltungen Antheil.

Crusius (C. A.) D. d. G. G. Beytrag zum richtigen Verstande der H. Schrift, insonderheit des prophetischen Theils des göttlichen Worts. Erster Theil, aus dem lateinischen übersetzt. Leipzig, 1772. 8. Gnomon ad Prophetiam de successu operis Dei per Christum, primo humiliatum, dein exaltatum. Ies. LII. 13-LX. fin. Lips. 1773. 4. De usu Libri Estherae ad praxin vitae Christianae, 4.

Cruwel (Johann Heinrich) D. d. A. G. Chymicus und Praktikus zu London, geb. zu Hannover, 17 §§ D. de ignis analysi ac potestate in corpus humanum. Lugd. B. 1762. 4. Compendium of the english Brewery. London, 1768. 8.

Danovius (C. J.) Schreiben an den D. Semler zu Halle, desselben neue Streitigkeiten betreffend. Jena, 1770. 8.

Daries (J. G.) Direktor der Universität zu Frankfurt an der Oder. Diss. jur. rat. differentias pacti voluntarii atque metu inviti sistens. Francof. ad Od. 1772.

Dathe, der Verfasser der Geschichte von Hamburg fehlt.

Darnmann (Friedrich Conrad) M. der W. W. und des dreyfachen Brandenburgischen Ministerii Senior

nior geb. . . . §§. Gesammlete und zum Theil neu verfertigte Lieder. Brandenburg, 1771. 8.

Dedekind (Conr. Jul.) Flores sparsi ad tabulas chronologicas Chr. Schraderi, 1770. 8.

Diede (Adam Ludwig) von der neuerbauten Porcellan-Glasurmühle. Cassel, 1772.

Dietelmair (J. A.) vermischte Abhandlungen. 3-6tes Stück. 1768. Theologische Betrachtungen. 2. B. 2. S. 1772. 8.

Dik (Johann Tobias) . . .
§§. Zwey Romanzen. I. Der bekehrte Schuster. II. Das Abendtheuer einer Perugue. Cassel, 1772. 8. Wofern dies nicht ein erdichteter Namen ist.

Dörrien (Johann Albrecht) Superintendent im Hannöverschen, geb. . . . §§. Erbauliche Betrachtungen über den ehemaligen Götzen-Gräul im Stift Hildesheim. — 1754.

Dohm, hält sich itzt in Göttingen auf.

Dürr (F. A.) D. de eo quod iustum est circa repressalias in caussis religionis in Imperio Rom. Germ. Mogunt. 1771.

Dusch hat auch den Mills von Ackerbau übers.

Eberhard — ist Prediger in Charlottenburg.

Ebert (Joh. Jak.) ist Professor in Wittenberg.

Eberwein, ist gegenwärtig Prediger in Hamburg.

von Eggers (Jakob) war ein gebohrner Schwede.

Eichmann J. B. C. ist zu Jena.

Elsässer (C. F.) auch Canzley-Advokat.

Enders statt Endres (J. M.) D. de necessario jurisprudentiae naturalis cum ecclesiastica nexu, et illius in hac usu. Wirceb. 1761. 4. D. de diverso juris Germanici ad civile Romanum et canonicum communi habitu. Ib. 1771.

Engel. (Joh. Jak.) Die Moral der Dichter, ist nicht von ihm. Der Edelknabe ist bis itzt noch nicht gedrukt.

Engel (S.) Essai sur la maniere la plus sure d'etablir un systeme de Police des grains. Nion 1772.

Ernesti (A. W.) Pomponius Mela ex rec. Gronovii in usum Scholar. editus. Lipf. 1773. 8.

Eschenbach (Michael Christ. Just.... Epistola de Celso non medico practico. Lipf. 1772.

Eschenbach (J. C.) ist tod.

Eschenburg (J. J.) ist Professor am Carolino zu Braunschweig.

Eschenlohe (P. Marcus) regulirter Chorherr beym h. Kreuz in Augspurg. Krassets christl. Betrachtungen auf alle Tage des Jahrs übersetzt. 4 Theile. Augspurg, 1774. 8.

Euler (L.) die Algebra ist zu St. Petersburg gedrukt.

Ewald (S. H.) der Fall des Menschen, ein Drama. Frankf. 1772. 8. Rolf Krage ein Trauerspiel. Kopenhag. und Leipz. 1772.

Eyrich (J. L.) Bienenpflege. 4te Aufl. Nürnberg, 1771. 8.

v. Fallois ist K. Preuß. Major, in Potsdam.

Faul, Schwerinscher Kanzleyrath fehlt. Er ist Verfasser der Briefe über das Schulwesen: Rostock, 176 8.

Felbiger (J. J.) Erzpriester des Saganischen Creyses.

v. Feldtenstein C... G... Erweiterung der Kunst nach der Chorographie zu tanzen. Braunschweig, 1772. 8.

Fer-

Ferber (Johann Carl Christoph) die Sorge auf Akademien für die Gesundheit. Helmstädt, 1772.

Fiedler (F. A.) ist nun Probst in Dobberan im Mecklenburgischen.

Fischer (Joh. Chr.) Commerzienrath zu Jena, hat auch Batteux Horaz neu auflegen lassen.

Fischer, Kriegsrath, in Berlin.

Flad (J. D.) geb. zu Heydelberg, 1718.

Flad P. W. L. Bruder des vorhergehenden; Churpfälz. Regierungsrath — geb. zu Heydelberg, 1712. den 11ten April. Novi Palmites illustris stemmatis sive de Ottone ill. Com. Pal. Rh. Duc. Bav. 1742. fol. Specimen juris Palatini statutarii de successione ab intestato. 1743. 4. Amoenitates novae Palatinae historico-litterariae. 1744. 4. Probe und Muster Pfälzischer Alterthümer, nebst einer Nachricht von Ursprung der Stadt Mannheim, 1744. 4. Versuch oder erster Grundriß einer vollständig verbesserten Pfälzischen Bayerischen Historie. 1746. Fol. Beschreibung einer alten deutschen heidnisch-Alemanischen goldenen Münze. 1747. 4. Abhandlung von veränderlicher Bedeutung einiger lateinischer Wörter — nebst Zusatz von der Pfälzischen bey denen Rheinländern verbliebenen Würde. 1749. Fol. Von berühmten Medailleurs und Münzgraveurs. 1751. 4. Ein Stück der Nebenarbeit oder Untersuchung von der ersten Pfälzischen Münze und des Regalis monetandi. 1758. 4. Fortgesetzte Nebenarbeit, oder ungezweifelte Nachfolge Henrici I. auf Ottonem Pfalzgrafen. 1759. 4. Entwurf einer Abhandlung von der Gelahrtheit und Wissenschaften, besonders von Ursprung des Buchhandels in Heydelberg. 1760. 4. Betrachtungswürdiges Denkmahl, oder der Teuffelstein bey Türckheim an der Haardt. 1760. 4. Tentamina

mina prima de statu litterario et eruditis qui in Palatinatu floruerunt. 761. 4. Entwurf der Abhandlung von Pfälzischen Provinzial-Lehen. ib. eod. Probe einer verbesserten Pfälzischen Geschichte in einer historisch genealogischen Nachricht von Ruperto Pipan, Pfalzgrafen bey Rhein. 1762. Kleiner Nachtrag hierzu. Nachricht von C. L. Tolner, dem Pfälz. Historiographo, in den Carlsruher nützl. Samml. I. B. p. 201. Auch Antheil an der Bibliothek zum Gebrauch der Bayerischen Staatsbriefen und Gel. Geschichte. Anleitung zu der Registratur-Wissenschaft. Neue Aufl. 1765. 4.

Flor (Matthias Joh.) Prediger im Dithmarsischen. Von den Leiden der Thiere. 8. Hamb. 1772. Vom Abendmahl.

Forster (J. R.) War vorher Prediger zu Nassenhuben bey Danzig. An easy Method of classing mineral substances. Lond. 1772. 8. Hat auch Bougainville Reise um die Welt, Riedesels Reise durch Sicilien, und Gmelins Reisens ins Englische übersetzt. Arbeitete auch an den Montly Review und Critical Review.

Forkel (J. N.) geb. zu Coburg, 1749.

Franke (H. G.) D. de nexu inter August. Domum Austriac. Poloniaeque regnum. Lips. 174. . 4. Supplementum. 1762. 4.

Fraporta J. . G. . . . Lettere del Peranda, corrette e ristampate. Lips. 1772. 8.

Fredersdorff L. F. seine Anweisung für angehende Justizbeamte ist zu Lemgo gedruckt.

Frenzel D. G. geb. zu Horjerswerde nicht Hoperswerde.

Freylingshausen (G. A.) Ehrengedächtniß gestiftet d. J. G. Knapp. Halle, 1772.

Frike

Frike (J. H.) Commentatio de noctambulis. Halae, 1773. 4.

Frisch (J. F.) Christ. Langhannsens catechetische Erklärung der ganzen Paßionsgeschichte umgearbeitet. Leipz. 1772.

Froriep (J. F.) Zwey Antritts-Predigten zu Erfurt gehalten. Erfurt, 1772. 8.

Gärtner (Carl Chr.) zu Braunschweig, hat auch die Beyträge zum spanischen Theater übersetzt.

Garve (C.) Zugleich mit Prof. Reitz herausgegeben: Aristotelis rhetorica, ex aliquot editionum collatione. Lipſ. 1771. 8.

Gebauer (Tobias Ehrenfried) D. d. W. W. Archidiakonus zu Liegnitz auch Frühprediger und Bibliothekarius bey der ersten Hauptkirche zu St. Peter u. Paul.

Freyherr v. Gebler Leichtsinn und gutes Herz, oder Osmande die Versöhnung ein rührendes Drama, 1772. 8.

Geiger (J. B.) D. de moneta ſymbolica et provinciali. Erlang, 1762. Pr. de licita fideicommiſſorum imprimis familiarum nobilium alienatione, 1763. D. de ſubſtituto ſubſtituti. 1768.

Geißler (J. G.) Zufällige Gedanken von der künstlichen und gekünstelten Erziehung. Gotha, 1772. 8. Von der spielenden Erziehung. 1772. 8.

Gemberley (C... J...) H. Preisschrift wie die in Nieder-Oesterreich zu vertheilenden Viehweiden am besten anzulegen. Wien. 1773. 8.

Genth (Adam Friedrich) Zufällige Gedanken über die doch noch mögliche bessere Pandekten-Ordnung nach der Böhmerischen Einleitung. Heilbronn, 1772. 4.

Gerberts (Martin) Werk de cantu et musica ecclesiastica ist nicht herausgekommen, und seine auf Reisen gemachte vortreflichen Sammlungen sind verbrannt.

Gerz (J.) De prisca Trevirorum lingua. Gotting. 1772. 4.

Gesl (Johann Christoph) Anhalt-Cöthenscher Hof- und Regierungsrath geb. zu Bernburg, 17..

§§. Zusätze und Vermehrungen zu der Klugheit zu leben und zu herrschen. Cöthen, 1737. 8. Beschreibung der Feyerlichkeiten, so bey der Vermählung des regierenden Fürstens Carl Georg Lebrecht zu Anhalt-Cöthen vorgefallen. ib. 1763. 4. Erörterung einer Rechtsfrage: ob, wenn eine Gerade verkauffet, und dadurch in Erbe verwandelt worden, solche nach Gelegenheit wieder zu Geld gerechnet, und der Eigenschaft des Erben entzogen werden könne? (Unter dem Namen Modestini IC.) Deßau 1764. 4. Fortgesetzte Erörterung ꝛc. 1764. Aufsätze in den Cöthenschen Anzeigen vom J. 1769. u. 70.

Gesner (J. A. P.) Physicus zu Rotenburg an der Tauber.

Gesners (S.) Tod Abels ist von Madam Biehl, und nicht Bielck ins Dänische übersetzt worden.

Gettogast (Ant. Franz) soll ohnfehlbar Settegast seyn.

Gluer (....) Pflicht der Christen in Absicht auf gute Exempel: eine Predigt. Rostock, 1773. 8.

Gmelin (C.) die Ordnung der Gläubigen bey dem über ihres Schuldeners Vermögen entstandenen Gauth Processe nach den Würtenbergischen Rechten. Ulm, 1774. 8.

Gmelin (S. G.) Reise durch Rußland zur Untersuchung der Naturreiche. 1 Th. Petersb. 1771. 4.

Gö-

Göthe (J. W.) fehlen 1) Götter, Helden und Wieland. Eine Farçe, auf Subscription gedruckt. 1774. Leipzig. 2) Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch D. C. F. Bahrdt. Giessen, 1774.

Götz (Joh. Nikol.) ist Prediger zu Winterburg in der hintern Grafschaft Sponheim.

Göze (J. M.) Fortgesetzte nothwendige Erinnerungen zu Hrn. D. Büschings allgemeinen Anmerkungen über die Symbolischen Bücher der Evangel. Luther. Kirche. Hamburg, 1771. 8. Seine Predigt von der Liebe gegen fremde Religionsverwandte ist im Haag holländisch 1772. 8. herausgekommen.

Goldhagen (P. H.) Denkbüchlein gegen die Gefahren der Zeit, um fromm zu leben und selig zu sterben. Maynz, 1772.

Goll (Joh. Friedrich) Weltl. Priester und Kaiserlicher beneficiatus bey der St. Stephans-Kirche zu Wien, hat geschrieben das Leben Jesu Christi, der seligen Mutter Gottes und der heiligen Apostel aus den 4 Evangelisten gezogen. 4. Die zweyte Auflage ist gedruckt zu Wien, 1773.

Gräfe (Johann Friedrich) ist Postrath zu Braunschweig.

v. Grasshof (Benjamin Christian) Fürstl. Anhaltbernburgischer wirklicher Geheimerrath: geb..... Commentatio de originibus civitatis Muhlhusae. Goerliz, 1749. 4. Ausser einigen andern Schriften, die theils besonders, theils in andern Werken herausgekommen sind.

Greilich (Joh. Chr.) nicht Greibig, ist der Uebersetzer der Abhandlung vom Strandrechte.

Großmann, ist Schauspieler bey der Seylerschen Gesellschaft.

Günther (Friedrich Christian) ist tod.

Gunnerus, Bischof zu Drontheim, ist tod.

Haase (....) D. d. A. G. zu Leipzig. Verschiedene Med. Diß.

Haase (J. W.) Baudirector in den Pommerschen Landen, zu Stettin.

Häberlein (F. D.) auch Geh. Justiz-Rath.

Häseler (Johann Friedrich) mit Vornamen.

von Hagedorn (C. L.) arbeitet auch an der Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften.

Hagen (J. H.) die Betrachtungen von Weidewiesen standen schon im gel. T. Wahrnehmungen zum Behuf der Arzeneykunst in Deutschland. Mietau, 1772.

Hagen (Joh. Philipp) Wundarzt zu Berlin. Wahrnehmungen zum Behuf der Wundarzneykunst. 1772. 8.

v. Hagen (J. J. A.) Lieutenant, beym Bernburgischen Regimente zu Halle.

Hallbauer, Friedrich Johann D. der A. G. und derselben ausserordentl. Professor auf der Univ. zu Jena, geb. . . . . . . Diss.

v. Haller (A.) Bibliotheca Anatomica To. I. Tiguri 1773. 4. Vom Usong ist zu Frankfurt 1772. 8. Die zweyte und zu Bern 1773. die dritte Auflage herausgekommen. Englisch. London, 1773. in zwey Bänden.

v. Haller (G. E.) Catalogue raisonné des auteurs qui ont écrit sur l'histoire naturelle de la Suisse. Basel, 1773. 8. Auch Antheil an actis Helveticis.

Hammer (Alexander) — Commentatio politico publica de jure principis circa sacra e genuinis fontibus juris publ. universi, tam ecclesiastici quam saecular. Bamberg, 1771. 4.

Hane (P. T.) Entwurf von den Kirchengeschichten N. T. 3ter Theil. Leipzig 1772. 8.

Hannibal (P... P..) lebt weder zu Hamburg noch ist er Magister.

Hanisch (Georg Daniel) Lehrer an der Ritterschule zu Brandenburg: geb. in Polnisch-Preußen. Geb.... §§. Comm. de prorogata per Bonifacium inter Germanos religione christiana. Hal. Magd. 1770. 4.

Harder (J. J.) Philosophische Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Riga, 1772. 8.

Harenberg (J. C.) Aufklärung des Buchs Daniel. 2ter Theil. 1772. Blankenb. 4.

Harnisch (J. A.) Abhandlung, oder physicalische Gedanken, wodurch erwiesen wird, daß die kupfernen Geschirre in der Haushaltung nicht so schädlich sind, als die eisernen. 2te Aufl. Frankf. am M. 1773. 8.

Freyherr von Hartmann (Leopold) Ritter des Brandenburgischen rothen Adlerordens, Churbairischer Regierungsrath zu Burghausen, beständiger Vicepräsident der Churbair. Gesellschaftlich- und Landwirthschaftlichen Wissenschaften, geb. . . . Abhandlung von der Erkenntniß und Verbesserung der Erde. 1772.

Hartmann, (— —) Prof. beym Gymnasium zu Mietau verschiedne Schriften ohne Namen, — Aufsätze im deutschen Merkur — Antheil an gelehrten Zeitungen.

Hartwig (D. L.) Handwerker in Tabellen. 4te bis 9te Sammlung. Berlin, 1771—72. 8.

v. Hafflang (Siegmund Franz) des H. R. R. Graf. — — Von dem Einflusse eines wohl-

geordneten Ackerbauers in die Glückseligkeit eines Staats. 1771.

Hassliger (Johann Adam) Vormaliger Erzherzoglicher Lehrmeister, nun öffentlicher Lehrer der Beredsamkeit und der schönen Wissenschaften bey der Universität zu Wien, auch K. K. Director der Grundlitteratur: geb.

Hausen (C. R.) Sammlung vermischter Schriften über einige Gegenstände der Geschichte. Halle, 766. 8. War im gel. D. bloß unter dem Titel vermischte Schriften angegeben.

v. Heineke (C. H.) Schreiben an Hrn. Johann Paul Krause, über die Beurtheilung der Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen. Leipzig, 1771. 8.

Heinrich XII. Graf Reuß, zu Schleitz: geb.
Etwas Seelenspeise zur Nahrung des Glaubens christlicher Communicanten. Schleiz, 1767. 8.

Held (Willibald) Iurisprudentia universalis: Lib. III. P. I. II. 1770. Lib. IV. 1772. 8.

Hellfeld (Johann Aug.) auch Weimarischer Geheimer Regierungsrath. Von der jurisprudentia forensi ist 1773. die 3te Ausgabe in 8. herausgekommen.

Hennert (Carl) (ein Bruder des Prof. zu Utrecht) Preußischer Ingenieurlieutenant zu Reinsberg, geb. zu Berlin, 174. — Die bey der von Hrn. von Francheville übersetzten Historie de Gustave Adolphe befindlichen Abhandlungen sind von ihm.

Hensler (P. G.) Sammlung einiger über die Krankheit und den Tod des Hrn. Grafen von Bernstorff an den D. Hensler abgelassener Briefe, 772. Alt. 8.

Herder (J. G.) Bey dem Sarge der Jungfer Maria Margareta Kanter. Königsberg, 1764. 8.

Her-

Hermann (. . . . . .) Herzogl. Weimarischer Legationsrath zu Weimar, geb. . . . . Die treuen Köhler, eine Operette. Weimar, 1772.

Herrmann (Johann Gotthelf) D. d. A. G. und Practicus zu Chemnitz: geb. J. B. Morgagni von dem Sitz und Ursachen der Krankheiten, welche durch die Anatomie sind erforscht worden. 2 Bücher. Altenburg, 1772. 8.

Herrnschmidt (G. L.) Grundrisse Sonn- und Festtäglicher auch einiger Paßionspredigten. Hamburg, 1773. 8.

Herte (Bruno) . . . . Rede von der Menschlichkeit, welche der Staat dem Landmann, und der Landmann dem Staate schuldig ist. 1772.

Herwig (Bohuslaus Johann)

Heusinger (J. C. F.) auch Konsistorialassessor, geb. 1724. Reden über alle Sonn- und Festtags-Evangelia. 2 Theil. Eisenach, 1769.

Hiller (J. A.) Musicalisches Handbuch für die Liebhaber des Gesanges und Claviers. 1 Th. Leipzig, 1773. 4. Hat auch Antheil an den Erweiterungen, an dem wöchentlichen musikalischen Zeitvertreibe, an dem musikalischen Magazine. Hiebey fehlt sein loisir musical und seine Lieder, 2te Auflage 171. Der Dorffbarbier und die Muse, zwey Operetten. Der Aerntekranz, 1772.

Hippel (Carl Theod.) ist Advokat zu Königsberg in Preußen.

Hirsch (J. C.) — auch Landökonomie-Deputations-Rath. Allgemeine Regeln zur Beförderung des Feldbaues, hauptsächlich zum Unterricht der Jugend auf dem Land. Anspach, 1772. 8.

Hofacker (C. C.) Professor der R. G. zu Tübingen seit 1774.

Hoffer (J. B.) Joh. Haumanns Geist der Gesetze der Teutschen, mit Zusätzen und einer Vorrede. Altorf, 1772. 8.

Hommel (C. F.) Diss. de adventu juris Canonici in Germaniam. Lips. 1773. 4. Rhapsodiae supplementa, Lips. 1773. Vorrede zu Gundlings rechtlichen Ausarbeitungen.

v. Hoppenbiehl (Joseph Franz Xaver) Rede von der Liebe des Vaterlandes, 1770. Bestrittenes Vorurtheil, daß Brachfelder nothwendig sind, 1772.

Hornemann (A. F.) ist nach Dännemarck zurück gegangen.

Horwath (Michael) Weltlicher Priester, und Beneficiarius zu Regelsbrunn, geb. . . . . Introductio ad historiam Hungariae critico-politicam. Vindob. 1770. 8. Versio latina Belisarii. ib. 1771. 8.

Freyherr Huber von Maur (Wilhelm Adam) Churbayerischer Regierungsrath zu Burghausen, geb. . . . Abhandlung von dem Reichthum eines Staats durch die Viehzucht. München und Burghausen, 1771. 4.

Huber (Michael) zu Leipzig, ist 1727. in Frontenhausen in Niederbayern geboren, hat auch Theil an dem Journal etranger und der Gazette litteraire.

Freyherr von Hübsch nicht Hüpsch (J. W. C. A.) Neue Entdeckung des wahren Ursprungs der Cölnischen Erde. Frankf. und Leipz. 1771. 8.

Hugo, war nicht Kriegsrath; ist todt.

Hyper (B.) Von der Uebersetzung des Godeau sind der 8. 9te Theil 1773. heraus gekommen.

Jakobi (Joh. Friedr.) Consistorialrath zu Zelle ist auch Verfasser der Vertheydigung der Spiele, Tänze und Schauspiele, 1770.

Jacobson (J. C. G.) Soldat beym Ramin=schen Regimente in Berlin, gebürtig aus Danzig. Schauplatz der Zeugmanufakturen in Deutschland, 2 Theile, 8. 1773.

Jacquin (Nicol. Jacob) auch Münzrath. Das examen chymicum doctrinae Mayerianae de acido pingui ist deutsch zu Frankfurt und Leipzig 1770. heraus gekommen.

Iaeger (Chr. F.) Phthisis pulmonalis, casu notabiliore et epicrisi illustrata. Tubing. 1772. 4.

Jani (C. D.) Rich. Pearsels Gespräche zwischen einem Vater und seinem Kinde aus der Naturlehre, nebst einigen moralischen Abhandlungen, von J. Watts, aus dem Englischen. Flensburg, 1772. 8.

Jerusalem (J. F. W.) hat auch geschrieben Vorbereitung derer, die sich dem Predigtamte widmen. Hamburg, 1760.

Jestern, muß heissen Jester, ist Sekretair in Königsberg in Preußen.

Isenbiehl (J. L.) ist nicht zu Mainz, sondern zu Heiligenstadt auf dem Eichsfelde 1744. geb.

Isengarth (J. . . A. . . .) geb. Beschreibung eines von ihm verbesserten Tourinquet. Straßburg, 1773. 8.

Jugel (Joh. Gottfr.) lebt in Berlin.

Iuncker (G. A.) Introduction à la lecture des Auteurs Allemands. à Paris, 1763, 12. Vom Theatre Allemand ist 1772. der 2te Theil in Paris herausgekommen.

Kadelbach (C. F.) auch Beysitzer der med. Facultät.

Kästner (A. G.) Ueber die Lehre der Schöpfung aus nichts. Göttingen. Hat auch Antheil an den Belustig. des Verstandes und Witzes.

Karschin (A. L.) Versificirtes Allerley zum neuen Jahr.

Kessenbrinck (Jak. Fr.) Ist auch Verfasser des Pommerischen Patrioten. Zwey Theile.

Kerstens D. d. A. G. und W. W. der A. G. ordentlicher Professor zu Kiel, geb. . . . .

Diss. de maturatione corporum, I. et II. Lips.

Keyser J. . . . A. . . . Pfarrer in Messenheim, geb. . . . . Das gerettete Eden. Frankf. am Mayn, 1772. 8.

Kirnberger (J. P.) Der allzeit fertige Menuetten- und Polonoisen-Componist. Berlin, 4. Eine Klavierfuge. Lieder mit Melodien. In dem müsikalischen Allerley, Vielerley, und Breitkopfischen Raccolten steht vieles von ihm.

Klein, (Ignazius) . . . . 3 Gesänge Horazens in deutsche Reime gebracht. Würzb. 1771.

Klein, ist schon lange nicht mehr in Berlin.

Klockenbring, (   ) Känzleysecretär in Hannover, geb. in Schweden. Aufsätze im Hannöverschen Magazine.

Klopstock (   ) bey ihm fehlt die unächte Ausgabe seiner poetischen und prosäischen Werke. Frankfurt und Leipzig, 1771. 8.

Kloß, ist Rektor zu Breßlau.

Klügel (G. S.) hatte auch Theil an den Unterhaltungen.

Koch (I. C.) Pr. de Innocentii III. P. R. collectione Decretalium prima, inter antiquos tertia cod. Mſ. membranaceo Biblioth. Acad. Giesensis. Giessae, 1772. Pr. de Cod. Mſ. Breviarii extravagantium Bernhardi Circae, 1772. Pr. de Cod. Mſ. Decretalium Bonifacii VIII. 1772.

Köhler (B. F.) Ist Anhalt-Dessauischer Rath.

Köh-

Köhler (Joh. Bernh.) hat sein Amt in Göttingen niedergelegt, und lebt itzt in Lübeck.

Kölpin (A. B.) ist Prof. der Arzneykunst am akad. Gymnasium zu Stettin.

Königsdörffer (P. H.) ist auch Amts- und Stadt-Physikus. Gutachten über die jetzige Epidemie. Altenburg, 1772. 4. Wilh. Buchan's Hausarzneykunst, aus d. Engl. Altenburg, 1773. 8.

Kortholt (F. J.) D. d. R. D. de pactis dotalibus. Giessae, 1773. 4.

Kramer (C. A.) hat auch ein katechetisches Lehrbuch herausgegeben.

Kratzenstein (C. G.) Catalogus omnium Doctorum medicinae ab a. 1544. Hafniae creatorum. Hafniae, 1771. Nonnulla subsidia de Theophrasti historia plantarum.

Krause (C. C.) D. de viribus medicamentosis hydrargyri, et inde arte factorum pharmacorum. Lipſ. 1773.

Krause (Chr. Ludw.) ist gestorben.

Krebs (J. F.) Commendatio lectionis Auctorum veterum e Basilii M. disciplina. Lipſ. 1772.

Kretschmar (Friedrich Samuel) D. d. A. G. Fürstl. Anhalt-Dessauischer Hofmedicus, auch Stadt- und Landphysikus, geb. zu Reichenbrand bey Chemnitz, 1730. §§. D. de experientia praxeos medicae magistrae. Tubing. 1764. 4. Irrthümer, Warnungen und Lehren, welche das Publikum in Ansehung der praktischen Arzneykunst betreffen. 1. und 2tes Buch. Dessau, 1768. 8. Nachrichten und Abhandlungen vom Einpfropfen der Kinderblattern.

Me-

Medicinische Unterweisungen, eine periodische Schrift auf Befehl verfasset. Dessau, 1772. 8.

Küster (C... D...) in Magdeburg, der Verf. des Wittwenversogers, und der Neujahrspredigten ist eben dieselbe Person. Von seinen Schriften fehlt noch: Sittliches Erziehungslexicon. 1773. 8. Biblischer Geschichtscatechismus, 1773. 8.

Lambert (Joh. H.) Bahn des Lichts durch die Luft. Berlin, 1773. aus dem Franz. übersetzt. Architektonik. Riga, 1772. 8.

von Lasperg ( ) Chursächsischer Oberland-Forstmeister. Ist einer der vornehmsten Verfasser des Forst-Calenders, den die Ch. Sächsisch. ökon. Gesellsch. zu Leipzig 1772. 8. herausgegeben hat.

Lavater (J. Caspar) Helfer am Waysenhause zu Zürich. Auserlesene Psalmen Davids, zum allgemeinen Gebrauch in Reime gebracht. 2 Theile. Zürich 1765, 68. 8. Ermunterung zur Busse, über 2 Corinth. V, 20 gehalten, den 12 Herbstm. 1765. 8. Zürich 1766. Schweizerlieder, drey Auflagen, Bern 1768. 8. Das allgemeine Gebet des Hrn. Benj. Hoadley in Reime gebracht. Zürich, 1768. Kurze Lebensbeschreibung Hrn. Antistes Wirz. Zürch, 1769. 8. Ode an den seligen Gellert. ebend. 1770. 4. Ode an Bodmer. 1770. 4. Christliches Handbüchlein, oder auserlesene Stellen der h. S. mit Versen begleitet. ebend. 1770. 8. Bußlied für unser liebes Vaterland, auf den allgemeinen Buß- und Bethtag. In der Melodie des XXXIII. Psalms. 1771. 8. Die Auferstehung der Gerechten. Eine Cantate. 1771. Predigt von der Liebe Gottes, über 1 Joh. IV, 19. Schafhausen, 1771. 8. Nachdenken über mich selbst. ebend. 1771. 8. Christliches Hand-

büch-

büchlein für Kinder. ebend. 1771. 8. Erweckung zur Busse zu Gott, und zum Glauben an den Hrn. Jesum Christum. ebend. 1772. 8. A. B. C. oder Lesebüchlein, zum Gebrauche der Schulen der Stadt und Landschaft. ebend. 1772. 8. Taschenbüchlein für Dienstboten. Zürch, 1772. 8. Christl. Jahrbüchlein, oder Stellen der h. Schrift für alle Tage des Jahrs mit Versen begleitet. 1772. 8. Lieder zum Gebrauche des Waysenhauses zu Zürich. 1772. 8. Auf den Tod Hrn. Johannes Schmidlin. Mit Musick. 1772. 4. ibid. Vermischte Predigten. Frfrt. 1773. 8. Festpredigten ebend. 1773. 8. Einzelne Lieder christlicher Aeltern für Kinder; eines reisenden Jünglings; Um Stärkung des Glaubens. Durst nach Erlösung. Gebethkampf in dunkeln Stunden; Ueber den Rheinfall, 7 Wandpoesien und einzelne Sprüchelgen 36 Stücke, bey Jacob Hirschgärtner.

Lengnich (C. B.) Diaconus an der Oberpfarrkirche zu St. Marien in Danzig.

Lengnich (G) ist gestorben.

Leppert, muß nicht Löpper, sondern Löper heißen.

Freyherr von Lerchenfeld (. . . .) Abhandlung von der Mathematick, als den Grund aller Wissenschaften und Künste. 1772.

Leß (G.) die Lehre von der christlichen Mäßigkeit in 12 Predigten. Göttingen, 1771. 8.

Lessing (Gottfr. Ephr.) ist 1729. geboren, hat nur den 1ten Theil von Marigny übersetzt; daß von ihm Aufsätze in den Ermunterungen stehen sollten, ist schwer zu glauben.

Leveling (H. P.) D. d. A. G. u. W. W. und Churbayrischer Rath.

Leyding (   ) lebt in Hamburg ohne Amt und hat auch Oden und Lieder mit Melodien herausgegeben.

Lich-

Lichtenberg ( ) Geheim. Archivar. in Gotha. Verhaltungsregeln bey nahen Donnern. Gotha, 1774. 8.

Lichtenberg, ( ) Regierungsrath in Darmstatt, Aufsätze in Periodischen Schriften.

Freyherr von Lilienfeld nicht Lilienfels.

Linz (Carl Eduard) D. der A. G. . . . geb. zu Wien. Diss. med. de morbis oculorum externis. Vindob. 1771. 8.

Lipowsky (A. J.) Sekretair zu München.

Lochmann (J. M.) Memorabilia Salfeldiae. Cent. II. Salfeld. 1772. 4.

von Loen hat auch die in van Dürenschen Verlage herausgekommene Sammlung v. Reisen herausgegeben. Herr Meusel setzt ihn unter die gestorbenen, er lebt aber noch.

Löhlein (G. S.) ist zu Neustadt an der Heyde, in Franken 1727. geboren. 3 Sammlungen von Claviersonaten. Sei sonati per il Cembalo 1766. 68. 70. Fol. 3 Trios fürs Claviers und die Violine. Clavierschule. Neue Auflage. Leipzig, 1773. 4. Hat ausser verschiedenen Sonaten auch Antheil an dem Musicalischen Magazin und den Unterhaltungen.

Lohmann (J. C. C.) hat sein Amt niedergelegt.

Lüders (P. C.) Probst und Hofprediger zu Glücksburg.

Lüdke (Fr. Germ.) geb. 1730. zu Stendal. Briefe an Freunde. Danzig, 1756. 8.

Luther (B. M.) D. de triplici hydrope in uno subjecto invento. 1772. 8.

Mader (F. C.) Creditorum in pignore media diligentia non semper liberari. 1764. 4.

Ma-

Madihn (J. J.) J. J. Lange Grundlegung zu einer chemischen Erkenntniß der Körper, mit Anmerkungen herausgegeben. Halle, 1770. 8.

Märk (J. H.) heißt richtiger, Merk. Statt Pharo's Reisen lies Shaws Reisen. Er ist Kriegsrath zu Darmstadt.

Martini (C. A.) De lege naturali positiones. Viennae, 1772. 8.

Martini (G. H.) Commentatio crit. super locum Ciceronis de Officiis. c. 2. 1771. Vindiciae ejusdem. 1772. 4.

Marx (J. M.) lebt nicht zu Berlin, sondern zu Dessau.

Matsko (. . .) Rath und Professor an dem Carolino zu Cassel, geb. . . . §§. Von der neuerbauten Porcellan-Glasurmühle. Cassel, 1772.

May (J. C.) Kaufmann in Altona. Die Einleitung in die Handlungswissenschaft ist 1770. in zwey Bänden neu herausgekommen. Versuch in Handlungsbriefen nach den Gellertschen Regeln. Lübeck, 1773. 8. Lottologie.

Mayer (J. C. A.) zweyter Professor am Collegium medicum zu Berlin.

Meckel (J. F.) hat seine Aemter beym medicinischen Collegium zu Berlin niedergelegt.

Meckelburg (. . . .) D. der A. G. und Landphysikus in Altenburg: geb. §§. Nachricht über die jetzige Epidemie an das Publicum. Altenburg, 1772. 8.

Mederer [J. N.] D. de Garibaldo, duce Bavariae. Ingolstad. 1772. 4.

Mehlig [J. M.] Pastor und Superintendent. Die neuerlich aufgeworfene und unrichtig beantwortete Fragen: sind alle diejenigen, welche bey der bisherigen Theurung verschmachtet, verdammt wor-

worden? sind alle, welchen den Hunger und Tode bisher entgangen, oder durch die Theurung noch reich geworden, fromm? aufs neue schriftmäßig beantwortet. Chemnitz, 1773. 8.

Meier [G. F.] Untersuchung verschiedener Materien aus der Weltweisheit. 4ter Th. 1771. 8.

Melis [Christian Wilhelm] D. der R. auf der Univ. zu Jena. Diss.

Mengel [C. G.] War Buchhändler in Kopenhagen, der, nachdem er Bankerott gemacht hatte, viele Bücher im Verlage Kopenhagenschen Buchhändler übersetzt hat. Bey vielen hat er sich des verdeckten Namens Philander von der Weistritz bedienet. Er lebt vermuthlich noch in Kopenhagen.

Mensching [J. C.] Nouvelle Bibliotheque choisie des meilleurs auteurs Francois. 1772. 8.

Mey [J. J.] ist itzt Prof. am akademischen Gymnasium zu Stettin.

Meyer [Andreas] Seine Abhandlung über die Bildung eines jungen Frauenzimmers ist auch zu Erlangen 1773. 8. herausgekommen.

Michaelis [J. D.] statt Wendische Grammatik: abgekürzt, nebst dem Anfange einer Arabischen Chrestomathie.

Milow [J. N.] ist gestorben.

Mittelstedt (M. Th. Ch.] geb. 1711. hat auch geschrieben Antiquités Westphaliennes pour servir de preuve que les Soldats d'Herode et de Pilate ont été des Westphaliens. 12. Amst.

Moser [J. J.] von der Landeshoheit in Regierungssachen überhaupt. Frankfurt und Leipzig, 1772. 4. — derer deutschen Reichsstände überhaupt. 1773. — in Militar-Sachen. — in Justitz-Sachen. — in Gnaden-Sachen. — in Ansehung der Unterthanen, Personen und Vermögens. — in Steuer-Sa-

Sachen — in Cameral-Sachen — in Policey-Sachen. — in Ansehung Erde und Wassers. Nebst Register über alle neun Theile. Von der Landeshoheit im Geistlichen. Ebend. 1773. 4. Deutsches auswärtiges Staatsrecht. Frankf. und Leipzig, 1772. 4. Von dem Ausdrucke corpus evangelicorum. Regensb. 1772. 4. Neueste kleine Staatsschriften. Frankf. und Leipzig, 1772. 8.

Moses Mendelssohn. Philosophische Schriften. Berlin, 1771. 8.

Müchler [J. G.] hat sein Amt in Stargard niedergelegt, und lebt in Berlin. Daß er Herausgeber, der Leben der Theologen in K. Preuß. Landen sey, ist zu bezweifeln.

Müller [Ph. L. St.] hat auch geschrieben de Zeedemeester der Kerkelyken. 2 Bände. Amsterd. 1750, wegen welches Buchs er in Holland verfolgt worden.

Müller [J.] hat sein Amt in Schafhausen niedergelegt, und lebt in Genf.

Münter [Balth.] hat auch geistliche Lieder geschrieben.

v. Murr [C. G.] Zollamts Amman. Sinngedichte. Magdeburg, 1773. 8.

Naumann [ ] gewesener Regimentsquartiermester in Preuß. Diensten, lebt zu Berlin, geb. zu Bauzen, Gedichte eines Bauzners; Feldzüge der Preusen. 2 Bände, nebst noch verschiednen Gedichten und Uebersetzungen.

Nebel (H. C.) Senior Ministerii zu Worms. Jesus der armen Sünder Heiland aus dem Liede: Mein Heiland nimmt die Sünder an: Frankf. und Speyer, 1771. 8.

Neller (G. C.) D. de idea Christi Ecclesiae. 1748. Vindiciae ejusdem. D. de certis S. Con-

cilii Basil. decretis maxime hierarchicis a Germania et Gallia a 1438. et 39. acceptatis. Trev. 1764.

Nettelbladt (D.) Initia historiae literariae juridicae universalis. 1773. 8.

Richelmann ( ) zu Berlin ist längst tod.

Nicolai (F.) heißt nicht Johann.

Nölting (J. H. W.) Predigt von einigen Beförderungsmitteln der frischen Gottesfurcht. Hamburg, 1773.

Oeder (J. F.) † 1772.

Oemler (C. W.) S. Weimar- und Eisenachischer Consistorialrath. Zwey Predigten bey ausserordentlichen Fällen. Jena, 1772. 8.

Oertel (E. G.) Corpus Gravaminum Evangelicorum. 2 Abtheilung. Regensb. 1772. Fol.

Oesfeld (G. F.) Beweis der Wahrheit: daß auch Fromme in der Theurung verschmachten können. . . .

Okel (E. . . . F. . . .) Ueber die Sittlichkeit der Wollust. Mietau, Hasenpoth und Leipzig, 1772. 8.

Ortlob ist ein erdichteter Namen.

Overbeck [J. A.] hat Antheil an den Arbeiten der Bienengesellschaft in der Oberlausitz.

Pajon [Ludwig Esaias] Französischer Prediger zu Berlin; Uebersetzer von Gellerts Moral, Basedows Elementarbuch und verschiednen andern Schriften.

Pardey [C. A.] Communionandachten nebst Todesbetrachtungen auf alle 7 Tage in der Woche. Hamburg, 1772. 8.

Pauli [Ernst Ludwig] Anhalt-Bernburgischer Consistorialrath, Oberhofprediger und Superintendent

dent, wie auch Pfarrer und erster Prediger bey der Hof- und Aegidien-Kirche vor dem Berge zu Bernburg. Geb. zu Braunschweig, 1716. §§. Tho. Birch Leben des Erzbischofs Tillotson, aus dem englischen übersetzt. Leipzig, 1754. 8. Gedächtnißpredigt auf den Tod der Königin in Preußen. Magdeb. 1757. 4. Der Herr hat großes an uns gethan, eine Predigt am Friedensfeste. Magdeb. Frankf. und Leipzig, 1763. 8. Eine Predigt auf das Jubelfest der reformirten Kirche zu Halberstadt. Halberst. 1764. 8. Predigt zu Ballenstädt über das Evangelium am 21 Sonnt. nach Trinitatis. Magdeb. 1764. 8. Ausser einigen Casualpredigten, und aus dem englischen und französischen übersetzten theologischen Abhandlungen, in andern Werken gedruckt.

Pauli [Herrmann Gottfried] dritter Prediger bey der Stadt-Kirche zu Cöthen: geb. zu Braunschweig, 1720. Thränen der aufrichtigen Liebe bey dem Grabe seiner Gattin. Cöthen, 1768. 4. Gedächtnißrede bey der Beerdigung der Jungfer Sophien Eleonoren Laurentius. 1769. Fol.

v. Pauw ist itzt Kanonikus zu Cleve.

Penzel [Johann Jacob] erster Prediger bey der Stadtkirche zu Josnitz im Anhalt-Dessauischen. Geb. zu Dessau, 17 . . . Predigten an den Danktagen für die Aernde, und andern ordentlichen Sonntagen. Cöthen, 1757. 8.

v. Pernet [H. L.] Ode auf die Vermählung des Erzherzogs Ferdinand zu Oesterreich, 1771.

Petersen; sein Vorname ist Georg. Geboren zu Nottmark auf der Insel Alsen, 1708. Fehlt Rede bey dem Grabe der verwittibten Fürstin zu Nassau, Philippina Henrietta. 1751. Zweybrücken.

Petersen [Ignat.] . . . Anzeige der gemeinen Fehler im Predigen. Flensburg, 1772. 8.

Pfeffel von Kriegelstein [Christian Friederich] Geb. zu Colmar, 1726. Memoires touchant le Gouvernement de la Pologne. Monumenta Boica. To. I-X. . . .

Piderit (J. R. A.) Trauerrede auf H. L. G. von Kanngießer. Caßel, 1772. 4.

Pilati, floh vor der Verfolgung seiner Feinde, nach Berlin, und bekam von dem Könige eine Pension, die er aber nach einiger Zeit aufgab, und in sein Vaterland Graubündten zurückkehrte.

Pirscher ist längst nicht mehr in Berlin; daß er an der Historie de Gustave, keinen Antheil habe, ist oben erinnert.

Pitiscus statt Petiscus.

Pitoscus (M. Fr.) muß heißen Pitiscus.

von Pölnitz (K. L.) ist auch Verfasser des Saxe Galante.

Pohl (Johann Ehrenfried) D. d. W. W. und A. G. zu Leipzig, geb. . . Animadversiones in structuram ac figuram foliorum in plantis. Lipſ. 1771.

Ponter (J.) Sprachlehrer bey der Academie Militaire zu Berlin, geb. . . Neue und vollkommene Französische Grammatick, aus dem Französisch. übersetzt. Berlin, 1773. 8.

Pratje (J. H.) Versuch einer Geschichte der Schule zu Bremen. 2tes Stück. 1772. 8.

Prechtl (C. A.) nicht Prechtel. Uebungen der Gerichtsgeschäfte, oder Handbuch der Beamten. 4te Aufl. München, 1771. 8.

Prizelius (J. . G. .) Stallmeister zu Detmold.

Pütter (J. S.) Kurzer Begriff der ganzen Zedtwitzischen Sache, die von der Krone Böhmen bestrittene Reichsunmittelbarkeit der Herrschaft Asch betreffend. Göttingen, 1772. 4.

Quanz

Quanz (Joh. Joach.) Seine Anweisung zur Querflöte, und Versuch über die Flöte traversiere ist einerley, hat auch Antheil an den kritischen Briefen über die Tonkunst. Er ist gestorben.

Ranis (Heinrich Christ.) ist tod.

Rath ( ) ein handvrischer Landprediger, und nicht Rautenberg ist Uebersetzer der Principes pour la lecture des Orateurs.

Rau (J. W.) seit 1773. Rector an der Schule zu Peina in Hildesheimischen.

Reckert, hält sich in Westphalen auf.

Reichart ( ) in Gotha, Verfasser der Devisen.

Reichel (G. C.) D. d. W. W. zu Leipzig, geb. . . D. de magnetismo in corpore humano. Lipſ. 1772. 4. *Io. Huxami* opera physico medica. Tom. I. II. III. Lipſ. 1773. edit. cum ſupplemento.

Reichart (J. F.) zu Königsberg in Preussen 174. — geboren. Er ist itzt auf Reisen.

Reinhard (A. F.) itzt Professor der Rechte und Konsistorialrath zu Bützwo. Kritische Sammlung der neuesten Geschichte der Gelehrsamkeit. Bützow. 1 B. St. 1. 2. 3.

Renthe (A. C.) Pfarrer zu Wulsan und Drosa im Anhaltcöthenschen. Erste Betrachtungen über die verbesserten Empfindungen. Cöthen, 1769. 4.

Resewitz (Fr. Gabr.) geboren zu Berlin.

Reuß (Johann August) Lic. Iur. und Herz. Würtenbergischer Oberhof-Gerichts-Advokat zu Tübingen. geb. Commentatio juris publici Germ. de interdictis exportationis frumentorum territorialibus. . . .

Richter (G. . . . L. . . .) . . . . Die Verbesserung des Verstandes, oder Anweisung zur Erlernung nützlicher Wissenschaften aus dem Franz. Danzig, 1772. 2te Aufl.

Riegger (P. J.) Hofrath bey der Oesterr. und Böhmischen Hofcanzley. Hat die opera Innoc. Cironii herausgegeben.

Ritter (J. D.) hat auch von Guthrie's Weltgeschichte des 5 Theils 2ten Band. 1772. herausgegeben.

Ritter (J. J.) gegenwärtig zu Steinau in Schlesien hat Antheil an den Abhandlungen der Berner ökonom. Gesellsch.

Robert (C. W.) auch Consistorialrath der reformirten Kirchen in Oberheßen.

Rolle (J. . H. . .) Musikdirector in Halberstadt. geb. . . . David und Jonathan in Musik gesetzt. . . . Fol.

Romanus, die 2 von ihm in Beytrage S. 235. angeführten Lustspiele sind nicht gedruckt, sondern werden nun auf der Kochschen Schaubühne aufgeführt.

Rudloff (W. A.) auch Beysitzer der Justizcanzley zu Hannover.

Saal (J. H.) geboren 1722.

San-Severino. Italiänischer Sprachmeister in Berlin (ehemals in Göttingen) Vie des hommes illustres d'Italie Paris. 2 Bände, nachgedruckt in Lausanne. Ins Deutsche übersetzt, unter dem Titel: Italiänische Biographie, 2 Bände; Romeo e Giulia Dramma in Musica, 1773. 8. und andere Schriften.

Schall (Friedrich Franz) D. d. R. geb. zu Maynz. Jus circa sacra Regum Germanorum et Imperatorum Romanorum e gente saxonica. Erford 1772. 4.

Scheff-

Scheffner ( ) Kriegsrath zu Königsb. Gedichte eines Soldaten, 8. Berl. 1760. nebst noch verschiedenen andern Gedichten und Uebersetzungen.

Scheidemantel (H. G.) Staatsrecht. Dritter Theil, 1773.

Schetelig (J. A. G.) hat auch Bibliothecam disputationum in Vet. n. geschrieben.

Schlör (J. G.) D. ad Concordata Germ. de natura et indole illorum, ut sunt pacta, sive ad textum Bullae Nicolai V. eaque rationabilia et salubria etc. quatenus haec sunt legitime impetranda. Mogunt. 1771.

Schlözer (A. L.) auch D. d. W. W. Schwedische Protomathie statt Problemathie.

Schmid [Jo. Wilh.] auch Pastor an der St. Johanniskirche und Collaborator Ministerii zu Jena.

Schmid [M. J. A.] .... Der Katechist nach seinen Eigenschaften und Pflichten, aus dem Lateinischen. Bamberg, 1772.

Schmidt [B.] Diss. I. II. de notis characteristicis superioritatis territorialis, 1771. 4.

Schneider [C. W.] Bibliotheca Heydenreichiana cum praefat. et not. litterar. Vinar. 1772. 8.

Schneider [L. C.] Chirurgische Geschichte. Th. 5. 1771.

Mlle Schneiderinn, ist schon vor einigen Jahren an einen Prediger, ausserhalb Berlin verheirathet.

Schobelt (C. H.) Betrachtungen über die Cur der venerischen Krankheit, wie solche wider Vernunft, und Erfahrung sehr fehlerhaft und schädlich pflegt unternommen zu werden. Magdeb. und Leipz. 1771. 8.

Freyherr von Schöneich (C. O.) ist zuverläßig Verfasser der Aesthetick in einer Nuß, oder des neologischen Wörterbuchs.

Schönmetzel (J. G.) Venaesectio praeservatoria. Heidelb. 1771. 4.

Scholvin (G. P.) die Dankbarkeit der Armen in der Theurung, eine Predigt. Hannover, 1772.

Schott [A. F.] D. de juribus singularibus militum circa rem opificiariam in Saxonia Electorali. 4. 1773.

Schott [C. F.] D. de summo hominis bono et vita beata. Tub. 1773. 4.

Schreber [D. G.] Nimrods Vorschlag zu Anlegung eines öffentlichen Getreide-Magazins, herausgegeben. Leipzig, 1772. 8. Schauplatz der Künste und Handwerker, aus dem Franz. 9-11ter Band. 1770-1772 4. Beschreibung der Eisen- und Hüttenwerke in Steyermark herausgegeben. Königsb. und Leipz. 1772. 8.

Schröckh [ ] der Verfasser der Handlungswissenschaften lebte noch vor einiger Zeit in Frankfurt am Mayn.

Schröter (Phil. Ludewig) . . . .
Kurzer Unterricht, von der gegenwärtigen ungekünstelten Methode, die Blattern einzupfropfen. Bremen. 1773. 8.

Schröter [Chr. Gottl.] hat mehrere musikalische Werke geschrieben als Kritick über Scheibens kritischen Musikus, und von der Temperatur.

Schubert (J. E.) Betrachtungen über das Leiden und Sterben Jesu Christi. Halle, 1773. 8.

Schuch, geboren im Zweybrückischen, 1745. ist Conrektor zu Meissenheim im Herzogthum Zweybrücken.

Schütz (C. G.) auch Inspektor des Kön. theologischen Seminarii zu Halle. Von der Chrestomathia graeca sind zwey Theile heraus.

Schütz (T. J. A.) Observationum in Pentateuchum specimen I. Witeb. 1772. 4.

Schütze

Schütze (G.) Register über die sämtlichen zwölf Theile der Sammlung Hamburgischer Gesetze und Verfassungen, mit historischen Einleitungen nebst einer Betrachtung über den Inhalt des ganzen Werks. Hamburg, 1774. 8.

Schultz (Friederich Gottl.) Pastor in Pitschka in der Niederlausitz. Geb. . . Ausführliche Einleitung in die Erfahrungslehren des Christenthums nach der Schrift. Breslau, 1772. 8. Erster Theil.

Schulze (J. H.) Herzogl. Hollsteinischer Hofcommissär und Buchhändler zu Kiel. Topographische Beschreibung des Herzogthums Schleswig — in Alphabetischer Ordnung. Kiel, 1773.

Schumann (L.) ist nicht Hofrath; hält sich nicht mehr in Berlin auf.

Schwab (J.) Aestus maris secundum canones theoriae Boscovichianae. Heidelb. 1772. 4.

Schwediauer (Franc. Xaverius) D. d. A. K. zu Wien: geb. zu Steyer 175. . . D. med. exhibens descriptionem praeparatorum anatomicorum et instrumentorum chirurgicorum, quae possidet facultas medica Vindobon. Vindob. 1772. 8.

Scriba (D. P.) ist jetzt in Koppenhagen, hat vor einiger Zeit auch Predigten herausgegeben. Hamb. 1771.

Seiler (G. F.) Leben Christi nach den 4 Evangelisten in kurzen Sätzen beschrieben. Erlang. 1773. 8.

Selle ( ) jetzt Leibarzt des Bischofs von Ermeland in Heilsberg.

Semler (J. S.) Untersuchung des Canons. 3ter Theil. 1772. Sammlung von Lebensbeschreibungen aus der Britt. Biographie. 10ter Theil, herausgegeben. Halle, 1770. 8.

Seybold (D. C.) fehlt. Wanderschaft eines Journalisten. Buxtehude, 1771.

Silberschlag (J. E.) Hydrotechnick. 2ter Th. Leipz. 1772. 8.

Sonnenfels, geb. zu Berlin.

Spalding (E. A.) Ist nicht Candidat der Theologie, sondern hat die Rechte studirt. Er ist K. Pr. Legationssekretär zu Constantinopel.

Spengler (Lorenz) Königl. Dänischer Hof-Kunstdrechsler. Geb. in der Schweitz. . . . Briefe welche einige Erfahrungen der elektrischen Würkungen in Krankheiten enthalten. Copenhagen, 1754. 8. Praktische Anzeige, wie die bishero insgemein gebräuchliche eiserne Stubenöfen mit wenigen Kosten zu einem weit nützlichern Gebrauch einzurichten wären. 1759. 8.

Spitzner (A. B.) D. der W. W. Commentatio philol. de parenthesi libris sacris V. et N. Testam. accommodata. Lipſ. 1773. 8.

Sprengel (J. J.) ist längst nicht mehr in Berlin.

Stange (Theodor Friederich) Rektor in der Reformirten Schule zu Cöthen. . . . Programmata.

Steck. Geheimer Kriegs-Rath.

Störk (A.) Abhandlung von dem heilsamen Gebrauche der schwärtzlichen Küchenschelle. Frankft. 1771. 8.

Stresow [C. F.] Gedanken über des Propheten Daniel neuntes Kapitel, und besonders die Weissagung von den 70 Wochen. 1772. 8.

Strobel [G. T.] auch Vicarius des Ministerii zu Altorf.

Struensee [C. A.] führt noch den Titel eines dänischen Justitzraths.

Struve [F. C.] De purpura alba et rubra. Kil. ausser vielen Diſſ.

Suckow

Suckow [Georg Adolph] D. der A. G. zu Jena.

Suckow (L. J. D.] Prof. der Oekonomie und erster Secretär der Churpfälz. physical. ökon. Gesellschaft zu Lautern.

Sulzer [Joh. G.] von dem Werthe des epischen Gedichts, setze hinzu des Hrn. Bodmers.

Taube (D. J.) Hat einen lateinischen Brief von seiner Naturalien-Sammlung herausgegeben.

Telemann (Georg Michael) .... Unterricht im Generalbaß-Spielen. Hamburg, 1773. 4.

Tempelhoff ist Hauptmann.

Thalemann (C. W.) auch Montagsprediger an der Nicolai Kirche.

Theden (J. C. A.) ist geboren 1714. zu Steinbeck im Mecklenburgischen.

Thierbach (J. G.) Rektor des Lyceum zu Guben.

Tiede, ist als Inspektor in die Churmark versetzt worden.

Titius (J. D.) Bonnets Betrachtungen über die Natur mit den Zusätzen des Abbt Spalanzani und eignen Anmerkungen herausgegeben. Leipzig, 1772. 8.

Tittel (G. A.) D. de origine essentiarum et inde explicanda actionum moralitate interna. Ien. 1761. 4. Or. de principe literarum amatore. 1765. De iis, qui natura serviunt. eod.

Triller (D. W.) De variis vett. med. ocul. collyriis, quorum memoria in priscis lapidibus et scriptis adhuc superest, 1772. 4.

Trnka ist Oekonomiedirektor des Grafen von Dietrichstein zu Proskau in Ober-Schlesien. Beym Hamberger heist er Truka, welches Hr. Meusel durch Treka verbessern will; es ist aber beydes falsch.

Tübel (F. C.) lebt nicht mehr in Hamburg.

Uber

Uber (C. B.) Sonate à 5 Voix. Breslau, 1773. Fol.

Ulber (C. J.) Rechtschaffener Naturalist in 60 Betrachtungen. Hamburg, 1766. 8.

Unzer ( ) der jüngere, D. der Arzneywissenschaft zu Altona, ein Bruder des verstorbenen J. E. hat an dem Altonaischen gelehrten Merkur Antheil.

Vogel (Zacharias) . . . . Goulards Chirurgische Werke übersetzt. Lübeck, 1772. 8. 2 Bände.

Volckmann (J. J.) kritische Anmerkungen über die Fehler der Mahler wider die geistliche Geschichte und das Kostume, aus dem Franz. Leipzig, 1772. 8.

Wagner (F. . . . B. . . M. . . Quaestiones Codicis juris Bavarici judiciarii, cum notis et supplementis. Landshut. 1771. 8.

Wagner [J. C.) Das bisher in Hunger schmachtende und zum Theil verschmachtete Erzgebirge von M. Silligs Verdammungsurtheile gerettet. Chemnitz, 1773.

Waser (. . . .) statt Lucius, Lucians. —

Weber [A.] Comm. de prima Melanchtonis locorum commun. editione. Kil. 1771. Entwurf eines bestimmten Begriffs der Gelehrsamkeit, 1772. D. de contingentia legum motus.

Weber [Georg Heinrich] . . . geb. zu Göttingen, 1751. D. sistens vires plantarum cryptogamicarum medicas. Kil. 1773. 4.

Weber [Sam. R.] nicht mehr zu Göttingen.

Weickhardt (A.) Nachricht über den Bau der Futterkräuter.

Weiß

Weiß [J. . . . J. . . .] Untersuchung der Frage, was die Sünde wider den H. Geist sey. Stuttgard, 1772.

Weiz [F. A.] Hat viel an dem Naumburgischen Wochenblatt zum Vergnügen, den Naumburgischen Intelligenz-Blättern, und den Dresdnischen Gel. Anz. gearbeitet.

Wenk [H. B.] fehlen 1) Bemerkungen über die Schul- und akademische Verfassung der Engländer 1772. 4. 2) Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung des Fürstl. Pädagogs in Darmstadt 1774. 4. 3) Von der Particulargeschichte deutscher Staaten überhaupt, und von der hessen-darmstädtischen insbesondre. 1774. 4. — Gelegenheitsgedichte. Hat an der Frankf. gel. Zeitung 1772. Antheil gehabt.

Wenkel [Joh. Fried. Wilhelm] Subconrektor und Organist zu Uelzen seit 1767. Duette für zwo Flöten Traversen. Hamburg, 1773. Fol.

Werner (D.) Hausvogt zu Hoya.

Wernich (J. . . C. . . G. . .) zu Berlin, Versuch einer richtigen Lehrart die Harfe zu spielen. Berlin, 1772. 4.

Westendorf (Johann Christoph) D. d. A. G. geb. zu Wismar, und vermuthlich daselbst gegenwärtig. D. de optima acetum concentrat. conficiendi ratione et usu medico. Gotting. 1772. 4.

Westfeld (C. F. G.) ist izt in Hannover.

Wiehe (J. G.) zu Hannover.

Wiegand (J.) Oekonomische Abhandlungen. Wien, 1768. 8.

Wildenhayn (. . . .) Abhandlung von Potaschsieden. Dresden, 1771. 4.

Winckler (C. F.) Justiz-Rath.

Winckler (J. D.) Erbauliche Fastenarbeit in zwo Sammlungen. Hamburg, 1772. 8.

Wisse

wo man das Wort Gottes sehr übel verstand, aufgekommen sey. Die katholischen Geistlichen sollten anfangen, richtiger darüber zu urtheilen. Oder wird ein falsches Raisonnement dadurch wahr, daß es ein französischer Redner gefället hat?

Wir würden auch keinem katholischen Prediger rathen, dergleichen seltsame Deklamationen nachzuahmen, als Latourdüpin häufig anbringt; z. B. in seiner Lobrede auf den heil. Augustinus S. 205.: „Komm also, du stolzes Orakel der „Manichäer, vermessener Faustus! der du, kraft einer zwar „seichten, doch schimmernden Beredsamkeit, unter den Blu„men das Gift zu verbergen weißt; der du den Kunstgriff „verstehest, deinen Bekenntnissen einen solchen Ton zu ge„ben, daß man glaubet, die Sprache des Ketzers sey wirk„lich katholisch. Komm, künstlicher Dollmetscher des heil„losen Irrthums, mache auch diesem Kirchenlichte einen „blauen Dunst für die Augen. Deine Bemühung ist verge„bens. Augustinus darf dich nur angreifen, so bist du ein„getrieben, gepacket, beschämet!„

Bretonneau hat Vorzüge vor dem Latourdüpin. In den moralischen Reden sagt er ohne eitele Rhetorik oft sehr wahre und gute Sachen. Da weis er seinen Zuhörern die Religion zu einer Angelegenheit ihres Herzens zu machen. Aber freylich, wenn man hernach wieder so eine Predigt am Feste des heiligen Scapuliers, oder der wunderbaren Hostie zu Paris, wie die neunte und zehnte im sechsten Theil sind, lieset: so zweifelt man, ob es derselbe Mann mit demselben Kopf sey, der jene und diese gehalten hat. Die Geschichte der heiligen Hostie ist ganz sonderbar. Ein verruchter Jude kauft sie von einer christlichen Weibesperson. Er durchsticht sie mit der Spitze eines Federmessers, nagelt sie an einen Pfosten, stößt, peitscht und schlägt sie, wirft sie in siedendes Wasser und auf Kohlen, „gleich als ob der Gottmensch, sagt „B., noch zur gänzlichen Vollendung seiner Erniedrigung „die doppelte Strafe des Feuers und des Wassers in seinem Sa„cramente hätte empfinden müssen.„ Und was geschieht? Das Wunder ist über groß. Bey jedem Stich, bey jedem Schlage geht eine Menge Bluts aus der Hostie. Sie hält die Schläge des Hammers aus, ohne zerschmettert zu werden, die Peitsche der Ruthen, ohne in kleinen Stücken zu zertrümmern. Anstatt im Wasser zu zergehen, behält sie ihre ganze Gestalt, und verwandelt das Wasser in Blut. Anstatt vom Feuer verzehrt zu werden, verliehrt dieses seine Hitze, die Flammen

halten sie frey in die Höhe, sie verändert ihre Gestalt, Christus erscheint auf einmal in seiner blutigen Todesgestalt, sie entreißt sich endlich von selbst dem Feuer, schwingt sich gegen die frommen Hände der Priester, die zu ihrem Empfang ausgestreckt waren, wird darinn wie in eine Arche eingeschlossen und triumphirend unter Frohlocken und Freudengeschrey zurück getragen. Der Jude wurde natürlicher Weise verbrannt. Das Wunder aber, dergleichen in vergangenen Zeiten keines gehört worden, bestätigt den Glauben an die katholische Kirche, in der Lehre vom Sacrament, den der Jude hatte zu Schanden machen wollen. Man muß es selbst lesen, wie Bretonneau daraus gegen Juden, Ketzer, und Freygeister argumentirt, und beweiset, daß Christus in dieser so vielen Entheiligungen ausgesetzten Hostie gewesen, und als der unumschränkte Herr der Natur seine Größe zu erkennen gegeben habe. Man sieht daraus, wie groß die Finsterniß des Aberglaubens noch immer in der katholischen Kirche bis diese Stunde ist. Würden die Lehrer sonst solche ungeschmackte Fabeln auf die Kanzel bringen, und würde das Volck blind genug seyn, sie ihnen zuzuglauben? Wiewol sie glauben sie selbst. Bretonneau ist wenigstens seiner Sache so gewiß, daß er sagt: „er wolle den Glauben, den ihm die „Kirche ertheilt hätte, vor den Tyrannen vertheidigen, sollte „er auch ein Opfer und einen Märtyrer desselben abgeben „müssen.„ Bey so bewandten Umständen wird man vielleicht erst nach hundert Jahren von den katholischen Seelsorgern erwarten können, daß sie erleuchteter werden, und alsdenn, wenn sie es selbst geworden, die Leute vom Aberglauben zur vernünftigen Erkenntniß der christlichen Wahrheit führen.

Crasset ist ein guter frommer Homilet, der für den gemeinen Mann ganz erbaulich seyn mag. — Ein Paar nützlichere Schriften, als die eben angezeigten, sind:

Der Geist des berühmten Bossuet, Bischofs von Meaux, oder auserlesene Gedanken aus dessen besten Werken, über die wichtigsten Gegenstände. Mit dem Anhange eines bischöflichen Hirtenbriefes über die Religion. Aus dem französischen übersetzt. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, im Verlag bey Joseph Wolff. 1773. 8. 283 Seiten.

Die Staatskunst aus dem eigenen Worten der H. Schrift gezogen, von Jacob Benignus Bossuet Bischofs von Meaux, einst für den Dauphin von Frankreich abgefaßt, und nun auf das neue übersetzter an das Licht gestellt. Zween Theile. Erster Theil. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, im Verlage bey Joseph Wolff. 1774. 8. 356 Seiten, nebst 5 Bog. Vorrede. Zweyter Theil. 1774. 414 Seiten.

Man kann von den übrigen Schriften dieses großen Mannes leicht auf den Werth der gegenwärtigen schließen. Wenn gleich die Bibel nicht eigentlich dazu geschrieben ist, die Regenten eine überall anzuwendende Staatskunst zu lehren, so enthält sie freylich doch, nebst Beyspielen guter und schlechter Fürsten, die allgemeinen Grundsätze der Moral für regierende Herren, und die weis ein Schriftsteller von Bossuets Genie immer zur Belehrung eines jungen Prinzen von seiner Religion zu nutzen. — Wir wollen bey dieser Gelegenheit wieder noch einige andere katholische Schriften anzeigen, welche neuerlich herausgekommen sind. Dahin gehöret die

Geschichte des Lebens, der Marter und der Wunderwerke des heiligen Johannes von Nepomuck, Domherrn zu Prag, wie auch vieler Gnaden, welche von Gott durch die Fürbitte dieses Heiligen sind verliehen worden. Aus den Processen seiner Heiligsprechung, italiänisch zu Rom, 1729. heute 1773. aber zu Wien deutsch verfaßt. Herausgegeben, durch Franz Christoph von Scheyb auf Gaubückelheim, Patritius zu Constanz, Nied. Oester. Landschafts- und Standessecretarn rc. Wien, 1773. in der von Ghelenschen Buchhandlung, gr. 8. 471 Seiten. Vorr. LVI. Seiten.

Schade um den saubern Druck und das schöne große Papier, welches an die neue Verewigung der Miracke des h. Nepomucks gewendet worden! Der Herausgeber hat sich ausnehmende Mühe gegeben, alle Nachrichten, die ihm angea

gehen, zusammen zu sammeln, und wir könnten unsern Lesern, wenn es der Raum verstatte, wundersame Dinge aus dessen Lebenslauf erzählen.

Antons Godeau, Bischofs und Herrn von Vence in Frankreich, allgemeine Kirchengeschichte, aus dem französischen ins italiänische übergetragen und mit Anmerkungen begleitet, von Dan. Arnold Speroni rc. anizo aus dem italiänischen ins deutsche übersetzt, von P. Bernard Hyper, des befreyten Benedictinerstifts, und Klosters Weßobrun Kapitular. Zehenter Theil, enthält die Kirchengeschichte vom Jahre Christi 427 bis 448. Augsburg, verlegts Matheus Rieger und Söhne. 1774. 8. 450 Seiten, nebst 128 Seiten, Chronol. Tafeln und Verzeichnisse.

Ungeheuer weitläuftig und für Protestanten gar nicht brauchbar. Es ist schon anderswo von diesem Werk in der Bibl. die Rede gewesen.

Das Leben Jesu Christi, der seligsten Jungfrau und Mutter Gottes, Mariä und der heiligen Apostel, aus den heiligen vier Evangelisten, und andern bewährten Schriften zusammengetragen von Johann Friderich Goll, weltlichen Priester und Kaiserl. Beneficiaten in der Metropolitankirche bey St. Stephan. Zweyte Aufl. Wien, 1773. Auf Unkosten Hermann Joseph Krüchten, Universitäts-Buchhändlers in Seitzersdorf. 4. 307 Seiten. Nebst 37 Seiten Einleitung.

Die Erhebung der Maria auf den Thron Gottes, die Anordnung eigener Feste zu ihrer Verehrung, ihre unbefleckte Empfängniß und Unsündlichkeit, die feyerliche Anbetung derselben u. s. w., wovon man auch in dieser Lebensbeschreibung vieles lieset, gehört, wie bekannt, zu den Widersinnigkeiten der Katholicken, die den gesunden Menschenverstand beleidigen, von denen keine Sylbe in der Bibel, desto

 mehr

mehr aber in dem System ihrer Kirche stehet. Ob man jemals die anstößige Benennung Mutter Gottes in dieser Kirche abschaffen und sie lieber gottselige Maria oder Mutter Jesu nennen werde, steht schwer zu sagen. Wenn man einem vernünftigen Chineser oder Heiden, der nie von der christlichen Religion etwas gehört hätte, sagte der Christen Gott hat eine Mutter und ist auch einmal gestorben, so würde er glauben, man wäre verrückt, oder sagte ihm eine Lüge. Und doch ist es so nach katholischen Begriffen. Die feine Lobrede des Hrn. Goll auf die Maria wollen wir doch hersetzen: „Sie ist jene Taube, sagt er, wie wir in dem Hohenliede Salomonis lesen, welche ganz schön und unbefleckt „ist. Sie ist jene weiße und wohlriechende Lilie, sie ist weiß „wegen ihrer unverletzten Reinigkeit, sie ist wohlriechend, „weil sie durch ihre erhabene Tugenden den lieblichsten Geruch von sich giebt. Sie ist die einzige und besondere Lilie „unter den Dornen der Sünde, welche die übrigen Menschenkinder stechen, nur sie allein ist davon allezeit unversehrt „geblieben, weil sie von der Sünde und von dem Zunder „der Sünde befreyt war. Sie ist jener verschlossene Garten, wozu die alte Schlange mit ihrem pestilenzialischen „Gift keinen Zutritt hatte. Sie ist jener versiegelte Brunn, „welcher lauter helles Wasser führt, und niemals mit der „geringsten Unreinigkeit befleckt ist. Sie ist jene verschlossene „Pforte des Tempels Salomonis, durch welche niemand, „als der allerhöchste König, Jesus Christus gegangen ist, „welcher dieselbe mit den höchsten Gnaden erfüllet hat. Sie „ist endlich jene holdselige Esther, welche dem allerhöchsten „König Himmels und der Erde so wohlgefällig gewesen, daß „er sie von dem allgemeinen Gesetz der Erbsünde befreyt „hat.“ —

Der heilige Paulus, ein Beyspiel wahrer Bekehrung, die die Furcht angefangen, die Hofnung befördert, und die Liebe vollbracht hat. Der Stof dreyer Betrachtungen, welche die größere lateinische Versammlung unter dem Titel Mariä Verkündigung zur Fastenzeit vorstellet, und die mit Churfürstl. gnädigster Freyheit, wie auch mit Genehmhaltung eines hochlöblich. Churfürstl. Büchercensurcollegiums in das deutsche übersetzt sind worden. Die

Furcht,

Furcht, erste Betrachtung. Die Hofnung, zweyte Betrachtung. Die Liebe, dritte Betrachtung. München im Jahre 1772. Zu finden bey Nepomuck Fritz, akademischen Buchhändler unter dem schönen Thurm, wie auch bey Karl Mautz, bürgerl. Buchbinder im Waßerburger Ladel. 4. jede 3 Bogen.

Drey poßierliche Schuldramen, jedes mit einem Vorspiel, worinn sich der Mensch und die Gnade unterreden, bey deren Lesung man lachen muß, so ungern man der ernsthaften Sachen wegen auch will. Die handelnden Personen sind Juden und Römer. In dem letzten hat auch Seneca eine Rolle, der mit seiner Philosophie vom Paulus kurz abgefertiget wird.

Kanzelreden über die Gebräuche und Ceremonien, welche in der katholischen Kirche bey dem Opfer der H. Messe eingeführt und üblich sind. In der Octav des H. H. Fronleichnams des Siebenzehnhundert und zwey und siebenzigsten Jahrs vorgetragen von P. Aloysius Merz, d. G. J. des hohen Domstifts der freyen Reichsstadt Augsburg ordinari Predigern. Cum facultate ordinariatus Augustani. Augsburg, in Verlag bey Joseph Wolff. 1773. 8. 236 Seiten.

Stärkere Schutz- und Trutzreden für den Katholicismus kann kein Mensch halten, als Hr. P. Merz. Nachdem er in den fünf ersten Reden von der deutschen Messe, von den Privatmessen, ob es zu viel Messen gebe, von dem Gebot Messe zu hören, von dem sogenannten Stipendio für die Messen, und ob es Kaufmessen gebe, gehandelt hat: so vertheidigt er in der sechsten, die priesterliche Kleidung und ihre Absichten, in der siebenten, die stillen und lauten Gebete des Priesters, samt den verschiedenen Stellungen desselben, und in der achten, den Gebrauch der Lichter und des Rauchwerks dabey. — Da er ein gebohrner und besoldeter Controversprediger ist, so hat er natürlicher Weise in allen seinen Reden etwas gegen die Herren Protestanten

zu sagen. In diesen stößt er am Ende auf den Hrn. Abt Jerusalem, mit dem er übel deshalb zufrieden ist, „daß er „habe können in die Welt hineinschreiben, die Menge der „Ceremonien sey eine der größten Hindernisse der Kirchen„vereinigung — und bahne den Weg zur Freygeisterey und „dem Deismus. — Die guten Herren, die so denken, sagt „er, sind aus der Zahl dererjenigen, welche ahnden, was „sie nicht verstehen.„ In der katholischen Kirche ist nach seiner Meynung alles vernünftig, hat alles, Priesterkleidung, Rauchwerk, Lichter und wie es Namen haben mag, große Geheimnißvolle Bedeutungen, die wir Protestanten nur nicht verstehen. Nur Johann Fabricius hat ein Einsehen darinn gehabt und deshalb im Jahr 1706. nicht aus Gefälligkeit, sondern aus innerlicher Ueberzeugung dem Braunschweigschen Hofe die Versicherung gegeben, daß die Prinzeßin Elisabeth, um sich mit Kaiser Carl VI. zu vermählen, mit gutem Gewissen katholisch werden könne. Fabricius bekommt dafür ein groß Lob von Hrn. Merz, wie billig war. Von überflüßigen und unnützen Messen will der V. nicht wissen. Was in dem 24ten Artickel der Augsb. Conf. davon steht, sagt er, das sind arglistige Verdrehungen, falsche Vorspiegelungen, und ungegründete Vorwürfe der verschmitzten und unredlichen Confeßionisten. „Jede Messe, „schließt er, ist ein Versöhnopfer für die Sünde. Das sündigen hat ja noch kein Ende, wie soll man denn das Opfer „der Versöhnung seltener entrichten, oder gar abschaffen?„ — Daß der Meßpriester das Sacrament allein nähme, rechtfertigt er damit, weil der Priester ein Delegat der Kirche wäre, und es nur dann geschähe, wenn es an andern Communicanten fehlte. — Die Schlüsse des V. wären sehr bündig, wenn es nur mit dem unblutigen Opfer Christi in der Messe seine Richtigkeit hätte. Aber so lange dieser kleine Umstand noch nicht ausgemacht ist, ist schwer aus der Sache zu kommen. Doch Hr. Merz weis sich schon zu salviren. Das Geheimniß des Altars ist das Geheimniß aller Geheimnisse; hinter dies unüberwindliche Bollwerk versteckt er sich, und wer kann ihm da was anhaben.

T.

I. C. Schulz. V. D. M. Regiomontani Observationum theologicarum fasciculus. I. Regiom. & Lipſ. Zeis. Hartung, 1772. 179. 8.

Hr.

Hr. Schulz observirt zuerst hermenevtische Fehler der Juden, der Kirchenväter, der Theologen. Die ersten beten den Talmud an, beten die Targumim nach, vervielfachen den Sinn. Mit Recht protestirt man gegen jeden hermenevtischen Despotismus; kein Despotismus auf dem Thron, keiner über die Gewissen! Eine lange Note erzählt die Träume des Sohnes Maimon, einige fallen in die Augen, es giebt welche, die wol keine sind. Maimons Sohn verführt unser Zeitalter nicht. Viele seiner Fehler stammen aus Ignoranz der Natur; der Zeiten Fehler, in welchen er lebte. Gegen die Kirchenväter liest man hier vieles Bekannte, oft aus alten Büchern, ohne die neuen Aufklärungen, aus den Quellen sehr selten. Die guten Väter werden auch wohl mit Unrecht geschulert. Es reden einige nicht orthodox, aber vernünftig. Oft, sagt Augustin, erzählen die Verfasser der Bibel, ut quisque meminerat, ut cuique cordi erat, vel brevius vel prolixius. *Conf. evang.* II, 12. Chrysostomus hielt nach der alten christlichen Freyheit die Psalmen vom 50sten an nicht für göttlich *Homil.* 2. in Pf. 50.) Zwar sind meines Erachtens alle mit gleicher Begeisterung geschrieben, dieser Patriarch verdient aber unsere Ehrfurcht als ein freyer Mann in Zeiten, da die Denkungssklaverey anfieng. Hieronymus, welcher die besonderste Vorsehung nicht glaubte, ist ein Heiliger; im 18ten Jahrhunderte giebt es Leute, welche sie auch nicht glauben, man nennt sie aber Freygeister. Laktanz glaubt nicht, daß die Gottlosen auferstehen werden, sie sind, sprach er, schon gerichtet. Dieser Mann würde von einigen heutiges Tages verdammt werden. Wenn einige fromme Leute die Gerechten auch nicht richten lassen (denn diese kommen gar nicht ins Gericht) so bleibt am Ende niemand übrig. Laktanz gab Gott menschliche Leidenschaften, Tertullian einen Körper, den Gestirnen gab Origenes lebendige Seelen.

S. 66. Symbola ad Pypicam. Diese coccejanischen Frivolitäten dürften die Theologen gar wol aufgeben. Wer den Horaz oder Voltaire oder Tacitus fleißig liest, kömmt in seine Sprache; so lasen der Fischer Petrus, der Zöllner Matthäus und der Teppichmacher Paulus ihre Nationalchroniken, ihr Gesangbuch die Psalmen, und ihre Ordnungen und Rechte seit Moses. Dieser Lectüre waren sie voll, wenn sie ihrem Volk predigten, dessen ganze Gelehrsamkeit keine andere war. Da man alle Tage opferte, wurden die Opfer Sinnbilder, wie man abstrakte Wahrheiten der blöden Kindheit durch sinnliche Bilder begreiflich macht. Bey den Heiden thaten sie

wie dergleichen, denn von der jüdischen Geschichte und dem Detail ihrer Gebräuche wußten diese so wenig, als unser gemeine Hause, welchem die Thorheit und Pedanterey vom Azazel, der rothen Kuh, der Hure Ohola und Hosea's Ehecontrakt an Orten vorgetragen wird, wo er Aufklärung, Licht, Weisheit des Lebens und gemeinnützige Kenntnisse erwartet.

S. 144. Adversaria ad exactiorem Theologiam moralem. Alte Klagen! 1. Im Catechismus steht keine Moral oder man foldert sie aus den 10. Geboten heraus. Wer wird aus dem Katechismus ein edler, rechtschaffener Mann werden? Weg mit diesem, dafür Principien des Lebens, vorgetragen in der populären Sprache Rochows. 2. Sie wird weder bestimmt, noch ordentlich, noch vollständig genug vorgetragen. 3. Die Psychologie soll man (wenn man, die Lehrer erwägen, kann!) supponiren, nicht einmischen. Besser freylich eine eigene einfältige Psychologie für die schwachen Lehrer. Herr Schulze klagt noch viel, man muß ihm recht geben, aber lieber die Klagen eingestellt und es besser gemacht!

Wenn werden doch die Menschen die Kinderspiele, Puppen und Poppanzen weglegen und Männer werden, nicht spekuliren, sondern thun!

Kleiner Versuch über die Wunder nach Houtevillischem, Bonnetischem und Hollmännischen Leitfaden mit einigen Zusätzen über die Mendelssohnische und Kölbelische Religionsstreitigkeit. Von J. B. Kölbele, Frankf. Andreä. 1772. 8.

Zuerst beschreibe ich die gelehrte Jägerey selbst. I. Houteville erklärt, was unerklärlich seyn soll, aus unbekannten Naturgesetzen, d. i. erklärt es nicht. II. Bonnet, über welchen sich Hr. K. sehr freuet, weil er die Unsterblichkeit der Seele nicht aus der Vernunft erweisen will; „S. 50. Es „ist noch sehr ungewiß, ob das Geisterreich, wo alle und jede „unsterblich sind, das vollkommenste sey.„ Vielleicht läßt sich doch wissen, ob eine Welt, in welcher alles stirbt, oder eine wo alles zur Vollkommenheit ewig fortwährt, vollkommner sey! S. 52. Probe der Beweise der Unsterblichkeit aus Vernunftgründen. „Sollten Bonnet und Leibniz mit so schönen „Aussichten in die Ewigkeit nicht unsterblich seyn?„ Ist die Unsterblichkeit ein Wahn, kann man einwerfen, so verdient

es

es eben keine Belohnung, daß sich B. und L. die Zeit mit solchen Possen verdorben. Von der Analogie will Hr. K. gar nichts hören, und dankt den Staatsleuten, peinlichen Richtern, Sachwaltern, Feldherren und Kaiser Karl V. unter welchem die peinliche H. G. O. geschrieben ist, daß sie darauf nicht fussen. S. 57. Bald kömmt er aber zurück: „Setzet sie nicht ganz bey Seite, aber nur verlaßt euch auf „sie nicht ganz.„ Hr. Bonnet giebt jedem Gedanken seine Gehirnfiber; Hr. K. frägt, wo die Gedankenfibern beym Knaben Neuton oder Kästner wären? Ich zeige ihm einen Kern, aus welchem ein Apfelbaum wird, wo aber sind die Aepfel? Er enthält blos die Stamina.

Aber ich mag nimmermehr jagen. Dem Publikum sey kund gethan, daß er so fortgeht, daß Hrn. K. Autorgeschichte sich gleich bleibt, und daß man nach allem diesem Streiten so klug ist als vorher. Er spricht viel von den „fliegenden Feuerpfeilen des Satans,„ von „saftlebenden taboritischen Gefühlen der Kinder Gottes,„ geräth sehr oft „in die Aussichten der mathematischen Schustergesellen„ (S. 172.) redet „als der Frankfurtische Freund des Hamburgischen Götze,„ und untersteht sich doch von „Bonnetischer Schwäche zu sprechen.

Hierauf folgt mancher Zusatz und sagt nichts. Hr. Köstele klagt, daß die Gelehrten nicht mehr so wie vor Alters streiten; entschuldigt sich in einem „Handschreiben an den Hochwürdigen Hrn. Dr. Leß gegen eine Recension der Göttinger Zeitung unter Direktion der erlauchten Societät; nennt Rousseau einen seichten Geist; und berichtet aus dem Mund der Schweizerkaufleute, zween Juden haben sich in Zürich zu Christo bekehrt, oder vielmehr taufen lassen, weil Moses ihren Glauben so schlecht vertheydiget.

Erbarmenswürdige Exorcisinen gegen die Allgemeine Deutsche Bibliothek, oder Beyträge zur Leidensgeschichte des Recensenten und seiner Hrn. Kollegen. Hr. K. wollte uns mit Stellen aus den Kirchenvätern heimsuchen: „Aber dann „würde die Nikolaische Bibliotheke abermal schreyen, daß „der Verfasser zu gelehrt schreibe. Aber wer wird doch weiter nach einer sich selbst widersprechenden Bibliotheke fra„gen, die einen und eben denselben Verf. wegen seiner pra„lenden Beredsamkeit, und in einer andern sehr bald darauf „folgenden Beurtheilung wegen seiner durchgängig groben „Unwissenheit tadelte,„ (Er weißt viel Zeug, aber die Kunst nicht, damit zu nützen.) „In der Nikolaischen Biblios

„bliothek werden fast alle Freunde der reinen Lehre eben so
„wie Paulus in Athen unter die Lotterbuben gezählt. Wenn
„ich cynische Brocken oder Religionsspöttereyen schriebe, und
„in einem oder andern für mich zu niedrigen Bündnissen
„stünde, dann würde mir Weihrauch gestreut. Gemeine
„Journalisten können leicht den Juden schuldig seyn, von
„reichen Juden Geschenke nehmen, bey reichen Juden schma-
„rutzen, auch durch der Juden Vorschub ein kleines Aemtgen
„suchen. Kein Wunder, wenn sie Mendelsonen Altäre
„bauen und seine Champions werden.„

Verhalten der Nikolaischen Bibliotheke bey diesem großen Zorn.

Aper quum vellet facere generosum impetum
Repressit iram, et: Facilis vindicta est mihi,
Sed inquinari nolo ignavo sanguine.

Des Hrn. Verfassers Orthographie: äusern, Uhrsache, uhrsprünglich, mögten, Hollmann umweit gründlicher, hieße, Empfindung, Gemütskamf, wisgierig, verdurben, Hulderichs, statt Ulrich.

Iz.

Ausführliche Einleitung in die Erfahrungslehren des Christenthums nach der Schrift, insbesondre den Glauben der Christen betreffend, von F. G. Schulz, Past. in Pietschke rc. in der Niederlausitz. Zweyter Theil. Breßlau, verlegts W. G. Korn. 1773. 8. 327 S.

Der V. handelt in 5 Abschnitten von der Unzuverläßigkeit des Unglaubens; vom Worte Gottes, als dem ordentlichen Gnadenmittel, wodurch der H. Geist in den Seelen der Menschen den Glauben hervorbringen und unterhalten will; von der Bearbeitung der Seelen der Menschen, durch den Geist Gottes, um sie zum Glauben tüchtig zu machen; von der Bearbeitung der Kräfte des Verstandes und Willens durch den H. Geist zum Glauben; und von den Empfindungen, welche die Glaubenswahrheiten aufs Herz wirken. — In einem etwas bessern Styl ist dieser Theil geschrieben, als der erste. Sonst aber finden sich noch immer manche exegetische Gebrechen, noch immer, mehr

mehr aus der Tradition, denn aus der Bibel, abgeleitete Sätze, noch immer lange, zur Sache nicht gehörige, Abschweifungen; noch immer Mangel des Lichts und der Ordnung in manchen Begriffen und Vorstellungen. Der Raum verstattet nicht, dieses weiter auseinander zu setzen, und mit Beweisen zu belegen. Blos über die Nacherinnerung mag eine kurze Gegenerinnerung hier stehen. Auf die Frage des Rec. in dieser Bibl. (B. XVIII. S. 174. fg.) für welche Klasse von Lesern dieses Buch wol berechnet worden seyn möge? antwortet der V. „für alle diejenige, welche die von Jesu „uns erworbene und geschenkte, und durch den H. Geist im „Glauben uns zugerechnete Gerechtigkeit J. C. in rechter „Ordnung annehmen, und aus denen, sie begleitenden Gna„denwirkungen des H. Geistes, sich derselben versichert hal„ten wollen. Die Erfahrungen davon sind keinesweges leere „Spielwerke einer aufgebrachten Phantasie, sondern sie sind „in rechter Maaße und Ordnung, wie sie die H. Schrift be„zeichnet, wirkliche Begebenheiten in der menschlichen Seele. „Unverdächtige und unverwerfliche Data davon trift man un„ter andern auch in den neuesten Bekehrungsgeschichten der „vormaligen Grafen Struensee und Brandt, an.„ Aus diesen folgt hierauf ein kleiner Auszug, worinn es unter andern heißt: „D. M. zeigte dem Gr. Struensee, daß die „Lehre von der Versöhnung der Welt durch Christum, das „Wesentliche des christlichen Glaubens sey. Der Graf be„stimmt sich ganz für diese Lehre, und nimmt sie an. — — „Er findet alles zur Befriedigung seines Herzens und Ge„wissens in der Versöhnung Jesu; er hat Vergebung der „Sünden in ihm. — Er hat den Geist der Kindschaft „Gottes, und kann mit Freudigkeit bäten„ u. s. w. So habe ich, setzt er hinzu, „binnen einer mehr als 20jährigen „Amtsführung, schon manches Beyspiel an innerlich und „äusserlich Leidenden erlebt, bey welchen keine andern Trost„gründe, als die aus dem versöhnenden Leiden Jesu, hin„reichende Wirkung gethan haben.„ Die Richtigkeit einer Lehre auf solche Art zu unterstützen, sollte man billig Bedenken tragen. Es könnte gegen dergleichen Beweise leicht, unter andern, eingewendet werden: die meiste Menschen haben von je her ihren Glauben blos von Einer Seite anzusehen gelernt, und angesehen; haben über ihre Religion gar nicht eigentlich gedacht, besitzen keine festen Grundsätze, lassen sich im Gegentheil wägen und wiegen von allerley Wind der Lehre; in diese Klasse gehören die beyde Grafen, insbesondere Gr.

Brand; nicht jeder Lehrer weis die gesundere Meynungen, wenn er anders dergleichen hegt, und die philosophischen Trostgründe, wenn er sonst mit ihnen bekannt ist, in das rechte Licht zu stellen; und wenn auch — so gräbt sich doch meistens der in der Kindheit und Jugend empfangene Religionsunterricht tiefer ein, als die später erhaltene, wenn schon richtigere, Belehrungen, und wenn die Eindrücke jenes geschwächt, ja zernichtet, zu seyn scheinen: so werden sie doch durch manche Situationen erneuert; auf Krankenbetten und Sterbelagern, in drückenden Leiden, ergreifen die meiste Menschen überhaupt alles, was man ihnen nur darbeut; beym größten Theil der Missethäter macht die Furcht vor der Zukunft nach allem haschen, was man ihm darhält; in keiner Religion gebricht es wol an solchen, welchen sich ihre Lehren beym Tod, als das kräftigste Beruhigungsmittel bewährt, in keiner an solchen, die, wenn sie im Leben von ihr abtrünnig worden, endlich sich doch vor dem Hinscheiden wieder in den Schooß desselben geflüchtet; aber auch wieder — wie die auf Krankenbetten angenommene Meynungen und Gesinnungen sich oft nach der Genesung wieder ändern, zum Beweis, daß die Ueberzeugung nur gering, und flach blos der Eindruck gewesen: so möchte es sich mit dem Eindruck der auf dem Sterbelager beygebrachten, in manchen Fällen auf eben diese Art verhalten; nur alsdann überhaupt beweißt noch Rückkehr zu Jugendmeynungen etwas, wenn sie bey Männern von Scharfsinn, forschendem Geist, nach langer reifer Prüfung, in einer ruhigen und heitern Situation, Platz findet, und dauerhaft befunden wird, u. s. f. Diese Einwürfe zu Boden zu schlagen, möchte schwer seyn. — In der Rec. ward behauptet: das menschliche Geschlecht war von je her ein gemischter Haufe von Bösen und Guten. Woher denn jene (die Böse?) fragt der V. — Es braucht doch wohl den Ursprung derselben zu erklären, der Erbsünde nicht. Von den ersten Menschen schreibt er S. 72. „ihr Vermögen „zu denken war unstreitig viel erhöheter, als es anjezo dem „scharfsinnigsten und durchdringendsten Verstande eigen ist, „und seyn kann. Alle ihre Kräfte des Geistes und Leibes „waren vollkommen rein und unbefleckt ꝛc.„ S. 73. redet er von ihnen als „frommen unschuldigen.„ Besonders die Engel: — daß sie weise und heilig geschaffen worden, nehmen alle an. Gleichwol haben jene gesündigt, und eine große Anzahl dieser hat sich eines „schrecklichen Abfalls„ schuldig gemacht. — In der Rec. ward geäussert, die Nach-

kom-

kommen des Adams und der Eva kämen eben so wenig bes fleckt und strafbar aus den Händen ihres Schöpfers, als diese ihre Stammeltern. Der V. fodert Beweise. Hier sind etliche. 1 B. M. 1, 27. heißt es: Gott schuf dem Menschen ihm zum Bilde ꝛc. Im neunten Kap. eben dieses Buchs, wo Gott mit Noah redend eingeführt wird, viele 100 Jahre nach der Schöpfung, sagt jener diesem, Vers 6.: Wer Menschen Blut vergeußt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden. Der Grund hiervon? Denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht. Gegen diese so deutliche und bestimmte Aussprüche helfen alle die gewöhnliche Ausflüchte nichts. — Es sey denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, sind die Worte Jesu Matth. 18, 3. An der Bosheit seyd Kinder, ermahnet Paulus 1 Cor. 14, 20. Beyde haben also die Kinderseelen nicht für Kothlachen angesehen, wie unsre Dogmatiker. Wie hätte sonst Jesus, der auf die Reinigung des Innern ꝛc. so vorzüglich dringt, diese zarte Geschöpfe seinen Jüngern zu Mustern vorstellen können? Auch würde sonst Paulus, der die Korinthier ermahnet, sich von aller Befleckung des Leibes und der Seele zu reinigen, und ihre Heiligung vollkommen zu machen (2 K. 7, 1.); der allen Bösen den Himmel verschließt, der überhaupt so oft und so ernstlich ungeschminkte Rechtschaffenheit andringt, sich selbst widersprochen haben. Dergleichen Stellen finden sich mehr, z. B. Ps. 106, 38. 131, 2. Jon. 4, 11. Marc. 10, 14: 16. Matth. 19, 14. Luk. 18, 16. 17. 21. — Hierauf führt er Röm. 7. als die herrschende Meynung unterstützend an. Wo ist aber in diesem Kap. Eine Spur von Erbsünde? Paulus redet darinn, nicht von sich auch von keinem andern Wiedergebohrnen, sondern er schildert den bejammernswürdigen Zustand eines in lasterhafte Fertigkeiten hinabgesunknen, und unter einem ihn deswegen zum Tod verurtheilenden Gesetz befindlichen Juden. παθηματα των ἁμαρτιων sind sündliche Regungen und Leidenschaften. οικουσα ἐν ἐμοι ἁμαρτια sind herrschend gewordene böse Begierden, kurz, schlimme Fertigkeiten. In solche überhaupt zu verfallen, brauchts keiner angebornen Verderbniß, wie schon erinnert worden, sondern — blos der Gewohnheit ꝛc. Wie viel diese überall vermöge, gegen deutliche Einsicht des bessern vermöge, (Vers 15. 19.) zeigt die Erfahrung. — Auch die bekannte Stelle aus dem von

David bey Gelegenheit seiner Versündigung mit Bathseba verfertigten 51sten Psalm, soll dem V. zum Beweis derselben dienen. Aber einmal redet David darinn blos von sich, nicht von Andern. Und dann ist der Sinn der beyden Glieder des 7ten Verses dieser: ich habe früh angefangen zu sündigen, nicht nur dieser Sünde (des Ehebruchs mit B.) mich schuldig gemacht, sondern von Jugend auf schon viele Sünden begangen. Daß die Worte der Urschrift so müssen erklärt werden, erhellet aus der Vergleichung der von verschiedenen Auslegern bereits angeführten Stellen Jes. 48, 8. Ps. 58, 4. 71, 6. 7. Es gehört auch die bekannte Stelle Hiob 31, 18. hierher, wo dieser von sich sagt: von Mutterleib an hab' ich gerne getröstet. Wie er damit, dem ersten Glied des Verses gemäß, gewiß nichts weiter behaupten wollte: als: früh hab ich angefangen zu trösten und wohlzuthun: eben so kann David mit jenen Worten unmöglich so viel von sich sagen: ich bin unrein in die Welt gekommen, habe, da ich aus Mutterleib eben kam, so fort Sünden begangen, sondern blos früh hab ich angefangen zu sündigen. — Der V. scheint es überhaupt zu verwerfen, wenn man bey Auslegung der H. Schrift den Sprachgebrauch der Morgenländer, die Kühnheit derselben in Figuren, zu Hülfe nimmt. Daß diese aber manches sich anders gedacht, aus einem andern Augenpunkt betrachtet, die Gedanken stärker ausgedrückt, unter kühnern Bildern die Dinge vorgestellt haben, als so manche andre Nationen, und daß noch solch eine besondre Denk- und Sprachart in Orient herrscht: wird der nicht leugnen, welcher die ältere und neuere, sogenannte heilige und profan Schriftsteller desselben kennt. Da die Verfasser der H. Schrift A. und N. T. Morgenländer waren, so wie größtentheils auch die, an welche sie zunächst schrieben: so gebrauchte „der H. Geist„ ihre Sprachart, und richtete sich, in unwesentlichen Dingen nach ihrer Denkart. Ohne dies hätten diese Bemühungen unter jenen Menschen wenig, oder keinen, Nutzen gestiftet. Um also „den Sinn des H. Geistes um so viel glücklicher zu treffen„, müssen sich gleichzeitige und spätere Leser der h. Bücher aus andern Nationen mit dieser dem Orient eingenthühinlichen Denck- und Sprachart vertraut machen. Da dieses bisher zu wenig geschehen; da man meistens bisher allzusehr an den Erklärungen der gemeinen Wörterbücher geklebt; die nicht buchstäbliche Auslegungen für gegen die der H. Schrift schuldige Ehrfurcht streitend, angesehen; mit der Muttermilch, so zu sagen, den Lehrsatz von der Erb-

sün-

sünde, und die gewöhnlichen Beweise davon, eingesogen; auf Schulen, und Universitäten, nichts anders gehöret; auch wohl aus Furcht für irrgläubig angesehen zu werden, bloß die gangbare Kompendien und herrschenden Systeme gelesen, und die eingeführte Beweise tief sich eingeprägt rc.: so darf man sich nicht wundern, daß die der hergebrachten Auslegung abstimmige Erklärung der Stelle Ps. 51. von dem V. und von andern als „gezwungen und unzulänglich„ verurtheilt wird. — Wenn auch, ward in der Rec. hinzugesetzt, Erbsünde im gewöhnl. Verstand könnte angenommen werden, so läßt sichs doch mit der Gerechtigkeit Gottes nicht vereinigen, daß er um derselben willen den Menschen verdammt. Nicht einmal damit scheint der V. zufrieden zu seyn. Läßt jemand seinen Nebenmenschen etwas entgelten, woran er doch vollkommen unschuldig ist: jedes menschliche Gefühl verabscheut sofort solches Verfahren als die schwärzeste Ungerechtigkeit. Und Gott sollte ungöttlich handeln, der Altvater ungerecht? — Hat doch im zwölften Jahrhundert, so gar der H. Bernhard die Verdammlichkeit der Erbsünde verworfen. Nichts, sagt er irgendwo in seinen Werken, brennt in der Hölle, als der eigne, freye Wille. Und im achtzehnten wollen Gottesgelehrte noch nicht aufhören, durch solche Urtheile Gott zu lästern? — Diesen Ausspruch des menschl. Gefühls bestärigt die H. Schrift an vielen Orten; wenn sie Gott sagen läßt: er wolle die Sünde der Eltern den Kindern nicht aufrechnen, 5 B. Mos. 24, 16. 2 Kön. 14, 6. Jer. 31, 29. 30. Hesek. 18, 2. 3. 19. 20. und wenn sie ausdrücklich lehrt: Gott werde einem jeglichen nach seinen Werken vergelten, Jer. 17, 10. Ps. 62, 13. Matth. 16, 27. Röm. 2, 6. 1 Cor. 3, 8. 2 Cor. 5, 10. Es kann hinzugesetzt werden, Hiob 34, 10:12. Klagl. Jerem. 3, 39. (ein jeglicher murre wider seine Sünde.) —

Auch wegen andrer Aeusserungen in der Rec. des ersten Theils (A. D. Bibl. B. XVIII. S. 176.) erklärt sich der V. Wie unredlich er diese anführt, soll der Leser sehen.

Die Recension.	Hr. Schelz S. 325. Anm.*
Wenn nach Vernunft und Schrift die Sünde die Störerin dieses Friedens (zwischen Gott und dem menschlichen Geschlecht) mit Hrn. S. zu	Der Hr. Recensent sagt uns ganz zuversichtlich, zu Herstellung des Friedens mit Gott, brauche es bloß die möglichste Entfernung der

Sün-

Brand; nicht jeder Lehrer weis die gesundere Meynungen, wenn er anders dergleichen hegt, und die philosophischen Trostgründe, wenn er sonst mit ihnen bekannt ist, in das rechte Licht zu stellen; und wenn auch — so gräbt sich doch meistens der in der Kindheit und Jugend empfangene Religionsunterricht tiefer ein, als die später erhaltene, wenn schon richtigere, Belehrungen, und wenn die Eindrücke jenes geschwächt, ja zernichtet, zu seyn scheinen: so werden sie doch durch manche Situationen erneuert; auf Krankenbetten und Sterbelagern, in drückenden Leiden, ergreifen die meiste Menschen überhaupt alles, was man ihnen nur darbeut; beym größten Theil der Missethäter macht die Furcht vor der Zukunft nach allem haschen, was man ihm darhält; in keiner Religion gebricht es wol an solchen, welchen sich ihre Lehren beym Tod, als das kräftigste Beruhigungsmittel bewährt, in keiner an solchen, die, wenn sie im Leben von ihr abtrünnig worden, endlich sich doch vor dem Hinscheiden wieder in den Schooß desselben geflüchtet; aber auch wieder — wie die auf Krankenbetten angenommene Meynungen und Gesinnungen sich oft nach der Genesung wieder ändern, zum Beweis, daß die Ueberzeugung nur gering, und flach blos der Eindruck gewesen: so möchte es sich mit dem Eindruck der auf dem Sterbelager beygebrachten, in manchen Fällen auf eben diese Art verhalten; nur alsdann überhaupt beweißt noch Rückkehr zu Jugendmeynungen etwas, wenn sie bey Männern von Scharfsinn, forschendem Geist, nach langer reifer Prüfung, in einer ruhigen und heitern Situation, Platz findet, und dauerhaft befunden wird, u. s. f. Diese Einwürfe zu Boden zu schlagen, möchte schwer seyn. — In der Rec. ward behauptet: das menschliche Geschlecht war von je her ein gemischter Haufe von Bösen und Guten. Woher denn jene (die Böse?) fragt der V. — Es braucht doch wohl den Ursprung derselben zu erklären, der Erbsünde nicht. Von den ersten Menschen schreibt er S. 72. „ihr Vermögen „zu denken war unstreitig viel erhöheter, als es anjezo dem „scharfsinnigsten und durchdringendsten Verstande eigen ist, „und seyn kann. Alle ihre Kräfte des Geistes und Leibes „waren vollkommen rein und unbefleckt ꝛc.„ S. 73. redet er von ihnen als „frommen unschuldigen.„ Besonders die Engel: — daß sie weise und heilig geschaffen worden, nehmen alle an. Gleichwol haben jene gesündigt, und eine große Anzahl dieser hat sich eines „schrecklichen Abfalls„ schuldig gemacht. — In der Rec. ward geäussert, die Nachkom-

langen. Warum? Jenes Gesetz gebot hauptsächlich die genaue Beobachtung eines weitläuftigen Religionsceremoniels, untersagte hauptsächlich die äusserliche Ergiessungen einer schlimmen Gemüthsart in Thaten, bearbeitete hauptsächlich das Aeusserliche überhaupt. Mit eben so wenig Fug könnten sich die Heiden, wegen des unter ihnen herrschenden Sittenverderbens, das Wohlgefallen Gottes zu besitzen, schmeicheln. Beyden bliebe also nichts übrig, als der Glaube an Jesum, das heißt, die Annahme und Ausübung der Lehre Jesu. Warum dieses? weil sie alsdann zur Besserung, zur Ausbildung ihrer ganzen Sinnesart, und Vervollkommnung ihres gesamten Wandels würden gebracht werden, und dadurch Gott nicht anders als gefallen könnten u. s. f.

Die Recension.	5r. Scherz S. 326. Anm.
Kann der Mensch, bey der treuesten Anwendung seiner Kräfte, dieselbe (die Sünde) mit ihren schädlichen Folgen doch nicht vollkommen zernichten, so wird auch hier die redliche Bemühung für die That selbst von Gott angenommen werden, rc.	Endlich soll die redliche Bemühung sich von der Sünde zu entfernen, für die That von Gott angenommen werden; und das soll man dem Herrn Recensenten auf sein Wort glauben. Es gilt aber in einer so wichtigen Sache gar nichts.

Offenbar ist ja in der Rec. bloß von der redlichen Bemühung die schädliche Folgen der Sünde zu zernichten, die Rede: der Sünder soll hierbey thun, so viel ihm seine Situation, und seine Kräfte immer gestatten. Reichen diese nicht hin, bey dem innigsten Wunsch und wirklichen Bemühen alle zu tilgen: alsdann will Gott den Willen und das Bestreben dieses zu thun, für die That annehmen. — Der Gläubiger, welcher seinen durch diese, oder jene Zufälle des Vermögens, die ganze Summe abzutragen, beraubten Schuldner, bey aller offenbaren Willigkeit dazu, ohne Rücksicht auf seine Situation, gleichwol mit Strenge zu vollkommner Abzahlung anhält, und nicht eher, als bis diese geschehen, die Schuld erlässet: bringt — als ein Unmensch — jedes nicht völlig zerrüttete Gefühl gegen sich auf. Und der Allgenugsame, der Allvater sollte sich gegen sein Geschöpf, das in manchen Stücken seinem Gesetz zuwider gehandelt, und dadurch Schaden seinem Mitgeschöpf zugefügt hat, — aller Reue desselben ungeachtet — wenn es nicht allen Nachtheil

gut machen kann, als ein harter, unerbittlicher Tyrann zeigen? — Ja, sagt man, Gott ist zwar gütig, aber auch heilig und gerecht. Dieses leugnet niemand, dem tritt kein Mensch zu nahe. Gott soll blos dem reuvollen Sünder verzeihen, der zu dem, nach der Einrichtung Gottes, bey allem äusserlichen Glück, keineswegs allen Strafen hier entgeht. Denn, wie die Gottseligkeit die Verheissung auch dieses Lebens hat: so hat das Laster umgekehrt ebenfalls, so zu reden, die Drohung desselben. — „Da der Hr. Recensent gar „deutlich äussert, daß er — die Nothwendigkeit der Versöhnung mit Gott durch Christum, die Erbsünde, oder „doch wenigstens die Verdammlichkeit derselben, nicht glaube; „so ersieht man daraus, daß er zur evangel. lutherischen „Kirche nicht gehöre.„ Heißt freylich das nur ein Glied der lutherischen Kirche seyn: alle und jede Meynungen Luther's, und seiner Kollegen, für ausgemachte Wahrheiten halten, und als solche vertheidigen: so ist er keines. Wie inconsequent doch aber so viele in ihren Urtheilen sind! wenn der Knecht der Knechte Gottes mit Infallibilität ausgestattet worden zu seyn vorgiebt: so schlagen sie ein lautes Gelächter auf, oder zucken mitleidig die Achsel. Gleichwol gestehen sie solche Luthern, u. a. wenn gleich nicht mit Worten, doch in der That zu. So wenig aber jener bisher Brief und Siegel dafür aufweisen konnte: eben so wenig haben diese es noch zur Zeit zu thun vermocht. — Wenn der Rec. denn nur zu den Bekennern des reinen Christenthums gehört! Einer ist unser Meister. Luthern, Melanchthon, Chemnizen, so wie Calvin, Zwingli, u. a. m. sollen wir als redliche, einsichtsvolle, und um die Aufklärung eines großen Theils ihrer Nebenmenschen verdiente Männer hochschätzen, aber nicht blind anbäten, sondern ihre Aussprüche und Meynungen nach Vernunft und Schrift, in deren Auslegung sie merklich zurück geblieben sind, prüfen, (Ap. Gesch. 17, 11. 1 Thess. 5, 21.) stimmen sie damit überein, sie behalten, finden wir sie aber davon abweichend, verwerfen, und wenn Millionen ihnen anhängen; — überhaupt nicht bey dem bestehen bleiben, was sie geleistet, sondern weiter gehen. Das wollten sie selbst. —

W.

Joh. Ad. Schlegels, Pastors — zu Hannover, Predigten über die ganze Leidensgeschichte Jesu Christi;

Christi; denen dieselbe übersetzt, aus allen Evangelisten zusammengezogen, und mit Anmerkungen erläutert, beygefügt ist. Dritter Theil, von der Ausführung Jesu zu seiner Kreuzigung bis zu seinem Begräbnisse. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1773. Des dritten Theils 1ter Band, 348 S. Des dritten Theils zweyter und letzter Band, 493 S. gr. 8.

Der Verf. hat sich nicht immer genug in den Geist jener Menschen und Zeiten hineinzudenken gewußt, und daher oft jämmerlich deräsonnirt, (3. B. Pr. XXI. u. a.); allzu viele Vorbilder gesehen, und sich selbst bey denen, welche noch den meisten Schein haben, zu lange verweilet; manche Schriftstellen offenbar auf die Folter gespannet, um einen ihm günstigen Ausspruch herauszuzwingen; aus der so sehr bezweifelten, ja billig verworfenen, Offenbarung Johannis Stellen zu Hülf genommen; überhaupt für die Richtigkeit und Bestimmtheit seiner Sätze allzu wenig gesorgt; aus verschiedenen sonst wahren, aber trivialen, Gedanken zu lange Fäden gezogen; das gar nicht in der H. Schrift vorkommende, und selbst von Luthern und Calvin als „fremde, profan, abgeschmackt, albern„ verworfene Wort Dreyeiniger, sogar in Gebäten gebraucht, so wie das ebenfalls nicht schriftmäßige Gottmensch an andern Orten; die Gebäte überhaupt sind zu mühsam zusammengesetzt, zuweilen allzu lang — gar kein Ausguß des Herzens, sondern langweiliges Gespinst des Kopfes; — der Vortrag endlich hat durch die Zusammenstellung morgenländischer Redarten, geweihter dem System entwandter Worte, und schöngeisterischer Ausdrücke ein buntes Ansehen gewonnen, dadurch aber, unter andern, an wahrer Faßlichkeit verloren. — Unmöglich kann er sich in den Geist der Menge unter seinen Zuhörern und Lesern versetzt haben: sonst hätte er die Materien ganz anders behandeln müssen. — Auch hat er sicher die Bibel nicht sorgfältig studiert, noch über Gott und Menschen tief gedacht: sonst hätte er sich unmöglich als einen so gehorsamen Sohn seiner Kirche beweisen können, als er gethan. Man kann wohl die inquisitores haereticae pravitatis zu Hamburg, Wittenberg, L . . . . . . und G. herausfodern, ob sie irgend Eine propositionem haereticam, socinizantem, pelagianam oder semipelagianam, und wie der Jargon des Ketzermacher Gezüchts weiter lautet, bey aller Anstrengung, aus

diesen Predigten herauszuziehen im Stande wären. Nicht ein Jota, welches nicht nach der Vorschrift der Symbolischen Schriften ausgespizt worden wäre! — Das ist nicht zu leugnen, daß sich auch verschiedne gesunde Gedanken, passende Vorstellungen, und rührende Ermahnungen finden, besonders in des dritten Theils erstem Bande. Im zweyten verlieren sie sich beynahe gänzlich unter dem Schwall dogmatischer Subtilitäten und Ungereimtheiten, exegetischer Bagatellen und Albernheiten, antiquarischer Nichtswürdigkeiten, u. d. gl. m. — Die angefügte Uebersetzung der Leidensgeschichte ist nicht selten steif und undeutsch, so wie die erläuternde Anmerkungen zum Theil geringfügig, und wo sie das im Grunde nicht sind, doch allzu gedehnt.

Se.

Beyträge zur Kritick über Johannis Offenbarung ein Synodalschreiben von F. A. Knittel, Braunschweig-Lüneb. Konsist. Rath und Gener. Superint. Braunschweig, u. Hildesh. 1773. 4. 12 B.

Der Verf. behauptet das Ansehn der O. J. aus einer Stelle des Irenäus, welcher die Leseart 666. Off. 13, 18. gegen eine andere 616 vertheydiget und dabey sagt: „diejenigen, die den heiligen Johannes von Angesicht kannten, haben bezeuget, daß 666. die wahre Leseart sey.„

So richtig sich hieraus folgern lässet, daß Apostolische Männer die Offenb. gelesen und sie für ächt gelten lassen: so wird doch H. K. durch alle seine Beredsamkeit nicht den Zweifel heben können, daß auch ein Mann, der den Johannes gekannt, sich habe irren, und eine unter dem Namen Johannis herum gehende Schrift für ächt annehmen können.

Die Instanz die der V. mit den Baumgartischen Schriften machet, trift hier ganz und gar nicht. Hr. D. Semler hat die Urschriften dieses Gelehrten in seinen Händen. Dies ist ein weit wichtigerer Umstand, als einen Mann, dessen Namen vor der Schrift stehet, von Person gekannt zu haben. Wie viele hundert Studenten haben den s. Baumgarten von Person gekannt, die man doch leicht durch eine unter seinem Namen heraus gegebene Schrift hintergehen könnte.

Da der Inhalt der Offenb. so wie er gemeiniglich auf noch künftige Zeiten erkläret wird, selbst starke Einwürfe wider ihre Göttlichkeit machet: so muß sich der V. nicht wundern,

dern, wenn man so fürsichtig ist, und selbst wieder dies Zeugniß des Irenäus so strenge verfähret. Das εν ταχυ machet unpartheyische Leser stutzig: da von allen Gesichten im 18. Jahrhundert sich noch keines aufgekläret hat. Wie vergeblich haben noch kürzlich der gelehrte Senior der Th. F. zu Kiel Herr Hahn, und der geschickte Anonymus zu Halle alle Mühe angewendet, eine Entwickelung in der Geschichte zu finden. Ist die Offenb. J. kanonisch, so muß sie ihre Erfüllung mit der Jüdischen Republick erhalten haben. Herr Albuzit hat eine recht einleuchtende Probe von ein Paar Gesichtern auf diese Art gemacht, und es wäre zu wünschen, daß er auf diese Art die ganze O. durchgegangen wäre. Der V. scheint selbst geneigt zu seyn, die O. J. auf längst vergangene Zeiten deuten zu wollen. Er macht die Anmerkung „völlig deutlich „können Apokalyptische Weissagungen einer Vorderwelt, die „ihre Erfüllung erlebte, seyn: einer Folgewelt aber, die „nichts von solchen Begebenheiten weis, müssen sie nothwendig unauflöslich werden.„

Der V. macht zugleich eine Abschrift der O. J. bekannt, die in der Wolfenbüttelschen Bibliothek am Ende eines Koder befindlich ist, der die Ap. Geschichte und alle Briefe des N. T. enthält. Er verspricht von demselben eine ausführliche Beschreibung: jetzt aber schränkt er sich blos auf das Manuscript der Offenb. ein. Es ist neu, aber von einer alten Handschrift genommen. Er hat es mit dem Mil verglichen, und liefert hier alle Abweichungen von dessen Ausgabe in einer Beylage von drey Bogen.

Versuch einer Geschichte über den Ursprung und die Fortpflanzung des Christenthums in Europa von M. P. C. Gratianus, Diakon. zu Neuenstadt an der Linde. 2ter Theil. Tübingen, 1773. 8. 19 Bogen.

Der Verf. gehet in diesem Theil auf den Ursprung des Christenthums unter den Barbarn und sonderlich unter den Goten und deutschen Völkern bis zum Untergang des Abendländischen Kaiserthums im 5ten Jahrhundert. Er schreibt in einem ziemlich sanften Ton. Er hegt die Meynungen der herrschenden Partey unter den Christen, und nennet Irrgläubige, deren Irthum noch nicht entschieden ist: doch schmähet er nicht, und läßt ihnen ihr Verdienst in Ausbreitung der Lehre

Jesu? Er zeigt Belesenheit in den Quellen, woraus diese dunklen Geschichte geschöpft werden müssen. Er führet ihre bürgerliche Verfassung und die Art ihres Götzendienstes mit an. Er streuet beständig Anmerkungen mit ein, die göttliche Vorsehung in Erleuchtung dieser Völker zu erkennen. Halten nicht alle Anmerkungen die Probe aus, so sind sie doch theils eben so gut, theils besser gegründet, als die Anekdoten der Verächter der Religion, durch welche sie unbedachtsamen und leichtsinnigen Lesern ihre historische Schriften angenehm zu machen suchen. Wir wollen etwas von seinen Gedanken über die Bekehrung der Barbarn hersetzen. S. 19. In Hütten, da sich die Menschen auf die Stillung ihrer Bedürfnisse blos allein einschränken, ohne sich über das Sinnliche erheben zu können, kann eine Religion, welche Nachdenken und Ueberlegung erfordert, um so viel weniger Eingang finden, da die Trägheit und der Mangel der Wißbegierde die stärksten Stützen des Aberglaubens sind. Wie schwer war es einem Deutschen, der nicht einmal Buchstaben, will geschweigen die Vorstellung von einer wohlgesetzten Rede hatte, die Predigt zu hören, die Wahrheit mit der Lügen zu vergleichen — Es mußten also gewisse Vorbereitungen bey uns vorgehen ehe wir das Christenthum aufnehmen konnten: oder man mußte die Barbarn eben so, wie in neuern Zeiten die Indianer vorher zu Menschen machen, ehe man sie zu Christen machen konnte.

S. 21. So sehr die National-Vollkommenheit der Römer und Barbarn unterschieden war, so verschieden war auch die Methode, deren sich Gott bey ihrer beyder Bekehrung bediente. Die Apostel hatten einzele Personen durch eine wahre Ueberzeugung zum Christenthum gebracht, und es wurden Jahrhunderte erfordert, bis sich das Wachsthum der Kirche so vergrösserte, daß sich das ganze römische Reich dazu bekannte. Bey den Barbarn aber geschahe es, daß nachdem etliche wenige von ihnen sonderlich ihre Fürsten und Könige sich für das Christenthum erkläret hatten, so dann in kurzem der gesamte übrige Haufe nachfolgete. So groß nun der Vorzug der Apostolischen Bekehrungsart ist, so mag doch die göttliche Weisheit die letztern für die Fähigkeit der Barbarn für die gemäßeste gehalten haben. Sie war auch wirklich von bessern Erfolg, als die erstere. Der an unsern Gränzen so frühe ausgestreuete Samen des Worts hatte im innern des Landes keine Früchte getragen: aber öffentliche Andachtsübungen, wenn sie von der Obrigkeit genehmiget waren, verschaften

dem Christenthum einen desto schnellern Fortgange. Zuerst wuchs die Kirche von dem Innerlichen ins Aeusserliche, jetzo von dem Aeusserlichen ins Innerliche.

Iacobi Sadoleti Cardinalis et Episcopi Carpectoratensis in Pauli epistolam ad Romanos commentariorum libri tres. Praemissa est ill. viri vita auctore Floribello. Francof. ad Moen. MDCCLXXI. 4. 2 Alph. 6 Bogen.

Sadolet ist einer der großen Gelehrten des 16ten Jahrhunderts, ein Mann von einem sanften Geist und gutem Herzen. Weil Luther in der Lehre von der Rechtfertigung sich sonderlich auf den Brief an die Römer berief, dachte Sadolet diesen Brief besonders durch, und unterredete sich darüber mit seinem Bruder Julius, der auch ein Gelehrter war: daher diese Commentarien die Art eines Gesprächs haben.

Man siehet leicht, daß Sadolet Luthern nicht verstanden. Er ist recht betrübt darüber, daß Luther eine Gerechtigkeit suchet durch ein bloßes Vertrauen bey allen herrschenden Lastern, und wünschet ihm die Erleuchtung von Gott. Indessen ist dieses Buch, da es rar geworden, der neuen und schönen Auflage würdig. Nettes Latein und ein einem großem Geistlichem anständiger sanfter und gottseliger Vortrag empfehlen es nicht nur, sondern man findet auch Gedanken, die der Betrachtung würdig sind. Den Inhalt dieses Briefes setzt er darinn; die Christen zu Rom waren theils Juden, theils Römer: die ersten rühmten sich ihres Gesetzes, und die letztern der Weltweisheit und irdischen Vorzüge. Paulus zeigt beyden ihre Unwürdigkeit, um Friede und Verbindung zu stiften.

Von der Gerechtigkeit aus dem Glauben Röm. 3. ist seine Erklärung diese. Der Glaube nach Ebr. 11, 1. ist die völlige Ueberzeugung der Herrlichkeit jener Welt. Dieser ändert den Menschen, daß er willig alle irdische Vortheile fahren läßt, und göttlich gesinnet wird. Indem er der Welt entsagt, und sich Gott ergiebt, höret er auf ein Kind der Welt zu seyn, und wird ein Kind Gottes. Eben dieser Glaube, der ihn neu gebieret, macht ihn bey Gott auch angenehm, und Gott vergiebt ihm alle vorige Sünden.

Aber wozu ist Christus nöthig? Die Welt und das Christenthum sind ganz entgegen gesetzte Dinge. Jene sucht Hoheit und Reichthümer, und dieses sucht seine Größe in der Demuth und Verleugnung alles Irdischen. Diese hohe Weisheit zu finden, oder auch nur anzunehmen war der Mensch ganz unfähig. Gott sendete seinen Sohn, der nicht nur diese Weisheit lehrete, sondern sie auch durch sein Beyspiel bewies. Diejenigen, welche ihn leiden, sterben, auferstehen, gen Himmel fahren gesehen, wurden mit einem göttlichen Feuer weggerissen, alles irdische zu verleugnen und auf seinen Fußstapfen dem Himmel zuzueilen. Und in eben diesem Feuer predigten sie und setzten die Welt in Bewegung, daß die Menschen zu tausenden diese dem Fleisch widrige Lehre eifrig annahmen und selbst mit ihrer Marter bezeugeten. Und so ist der Glaube an Gott, und die Gewißheit jener Welt auch der Glaube an Christum. Igitur ille qui sic docuit et sic fecit unus ipse est per cujus fidem justificamur apud Deum. Sadolet leugnet dabey die Zurechnung der Leiden Jesu nicht. Er sagt, da Christus alle Leiden aus Liebe gegen Gott und uns übernommen, so nimmt Gott seine Leiden an, als ob wir selbst gelitten hätten. So, wie wenn ein ganzes Regiment rebelliret und alle Soldaten den Tod verdienet, es genug ist, wenn einige ihn ausstehen. Er sagt, da das erlaubt ist, daß der, welcher nicht gesündiget hat, gestraft wird, warum sollte es nicht erlaubt seyn, daß der, welcher gesündiget hat, von der Strafe befreyet werde? Er erkläret die Gerechtigkeit des Menschen als eine bloße Gnade Gottes, der nicht nur versöhnlich ist, sondern die Gerechtigkeit selbst wirket und das Mittel dazu, Christum schenket. Wie weit ist nun Sadolet vom Luther entfernt? Bey Röm. 7, 14. 25. ist seine Meynung, daß Paulus nicht in seinem Namen, sondern in dem Namen eines Juden rede, der den geistlichen Verstand des Gesetzes einsiehet, aber dasselbe nicht halten kann, bis er durch die Erkenntniß Christi vom Sinnlichem losgerissen wird.

Röm. 8, v. 9. sagt er, der Geist Gottes ist die göttliche Liebe. Und zu v. 14. Wir müssen entweder den Sinn der Welt, Spiritum mundi, oder den Sinn Gottes, Spiritum Dei haben. Im ersten Fall sind wir Kinder der Welt, der wir als einem Vater folgen, im 2ten Fall Kinder Gottes. Den knechtischen Geist, Spiritum servitutis erkläret er von der Gesinnung der Juden, die aus Furcht vor den göttlichen Drohungen, und um dem Fluch und den leiblichen Strafen

zu entgehen, die Gott auf die Uebertreter gesetzet hatte, von Sünden abgehalten wurden. Dies wird zur Probe genug seyn.

Von der Christlichen Disciplin oder Anweisung zu einer wahren Christlichen Tugend aus dem lateinischen des Herrn. D. Ernesti. Breslau, 1773. 8. 7 B.

Es ist eine gute Uebersetzung der Disputation des H. Häselers unter dem Vorsitz des Herrn D. Ernesti, welche nicht nur übersetzet, sondern erweitert zu werden verdiente. Wir brauchen sie nicht anzurühmen, da das Original sein verdientes Lob längst erhalten hat. Eines aber können wir nicht unberührt lassen.

Der V. sagt §. 33. „Weil aber bey jeder Uebung „taugliche Kräfte zum voraus gesetzt werden, so müssen wir „noch vorher sehen, woher wir Kräfte erlangen, die christ„liche Heiligkeit zu üben — — Hier beruffen wir uns „auf das, was schon die Anfangs=Gründe des christlichen „Glaubens lehren: daß nehmlich diese Kräfte von Gott und „seinem Geiste herkommen, und denjenigen gegeben werden, „die über ihre Sünden erschrocken und betrübt, denselben red„lich entsaget, und ein Vertrauen auf die durch J. C. ge„schehene Verheissungen Gottes der Vergebung ihrer Sün„den verlanget und sie erhalten zu haben versichert sind. Denn „in solchen allein kann eine wahre Liebe zu Gott statt finden „u. s. f.

Wir wollen uns in keinen Streit über die Worte einlassen, ob allein das Ueben in der Tugend von Wiedergebornen gesagt werden müsse. Ein jeder der ein Christ werden will, hat die in dieser Schrift vorgeschriebene Disciplin nöthig, und die Anstalten und Uebungen müssen von dem Zeitpunkt anfangen, da der Entschluß zur Bekehrung gemacht ist, sonst wird aus dem ganzen Entschluß nichts werden, und es wird leider oft nichts daraus, weil die Disciplin nicht beobachtet wird. Ein Wollüstling wird gerühret. Er sieht die Schändlichkeit und die betrübten Folgen seiner Laster, und das Glück der Tugend. Er entschließt sich zur Aenderung. Sogleich entziehet er sich verführenden Gesellschaften, er sucht die Einsamkeit, die Stille, das Gebet, das Wort Gottes. Er ist der Sünde gewohnt, es finden sich reizende Gelegenheiten, er

strauch-

strauchlet. Er rafft sich auf, er ärgert sich über sich selbst, er enthält sich erlaubter Freuden. Er wird stärker, er erhält einen Sieg nach dem andern, er freuet sich, und wird versichert, daß er Theil habe an Jesu, dessen Geist in ihm ist.

Dies ist die ordentliche Art der Bekehrung die der Heiland auch selbst in dem Gleichniß vom verlohrnem Sohn vorstellet, dieser schlug in sich, dies ist die Erweckung. Ich will mich aufmachen, ist der redliche Entschluß. Er machte sich auf und gieng hin, hier ist die christliche Disciplin. Nun umarmet ihn der Vater, das ist die Versicherung von der Vergebung der Sünden.

Es müssen also Kräfte da seyn vor der Versicherung von der Vergebung der Sünden, und sie sind auch da.

Gott schuf den Menschen zur Erkänntniß der Wahrheit und zur Begierde des, was ihm nützlich ist. Sein nach dem Fall noch denkender Geist, hat die Kraft etwas einzusehen und den Trieb glücklich zu seyn behalten. Wird er nun von Gott erweckt, so erblickt er seine Gefahr und sucht sich zu retten. Die Kräfte, die Gefahr einzusehen und zu fliehen, die Seligkeit in Gott einzusehen und zu verlangen sind wesentliche Kräfte unserer Seele, die Gott gegeben, Gott in Bewegung setzet, Gott erhält und unterstützet. Sie sind also göttlich. Auch selbst die Liebe zu Gott, die der beste Grund des Gehorsams gegen Gott ist, findet sich gleich vom Anfang der Erweckung. Der Erweckte suchet Gott und seine Gnade recht ernstlich, weil er Gott als das höchste Gut erkennet, und wie könnte er Gott dafür erkennen, ohne ihn herzlich zu lieben?

Unterhaltungen für Kranke, von der Ascetischen Gesellschaft in Zürch. Zürich, bey Orel, 1773. 8. 1 Alph. 7 B.

Wir finden hier eine gute Anleitung zum Gebet, Selbstbetrachtungen und Gebete nach dem verschiedenem Verhältniß der Personen in Absicht ihres Standes und Befindens. Sie sind alle dem Sinn der heiligsten Religion Jesu angemessen, der Vortrag ist ohne Schmincke, deutlich und den wichtigen Gedanken anständig, nur, wie uns deucht, zuweilen etwas trocken. Wir empfehlen sie sonderlich den Lehrern als ein Muster, ihre Zuhörer zum Gebet anzuführen. Die angehängten wenigen Lieder haben richtige Gedanken, aber nicht den Geist eines Gellerts.

Br.

Die

Die christliche Lehre von der Arbeitsamkeit und Geduld in zwölf Predigten, nebst einem Anhang von D. Gottfr. Leß, Prof. der Theol. und Univ. Prediger. Göttingen, bey Vandenhöks, 1773. 438 Seiten 8.

„Der heilige Sinn, dieser innere Dienst Gottes, muß sich in unsern Reden und Thaten wirksam zeigen, sie alle zu einem sichtbaren äussern Dienste Gottes machen.„ Das erste Stück desselben, „den menschenfreundlichen Gebrauch aller unsrer Kräfte und Gaben, oder die christliche Arbeitsamkeit und Berufstreue,„ trägt der Verf. in den 5 ersten Predigten vor. Von diesen „angenehmen Geschenken Gottes„ geht er zu den „traurigen Führungen desselben„ über, und betrachtet die christliche Geduld in den 7 folgenden; verbreitet sich zuerst über die väterliche Absichten Gottes bey den Trübsalen der Menschen, zeigt worinn und wie die christliche Geduld sich äussern müsse, schreitet hierauf zur Vorlegung der Bewegungsgründe, zu solcher, und schließt mit der Anzeige der Mittel, wider die Versuchungen der Ungeduld sich zu stärken, und die anhaltende Ausübung der Geduld sich zu erleichtern — der Stärkungsmittel. Redlichen Ernst für die Ausbreitung nicht so wohl des Wissens, als vielmehr des Thuns, Gründlichkeit in der Ausführung der Materien, Anpassung der Belehrungen, Ermahnungen, Erläu- läuterungen auf die verschiedne Klassen, Bedürfnisse ꝛc. des Auditoriums, Würde und Kraft des Ausdrucks, sorgfältiges Aufschliessen des Sinnes der Schriftstellen, ohne weitläuftiges gelehrtes Gepränge, wird man auch in diesen Predigten nicht vermissen. Schade, daß der Verf. verschiednes übertreibt, in mancher Schriftstelle zu viel sieht, bey jeder Gelegenheit sogenannte Grundartikel der Religion anbringt, die doch mit der Tugend des Menschen in keiner, oder äusserst geringer, Verbindung stehen, allzu lange Perioden zuweilen dreht, die das Ganze genau zu fassen, und sich einzugraben, dem Leser schon Mühe verursachen, und dem Zuhörer noch größere verursachen müssen u. s. w. Der Anhang enthält 6 Predigten, unter andern eine: Gottgefälliger Dank für die Wohlthat der Reformation, über Col. 1, 9 : 14. am Reformationsfest gehalten, worinn der Verf. S. 423. vom „freyen Gebrauch der Bibel,„ und gegen das „sektirische Kleben an Luthern„ redet. Recht gut. Keine Kunst, keine

Wissenschaft kann anders auf den Gipfel der Vollkommenheit steigen, denn in Jahrhunderten, und durch die fortgesetzte Bestrebungen mehrerer. So hier. Luther, Melanchton, Chemnitz u. a. haben geleistet, was man nach ihren Gaben, den Hülfsmitteln jener Zeiten, der damaligen Erkenntnißmaße, und der übrigen Beschaffenheit selbiger Zeitläufte, erheischen kann. Aber als Menschen war Fehlbarkeit auch ihr Loos. Bey den lautersten Absichten, dem anhaltendsten Fleiß, der stärksten Anspannung ihrer Kräfte, konnten sie es in manchen Stücken versehen, mußten es; — zumal da ihnen verschiedne Hülfsmittel mangelten, die wir jezt besitzen, und ihre Situation wegen der Verwirrung jener Zeiten 2c. zum ruhigen Lesen, Nachdenken, Vergleichen, nicht die bequemste war. Auch äusserten Unterricht und Erziehung, so wie das beynahe allgemeine Ansehen verschiedner Glaubensartickel und Lehrbestimmungen, ihre Einflüsse bey ihnen. Und so glaubten sie manchen Satz, manche Einschränkung, Bestimmung 2c. in der Bibel deutlich ausgedrückt zu erblicken, die doch andre ebenfalls redliche, achtsame, und dabey einsichtsvollere Forscher nicht darinn sehen können. Freylich sollen wir also nicht sektirisch an den Reformatoren kleben, sondern die Bibel frey gebrauchen; — mit einem von vorgefaßten Meynungen leeren Sinne, und mit den übrigen erforderlichen Talenten und Hülfsmitteln ausgerüstet, die Bibel lesen, und so alle uns auffallende Fehler jener verbessern, alle von ihnen gelassene Lücken ausfüllen 2c. Und ungestört sollten wir dieses thun können. — Wie sehr kontrastirt aber hiermit das bisherige Verfahren der Protestanten gegen diejenige aus ihrem Mittel, welche von dem durch die Reformatoren abgesteckten, durch die Symbolische Bücher geweiheten, und von der Menge betretenen, breiter Wege, auch nur ein wenig abgegangen! was für gräuelvolle Auftritte, die der sogenannte Religionseifer verursacht hat, unter Protestanten gegen einander verursacht hat, die das unduldsame Betragen der Mutter aus dem Schoos derselben vertrieben! Verunglimpfungen nicht blos und Lästerungen, sondern Absetzungen, Einkerkerungen, Landesverweisungen u. dgl. m. was sie von Seiten der Römischen Kirche, als mit den Rechten der Menschheit, und mit den Lehren und Vorschriften des Evangeliums Jesu streitend verworfen, und nicht gewollt, daß ihnen von derselben geschehen sollte, haben sie selbst gleichwol andern, — ihren eignen Brüdern, erwiesen. Und wie abstechend ist noch immer das Betragen der Protestanten, welche doch die

Härte

Härte der Fesseln, so die Glieder jener Kirche tragen, bekla-
gen wollen, gegen diejenige unter ihren Mitbrüdern, welche
in den Banden der Symbolischen Schriften zu gehen, sich
weigern! Hier bätet man Crusium an; dort fällt man vor
Bengeln nieder. Und wo diesen eben keine solche Verehrung
erwiesen wird, da bätet man andre blind und abgöttisch an,
lästert, mißhandelt und — drückt auch wohl diejenige, welche
ihre Bibel frey gebrauchen, und die Reformatoren u. a.
zwar für einsichtsvolle und redliche Menschen, halten, keines-
wegs aber als untriegliche Wesen anstaunen. — Wie mag
man doch in Göttingen vom freyen Gebrauch der Bibel, und
gegen das sektirische Kleben an Luthern, predigen? in Göt-
tingen, wo man um den Geruch der reinsten Orthodoxie zu
bewahren, so manche Schritte gethan hat, und noch thut;
wo man bey der Lektur der Bibel die Augen unausgesezt auf
die Symbolische Bücher heftet, und sorgfältig zusieht, daß
ja keine, denselben ungemäße Deutung zum Vorschein kom-
me, ne quid R. C. detrimenti capiat, scilicet! wo des
scharfsinnigen, gelehrten und redlichen Heilmann's, der nur
Einen, Jesum, für seinen Meister ansahe, nur diesen, als
solchen, vor andern bekannte, gar nicht in Ehren gedacht
wird; wo aber Semlern, — einen der wenigen Edlen, die
bey der Erklärung der Bibel nicht umherschauen, ob der her-
ausgebrachte Sinn dem Geschmack dieser oder jener Kirche
angemessen seyn möchte, oder nicht, — nicht etwan heimlich
blos geseufzet und die Achsel gezuckt, nicht blos bedenklich!
ausgerufen, sondern laut vor ihm gewarnt, und in den här-
testen Ausdrücken von ihm geurtheilt wird. — Und wie
klingt es im Munde des Verf. der selbst so ängstlich an den
Satzungen der Reformatoren klebt; der in seiner Wahrheit
der christlichen Religion, einen Abriß des Religionssystems
im N. T. gegeben, den man nothwendig als ungetreu, ver-
urtheilen muß, wenn man anders bey der Auslegung der h.
Schrift nach denjenigen Grundsätzen verfährt, die man, als
die allein gesunde, bey andern Schriften befolgt, und der im
Grunde nichts anders, denn eine gewöhnliche Dogmatik ist,
nur etwas modern ausgemahlt; der auch in diesen Predig-
ten unverkennbar gezeigt, daß er die Bibel nicht frey ge-
brauche, sondern an Luthern u. a. sektirisch klebe.

N.

Erinnerungsworte auf jeden Tag, von Seb. Friedr.
Trescho, Diac. in Mohrungen in Preussen. Kö-

nigs-

nigsberg und Leipzig, 1772. bey Zeisens Wittwe und Hartungs Erben, 244 S. gr. 8.

Hier ist eine Probe von der durchs ganze Buch herrschenden Einrichtung. S. 214.

Am neunzehnten November.

Lehre. Fromme und bedeutende Gebräuche, besonders beym Gottesdienst, muß man nicht leichtsinnig verwerfen, weil sie oft eine Handleitung der Andacht sind, aber man muß ihnen auch keine göttliche Kraft beylegen.

Prüfung. Wie oft hast du Gebräuche mitgemacht, ohne dein Christenthum aus der rechten Quelle herzuleiten.

Pflicht. Halte keinen nur deshalb für bekehrt, weil er alten, guten Gebräuchen anhängt, und keinen für unbekehrt, weil er von einigen derselben abgeht.

Trost. Gott Lob! daß es einen innern Gottesdienst giebt, den man ohne alle Ceremonien immer beobachten kann.

Spruch. Das Reich Gottes besteht nicht in Worten, sondern in der Kraft. 1 Cor. 4, 20.

Gedanke. Wie betrübt sieht also eine Kirche aus, wo man das ganze Innere der Religion über der Menge der äussern Gebräuche vergißt!

Seufzer. Ich hab' ein fester Wort, das mehr gilt als Gebräuche.
Gieb, Herr! daß ich die Kraft von jedem Wort erreiche!

Wer die guten Keime, welche Gott in ihn gelegt, durch wohl gewählte Lektüren, und andre Mittel mehr, entwickelt hat, und die Früchte derselben eben dadurch immer gehörig pflegt und bewahrt, der kann freylich solch ein Buch entbehren, dessen Einrichtung eben der brauchbarste und sicherste Weg nicht ist, die Menschen zu rühren, zu erbauen, zu lenken. Indessen, wenn die Idee durchgehends wohl ausgeführt, wenn die verschiedne Aeste der Tugend, mit den dahin einschlagenden, Lehren, Sprüchen rc. häufiger erwähnt, die vielfache Situationen und Verhältnisse, worinn sich der Mensch finden kann, häufiger vorgestellt — um denselben zur Erwägung und Erfüllung jener, so wie zur Anwendung dies

dieser, anzuführen — wenn nur richtige, erhebliche, gemeinnützige Gedanken, und diese kunstlos und faßlich ausgedrückt, aufgenommen würden, so möchte ein solches Buch doch nicht ohne allen Nutzen seyn. — Was wir vorhin aus diesem Werk des Verf. hergesetzt haben, ist richtig und nützlich. Und so hat uns mehreres gefallen, z. B. die Lehre S. 35. „Das Gute, das uns Gott gegeben hat, soll man „nicht aus falscher Demuth, oder gar aus Geringschätzung „verbergen;„ S. 161. „Die Kraft Gottes wirkt in der „Seele mittelst der Bewegungsgründe, die in den göttlichen „Wahrheiten liegen;„ S. 132. „nicht alle irrdische Glückseligkeit ist ein Traum. Was davon zur Besserung der „Seele, zur Erleichterung der Pflichten, zur Ehre Gottes, „zum Besten des Nächsten angewandt wird, geht bis in die „Ewigkeit, und ist also kein Traum;„ S. 236. „Das Christenthum ist kein Stand der Faulheit. Viele glauben, daß „sie dabey ihren Beruf versäumen müßten; andre glauben, „daß nur andächtige Uebungen das Christenthum ausmachen — Beyde irren sich. Je mehr Christenthum, desto „mehr Fleis — und selbst die Andacht macht die Arbeit „hernach leicht;„ u. a. O. m. Gut, wenn alles eben so gesund, und wahrhaftig brauchbar wäre! Aber so ist's nicht; unsre Leser sollen Proben sehen.

S. 21. „Bey allem Wanken, Zurückfallen und „Schwachwerden im Guten, ist doch nur ein Rath möglich; „gleich zum Heiland zu gehen, und ihm alles zum Vergeben und Wegnehmen zu empfehlen!„ Ist dieses schriftmäßig? ist's nicht leicht zu verkehren? als ob Jesus an unsrer Statt zu arbeiten hätte? Der Natur des Menschen angemessener, richtiger, nicht zu misdeuten, zur Unthätigkeit zu mißbrauchen — wäre es gewesen, wenn er gesagt hätte: bey allem Wanken zurückfallen — ist doch nur ein Rath möglich: sich seine Pflichten aufs neue aus den eigentlichen Erkenntnißquellen bekannt zu machen; sich die mannichfaltige, starke und reizende Verpflichtungs- und Beweggründe zur Tugend wieder ins Gedächtniß zu rufen; seine Erkenntniß durch Nachdenken 2c, recht hell und lebendig, zum Uebergang in den Willen und in das Leben, fähig zu machen; die übrige Gnadenmittel gehörig zu gebrauchen: die Gelegenheiten zum Bösen, so viel es geschehen kann, zu meiden u. d. gl. m. Denn andre Mittel, im Guten zu erstarken, kann man sich nicht wohl gedenken, als solche. — Hierher gehört auch, was wir S. 178. finden, bist du wieder verunreinigt, so ist

 doch

doch kein andrer Rath, als der — „zu Jesu gehen — „klagen — sein Blut nehmen — und vorsichtiger wan„deln.„ Was soll der gemeine Christ bey dergleichen Vorstellungen denken? Warum nicht zweckmäßiger und deutlicher: bist du verunreinigt, so ist kein andrer Rath, als deine Fehltritte zu bereuen, ihren Schaden gut zu machen, das Muster Jesu, und andre Beyspiele der Tugend anzuschauen, dich, dadurch und durch andre Betrachtungen ermuntert, aufs neue und ernstlichste zu entschliessen, nie auf ähnliche Weise dich mehr zu beflecken, u. s. w.

Was er S. 187. schreibt: „die geoffenbarte Lehre von „den Versuchungen des Satans läugnen, das ist schon eine „Gefangenschaft in dem Strick des Satans,„ gefällt uns nicht; dieses Rabbinisch-Scholastische Dogma von der Macht, den Versuchungen rc. des Satans, dünkt uns mit der Tugend in keiner wohlthätigen Verbindung zu stehen; im Gegentheil vermag es Immoralität zu begünstigen. Die beyde angeführte Schriftstellen gehören wohl auch nicht hierher; Eph. 6, 12. sind die Obrigkeiten der Heiden und Juden, vorzüglich aber die Bösewichter unter den letzten, gemeint 1 Petr. 5, 8. geht ebenfalls blos selbige Zeiten an, worinn die Christen so manche und so heftige Gegner, besonders unter den Juden, hatten, die alle Handlungen derselben belauschten, ob sie etwann Anlässe zu weiteren Bedrückungen und Verfolgungen derselben finden möchten. Eben so wenig Grund hat, was er an andern Orten behauptet, daß der Satan die Menschen zu dem, oder jenem, überrede, (S. 166.), daß die Kinderseelen zu vergiften, ein Hauptzweck des Satans sey (S. 201.) In den Kinderseelen liegt schon der Keim des Bösen, wie des Guten, der durch Gelegenheiten, Exempel u. d. gl. genährt und entwickelt wird. Jac. 1, 13-15., so wie in allen eigentlichen Belehrungen Jesu, und seiner Boten, steht überhaupt kein Wort vom Satan, dessen Einflüssen auf die menschliche Gemüther, Versuchungen u. s. w.

S. 217. „Einen Tag ohne den Heiland anfangen, „das heißt, dem Fall mit eilendem Schritt entgegen gehen.„ Heißt jenes, einen Tag übel, mit einer Sünde anfangen, so ists richtig, hätte aber bestimmter ausgedrückt seyn können und sollen. Heißts aber, ohne seinen Namen zu denken, so ists wohl übertrieben und falsch; denn was für Ereignisse können sich nicht ohne unsre Schuld, unvermuthet, bey dem Beginnen eines Tages vorfinden, die unsre ganze Aufmerksamkeit und Nachdenken allein an sich fesseln. Eben so wenig

tig möchte der Gedanke S. 1. beglückt ist, wer nichts als Jesum denkt! in Ausübung gebracht werden können. Wenn werden wir die Natur der Seele einmal mehr erwägen, und unsere Bestimmung hier? —

S. 180. „Welche Freude wird es einst seyn, wenn wir gerade die Engel werden kennen lernen, die uns hier dienten!„ Die meiste Freude werden die Menschen dort aus der Betrachtung der Werke Gottes, und aus dem Umgang mit den Gliedern ihres Geschlechts, ihrer Klasse schöpfen, minder Vergnügen aus dem mit Wesen von höheren Ordnungen. Wir möchten auch sehen, wie der Verf. den Beweis, daß jeder Mensch seinen Engel habe, überhaupt daß die Engel den Menschen hier dienen, führen wollte. In den Schriftstellen, die etwan mit einigem Schein könnte beygebracht werden, richteten sich Jesus, und die heil. Verfasser (wie bey mehrern Gelegenheiten) blos nach den Vorstellungen ihrer damaligen Zuhörer und Leser, um sie vermittelst dergl. Herablassung desto sicherer in ihr Interesse ziehen, und zum Glauben an ihre übrige Lehren bringen zu können. Das Ansehen der Offenbarung Joh. steht auch nicht fest genug, um diesen und andre Sätze daraus darzuthun.

In der Stelle S. 115. „die rechte Absonderung von der Welt besteht im Wandel vor Gott„ hätte der hebräische Ausdruck Wandel vor Gott mit einem bestimmteren und populärern vertauscht seyn können. Wir hätten ungefähr gesagt: die rechte Absonderung von der Welt besteht im steten, durch standhaftes Meiden alles Unrechten, und unveränderliches Ausüben alles uns möglichen Guten, sich äussernden Aufsehen auf den Willen und die Absichten Gottes, oder noch kürzer und deutlicher; im gemeinnützigen, nach der Regel des göttl. Willens durchgängig eingerichteten Leben. — Und was dünkt unsern Lesern von folgenden Stellen? S. 56. die Lehre: „der Sieg Jesu über den Teufel war in seinem Lei„den verborgen und heiml. aber der Fersenstich, den ihm der „Feind zufügte, war öffentl.„ Der Gedanke S. 57. „ein „Fersenstich heilt zu, aber ein zertretner Kopf bekommt kein „Leben mehr;„ S. 133. „das Blut Jesu ist der schönste „Segen auf jeden Tag. Wie mancher gute Tag gieng ohne „Dank für des Lammes Blut dahin?„ S. 164. „wo das „Leben ersterben will, da ists Zeit, mit einem Gebet in die „Lebenskraft Jesu zu dringen;„ S. 188. „das rechte „Eindringen in die Gnade Jesu ist eigentl. anhaltendes Ge„bät, Verlangen, und Demuth vor ihm;„ S. 235. „die

„Salbung Christi war eine Erhöhung der natürl. Kräfte sei„ner menschl. Natur durch den H. Geist„ S. 28. „von jeder „Person in der Gottheit wird gesagt, sie sey, und wohne in „den Gläubigen. — Sinke nieder, o Seele! vor der „Liebe, daß keine Person der Gottheit dich vorbeygeht, „sondern nach ihren besondern Verhältnissen ihre Versorgungs„ Erlösungs- und Heiligungs-Gnade in dir offenbaren will;„ hätten nicht diese, und andre Stellen, die wir um des Raumes willen übergehen müssen, zum Theil, zur wahren Belehrung des größten Theils der Leser, in eine andre, menschliche, deutlichere Sprache übersetzt, umgeformt werden müssen, zum Theil auch, ohne allen Nachtheil der Leser, ja um ihre Köpfe mit — zu verschonen, aus dem Buch entfernet seyn können? —

W.

Christliches Jahrbüchlein, oder auserlesene Stellen der Schrift, für alle Tage des Jahrs, mit kurzen Anmerkungen und Versen begleitet, von Joh. Caspar Lavater. Zürich, 1772. 6 Bogen.

Ein Erbauungsbüchlein in dem kleinsten Taschenformate, nach Art des hallischen Schatzkästleins eingerichtet, aber viel vernünftiger und zweckmäßiger als jenes, sowol was die Auswahl der biblischen Stellen, als die Güte der Anmerkungen und Verse betrift.

Ez.

Hypomnemata zur Bahrdtischen Dogmatik. Frankfurt, bey Varrentrapp, 1772. 8. 22 Bogen.

Der ungenannte V. ist ein Freund des Hrn. D. Bahrdt. Er gehet dessen ganze Dogmatik nach der Ordnung durch, und macht Erinnerungen, und Einwürfe, welche zum weitern Nachdenken nützlich seyn können. Sein Urtheil ist sehr frey, aber nicht allezeit reif, und seine Ausdrücke sind sehr unbestimmt. Wir wollen etwas zur Probe anführen, nichts ausgesuchtes, sondern wie wir es vor uns finden. Hr. Bahrdt sagt: zur Taufe wird wirkliches Wasser erfordert, weil Christus sie so eingesezt hat. Hierbey erinnert der V.: „beweiset „der Gebrauch des Wassers zu Christi Zeiten dessen Nothwen-

„wendigkeit, so beweiset das Untertauchen, und Waschen des „ganzen Leibes eben dasselbe, u. s. f.

Vom Abendmahl sagt Hr. Bahrdt: Es muß ein emphatisches Vere est seyn. Die Gegenwart der menschlichen Natur Christi involvirt keinen Widerspruch. Hierbey erinnert der V. „wenn es nicht soviel wäre als Vere est, so „wäre Christus ein Lügner, aber Quomodo est? davon ist „die Frage. Ich halte dafür, Luther habe Matth. 12, 50. „und Joh. 19, 27. mit Recht die Worte: das sind, und das „ist eingerückt. Wer wollte zweifeln, daß es auch so viel „sey, als vere sunt, vere est? Es kann aber doch gewiß „mehr nicht heißen, als: sehet diese als meine Mutter und „Brüder an, und du diesen als deinen Sohn, du diese als „deine Mutter. — Wenn übrigens das nicht ein Widerspruch ist, daß ein wahrer Körper an unzähligen Orten zu„gleich ganz zugegen seyn könne, so dürfen wir uns so wenig „auf unsere Vernunft als die Katholicken auf die Sinne ver„lassen. Verstehen wir aber nicht, wie Christi Menschheit „allgegenwärtig sey, so können wir auch die nicht eines Ir„thums beschuldigen, welche einen Modum angeben, und „sagen, er sey in Ansehung seiner heilsamen Kraft gegenwär„tig. Wer läugnet Chemnitzens Satz? aber Christus und „sein Leib ist zweyerley, und Gott selbst kann widersprechende „Dinge nicht möglich machen. Was dringet uns aber die „Worte Christi so zu erklären, daß ein Widerspruch unleug„bar ist? — Eine Rede, sie mag klein oder groß seyn, muß „tropisch erkläret werden, so oft die Natur der Sache „es fordert. Laßt uns mit den Katholicken sagen; das Wort „Christi verwandelt das, was vorher bloßes Brod war, in „seinen Leib. Mit den Lutheranern: diese Verwandlung ge„schieht aber nur durch die genaue Vereinigung des Brods „mit dem Leibe, vermöge welcher man den Leib Christi ge„nießet, wenn man das Brod isset. Und endlich mit Kal„vin: der Leib vereiniget sich nur in so fern, als er uns das „ewige Leben erhält. Das thut aber die Materie des Lei„bes nicht, wenn man sie in den Magen bringet. Durch „Leib wird nur die Menschheit angezeiget, und was er in „derselben gethan, und gelitten hat, wenn es durch den „Glauben in der Ordnung der Nachfolge angenommen „wird.„

Br.

Fr. Leop. Rehburg's, Probsten des Altlandl. Krayses und Pastor zu Mittelnkirchen im Bremischen, Gedanken von der Enthaltung vom Abendmahl, absonderlich in so fern solche eine Verleugnung der christl. Religion ist. Hamburg und Stade, Brandt, 1772. 8. 92 S.

Nachdem man eine Sandwüste von Dogmatik durchgewatet, stößt man zuletzt auf triviale Gedanken über die Absonderung vom Abendmahl, und die mancherley Gründe, welche die Menschen zu deren Beschönigung vorwenden, und diese trivial ausgedrückt.

N.

Erste Sammlung geistlicher Gesänge zur Beförderung der Erbauung von Johan Adolph Schlegeln, Pastoren an der Marktkirche der Altstadt Hannover. Zweyte verbesserte Ausgabe. Mit gnädigster Freyheit. Leipzig, bey M. G. Weidemanns Erben und Reich. 1772. gr. 8. 166 Seiten. Zweyte Sammlung. 1769. 111 Seiten. Dritte Sammlung. 1772. 198 Seiten.

Hier haben wir nun alle Schlegelsche Gesänge so beysammen, daß sie mit Zufriedenheit des V. in öffentliche Gesangbücher eingerückt werden können; Ob mit Zufriedenheit aller Kenner? Daran zweifeln wir. Der beyden ersten Sammlungen ist schon in unserer Bibl. III. 2. 255. und XIV. 2. 478. gedacht worden. Hr. Sch. hat gut gefunden, in den Liedern der ersten, nun neu aufgelegten Sammlung, manches zu ändern, und zu verbessern. Damit aber die Besitzer der alten Ausgabe die neue nicht auch wieder kaufen dürften, und doch bey jener nichts verlöhren, so sind alle darinn gemachte Aenderungen in die Vorrede zur dritten Sammlung eingerückt. Auch das, was der V. in der zwoten Sammlung geändert wünscht, hat er ebenfalls in dieser Vorrede angezeigt. Wenn doch diese Aenderung auch noch so manche rohe dogmatische Vorstellung, so manchen harten Ausdruck, so manches tändelhafte Bild getroffen hätte! Aber wie vieles ist davon stehen geblieben, das des V. nicht würdig genug ist. Die neue

hinzugekommene dritte Sammlung enthält LVII. theils eigene neue, theils verbesserte alte fremde Gesänge, welche er zum Theil dem guten Geschmack in der geistlichen Liederpoesie näher gebracht hat. So ist z. B. Paul Gerhards Gesang: Ich weis, mein Gott, daß all mein Thun rc. und Hermanns bekanntes Lied: O Gott, du frommer Gott, rc. gut geändert, letzteres aber noch mit drey Strophen vermehrt worden. Daß Hr. Sch. in der letzten Zeile Dreyein'ger singt, das gehört nun zu seinen Eigenheiten, die er als Dogmaticker hat, und die man ihm lassen muß, weil er sie einmal behalten will, denn biblisch ist es nicht. Das Lied No. XXXII. Du, der Seele rechtes Leben rc. schließt sich:

„Täglich will ich und stets mehr
„Sein begehren, sein gedenken,
„Und um nichts mich je so sehr,
„Als um seine Liebe, kränken.„

Die erste Zeile ist für einen Dichter, wie Hr. Sch., zu matt, und hart in Ansehung der Skansion, und den letzten Gedanken verstehen wir nicht. Man freut sich wohl über jemandes Liebe, aber wie kann man sich darum kränken? Ob es etwa Verlust seiner Liebe heißen soll? Am wenigsten haben uns die kraft- und saftlosen Spielwerke mit dem Blute Christi, welcher sogar in einem Liede mit Gott sich unterredend eingeführt wird, gefallen. Warum? ist schon bey andern Gelegenheiten von uns gesagt worden. Wir können uns unmöglich daran erbauen, und würden sie nie in einem guten Liede dulden. Hr. Sch., der es wissen muß, was das Blut Christi im N. T. bedeutet, ein Dichter, der stark seyn kann, wenn er will, sollte vollends niemals auf Tändeleyen fallen, die eine aufgeklärte Andacht wahrhaftig nicht befördern.

Das Gellertsche Lied vom Gebet: Dein Heil, o Christ, nicht zu verscherzen, hat Hr. Sch. besser machen wollen, aber er hat es schlechter gemacht. Bey dem allen finden sich in dieser 3ten Samml. auch vortrefliche Lieder, die ihres V. würdig sind, und uns den Wunsch abnöthigen, nachdem wir nun von unterschiedenen Dichtern so viel gute neue und verbesserte alte Lieder haben, daß doch der Himmel bald irgendwo ein angesehenes Consistorium erwecken möge, unter dessen Autorität aus den alten Gesangbüchern die schlechten Lieder ausgemerzt, und die besseren an deren Stelle eingerückt werden, damit der gemeine Mann sie auch in die Hände bekomme,

und sie beym öffentlichen Gottesdienst gebrauchen könne, wozu sie bestimmt sind; denn ausserdem werden sie auf immer nur wenigen Privatpersonen zur Erbauung dienen. Schwer könnte wohl itzt die Sammlung eines vollständigen, durchaus guten Gesangbuchs nicht mehr werden, da es an den besten Materialien dazu nicht fehlt. Es käme nur darauf an, daß durch landesherrliche Verfügung die Hand an das Werk gelegt würde. Sollte nicht vielleicht in den Brandenburgischen Landen, wo so viel heilsame Verbesserungen in Kirchen und Schulsachen von Zeit zu Zeit gemacht werden, dergleichen bald zu hoffen stehen?

Weit unter den Schlegelschen Gesängen sind:

Joan Wilhelm Wolfgang Breithaupts, D. h. M. C., heilige Lieder. Dritte und letzte Sammlung. Halle, im Magdeburgischen, verlegt von Carl Hermann Hemmerde. 1771. 8. 190. S.

Des V. Stimme wird immer schwächer und matter, und hört ganz auf Dichterstimme zu seyn. Wenn ich das Herz hätte, itzo geistliche Lieder drucken zu lassen, so würde ich suchen, mehr als blos Reimer zu seyn, und wenn ich nichts starkes dichten könnte, doch wenigstens meine Gedanken genau bestimmen, und auf richtige Prosodie Achtung geben. Aber auch dies vernachläßiget der V. z. B. No. V. die Gottheit Jesu, ein Lehrgedicht, fängt in dem scheltenden Ton an.

„Ja tobet nur, verblendte Spötter,
„Mein Jesus ist und bleibet Gott —

Ob Hr. B. glauben mag, daß die alle Spötter der Religion und des Evangeliums sind, die Jesum nicht als Gott, Gotte zur Seite sondern unter ihn setzen? Die zwote Strophe:

„Wenn Welt und Menschen zagen müssen,
„Sich selbst kein Sünder helfen kann,
„Was ist alsdenn des Weißen Wissen,

auf müssen räumte sich wissen, sonst könnte was anders da stehen.

„Die Ewigkeit wird ihm ein Wahn!
„Sein Trost wird, daß er sterblich ist,
„Darum verwirft er Jesum Christ!

Wie übel hängen diese Gedanken zusammen, und wie unverständlich sind sie! Was mag das heißen sollen: der Weiße findet

findet Trost in seiner Sterblichkeit? Es ist auch zweydeutig, was der V. unter Jesum verwerfen verstehe. Mancher Thor hält wohl die Ewigkeit für Wahn, aber ein weißer Mann gewiß nicht. Vermuthlich hat der V. einen sich weiße dünkenden Menschen, der die Unsterblichkeit der Seele läugnet, im Sinne gehabt. Aber dann hätte er sich nicht so räzelhaft ausdrücken sollen.

„Er setzet Gottes Weisheit Schranken,
„Indem er seine übertreibt,
„Hat von ihm niedrige Gedanken
„Weil er ihm Regeln selbst vorschreibt;
„Begreift sie nicht, weil er vergißt,
„Daß Gott Gott und er endlich ist.

„Weg Unsinn, Zweifel und Gedanken!
Entheiliget nicht meinen Sinn!

Wahrer Galimathias!

„Mein Glaube soll darum nicht wanken,
„Weil ich zu schwach, zu hassen bin,
„Was Gott gethan und thuen kann,
„Ich bete dennoch Jesum an!

Ueber solche gereimte und zum Theil übel skandirte matte Prose hat Hr. Br. sich diesmal nicht erheben können. Indessen hat er doch nun auch drey Liedersammlungen drucken lassen, und drey Bücher schlechter Gedichte sind manchem Poeten viel mehr werth, als ein gutes. — Wir kommen auf die

Gesänge und Gebete zum Gebrauch bey Kranken und Sterbenden, zusammengetragen von Johann Friedrich Jacobi. Hannover, bey Johann Christoph Richter. 1771. 8. 18½ Bogen.

Hr. J. ist von angehenden Geistlichen um eine solche Sammlung ersucht worden, damit sie sich ihrer bedienen und ohne Beschwerde bey sich haben könnten, wenn sie Kranke und Sterbende an entfernten Orten besuchen müßten. Die Gebete hat er selbst gemacht, die Gesänge, oder die einzelnen Verse aus Gesängen aber sind insgesamt aus dem neuen Lüneburgschen Gesangbuche genommen, und es ist nur an wenigen Stellen eine sehr geringe Veränderung blos zu dem

Ende vorgenommen worden, damit sie sich auf eine einzelne Person, der man sie vorlieset, desto besser schicken. Vermuthlich haben auch diese Lieder, den Leuten bekannt seyn müssen, welches denn die Wahl hinlänglich entschuldiget, sonst hätte sie zum Theil viel besser getroffen werden können. Wir sind sehr für die edle Einfalt in geistlichen Liedern, welche wir bey mehreren Gelegenheiten empfohlen haben; aber zwischen verständlichen Gesängen, und zwischen so matten und in der Versification fehlerhaften, wie unter diesen sehr viele sind, ist denn doch noch ein großer Unterschied. Bey dem allen ist die ganze Sammlung zu ihrem Zweck brauchbar. — Viel vorzüglicher sind aber folgende

Geistliche Lieder von D. Balthasar Münter, Pastor an der deutschen Kirche zu Koppenhagen. Koppenhagen, 1772. bey Rothens Erben und Proft. 8. 195 Seiten.

Die Herren Klopstock und Cramer haben den V. dazu aufgemuntert, und er darf sichs nicht leid seyn lassen, daß er ihnen gefolgt ist. Seine Lieder, an der Zahl funfzig, haben nicht den epischen hohen Flug der Klopstockischen Gesänge, welches auch gut ist, auch nicht durchgängig das Feuer mancher Cramerschen Oden; dafür sind sie aber mehr auf den Gellertschen Ton gestimmt, der uns noch immer in geistlichen Liedern der natürlichste und beste dünkt. Fehler der Skansion und der Wortfügung, Stellen, die zu matt gegen stärkere abfallen, Strophen, die einzelne dunkle Zeilen und Ausdrücke haben, als S. 43.

> Wenn ich einst vollendet habe
> Diese meine Pilgerzeit,
> Ruh ich auch also im Grabe:
> Saame für die Ewigkeit.
> Auch in dieser langen Nacht
> Wird mein Staub von dir bewacht!

wird der V. leicht selbst aufsuchen und verbessern können.

Da die erste Ausgabe dieser Lieder nur aus wenigen Abdrücken bestand, so hat der V. auch schon eine neue veranstaltet, unter dem Titel:

Erste

Erste Sammlung geistlicher Lieder von Balthasar Münter, Doktor der Gottesgelahrheit rc. Zwote Auflage. Leipzig, in der Dykschen Buchhandlung, 1773. 8. 190 Seiten.

welche sich von jener durch saubereren Druck und weißeres Papier unterscheidet, sonst aber unverändert dieselbe ist. Der Titel zeigt schon, daß eine zwote Sammlung folgen werde — Bey dieser Gelegenheit wollen wir zugleich anzeigen:

Zehn geistliche Gesänge von L. A. Unzer. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung, 1773. 8. 2 Bogen.

Der achte Gesang, Empfindungen in einer schönen Gegend, mag den Kenner ihren Werth lehren:

Saatenfelder, grüne Schatten, stille Bäume,
Weinbeerhügel, buschgekränzte Blumenräume,
Gärten, wo liebkosend Myrthen und Jesmin
Heitre Bogengänge ziehn:

Schattenlauben, helle Bäche, Silberquellen,
Reine Seen, voll des Taumels der Forellen,
Flußgemurmel, Weste, Nachtigallgesang,
Und der Hirtenflöte Klang:

Euch hat zum Vergnügen uns ein Gott gegeben,
Welchem alle Himmel, alle Sonnen beben,
Wenn mit jedem Schrecken seiner Nacht umhüllt,
Er den frechen Sünder schilt.

Uns, die wir die Tiefen seiner Huld verkennen,
Will er jede Schönheit, jeden Reiz vergönnen,
Wenn der Bau des Ganzen und sein großer Plan
Nur damit bestehen kann.

So wenig wie diese, ob gleich aus andern Ursachen, schmecken uns auch

K. E. K. Schmidts Gesänge für Christen. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1773. 8. 112 Seiten.

Wenn

Wenn sich der Mann in seinen Gesängen so ziert, als in seiner Prose, dachten wir, da wir die Vorrede an Hrn. Benzler zu Lemgo lasen, so werden sich die Christen nicht sehr daran erbauen. Und wie wirs vermutheten, so war es. Vielleicht finden andere sie geistreicher als der Recensent. Sie mögen selbst urtheilen. Also der Anfang des Gesanges, den Hr. Schmidt Glaubensfreudigkeit überschreibt:

Fließ nun leiser, du Strom des Lebens
In die Thäler der Unsterblichkeit,
Wo dir die Palme, voll stillen Bebens
Vor dem nähern Richter Schatten beut!

Die Stürme der Zweifel, die oft dir dein Gewässer schwellten,
Hat der Glaube stumm gemacht;
Vorempfindung beſſ'rer Welten
Durchstrahlte meine Nacht!

Ich merke wohl, daß dies eine hohe Poesie seyn soll, aber ob viele meiner Mitchristen ihren Sinn verstehen werden, das weis ich nicht. Wenn man mich fragte: Ob man im Schatten der Palmen vor dem Richter gedeckt sey? und ob das stille Beben derselben dazu was beytrage? Was das für ein Gewässer sey, welches die Stürme der Zweifel sollen geschwellt haben? oder durch sie soll angeschwollen seyn? Ob sich das Bild des strahlens zu dem Begriff der Empfindung passe? — so würde ich antworten, ich weis es nicht, fragt den Dichter selbst. Den frühen Verlust seiner tugendhaften Geliebten besingt der zärtliche Dichter in dem letzten Stück, Triumph des Todes überschrieben. Hier sind einige Strophen daraus:

Lieba! ruf' ich: aber Lieba
Und ihr Himmel schweiget ach!
Nur der Felsen tößet: Lieba!
Nur die Ulme säuselt: Lieba! nach.

Großer Name! Loosung alles Wundersamen,
Alles Glücks, das mir die Götter nahmen!
Ach! wann ruf ich, zitternd, wonnebleich,
Großer Name, dich ins Himmelreich?

Jahre schon steh' ich zur Reise fertig!
Wie Ihr Gott, allgegenwärtig,

Lei-

findet Trost in seiner Sterblichkeit? Es ist auch zweydeutig, was der V. unter Jesum verwerfen verstehe. Mancher Thor hält wohl die Ewigkeit für Wahn, aber ein weißer Mann gewiß nicht. Vermuthlich hat der V. einen sich weiße dünkenden Menschen, der die Unsterblichkeit der Seele läugnet, im Sinne gehabt. Aber dann hätte er sich nicht so räzelhaft ausdrücken sollen.

„Er setzet Gottes Weisheit Schranken,
„Indem er seine übertreibt,
„Hat von ihm niedrige Gedanken
„Weil er ihm Regeln selbst vorschreibt;
„Begreift sie nicht, weil er vergißt,
„Daß Gott Gott und er endlich ist.

„Weg Unsinn, Zweifel und Gedanken!
Entheiliget nicht meinen Sinn!

Wahrer Galimathias!

„Mein Glaube soll darum nicht wanken,
„Weil ich zu schwach, zu haßen bin,
„Was Gott gethan und thuen kann,
„Ich bete dennoch Jesum an!

Ueber solche gereimte und zum Theil übel skandirte matte Prose hat Hr. Br. sich diesmal nicht erheben können. Indessen hat er doch nun auch drey Liedersammlungen drucken lassen, und drey Bücher schlechter Gedichte sind manchem Poeten viel mehr werth, als ein gutes. — Wir kommen auf die

Gesänge und Gebete zum Gebrauch bey Kranken und Sterbenden, zusammengetragen von Johann Friedrich Jacobi. Hannover, bey Johann Christoph Richter. 1771. 8. 18½ Bogen.

Hr. J. ist von angehenden Geistlichen um eine solche Sammlung ersucht worden, damit sie sich ihrer bedienen und ohne Beschwerde bey sich haben könnten, wenn sie Kranke und Sterbende an entfernten Orten besuchen müßten. Die Gebete hat er selbst gemacht, die Gesänge, oder die einzelnen Verse aus Gesängen aber sind insgesamt aus dem neuen Lüneburgschen Gesangbuche genommen, und es ist nur in wenigen Stellen eine sehr geringe Veränderung blos zu dem

 Ende

Ein kleiner Gesang auf Klopstock ist zu merkwürdig, als daß wir ihn nicht auszeichnen sollten. Er lautet so:

Der Weg zum Himmel.

Zwo Gnaden hat uns Gott erzeigt,
Die keines Menschen Dank erreicht!
Die eine: daß er uns den Weg zum Himmel wieß!
Die andre: daß er ihn von Klopstock singen ließ!

Pathetischer ist wohl nie ein großer Mann von einem Dichter besungen worden.

Geistliche Lieder und Oden von Ehrenfried Liebich, evangel. Pastor der Gemeine Lomnitz und Erdmannsdorf, in Schlesien. Zweyte Ausgabe. Hirschberg und Leipzig, im Verlage Immanuel Krahns, 1773. 8. 308 Seiten.

Der V. scheint sich viel damit zu wissen, daß seine Lieder bereits die zwote Auflage erlebt haben, (ich kenne höchst schlechte Gesangbücher, die zwanzigmal aufgelegt worden) und sieht solches als einen Beweis ihrer Vortreflichkeit an. Ausser einigen unbedeutenden Kleinigkeiten hat er nichts darinn geändert, die Ulbersche Vorrede und die Gedanken von den evangelisch-lutherischen Kirchenliedern sind aber weggeblieben. Dafür hat Hr. L. nun eine andere Vorrede dazu gemacht, in welcher er theils den Komödienschreibern und andern witzigen Dichtern, die mit dem Gott Amor tändeln, das Gewissen schärft, theils dem Recensenten, der im Anhange zum I-XII. B. unserer Bibl. seine Lieder doch gewiß mit vieler Nachsicht und Gütigkeit beurtheilt hat, seine Unzufriedenheit bezeuget. Wir finden das eine an diesem Orte so unschicklich als das andere und lassen einen jeden, der über Werke des Geistes und Geschmacks urtheilen kann, entscheiden, ob der Rec. mit oder ohne Grund mancherley daran getadelt habe. Hr. L. gehört zu den Schriftstellern, die gar keinen Tadel leiden können, und böse werden, wenn man ihnen den Weihrauch des Lobes nicht mit vollen Händen streuet. Er thut so stolz, daß es ihm fast unter seiner Würde zu seyn dünkt, auf einen ungenannten Recens. zu achten. Und diesem würde die Zeit und Mühe reuen, die er auf eine Gegenantwort wendete. Denn wer die in jener Recension gerügten Stellen und Sätze nicht tadelnswürdig, sondern schön und wahr findet,

den

den bessert keine Kritick in der Welt. Die damals gerühmten Lieder und noch einige dazu verdienen allen Beyfall, die übrigen fallen gar sehr dagegen ab. Zehen bis zwanzig solche Gesänge, als No. 116. Dir, Gott, dir will ich frölig singen rc. gemacht zu haben, ist immer schon Ehre und Verdienst genug. Warum will Hr. L. sich daran nicht begnügen lassen, und warum sollen alle seine Lieder, auch die mittelmäßigen und seltsamen, vortreflich seyn? Wenn wir sie in eine schärfere Prüfung ziehen wollten, für was würde man wohl z. B. dergleichen Vorstellungen, als sich in dem Liede: Die Gewißheit, daß Jesu Zukunft in die Welt, uns heilsam sey, No. 3. finden:

„Das ist gewißlich wahr,
„Im Finsterniß des Stalles
„Wird unsers Sündenfalles
„Verschuldung offenbar;
„Man sieht aus Jesu Blöße
„Der Sünden Schuld und Größe,
„Das ist gewißlich wahr.

„Das ist gewißlich wahr,
„Aus selbsterwählten Ketten
„Konnt uns blos Gott erretten,
„Ach Elend! Ach Gefahr!
„Wir hätten alle müssen
„Im Schwefelpfule büssen,
„Das ist gewißlich wahr.

— — — —

„Der Reichthum meiner Sünde
„Liegt auf dem armen Kinde
„Das ist gewißlich wahr.

„Das ist gewißlich wahr,
„Gott zeigt mit dieser Gabe,
„Daß er mich lieber habe,
„Als seiner Engel Schaar;
„Mein Fleisch sitzt in dem Sohne,
„Beym Vater auf dem Throne
„Das ist gewißlich wahr.

für was würde man die erklären müssen? Kaum läßt sich begreifen, wie jemand wirkliche Albernheiten der alten Scholastick in geistliche Lieder bringen, sie mit einem zehnfach wiederholten gewißlich wahr bekräftigen und denn glauben kann,

daß

daß erleuchtete Christen sich daran erbauen. Und dergleichen Lieder soll man noch dazu rühmen? In dem Liede No. 81. vom Ehestande heißt es:

„Du, Herr, gabst Gnad und Segen,
„Zu Eliesers Wegen;
„Er warb in deinem Namen
„Und gleich sprachst du dein Amen —

„Du kannst die Herzen lenken;
„Du lehrest zwey gleich denken;
„Du kannst die Lieb entzünden,
„Und Mann und Weib verbinden

„Dein weisliches Regieren
„Kann die zusammenführen,
„Die an Stand, Glück und Jahren,
„Einander ungleich waren.

„Gesegnet seyd ihr Weiber!
„Ihr leihet eure Leiber
„Dem Herrn, dem Gott der Stärke,
„Zum Menschenschöpfungswerke.„

Elender versificirte Reime kann man doch in der Welt nicht lesen. Und die soll man auch anpreisen, weil einige andere besser und manche Lieder des V. wirklich gut sind? Es erhebe sie, wer da will. Wir halten nicht mehr von Hrn. L. als sich gebühret zu halten, und weil er über unsre erste Recension schwierig ist, so wissen wir ihm nicht anders zu rathen, als daß er sich mit dem Lobe, welches ihm andere gelehrte Zeitungen und Journale im reichen Maaße zugemessen haben, mit dem Beyfall Sr. Hochw. des Hrn. O. C. R. Rambachs und selbst des sel. Gellerts, dessen rühmliches Urtheil der V. aus einem Briefe an ihn in der Vorr. hat abdrucken lassen, und hauptsächlich mit dem Trost, den sein Büchel dem vornehmen Menzelschen und Freyherrl. von Richthofischen Hause und den mit ihren verwandten Familien gegeben hat, gegen unsern Tadel schadlos halte. Hr. L. hat auch diese Parthey bereits ergriffen und daran ganz weise gehandelt. Die

Betrachtungen und Lieder über die wichtigsten evangelischen Glaubenswahrheiten, nach Anleitung des Catechismi Lutheri, der Paßionsgeschichte und der Haus-

Haustafel. Bunzlau, gedruckt im Waisenhause, 1770. 8. 208 Seiten.

von dem Hrn. Diac. Schröer in Schmiedeberg in Schlesien, der den Hrn. L. als einen geschickten Liederdichter lobt, erhalten von diesem wieder ein großes Lob, und wenn schmeicheln unsre Sache wäre, so wollten wir ihm beystimmen. Aber auf diese Kunst (selbst wenn es einen Freund oder gar Mitarbeiter betrift) sind wir gar zu wenig abgerichtet. Die ganze Lutherische Dogmatick, wie sie im Catechismus steht, in Reime zu bringen und daraus geistreiche rührende Lieder zu machen, wenn das jemanden glücken kann, so ist es Hrn. Sch. auch geglückt. Mühe und Fleiß muß es ihm gewiß gekostet haben. Uns dünkt, der weise Luther, wenn er nach beynahe drittehalb hundert Jahren wieder aufstünde und sähe, wie viele Lehrer des Christenthums seit diesem langen Zeitraum auf dem Wege der durch ihn verbesserten Religionserkenntniß nicht einen Fußbreit weiter gekommen wären, wie sie noch immer auf seine Worte schwören, noch immer auf alle damals von ihm für wahr gehaltene theologische Lehrsätze und Schrifterklärungen unbiegsam steif halten, und solche der Kirche, die sich nach ihm nennt, als ewig göttliche ausgemachte Wahrheit einpredigen — würde sich gewiß äusserst darüber wundern, und es läßt sich sehr wahrscheinlich muthmaßen, was er zu dieser übertriebenen Anhänglichkeit an seine zum Theil noch rohen Einsichten sagen würde. Würde er es wohl billigen, daß Christen in Hrn. Schröers Dankliede für den Catechismus No. 4. sängen!

„Sey Lob und Ehr mit hohem Preiß!
„Dem Vater aller Kinder;
„Daß durch Lutheri Treu und Fleiß
„Für die gefallnen Sünder
„Ein Lehrbuch uns gegeben ist,
„In welchem auch der schwache Christ
„Den Weg zum Leben findet.

„Hilf, Herr, daß diesen Unterricht
„Nie der Vernünftler spotte;
„Verlöscht uns dieses helle Licht;
„So siegt des Satans Rotte,
„Im Reiche blinder Finsterniß,
„Dies Licht macht unsern Gang gewiß
„Auf deinem Friedenswege.

„Regier durch deinen guten Geist
„Die Aeltern hier auf Erden:
„Daß sie an dem was Kinder heißt,
„Nicht falsch und treulos werden;
„Daß sie ihr eigen Fleisch und Blut
„Als ein von dir erhaltnes Gut
„Nach dieser Vorschrift bilden —

Also alle Eltern auf Erden, die ihre Kinder nicht zur lutherischen Confeßion erziehen lassen, handeln falsch und treulos an ihrem eigenen Fleisch und Blut? Die regiert Gottes guter Geist nicht? — Warlich, wenn Luther die Rechte der Vernunft in Glaubenssachen zu urtheilen, nicht besser gekannt und gebraucht hätte, als viele seiner Anhänger; wenn er, als er noch ein katholischer Mönchspriester war, auch wie Hr. Sch. gedacht hätte: „wir wollen den Leuten von den Glaubenswahrheiten, wie sie bisher ohne vernünfteln (vernünfteln und nach Gründen der Vernunft prüfen, scheint dem V. einerley zu seyn, es ist es aber nicht) „und Zweifel vorgetragen und geglaubt worden sind, Begriffe beybringen„ würde er von den groben Lehren des Pabstthums jemals abgewichen seyn? Ist denn etwa in Religionssachen hier und daran zu zweifeln, oder die Urtheile der Vernunft zu hören (welches was anders als Vernünfteley ist) eine Sünde? Oder gehört derjenige zur Satansrotte, zum Haufen der losen Schriftspötter, im Reiche der Finsterniß, der von manchen Sätzen, die Luther behauptet hat, abweicht, und den Kindern nicht gerade über alle Glaubenspunkte die Begriffe dieses Mannes, der doch auch ein Mensch war, beybringt? Wir finden es nicht wohl gethan, daß der V. den alten nach dem völligen lutherischen Pabstthum schmeckenden Aberglauben in ein öffentliches Kirchenlied bringt, daß Luthers Lehre durchaus in allen Stücken Gottes Lehre sey. Ob er es gleich nicht so versteht, als wenn Luther unmittelbar vom heil. Geist inspirirt worden, so schließt er doch sein Lied mit den Worten:

„Hier redet nicht Lutheri Mund,
„Nein, es sind Gottes Worte.
„Baut nun der Christ auf diesen Grund;
„So trotzt der Höllen Pforte
„Vergeblich der Religion.
„Sie steht so fest wie Gottes Thron.
„Sein Wort bleibt ewig Wahrheit.

Hier-

Hieraus würde folgen, daß der Thron Gottes bereits umge-stürzt wäre, denn es ist längst erwiesen, daß Luther auch mehr als einmal geirrt habe. Das gemeine Volck singt freylich dergleichen nach, wenn es in einem Liede gedruckt steht, da es die Sache nicht beurtheilen kann; es wird aber auch dann natürlicher Weise auf den Wahn geleitet: In der lutherischen Kirche sey allein Wahrheit und Seeligkeit zu finden.

Lebte der große Luther itzt, nimmermehr würde er, nachdem er die von der Taufe handelnde Schriftstellen besser geprüft hätte, mit Hrn. Sch. über das wesentliche der Taufe N. 53. singen lassen:

„Was ist die Taufe? Nicht schlecht Wasser.
„Auf diesem Wasser schwebt der Geist,
„Der Geist, um den der Heils Verfasser,
„Mein treuer Jesus beten heißt,
„Der Geist, der auf den Tiefen schwamm,
„Eh noch das Licht auf Erden kam,
„Eh alles seinen Anfang nahm.

„Der Geist des Raths, der Kraft und Stärke
„Den Gott durch Joels Mund verhieß, Joel 2.
„Der seine Macht beym Schöpfungswerke
„Und am Meßias selbst bewies.
„Der fällt auf uns durchs Wasserbad
„Nach unsers Gottes weisem Rath,
„Der uns zum Heil verordnet hat.

Nicht singen lassen N. 54. von der Kraft der Taufe:

„Was giebet oder nützt die Taufe?
„Mehr als wir bitten und verstehn —
„Sie nützt dem Menschen allezeit
„Zur geltenden Gerechtigkeit.

Oder N. 55. das Wort Gottes bey dem Wasser:

„Wie kann Wasser solche Dinge
„Unerhörte Wunder thun?
„Ist die irrdne (irdische) Kraft geringe;
„Kann doch Allmacht darauf ruhn,
„War es nicht der Allmacht Ruf,
„Der die Welt aus nichts erschuf.

Der Theologus, der bey allen noch so undenkbaren Dingen sich auf die Allmacht Gottes beruft, kann den gröb-

sten Aberglauben und die seltsamsten Widersprüche in der Religion vertheidigen.

Edle Simplicität und brünstiges Feuer der Andacht lassen sich von einem geistlichen Dichter sehr gut in seinen Liedern vereinigen. Vielleicht würde ein solches Feuer den V. manchmal erwärmt haben, wenn nicht die Catechismuslehre, die er versificiren wollte und mußte, gemacht hätte, daß er Eiskalt blieb. Hätte jemand dem Recens. das Gesetz aufgelegt, woran Hr. Sch. gebunden war, so würde er ebenfalls nicht um ein Haar bessere Verse gemacht haben, als diese, aus dem Liede No. 78. über die Paßionsgeschichte!

„Fragt der Heide: Was ist Wahrheit?
„Und verläßt dich bald darauf;
„So geht deines Lichtes Klarheit
„Dem, der bey dir bleibet, auf;
„Muß Pilatus zugestehen:
„Ich find an ihm keine Schuld;
„Wie soll ich dich gnug erhöhen?
„O du Wunder der Geduld!

„Deine Unschuld du Verklagter!
„Spricht mich vom Gerichte frey;
„Du Geprüfter! du Geplagter!
„Stehst mir armen Sünder bey,
„Wenn der Feind und mein Gewissen
„Mich des Unrechts überzeugt;
„Werden beyde schweigen müssen,
„Weil dein Mund verdienstlich schweigt.

Oder N. 27. Jesus von Nazareth der wahre Meßias:

„Siehe ein Jungfrau soll
„Den Immanuel gebähren,
„Und wie rein, wie unschuldsvoll
„Konnte nicht Maria schwören;
„Die der Seraph Mutter nannte,
„Daß sie keinen Gatten kannte.

„Weil es Gott geredet hat,
„Sollte Bethlehem auf Erden
„Als des Heilands Vaterstadt,
„Groß, ob sie gleich klein war, werden;
„Gottes Wahrheit zu beweisen,
„Muß ein Joseph dahin reisen. u. s. w.

Poe-

Poesie werden dergleichen Reime wohl in Ewigkeit nicht heißen können, und es ist ein großes Kompliment, wenn Hr. O. C. R. Rambach den V. in der erbetenen Vorrede versichert; seine Lieder wären so abgefaßt, daß sie keinen geringen Grad der Lieblichkeit an sich hätten. Es kommt hier vermuthlich auf den Geschmack eines jeden an, der freylich sehr verschieden ist. Darinn gefällt uns bey dem allen Hr. Schröer besser als Hr. Liebich, daß er die dem letztern so geläufige Blut- und Wundensprache, die auch Luther zu seiner Zeit nicht führte, in diesen Catechismusliedern vermieden hat. Auch die spielenden Tändeleyen mit dem Jesuskinde oder Jesuslamme, die noch unerträglicher sind, als die ewigen Tändeleyen einiger weltlichen Dichter mit dem Gott Amor, weil diese nur ins kindische fallen, wenn jene wirklich anstößig werden, haben wir nicht darinn gefunden.

Ez.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Joa. Stephan Pütteri — tabulae juris publici synopticae, ad filum institutionum juris publ. editarum Goettingae, 1770. Goettingae, sumtibus vid. Vandenhoek, 1773. 7 pl. Folio.

Das sind größtentheils die Marginalien des im Titul genannten Handbuchs, hier und da etwas weitläuftiger mit weitern Eintheilungen ausgeführt, das Ganze in tabellarische Form gebracht, mit beständiger Verweisung auf die Paragraphen des Compendiums. Es ist also im eigentlichen Verstande ein Conspektus über das Lesebuch, und über alle einzelne Kapitel und Paragraphen desselben. Vermuthlich hatte der Verf. ein besonderes Bedürfniß seiner Zuhörer zum Augenmerke. Sonst wüßten wir nicht, was für einen Nutzen er dabey bezielte, indem nur selten kurze Grundsätze angebracht sind, und das meiste darinn bestehet, daß nur die Hauptstücke und Theile, wornach eine jede Materie abgehandelt ist, angegeben, und höchstens Fragen aufgeworfen sind, deren Beantwortung man im Buche selbst suchen muß. Diese Tabellen dienen also nur, die Einrichtung und Methode kürzlich zu zeigen, welches allenfalls schon vermittelst des

dem Buche selbst vorgesetzten kürzern Conspektus oder der Ansicht der Marginalien geschehen kann.

Guil. Aug. Rudloff — de revisionis effectu suspensivo in caussis ecclesiasticis et religionis, ad illustrandam Sanctionem R. I. a. 1654. §. 124. liber singularis. Hamburg. et Buezov. impens. Gotth. Christ. Berth, 1772. 4. 110 Seiten.

Seit dem Reichsabschiede vom Jahr 1654. hat bekanntlich die Revision gegen reichscammergerichtliche Urtheile ihre suspensivische Würkung verlohren, und hat nur noch die Kraft, daß derjenige Theil, der beym Cammergerichte obsiegte, die Execution des Urtheils nicht eher erhalten kann, als bis er auf den Fall, wenn in revisorio der Spruch anderst ausfallen sollte, eine hinlängliche Caution de restituendo gestellet hat. Nur in einigen Fällen, welche Ausnahmen von der Regul sind, hat die Revision ihren effectum suspensivum behalten. Zu diesen gehören auch geistliche oder Religionssachen, indem nach dem 124. §. des ermeldten R. Absch. den Revisionen, welche in dergleichen Sachen gesucht werden möchten, jene Würkung gelassen werden soll. Ueber dieses Gesetz schrieb Hr. Rudloff den gegenwärtigen Commentar.

Wir hätten nicht erwartet, das ganze erste Kap. mit der weitläuftigen Geschichte vom Ursprunge der Revision, und von den Veränderungen die dieses Rechtsmittel in Ansehung der suspensivischen Würkung in verschiedenen Perioden erlitten hat, angefüllt zu sehen. Das sind alles bekannte Sachen, welche der Verf. entweder ganz hätte übergehen, oder nur kürzlich sich darauf hätte beziehen können; den Ursprung und die eigentliche Beschaffenheit der Revision zu erörtern, gehörte offenbar nicht zu seinem Zwecke, und diente nur, die Abhandlung weiter auszudehnen, als es der Gegenstand derselben erforderte. Ueberdem ließe sich gegen verschiedene Sätze, die Hr. R. in dieser vorläufigen Geschichtserzählung vorbringt, noch mancherley erinnern. — Von Errichtung des C. Gerichts an bis zum Jahr 1524. habe man von einem Rechtsmittel, wodurch man dessen Urtheile hätte impugniren können (denn Declaration und Restitution in integrum rechnet er dahin nicht,) nichts gewußt. Das glauben wir nicht. Daß Nullitätsquerelen und Appellationen a Caesare male infor-

formato ad melius informandum, die beym Gerichte selbst angebracht wurden, sodann auch Provocationen und Recurse an den Kayser und an Kayser und Reich, schon in den ersten Zeiten des C. Gerichts vorgekommen sind, zeigen die Beyspiele, welche der Hr. v. Harpprecht im Staatsarchive Th. 2. S. 144. 403. f. S. 100. 108. 241. f. 272. f. Th. 3. S. 148. 339. 345. Th. 4. Abtheil. 1. S. 102. bekannt gemacht hat. In den ersten C. G. Ordnungen stand freylich davon nichts; aber eben so, wie bey der damals auch schon unstreitig gewöhnlichen Restitution in integrum, setzte man die Befugniß darzu als bekannt voraus, sowol nach dem römischen Recht, als nach der alten deutschen Verfassung, von welcher der Verf. aus der Böhmerischen Disputation de provocationibus juris German. viel mehreres und zuverläßigeres, als was zu Ende des 3ten §. davon gesagt wird, hätte anführen können, und vermöge welcher bey allen, auch den höchsten Gerichten, z. B. beym alten kaiserlichen Hof- und Cammergericht zu K. Friedr. des 3ten Zeiten, Rechtsmittel gegen Urtheile gewöhnlich waren. Vielleicht hat eben diese anwachsende Menge eingewandter Rechtsmittel, die keine bestimmte Form und zu viel willkührliches hatten, das Reich hernach mit bewogen, ein eignes bestimmtes Rechtsmittel, die Revision, einzuführen. — Den ersten Ursprung und Veranlassung zu diesem Rechtsmittel, sucht Hr. R. mit andern in den Beschwerden einiger Reichsstände vom J. 1524. und in der darauf gefolgten Anstalt zu Besichtigung der Acten. Schon eher, im Jahr 1511. und 1572., kommt etwas ähnliches vor, s. Harpprecht a. a. O. Th. 3. S. 107. Th. 4. Abtheil. 2. S. 56. — Wir würden auch nicht gesagt haben (§. 2.), die Beschwerden der Stände vom J. 1524. seyen *primum* — exemplum *recursus ad Comitia*. Die vorhin angeführte Stellen aus dem Harpprechtischen Werke zeigen ältere Beyspiele von Recursen. Ueberhaupt wäre es noch eine eigne Untersuchung, ob nicht schon in den damaligen Zeiten der Recurs an die aufsehende Gewalt, und die Revisionsinstanz, von einander unterschieden worden seyen; dem Recensenten scheint es fast so, wenn er den R. A. von 1530. §. 94., worauf sich der Recurs an die Visitation gründet, und das Gesetz von der Revision, den R. A. von 1532. §. 16. 17., gegen einander hält, und die verschiedene Stellen erwäget, wo diesen beyden Gesetzen in der C. G. Ordn. von 1548. und 1555., jenem im ersten, und diesem im dritten Theile, ihr Platz angewiesen worden ist. — Noch am angenehmsten ist uns in

des Verf. ersten Kap. der 4te §. gewesen, wo er die eigentliche Natur und Beschaffenheit der Revision erörtert, sie mit der römischen Supplication vergleicht, daß z. B. diese, eben wie die Revision, auch alsdann eigentl. Platz griff, ubi propter excellentiam judicis non dabatur appellatio, u. s. w. Hr. R. kennt das Rechtsmittel der Revision und dessen Natur weit besser, als Hr. Nettelbladt und sein Schüler Hr. Dr. Biedermann in Leipzig, welche es durchaus zu einem Recurs an die aufsehende Gewalt machen wollen. —

In Ansehung der Hauptsache merkt der Verf. zuerst im 2ten Kap. nur kurz an, daß unter den geistlichen und Religionssachen, in welchen nach dem J. R. A. §. 124. die Revision effectum suspensivum behalten soll, überhaupt keine andere zu verstehen seyen als solche, welche die Gewissensfreyheit, die Religionsübung und die annexa derselben, geistliche Güter und Rechte betreffen. (Hier wäre es der Mühe werth gewesen, weitläuftiger zu seyn, und mit mehrern Gründen den Satz zu befestigen, daß in dem Gesetze von Religionsbeschwerden einer Religionsparthey gegen die andere oder ähnlichen Streitigkeiten, nicht aber von Consistorien- und Kirchen-Sachen der Evangelischen unter sich, die Rede sey. Dem V. konnte nicht unbekannt seyn, daß die Verfechter der Gerichtbarkeit der Reichsgerichte in protestantischen Consistorialfällen, z. B. der Hr. v. Cramer in den wezlar. Nebenstunden Th. 16. Abh. 4. §. 10. S. 78. und Rieffel in den kritischen Betrachtungen über verschiedene Staatsfragen, 1 Th. S. 59, sich unter andern auch auf dies Gesetz gründen.) Darauf zeigt der Verf., daß die restituenda ex Pace Westphal. nicht hieher gehören. Für die Erledigung derselben ist bereits im arctiore modo exequendi und den Friedensexecutionsrecessen gesorgt, und solche den kreisausschreibenden Fürsten alsbald und ohne Verstattung einiger Weitläuftigkeit zu Stande zu bringen aufgetragen worden, und es sind diejenigen Restitutionen, die vom Westphäl. Frieden her, noch rückständig sind, auch noch jetzt, nach Inhalt der Wahlkapitul. a. 19. §. 1. f. ohne Aufenthalt zu bewürken; diese Sachen gehören gar nicht für die Reichsgerichte zum processualischen Verfahren, es kann also auch keine Frage von der Revision und deren suspensivischen Würkung seyn. Dies bestärkt Hr. R. noch dadurch, daß in eben demselben R. A. §. 191. die restituenda ex P. W. einer Reichsdeputation eigends übergeben worden sind, um solche ohne weiteres Erkenntniß zum Vollzug zu bringen; daß auf dem nehmlichen

Reichs-

Reichstage die Protestanten beständig dargegen gestritten haben, daß solche nicht an die Reichsgerichte gebracht werden sollten; wie dann auch dieses aus den Votis der Reichsstände erhellet, welche die in Frage stehenden Worte des 124. §. im R. Abschiede veranlasset haben. Sündermahlers Einwendungen dargegen sind vom Verf. gut widerlegt worden. Im dritten Kap. zeigt der Verf., daß unter den geistlichen und Religionssachen im R. A. auch nicht Streitigkeiten über Beschwerden verstanden werden können, welche nach dem westph. Frieden gegen ausdrückliche Verordnungen desselben, insonderheit gegen den Besitz im Entscheidejahre, zugefügt worden sind. Ueber solche Beschwerden ist zwar die Gerichtbarkeit der Reichsgerichte nach dem W. Fr. A. 5. §. 53. A. 17. §. 5. u. s. f. allerdings gegründet, und das Corpus Evangel. hat solche mehrmals, und noch ganz neuerlich im Conclusо vom 11. April 1770. anerkannt; jedoch ist sowol im Westph. Frieden, als in der K. Wahlkapitul. A. 1. §. 11. in den Worten: keineswegs in caussis religionis Processe verstatten, verordnet, daß solche Sachen summarisch und executivisch behandelt, und innerhalb 3 Jahren beendigt werden sollen; welche Verordnungen, wie der Hr. Hofr. gegen Hr. Cramern zu Wien ausführt, nicht blos auf die restituenda ex P. W. einzuschränken sind. Es sind auch neuere kaiserliche Befehle vorhanden, daß die Reichsgerichte über Religionsbeschwerden summarisch und ohne weitläuftige Processe erkennen sollen. Man kann also auch bey Religionsbeschwerden gegen den Westphäl. Frieden nicht annehmen, daß bey derselben Revision und effectus suspensivus statt haben, und also jene Verordnung des J. R. A. darauf angewendet werden solle. Bey illiquiden Beschwerden ist freylich anderst zu verfahren, als bey solchen, die völlig klar und liquid sind, aber dieser Unterschied hebt die Sache selbst nicht auf, und in den illiquiden Fällen haben die Protestanten immer auf Localcommissionen, als das beste Mittel zur summarischen Entscheidung zu gelangen, gedrungen, auch sich solche im Concluso von 11. April 1770. ausdrückl. vorbehalten; Verewigungen der Processe durch Revisionen u. s. w. aber haben so wenig bey noch illiquiden als bey liquiden Processen statt, und die evangel. Stände haben auf dem Reichstage von 1654. selbst declarirt, daß der R. A. §. 124. nicht von denen Sachen zu verstehen sey, die im W. Frieden ihre Entscheidung bereits erhalten hätten. Eben diese Erklärung, und daß über Religionsbeschwerden überhaupt keine Revision zuläßig sey, hat das gesammte

sainte Corpus Ev. bey Gelegenheit der Hohenlohl. Sache im J. 1749. wiederholet, und da hierdurch in der That eine itio in partes bewerkstelligt worden ist, so kann den Evangelischen keine andere Meynung aufgedrungen werden, und die Reichsgerichte können also in solchen Sachen keine Rechtsmittel admittiren.

Nachdem also nun der Verf. weitläuftig gezeigt hatte was für Sachen zu denjenigen, von welchen das Gesetz redet, nicht gehören, so war noch die Frage übrig, was für Sachen dann unter den geistlichen, und Revisionssachen im angeführten Gesetze zu verstehen seyen. Dies giebt der Verf. nur mit folgenden wenigen Worten an: Palam sic est, veritos esse Evangelicos, ne *capita* quaedam supersint *per I. P. nondum satis definita*, ac in iis unice, — effectum revisionis suspensivum, si judicialiter caussa tractata fuerit servari urserunt; und führt dabey das Calenbergische Votum an, worinn es heißt: das Gesetz sey nicht von den in I. P. decidirten Differenzien, sondern *de caussis dubiis posthaec emergentibus*, zu verstehen. Diese Erklärung, die auch schon Strüben (rechtl. Bedenken 2. Th. 4. Bed.) angenommen hat, ist ohne allen Zweifel die richtigste; es hätten aber darüber noch einige Erläuterungen gegeben, und besonders Beyspiele von Fällen angeführt werden können, worinn nach dieser Erklärung die Verordnung des Gesetzes eintreten möchte.

Nr.

Christian Gottlieb Riccius, ordentl. Lehrers der Rechte und Syndici zu Göttingen, zuverläßiger Entwurf von der in Deutschland üblichen Jagdgerechtigkeit. — Zweyte vielvermehrte Auflage. Frankfurt am Mayn, in der Andreäischen Buchhandlung, 1772. 520 Seiten in 8.

Die erste Ausgabe dieses Buchs kam zu Nürnberg im Jahr 1736. heraus, und wurde mit dem verdienten Beyfall aufgenommen. Es wird darinn von der Jagd überhaupt, wem solche zustehe, von den verschiedenen Gattungen der hohen und niedern Jagd, Koppeljagd, Gnadenjagd, Klapper- oder Klopfjagd, von dem Recht auf eines andern Grund und Boden zu jagen, von der Nacheile und Nachfolge des Wildprets, von den Verbindlichkeiten derjenigen so die Jagdgerechtig-

tigkeit haben, gegen andere, und umgekehrt von der Schuldigkeit anderer gegen sie, von Wilddieben, und wie die Jagd verlohren gehe, in zwölf Hauptstücken gehandelt, und dabey auf die verschiedene Verfassung einzelner deutschen Länder beständig Rücksicht genommen. In diesem Betracht hat der Verf. in dieser neuen Ausgabe viele neuere Verordnungen, die in verschiedenen Territorien in Ansehung dieser Gegenstände ergangen sind, eingerückt, auch die seit der ersten Auflage bekannt gewordene neuere Schriften so fleißig genutzt, daß fast auf jedem Blatt Vermehrungen vorkommen. So ist z. B. die richtige Meynung, welcher der Verf. mit andern beypflichtet, daß die Jagdgerechtigkeit in Deutschland ordentlicher Weise kein Regale sey, mit neuen Gründen bestärkt, und neuere Einwürfe widerlegt worden. Die Vorrede, vom Reichsjägermeister-Amt, enthält auch verschiedene Vermehrungen.

Johann Jacob Mosers, Kön. Dänischen Etatsraths, Abhandlung verschiedener besonderer Rechtsmaterien. Frankf. und Leipz. 1772. 195 S. in 8.

Eine Sammlung von 5 kleinen Abhandlungen, die sonst in keiner Verbindung mit einander stehen. Die weitläuftigste ist die erste, von den Rechten der Jesuiten in Deutschland. Eine vollständige Abhandlung von den Rechten derselben, und ihrem Verhältnisse zu Kaiser und Reich, den Reichsständen u. s. w. ist es nicht, sondern es sind Excerpten über allerhand zerstreute Stücke dieser Materie, meist aus andern Schriftstellern gesammelt, wovon das mehreste jetzo blos historischen Nutzen hat. Von der Eigenschaft der Jesuiten als Ordensgeistliche betrachtet, von ihrem Rechte liegende Güter zu besitzen, ihrer ehemaligen Verfassung in Deutschland u. s. f. Etwas besonders ist es, daß der Jesuiterorden ein allgemeines und beständiges kaiserliches Druckerprivilegium über alle von Patribus der Societät herausgegebene Schriften gehabt hat, S. 36. Vom Antheil der Jesuiten an den Religionshändeln vorm dreyßigjährigen Kriege, an den westphälischen Friedenshandlungen, von dem, was auf dem Friedenscongresse ihrentwegen verhandelt worden ist, von einigen dadurch veranlaßten Stellen im Friedensschlusse, sehr weitläuftig, S. 39. f. Von ihren Streitigkeiten mit einzelnen Reichsständen. 2) Von dem Recht und der Gewohnheit mit sechs Pferden

zu fahren, wobey zuerst von diesem Theil des Ceremoniels überhaupt, sodann von dem, was am kaiserlichen Hof, am Reichsconvent, auf Wahl- und Kreistägen, beym Cammergerichte u. s. w. in dieser Rücksicht vorgekommen ist, gehandelt wird. 3) Von Reichsgesetzen, so einen Irrthum zum Grund haben, oder haben sollen. Z. B. die Fehler der Reichsmatrikul von 1521.; Fehler in unrechter Allegierung andrer Gesetze; Stellen, welche gegen die Intention der mehrern Stimmen oder doch ohne die Majora für sich gehabt zu haben, im Gesetze eingeschlichen sind, z. B. die Stelle von Promotorialen ans C. Gericht, in K. Carls VII. Wahlcapitul.; unrechte Stellung einzelner Theile eines Gesetzes; Veränderungen, die bey Stellen aus ältern Wahlcapitulationen in den neuern aus Versehen gemacht worden sind, und den Sinn entstellen; u. s. w. (Noch hätten folgende Gesetze hier angeführt werden können: das Reichsgutachten von 1719. No. 1., worinn gesagt wird, daß die Zahl der Assessoren des C. Gerichts auf die Hälfte der im westphäl. Frieden vorgeschriebenen Anzahl, oder auf 25. *subjecta inclusive* des (seit dem neu hinzugekommenen) Churböhmischen und Churbraunschweigischen, festzustellen sey, welches an und für sich unmöglich ist, da die Hälfte der im W. Fr. verordneten Assessoren schon für sich 25. ausmacht, ohne die Böhmische und Hanöversche dazu zu rechnen; der historische Fehler im R. A. von 1654. §. 132., daß die ehemalige ordentliche Visitationen des C. Gerichts schon im J. 1582. ein Ende genommen hätten; eben dieser R. A. im 122. §. von den unheilbaren Nullitäten, in welchem die Nullitäten, welche ex meritis caussae entstehen, gegen die Meynung der Gesetzgeber ausgelassen sind. Wir hätten sehr gewünscht, daß der Verf. nicht blos dergleichen Fehler in den Gesetzen angeführt und claßificirt, sondern vornehmlich auch Grundsätze festgestellt hätte, was in Ansehung dieser Fehler, besonders solcher, welche in der Sache selbst gegen den Willen der Gesetzgeber eingeflossen sind, Rechtens sey. Davon finden wir aber nichts, ausser daß bey der bekannten Stelle der Wahlcapitul. Art. 21. §. 1., die so wie sie jetzt ist, auch aus Irrthum eingerückt seyn soll, gesagt wird, daß die Reichsgerichte nach einer solchen Stelle freylich sprechen müssen, so lange sie in der Kapitulation steht. — IV. Von dem Recht der mehreren Stimmen in subalternen *Collegiis*, *Corporibus*, und Gerichten. Es werden Fälle angeführt, da die mehrere Stimmen nicht gelten, und die minora, oder auch einzelne sich den majoribus widersetzen

setzen können, wenn nemlich z. B. etwas gegen offenbare Rechte der Minderen, oder gegen die Verfassung, von den Mehrern beschlossen worden ist. Der Hr. V. will dadurch diejenigen widerlegen, „welche meynen: der Teufel möchte „in einem solchen Collegio sitzen, worinn nicht die mehrere „Stimmen allemal gelten müßten!„ — V. Von Schreib- und Druckfehlern. Unter andern sonderbaren Fehlern kommt hier vor, annus *deceptorius*, statt: *decretorius*; ein Reichshofrathsconclusum, worinnen stand: Ihro K. M. hätten aus des Hrn. Churfürstens vielfältigen Berichten ersehen rc. wurde abgedruckt mit den Worten: einfältigen Berichten; in einer Beschreibung von Festivitäten ward gemeldet, daß in Gegenwart des Landesherrn eine Lob- und Dankpredigt gehalten worden seye, im Drucke wurde der Text unrecht angegeben, und eine der stärksten Stellen des 109ten Psalms dafür gesetzt; u. dgl. mehr.

Ra.

J. A. Gerstlacher Med. Doct. tractatus medico legalis de stupro, in usum eorum qui juris prudentiae et medicinae operam dant. Erlang. sumtibus Waltheri, 1772. 80 S. 4.

Aufgewärmter Kohl, der Aerzten so wenig als Juristen schmecken wird. Der medicinische Theil enthält Dinge die schon hundertmal gesagt worden sind, oder doch wenig praktischen Nutzen haben, der juristische ist eine Compilation aus den ältern Criminalisten, größtentheils aus den tübingischen Juristen, dann die neuere kennt der V. gar nicht, in der weder Ordnung noch Vollständigkeit ist.

In der ersten Section wird erklärt was stuprum, concubitus perfectus et imperfectus sey; an (um der Frauenzimmer willen, die etwa die allgem. Bibl. lesen, müssen wir vieles lateinisch sagen) concubitus qui stando fit, sit perfectus? was virgo, virginitas materialis et formalis sey; von beyden weitläuftig; es giebt keine zuverläßige signa virginitatis; eine Frau könne concipiren pene virili in vaginam non immisso; (credat Judaeus Apella) schöne Legenden, die der V. zu glauben scheint, de viris generantibus licet penis ipsis penitus abscissus fuerit, (warum führte er nicht auch aus dem Reces den Mann an qui cum pene argenteo procreabat?) was meretrix sey?

Zwey-

Zweyter Abschnitt. Erklärung und Eintheilungen des Stupri, (das nec voluntarium nec violentum ist ganz vergessen,) das corpus delicti sey in der Nothzucht nicht vorhanden ohne beyder Theile Geständniß; (ist offenbar falsch, so wie der Satz der dabey eingeführt wird, daß dies in allen delictis carnis zum corpore delicti erfordert werde) Eine genothzüchtigte könne nicht gestraft oder zur Kirchenbuße angehalten werden; (versteht sich von selbst) Ob ein stuprator die Schwester der stupratae heyrathen könne; Wann der Mann erfährt daß seine Frau vor der Ehe ein stuprum gelitten habe, finde doch nichts als Scheidung von Tisch und Bett statt; eine genothzüchtigte darf den Jungferncranz tragen; stuprum violentum attentatum sey, wann die Weibsperson so stark sey, daß sie dem stupratori widerstanden habe; (also wann andere Umstände die Vollziehung hindern, ist es kein Attentat?) Weitläuftig vom stupro in puellam immaturam, und doch so, daß man am Ende nicht weis, was der V. haben will. (stuprum cum puella impubere ist entweder violentum oder nec voluntarium nec violentum. Das voluntarium findet hier nicht statt. So ist die Sache, kurz und deutlich gesagt. Zum Beschluß von der Strafe des stupratoris impuberis.

Ueber die Strafe des Ehebruchs nach den Begriffen und Gesetzen der alten und neuen Deutschen. Ulm, 1773. bey Stettin, 4 Bogen 8.

Klagen über das herrschende Laster der Wollust; Lob der alten Deutschen von der Seite der Keuschheit und ihrer dahin abzweckenden Gesetze; Wünsche, daß die Unkeuschheit strenger bestraft werden möchte. Das alles ist nun recht gut, und in einem ziemlich guten Tone gesagt. Aber daß es etwas fruchten, und daß der V. das Vergnügen erleben werde, das er sich in der Vorrede wünscht, einen Verbrecher zum Nachdenken zu bewegen, oder einen Verirrten auf halben Weg einzuholen, das glauben wir schwerlich. Da er sich vorgenommen hat, die alten Deutschen und die Keuschheit zu loben, so geht es ihm wie allen Panegyristen, er übertreibt die Sache. „Z. E. S. 42. Ein guter Ehemann ist nie ein böser Bürger, „ihn knüpfen zu süße Banden an die Tugend und an das „Vaterland, seine geliebte Gattin und sein aufblühendes Kind „reissen ihn von jeder Vergehung, von jeder Meuterey zurück.

„S. 43.

„S. 43. Ein einziger Blick in die Natur des Ehebruchs „entdeckt das abscheulichste dieses Verbrechens. Verletzung „der öffentlichen Treue und Glaubens; Beleidigung des gan„zen Staats, Beleidigung der einzelnen Glieder desselben, „Meyneid und Diebstahl sind unzertrennlich in ihm vereint ꝛc.„ und nun vollends S. 45. „Der Ehebruch setzt eine zu schwarze „Seele voraus, als daß man in Hoffnung der Besserung „säuberlich mit dem Ehebrecher verfahren sollte.„ Die bewunderswürdige Einfalt der deutschen Gesetze, die der V. rühmt, besteht, doch wenn man die Gesetze selbst ansieht, blos darinn, daß sie wenige, specielle und zuweilen höchst seltene Fälle entscheiden, diese Einfalt ist aber warlich so gar bewundernswürdig nicht. Die große Billigkeit und Strenge gegen das Laster der Wollust ist auch nicht allenthalben sichtbar. Warum machen die alten D. Gesetze so oft einen Unterschied, ob das Verbrechen gegen einen freygebohrnen oder freygelassenen begangen worden? Warum setzt das Salische Gesetz auf die Nothzücht, die ein Freyer an einer Freyen verübt, nur eine Geldstrafe? Da der V. ein Jurist seyn will, so hätte er wissen sollen, daß Kreßens Meynung Maximilian I. habe eine Halsgerichtsordnung entwerfen lassen, die er S. 34. annimmt, lange widerlegt ist. Auch eine Unrichtigkeit ist es S. 7. daß bey den Sachsen der Ehebrecher von den Matronen gegeisselt worden ist. Bonifacius in epistola ad Aethebaldum, aus dem der V. ohne ihn anzuführen die Nachricht genommen hat, sagt das von der Ehebrecherin. Das Lob eines gewissen Regenten S. 58. macht mit dem übrigen Inhalt des Buchs einen sonderbaren Contrast.



Johann Friedrich Juglers Beyträge zur juristischen Biographie. Ersten Bandes erstes Stück. Leipzig, bey Heinsius, 208 S. gr. 8.

Vor ungefähr acht Jahren versprach der V. in einem Avertissement ein juristischbiographisches Lexicon. Nachdem das Publikum seitdem die Erfüllung dieses Versprechens sehnlich gewartet hatte: so tritt jetzt der Schuldner auf und erklärt, daß er nicht zahlen könne, er wolle aber nach und nach seine Glaubiger durch eine dationem in solutum befriedigen, statt eines Lexicons Beyträge zur Biographie geben. Was wollen wir thun? Wo keine Execution statt findet, muß man

annehmen, was man bekommen kann; und vielleicht profitiren wir dabey.

Der Plan des V. ist: er will nur Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten Rechtsgelehrten, jährlich einen Band von zwey oder drey Theilen liefern. Keine Nation in Europa wird ausgeschlossen seyn, doch wird er den größten Theil seiner Blätter den Deutschen, und unter diesen öfters den Sachsen widmen, auch zuweilen ganze Familien zusammen darstellen. Die erste Stelle in jedem Stück soll ein Staatsmann einnehmen. Für die Richtigkeit der Nachrichten verspricht er die höchstmöglichste Sorge zu tragen, und auf die Lebensbeschreibung eines Juristen jedesmal ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften folgen zu lassen.

Das gegenwärtige Stück enthält die Biographien, von Johann Georg von Kulpis, Cornelius van Bynkershoek, Johann Henrich von Berger, Christoph Heinrich von Berger, Friedrich Ludwig von Berger, Johann August von Berger, Christoph Besolp, Johann Georg Besold, Jacob Friedrich Ludovici, Ewerhard Otto, Franz Florent, Georg Beyer.

Die Schreibart des V. ist rein, simpel, ohne gesuchten Schmuck und Witzeley. Er erzählt nicht blos, sondern urtheilt auch über den Charakter sowol als die Schriften seiner Männer bescheiden, richtig und unpartheyisch. Bey den wichtigern und nicht jedermann bekannten Schriften wird der Inhalt kurz angezeigt, und die Journale angeführt, wo sie recensirt sind. Am Ende jeder Lebensbeschreibung sind die Quellen bemerkt, aus denen die Nachrichten geschöpft sind. Kurz, Herr J. hat alle Pflichten eines guten Biographen in dem Grade erfüllt, daß wir der Fortsetzung seines Werkes mit ungedultigen Verlangen entgegen sehen.

T.

Sammlungen zu den deutschen Land- und Stadtrechten, herausgegeben von D. August Friedrich Schott. Erster Theil. Leipzig, bey Heinsius, 1772. 288 S. in 4. Zweyter Theil, 1773. 246 S.

Ohne den trivialen Gemeinplatz von den Nutzen solcher Sammlungen anzubringen, sagen wir nur was die gegenwärtige enthält. (1) Joh. Carl Heinrich Dreyers Zusätze

sätze und Verbesserungen der Statutenhistorie des Hn. Prof. Riccius. (Wie alles von Dreyer lesenswürdig.) (2) Bernh. Fried. Rud. Lauhns Anzeige von dem Alter des von den Schöppen zu Magdeburg abgefaßten Magdeburgischen Rechts. (Die neue mit einigen Zusätzen vermehrte Ausgabe einer Schrift, die zuerst im Jahr 1753. herauskam. Der Streit des V. mit dem Hn. von Selchow, ob der Sachsenspiegel aus dem Magdeburgischen Weichbild ausgeschrieben sey, oder ob sich die Sache umgekehrt verhalte, ist bekannt. Wir fanden nicht was wir suchten, daß Hr. Lauhn in den neuen Zusätzen auf seines Gegners Einwürfe geantwortet habe.) (3) Magdeburgisches Recht von den Schöppen daselbst der Stadt Görlitz im Jahr 1304. mitgetheilt. (Das schon lange von dem Hn. Lauhn versprochene alte und ächte Mspt. des Magdeburgischen Stadtrechtes, rein und unentstellt von den neueren Zusätzen, die sich in den bisherigen Ausgaben finden, doch vollständiger als das Brieger Mspt. das in der diplomatischen Sammlung zur Untersuchung der Schlesischen Rechte und Geschichte 1 Theil edirt worden ist. Die Schöppen zu Magdeburg haben es mit Anhängung ihrer Siegel der Stadt Görlitz mitgetheilt, und aus dem Archive dieser Stadt hat es Herr L. erhalten. Das Monument ist höchst interessant und erwirbt dem Herausgeber auf den Dank des jetzigen und künftigen gelehrten Publikums gegründeten Anspruch.) (4) Stadtrecht der Stadt Zittau in der Oberlausitz v. J. 1567. (Mit Unrecht haben einige die Zittauischen Statuten unter die gedruckten gezählt. Die gegenwärtige Ausgabe ist die erste.) (5) Geraische Statuten vom J. 1658. (Die ältern Statuten dieser Stadt vom J. 1487. hat Walch bekannt gemacht, die gegenwärtigen dienen jenen zur Erläuterung.) (6) Statuten und Satzungen der Reichsstadt Nördlingen v. J. 1650. (Ältere Nördlingische Stadtgesetze aus dem vierzehenden Jahrh. sind durch den Hn. von Senckenberg edirt worden. Diese neuere waren noch nicht gedruckt.) (7) Statuten der Stadt Stolpe in Hinterpommern von 1611. (8) Statuten und Privilegien der Stadt Zeitz. (Man sieht aus diesen Statuten, daß die Stadt noch ältere Gesetze gehabt habe. Aber noch sind dieselben nicht bekannt.)

Die gute Auswahl welche der Herausgeber zu treffen gewußt, die Sorgfalt die er auf den richtigen Abdruck gewendet, und die lehrreiche historische Einleitung die er vorausgesetzt hat, wird die Sammlung jedem Kenner schätzbar machen.

Der zweyte Theil enthält zwar keine völlig so vor-

zügliche Stücke als der erste; aber sie haben doch ebenfalls ihren Werth. Hier ist das Verzeichniß. (1) Entwurf von Statuten der Oberlausitzer Stadt Budißin, vom Jahr 1678. (Obgleich die Landesherrliche Bestätigung desselben noch nicht erfolgt ist, wie Hr. Sch. in der Vorrede anmerkt: so haben doch diese Statuten in der Theorie des deutschen Rechts immer ihren Nutzen.) (2) Liber statutorum Rügenwaldensium wahrscheinlich, im Jahr 1609. revidirt: die Hauptquelle davon ist das Lübische Recht.) (3) Statuta der Stadt Guben in der Niederlausitz v. J. 1604. mit einigen zur Erläuterung dienenden Urkunden, Extracten und Urtheilssprüchen. (4) Statuta der Stadt Chemnitz nach dem Original, so wie es im J. 1607. aufs neue umgeschrieben worden ist. (5) Statuten und Privilegien der Stadt Querfurt von Herzog August von Sachsen im J. 1662. bestätiget. (6) Statuten des Städtchens Seidenberg in der Oberlausitz. (7) Die Bansprache, oder das Gützkowische Recht, wonach die Bürger und Einwohner der Stadt Gützkow in Pommern sich zu richten haben. (8) Grupens vorläufige Antwort auf Senckenbergs visiones de collectionibus legum germanicarum aus dem Hannoverischen Magazin. (9) Statuta der Stadt Colditz in Obersachsen, vom Jahr 1619. Wir wünschen, daß der Herausgeber nun auch daran denken möge, daß er Sammlungen zum deutschen Stadt- und Landrecht verspricht.

D. Johann Gottlieb Siegels Einleitung zum Wechselrecht, vermehrt von D. August Friedrich Schott. Dritte Auflage. Leipzig, bey Heinsius, ohne das Register 266 S. 8.

Von dem Buche selbst haben wir nichts zu sagen, da es schon längst mit Ruhm bekannt ist. Worinn die Vermehrungen des jetzigen Herausgebers bestehen, wollen wir mit seinen eignen Worten aus der Vorrede hierhersetzen: „Die Absicht ist keinesweges gewesen, dieses ohne dies zu Vorlesungen bestimmte Buch zu vergrößern oder umzugießen, „sondern nur hauptsächlich durch Anführung der nach Siegels Zeiten erschienenen oder demselben unbekannt gewesenen „Wechselordnungen, etwas vollständiger und zu dem neuesten „Gebrauche geschickter zu machen. Um diese Absicht zu erreichen, habe ich vorzüglich nur diejenigen Stellen angemerkt, welche entweder eigne und wirklich neue Verordnun-

[illegible] „gen

„gen enthalten oder solche Punkte betreffen, darinn sich nach „dem Wechselrecht niemals, nicht einmal im Zweifel allge- „meine Regeln geben lassen; diejenigen hingegen, welche mit „den gewöhnlichen Grundsätzen und den meisten Wechselord- „nungen übereinstimmen, sparsamer angeführt. Zusätze von „anderer Art habe ich selten und nur da wo ich es für unum- „gänglich nöthig hielt, angebracht. Das letzte Capitel vom „Wechselprocesse wäre zwar eigentlich der meisten Zusätze fähig „gewesen. Allein da Siegels Absicht dabey blos dahin geht, „nur einen ganz kurzen Abriß davon, besonders von dem Chur- „sächsischen Wechselprocesse zu geben, so hätte ich an die Stelle „der Siegelischen Arbeit eine ganz neue und eigene Ausfüh- „rung setzen müssen, wenn ich ihr die Vollständigkeit der „übrigen Capitel geben wollen. „Alsdann aber würde Siegel „nicht Siegel geblieben seyn. Damit meine Zusätze von der „Siegelischen Arbeit gleich unterschieden werden können, so „habe ich sie alle mit Sch. bezeichnet, auch wann sie in den „Siegelischen Text eingeschaltet werden mußten, mit Klam- „mern [ ] eingeschlossen.„ Herrn Schotts Wunsch, daß auch diese Bemühung dem Publikum nicht mißfällig seyn möge, wird gewiß erfüllt werden.

Sr.

Dan. Nettelbladt Praecognita Iurisprudentiae privatae Romano-Germanicae forensis, in usum praelectionum in Pandectas et Jus Germanicum privatum. Halae, ex offic. Regner. 80 Seiten in 8.

Die allgemeinen Vorerinnerungen des Hrn. G. R. zur ganzen deutschen Rechtsgelehrsamkeit sind jetzt ein Theil von desselben bekannter Einleitung; die besondern zum gerichtlichen römisch- deutschen Privatrecht liefert das nur angezeigte zum Gebrauch bey Vorlesungen über die Pandekten und das deutsche Privatrecht bestimmte Werkchen. Die Abschnitte, worin es getheilt ist, sind folgende: I. De Iurisprudentiae privatae conceptu et partibus. II. De fontibus Iurisprud. priu. III. De subsidiis. Hier wünschten wir, daß die Titel der Bücher, der Druckort, die Theile, das Format derselben, vollständiger, als gemeiniglich geschehen ist, angegeben wären. Z. Ex. Corpus Iuris Ant. Contii. Paris. 1562. 8. Lugd. 1581. 12. Gallica cura et eum

annehmen, was man bekommen kann; und vielleicht profitiren wir dabey.

Der Plan des V. ist: er will nur Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten Rechtsgelehrten, jährlich einen Band von zwey oder drey Theilen liefern. Keine Nation in Europa wird ausgeschlossen seyn, doch wird er den größten Theil seiner Blätter den Deutschen, und unter diesen öfters den Sachsen widmen, auch zuweilen ganze Familien zusammen darstellen. Die erste Stelle in jedem Stück soll ein Staatsmann einnehmen. Für die Richtigkeit der Nachrichten verspricht er die höchstmöglichste Sorge zu tragen, und auf die Lebensbeschreibung eines Juristen jedesmal ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften folgen zu lassen.

Das gegenwärtige Stück enthält die Biographien, von Johann Georg von Kulpis, Cornelius van Bynkershoek, Johann Henrich von Berger, Christoph Heinrich von Berger, Friedrich Ludwig von Berger, Johann August von Berger, Christoph Besold, Johann Georg Besold, Jacob Friedrich Ludovici, Ewerhard Otto, Franz Florent, Georg Beyer.

Die Schreibart des V. ist rein, simpel, ohne gesuchten Schmuck und Witzeley. Er erzählt nicht blos, sondern urtheilt auch über den Charakter sowol als die Schriften seiner Männer bescheiden, richtig und unpartheyisch. Bey den wichtigern und nicht jedermann bekannten Schriften wird der Inhalt kurz angezeigt, und die Journale angeführt, wo sie recensirt sind. Am Ende jeder Lebensbeschreibung sind die Quellen bemerkt, aus denen die Nachrichten geschöpft sind. Kurz, Herr J. hat alle Pflichten eines guten Biographen in dem Grade erfüllt, daß wir der Fortsetzung seines Werkes mit ungedultigen Verlangen entgegen sehen.

T.

Sammlungen zu den deutschen Land- und Stadtrechten, herausgegeben von D. August Friedrich Schott. Erster Theil. Leipzig, bey Heinsius, 1772. 288 S. in 4. Zweyter Theil, 1773. 246 S.

Ohne den trivialen Gemeinplatz von den Nutzen solcher Sammlungen anzubringen, sagen wir nur was die gegenwärtige enthält. (1) Joh. Carl Heinrich Dreyers Zusätze

daß sein Entwurf durch eine niedergesetzte Deputation einsichtsvoller Männer in jeder Provinz mehr Local gemacht werden, und alsdann mit Abschaffung aller andern Rechte publicirt werden könne. Wir enthalten uns alles Urtheils über dieses Projekt, und führen statt dessen Herrn Claproths eigene Worte aus der Vorrede an. „Von einigen Höfen habe „ich sehr gnädige Antworten, und sogar wirkliche Erkenntlich„keit erhalten. Von andern habe ich gar keine Antwort er„halten. Ander haben abwarten wollen, was mächtigere „Potentaten thun würden.„ Also niemand wollte den Vorschlag ausführen, niemand verlangte die Fortsetzung, und in diesen terminis möchte dann auch wohl nostrum animum si veris implet Apollo, die Sache bleiben.

Etwas von dem Buche selbst zu sagen; so enthält es, das ist nicht zu läugnen, manchen vernünftigen und wahren Gedanken, und beweißt, daß der V. ein redlicher Mann ist, der sein Jus ganz gut versteht, auch juristische Erfahrung hat. Erinnerungen und Zusätze verspart der Recensent bis er etwa einmal zu einer Deputation gezogen wird, welche den Claprothischen Entwurf prüfen und zur Publication präpariren soll. Jetzt dergleichen zu machen, würde wohl verlohrene Arbeit seyn.

†.

---

3. Arzneygelahrheit.

D. August Gottlieb Richters, der Arzneygelahrheit Lehrers auf der Universität zu Göttingen u. s. w. Abhandlung von der Ausziehung des grauen Staars. Göttingen, im Verlag der Witte Vandenhöck. 1773. 216 S. in. 8. Mit einer Kupfertafel.

Hr. Richter gab im Jahre 1770. den ersten Fascikel seiner observationum chirurgicarum heraus, deren Fortsetzung man gewünscht, aber noch nicht erhalten hat. Er beschrieb darinn die Krankheit des grauen Staars und seine Methode ihn zu operiren. Die Schrift ist im 1ten Stücke des XIV. Bandes der a. d. B. mit verdientem Lobe angezeigt worden, und die gegenwärtige ist eine Uebersetzung derselben, zwar

nicht wörtlich gemacht, aber doch so, daß jene zum Grunde gelegt worden. Der Verf. hat seine neuere Bemerkungen genutzt, um einige Verbesserungen hinzuzuthun, und verschiedene Schriften, die seit der Zeit herausgekommen, als Janin observations sur l'oeil, um Zusätze zu machen, die den Werth des Buchs vermehren, und auch denen wichtig seyn müssen, welche die Observationes schon besitzen. Man kann denen Wundärzten, die vom grauen Staar und dessen Ausziehung unterrichtet seyn wollen, nichts Gründlichers empfehlen, als diese Abhandlung eines Schriftstellers, der, ganz von seiner Materie voll, alle Nebendinge bey Seite setzt, and mit satsamer praktischer Kenntniß gute Methode und deutlichen Vortrag verbindet, aber ihnen auch keins der Hindernisse verschweigt, die das Geschäft eines ehrlichen Augenarztes oft so unangenehm machen.

Wir merken hier nur Einiges an, welches diese Ausgabe vor der erstern voraus hat. H. R. hat einen Staar gesehen, der in einer Nacht vor zurückgetretenem Zipperlein entstanden war. In Betrachtung des Sitzes der Staarkrankheit nimmt der Verf. fünf verschiedene Gattungen an. Es ist nehmlich entweder die Krystallinse allein, die verdunkelt ist; oder die Linse, ihre Kapsel, und die Morgagnische Feuchtigkeit zugleich; oder die vordere Haut der Kapsel allein; oder allein die hintere Haut derselben; oder endlich die Morgagnische Feuchtigkeit allein. Die zweyte Gattung ist die übelste, die vierte die seltenste. H. R. glaubt, sie einmal gesehen zu haben. In dem Fall thut man am besten, die Krystallinse, wenn sie gleich nicht verdunkelt ist, mit auszuziehen. Auch in Absicht der Consistenz des Staars zählt H. R. fünf Gattungen, deren Kenntniß für den operirenden Wundarzt hinlänglich seyn kann, ob es gleich noch mehrere Arten geben möchte. Die ganze Kapsel der Linse sondert sich in vielen Fällen sehr leicht ab, und kann unbeschwert und ohne üble Folgen ausgezogen werden. Mit Recht verwirft der Verf. den Unterschied in reifen und unreifen Staar, dessen immer trügliche Kennzeichen und jede Rücksicht, die man darauf bey der Operation nehmen will. Dennoch giebt er ein Paar Merkmale an, die, wenn sie gegenwärtig sind, einen weichen Staar verrathen; nur sind sie zum Unglück nicht immer da, und ihre Abwesenheit beweißt auch nicht, daß der Staar hart sey. Eben diese Ungewißheit ist der stärkste Grund für die Ausziehung des Staars, da ein weicher, der doch häufig genug vorfällt, unmöglich niedergedrückt werden kann. Der

harte

harte Staar läßt sich am besten ausziehen, weil er klein ist; schon schlechter der gallerartige, und am übelsten der käsichte, welcher entweder zerbricht, oder die Pupille beym Durchgange zu weit ausdehnt, oder von einem Vorfall der gläsernen Feuchtigkeit begleitet wird. Oft hat die ausgezogene Linse eine andre Farbe, als sie im Auge hatte. Das zweyte Kapitel, von den Mitteln das Auge während der Operation zu befestigen, hat durch Beschreibung desjenigen Werkzeugs, welches H. Rumpelt in Dresden zu diesem Zweck erfunden, einen Zusatz erhalten. Es ist auf der Kupfertafel abgezeichnet, und besteht aus einem Fingerhute, worauf ein dem Pamartschen ähnlicher nur kleinerer Spieß befindlich ist, welcher, so wie dieser, in die Conjunctiva eingestochen wird. Bequemer ist er gewiß, als Pamart seiner, aber ersetzt noch immer nicht den Nachtheil einer zusammengesetzten Operation. Der Recensent hat noch nie ein Werkzeug zur Befestigung des Auges nöthig gefunden, und glaubt, daß es des Wundarztes Pflicht ist, sich eine ohnehein feine und seine ganze Aufmerksamkeit und Anstrengung erfodernde Operation nicht durch entbehrliche Handgriffe noch mehr zu erschweren. H. R. gebraucht solche auch selten oder gar nicht, aber räth doch den Anfängern an, sich ihrer zu bedienen, aus dem Grunde, weil eine gewisse Gegenwart des Geistes, die sie selten haben, dazu erfodert würde, das Messer, ohne das Auge zu befestigen, in die Hornhaut zu stossen. Wer solche nicht hat, bleibe lieber ganz davon; durch zwey schwer anzubringende, die Aufmerksamkeit theilende und verwirrende Instrumente wird sie noch nicht entbehrlich gemacht. Das dritte und vierte Kapitel, von Durchschneidung der Horn- und Krystallhaut ist etwas ausführlicher, als in der lateinischen Schrift, aber in wesentlichen Umständen nicht geändert. Auch das fünfte Kapitel, von Ausziehung der Staarlinse ist nur wenig vermehrt. H. R. nimmt die Ausziehung ohne Bedenken vor, wenn gleich die Pupille widernatürlich enge und unbeweglich ist, weil er gesehen, daß sie sich, wenn man das Auge nur ein wenig druckt, erweitert, und der Krystallinse einen freyen Durchgang verstattet. Die mit ihrer Kapsel verwachsene Linse, welche man durch keinen Handgriff lösen kann, räth der Verf. im sechsten Kap. samt der Kapsel auszuziehen, und glaubt, daß solches durch eine in die Linse eingestochene runde spitze Staarnadel, die man nach allen Richtungen wendet, bewerkstelliget werden könne. Zwar wird dieser Vorschlag nicht durch eigene Versuche, aber doch durch die Erfahrung unter-

 stützt,

interpret. latina Car. Annib. Fabrotti. 1647. Fol. IV. De methodo eam docendi discendique. Am Ende ist angehängt Schema systematis Iurisprudentiae privatae R. G. forensis. Der Hr. G. R. macht zwey Haupttheile; 1) Von Rechten und Verbindlichkeiten, die die Erbfolge nicht betreffen; 2) Von solchen, die die Erbfolge betreffen. Uns deucht der angegebne Grund; daß die Lehre von der Erbfolge ihrer Wichtigkeit halber eine besondere Ausführung verdiene, nicht so wichtig, daß darum eine solche neue Eintheilung durfte gemacht werden; zumal da die Materie, wenn man sie mit unter den übrigen dergleichen Rechten abhandelt, nicht getrennet wird.

Pl.

Justus Claproths D. öffentlichen Lehrers der Rechte etc. zu Göttingen, ohnmasgeblicher Entwurf eines Gesetzbuches, welcher die Proceßordnung, von Privatrecht das Recht der Personen, und von der Policeyordnung das Dorfrecht in sich hält. Frankfurt am Mayn bey Garbe, 1773. 664 S. in 4.

Daß die Legislation unsers werthen deutschen Vaterlandes in dem traurigsten Zustand ist, wird niemand leugnen, welcher unpartheyisch urtheilen kann und will. Daß sie ohne herculische Kräfte zu verbessern wäre, wann die Großen so viel guten Willen und Eifer hätten als vor ein paar hundert Jahren, wird auch nicht leicht ein Kenner in Zweifel ziehen. Daß aber Hr. Claproth, ob er gleich öffentlicher Lehrer der Rechte auf der Königl. Churfürstlichen Georg Augustus Universität ist, eine solche Reformation schwerlich zu Stande bringen werde, kann man a priori, und wenigstens wahrscheinlich, auch a posteriori beweisen.

Er glaubt nemlich, daß man um der Gesetzgebung aufzuhelfen, alles Römische, Canonische und Longobardische Recht, deren bekannte Mängel er in der Vorrede weitläuftig beschreibt, alle Provincial- und Localgesetze, alle Gewohnheitsrechte abschaffen, und dafür ein neues Gesetzbuch promulgiren müsse. Er machte daher schon im Jahr 1771. einen Entwurf zu einem solchen Gesetzbuch, arbeitete einen Theil desselben aus, schickte das Buch an viele Höfe ein, und wo wir nicht irren, auch ausser Deutschland, erbot sich gegen eine billige Erkenntlichkeit zur Ausarbeitung des Ganzen und glaubte, daß

harte Staar läßt sich am besten ausziehen, weil er klein ist; schon schlechter der gallertartige, und am übelsten der käsichte, welcher entweder zerbricht, oder die Pupille beym Durchgange zu weit ausdehnt, oder von einem Vorfall der gläsernen Feuchtigkeit begleitet wird. Oft hat die ausgezogene Linse eine andre Farbe, als sie im Auge hatte. Das zweyte Kapitel, von den Mitteln das Auge während der Operation zu befestigen, hat durch Beschreibung desjenigen Werkzeugs, welches H. Rumpelt in Dresden zu diesem Zweck erfunden, einen Zusatz erhalten. Es ist auf der Kupfertafel abgezeichnet, und besteht aus einem Fingerhute, worauf ein dem Pamartschen ähnlicher nur kleinerer Spieß befindlich ist, welcher, so wie dieser, in die Conjunctiva eingestochen wird. Bequemer ist er gewiß, als Pamart seiner, aber ersetzt noch immer nicht den Nachtheil einer zusammengesetzten Operation. Der Recensent hat noch nie ein Werkzeug zur Befestigung des Auges nöthig gefunden, und glaubt, daß es des Wundarztes Pflicht ist, sich eine ohnehin feine und seine ganze Aufmerksamkeit und Anstrengung erfodernde Operation nicht durch entbehrliche Handgriffe noch mehr zu erschweren. H. R. gebraucht solche auch selten oder gar nicht, aber räth doch den Anfängern an, sich ihrer zu bedienen, aus dem Grunde, weil eine gewisse Gegenwart des Geistes, die sie selten haben, dazu erfodert würde, das Messer, ohne das Auge zu befestigen, in die Hornhaut zu stossen. Wer solche nicht hat, bleibe lieber ganz davon; durch zwey schwer anzubringende, die Aufmerksamkeit theilende und verwi[illegible] Instrumente wird sie noch nicht entbehrl[illegible]acht[illegible]tte und vierte Kapitel, von Durch[illegible] Krystallhaut ist etwas ausführl[illegible] Schrift, aber in wesentlichen [illegible] Auch das fünfte Kapitel, von[illegible] nur wenig vermehrt. H. [illegible] Bedenken vor, wenn gleich [illegible] und unbeweglich ist, weil er [illegible] das Auge nur ein wenig [illegible]inse einen freyen Durch[illegible]apsel verwachsene Linse, [illegible]en kann, räth der Verf. [illegible]szuziehen, und glaubt, [illegible] eingestochene runde spitze [illegible]ichtungen wendet, bewerk[illegible] wird dieser Vorschlag nicht [illegible]och durch die Erfahrung unterstützt,

nicht wörtlich gemacht, aber doch so, daß jene zum Grunde gelegt worden. Der Verf. hat seine neuere Bemerkungen genutzt, um einige Verbesserungen hinzuzuthun, und verschiedene Schriften, die seit der Zeit herausgekommen, als Janin observations sur l'oeil, um Zusätze zu machen, die den Werth des Buchs vermehren, und auch denen wichtig seyn müssen, welche die Observationes schon besitzen. Man kann denen Wundärzten, die vom grauen Staar und dessen Ausziehung unterrichtet seyn wollen, nichts Gründlichers empfehlen, als diese Abhandlung eines Schriftstellers, der, ganz von seiner Materie voll, alle Nebendinge bey Seite setzt, und mit satsamer praktischer Kenntniß gute Methode und deutlichen Vortrag verbindet, aber ihnen auch keins der Hindernisse verschweigt, die das Geschäft eines ehrlichen Augenarztes oft so unangenehm machen.

Wir merken hier nur Einiges an, welches diese Ausgabe vor der erstern voraus hat. H. R. hat einen Staar gesehen, der in einer Nacht vor zurückgetretenem Zipperlein entstanden war. In Betrachtung des Sitzes der Staarkrankheit nimmt der Verf. fünf verschiedene Gattungen an. Es ist nehmlich entweder die Krystallinse allein, die verdunkelt ist; oder die Linse, ihre Kapsel, und die Morgagnische Feuchtigkeit zugleich; oder die vordere Haut der Kapsel allein; oder allein die hintere Haut derselben; oder endlich die Morgagnische Feuchtigkeit allein. Die zweyte Gattung ist die übelste, die vierte die seltenste. H. R. glaubt, sie einmal gesehen zu haben. In dem Fall thut man am besten, die Krystallinse, wenn sie gleich nicht verdunkelt ist, mit auszuziehen. Auch in Absicht der Consistenz des Staars zählt H. R. fünf Gattungen, deren Kenntniß für den operirenden Wundarzt hinlänglich seyn kann, ob es gleich noch mehrere Arten geben möchte. Die ganze Kapsel der Linse sondert sich in vielen Fällen sehr leicht ab, und kann unbeschwert und ohne üble Folgen ausgezogen werden. Mit Recht verwirft der Verf. den Unterschied in reifen und unreifen Staar, dessen immer trügliche Kennzeichen und jede Rücksicht, die man darauf bey der Operation nehmen will. Dennoch giebt er ein Paar Merkmale an, die, wenn sie gegenwärtig sind, einen weichen Staar verrathen; nur sind sie zum Unglück nicht immer da, und ihre Abwesenheit beweißt auch nicht, daß der Staar hart sey. Eben diese Ungewißheit ist der stärkste Grund für die Ausziehung des Staars, da ein weicher, der doch häufig genug vorfällt, unmöglich niedergedrückt werden kann. Der

harte

harte Staar läßt sich am besten ausziehen, weil er klein ist; schon schlechter der gallerartige, und am übelsten der käsichte, welcher entweder zerbricht, oder die Pupille beym Durchgange zu weit ausdehnt, oder von einem Vorfall der gläsernen Feuchtigkeit begleitet wird. Oft hat die ausgezogene Linse eine andre Farbe, als sie im Auge hatte. Das zweyte Kapitel, von den Mitteln das Auge während der Operation zu befestigen, hat durch Beschreibung desjenigen Werkzeugs, welches H. Rumpelt in Dresden zu diesem Zweck erfunden, einen Zusatz erhalten. Es ist auf der Kupfertafel abgezeichnet, und besteht aus einem Fingerhute, worauf ein dem Pamartschen ähnlicher nur kleinerer Spieß befindlich ist, welcher, so wie dieser, in die Conjunctiva eingestochen wird. Bequemer ist er gewiß, als Pamart seiner, aber ersetzt noch immer nicht den Nachtheil einer zusammengesetzten Operation. Der Recensent hat noch nie ein Werkzeug zur Befestigung des Auges nöthig gefunden, und glaubt, daß es des Wundarztes Pflicht ist, sich eine ohnehin feine und seine ganze Aufmerksamkeit und Anstrengung erfodernde Operation nicht durch entbehrliche Handgriffe noch mehr zu erschweren. H. R. gebraucht solche auch selten oder gar nicht, aber räth doch den Anfängern an, sich ihrer zu bedienen, aus dem Grunde, weil eine gewisse Gegenwart des Geistes, die sie selten haben, dazu erfodert würde, das Messer, ohne das Auge zu befestigen, in die Hornhaut zu stossen. Wer solche nicht hat, bleibe lieber ganz davon; durch zwey schwer anzubringende, die Aufmerksamkeit theilende und verwirrende Instrumente wird sie noch nicht entbehrlich gemacht. Das dritte und vierte Kapitel, von Durchschneidung der Horn- und Krystallhaut ist etwas ausführlicher, als in der lateinischen Schrift, aber in wesentlichen Umständen nicht geändert. Auch das fünfte Kapitel, von Ausziehung der Staarlinse ist nur wenig vermehrt. H. R. nimmt die Ausziehung ohne Bedenken vor, wenn gleich die Pupille widernatürlich enge und unbeweglich ist, weil er gesehen, daß sie sich, wenn man das Auge nur ein wenig druckt, erweitert, und der Krystallinse einen freyen Durchgang verstattet. Die mit ihrer Kapsel verwachsene Linse, welche man durch keinen Handgriff lösen kann, räth der Verf. im sechsten Kap. samt der Kapsel auszuziehen, und glaubt, daß solches durch eine in die Linse eingestochene runde spitze Staarnadel, die man nach allen Richtungen wendet, bewerkstelliget werden könne. Zwar wird dieser Vorschlag nicht durch eigene Versuche, aber doch durch die Erfahrung unter-

stützt, daß die Kapsel der Krystallinse keine Fortsetzung der Haut der gläsernen Feuchtigkeit ist, sondern mit ihr und den processibus ciliaribus in einem geringen leicht zertrennlichen Zusammenhange steht. Einen durch die Wunde der Hornhaut vorgefallenen Theil der gläsernen Feuchtigkeit sondert H. R. nicht mehr ab, wie er sonst angerathen hatte, nachdem er den Handgrif unthunlich gefunden, indem die Scheere immer so viel davon wieder herauszieht, als abschneidet; sondern überläßt ihn der Natur, da er das Auge gar nicht belästigt, und von der Wunde in der Hornhaut gleichsam zusammengeschnüret und allmälig abgelößt wird. Die Regenbogenhaut hat H. R. einmal ansehnlich verletzt, ohne daß Schmerz oder Entzündung darauf erfolgt ist. Das ist nun wohl allen Augenärzten einmal begegnet; aber sonderbar ist es, daß nicht die geringste Spur einer Verletzung zu bemerken war, wie das Auge am zwölften Tage geöfnet wurde. Der Recensent kann sich dies nicht anders gedenken, als wenn die Wunde der Hornhaut noch lange nach der Operation offen gewesen und die wässrige Feuchtigkeit ungestört hat ausfliessen lassen; denn sicher ist es, daß die verletzte Regenbogenhaut nicht wieder zusammenwächst, wenn sie und das ganze Auge von den Feuchtigkeiten gespannt und ausgedehnt ist. Eben deswegen kann er nicht der hier angeführten Meynung des H. Janin beypflichten, welcher glaubt, daß die Schnitte in der Regenbogenhaut, wenn sie mit den strahlichten Fiebern parallel laufen, sich allezeit wieder schliessen, hingegen nur, wenn sie dieselben quer durchschneiden, sich sogleich erweitern und nie wieder zusammenwachsen. Wenn nach ausgezogener Linse der hintere Theil der Kapsel verdunkelt befunden wird, (eine Gattung des häufigen Staars) so rieth der Verf. vordem, sie mit dem Cystitom des Lafaye zu zerschneiden. Itzt ist er, besonders durch die neuern Versuche des Hrn. Janin bewogen, der Meynung, lieber die ganze Kapsel auszuziehen, und versichert, daß solches leicht von Statten gehe. Auch wenn die Verdunkelung lange nach geschehener Operation erfolgt, (cataracta secundaria) so soll man die Hornhaut wieder öfnen und die Kapsel wegnehmen. Das Kapitel von den Mitteln, die Zufälle nach der Operation zu heben, ist ausführlich und genügend. Beym Eiterauge zieht Hr. R. noch immer, und mit Recht, die baldige Oefnung der Hornhaut allen andern ausgedachten Mitteln vor. Ganz unbedachtsam ist Janins Rath, der durch ein aufgelegtes Malvadekokt die Hornhaut so erschlaffen will, daß sie das im Auge enthaltene Eiter leicht durchlassen und

ausschwitzen soll. Schwerlich wird die Hornhaut dadurch erreicht, und noch schlimmer, wenn sie es wird; denn alsdann wird die so sehr zu besorgende Gefahr des freywilligen Ausbruchs des Auges noch vergrößert. Zu den in der lateinischen Schrift erzählten Beobachtungen des Verf. ist nur eine von einer ganz glücklich verrichteten Operation hinzugekommen, wo die Linse, samt ihrer Kapsel, gleich nach gemachtem Einschnitte zum Vorschein kam. Noch müssen wir hier der Bescheidenheit des Verf. gedenken, der sich nicht die glücklichsten, sondern nur die lehrreichsten Fälle zu beschreiben erlaubt. Dem Recensenten sind einige der erstern bekannt, die nicht erzählt werden.

Va.

Jodokus Ehrhart, der Arzneygelahrtheit Doctors, der Röm. Kaiserl. Akademie der Naturforscher Mitglieds, und der Reichsstadt Memmingen ordentl. Physikus, Sammlung von Beobachtungen zur Geburtshülfe. Frankf. und Leipzig, in der Felseckerischen Buchhandlung, 1773. 8. 286 Seiten, ohne Vorrede und Register der Schriftsteller.

Diese Beobachtungen, deren an der Zahl 40. sind, zeichnen sich mehrentheils durch nichts anders aus, als durch die seltsame Verfahrungsart und durch die Handanlegung, die hier erzählt wird, und auf die wir sehr übel zu sprechen sind.

Freylich ist die Theorie des Hrn. W. neu, und die sich hierauf gründende praktische Hülfe also auch dem Hrn. W. eigen; Aber jene ist unrichtig, und daher diese falsch. Er hat es nemlich fast durchgängig mit solchen Geburten zu thun, worinnen das Kind auf der Seite liegt, und läßt es sich angelegen seyn, uns zu belehren, wie hier die vorn und hinten auf dem Becken anstehende Schultern die einzige Ursache der zögernden und schweren Geburt sind, und wie man diesem Hinderniß, hauptsächlich durch die Wendung des Kindes, abhelfen soll, obgleich der Kopf, wie er sagt, bereits bis zum Hervorbrechen ins Becken eingedrungen ist. Dieses ist kürzlich die Lehre, die fast den Hauptinhalt des ganzen Buchs ausmacht. Allein! wenn wir nach bewährten und auf dem Probiersteine der Erfahrung abgezogenen Regeln der Entbindungskunst eines theils bedenken, daß die Wendung so leicht

 nicht

nicht mehr statt finden soll, wenn sie gleich einem unsanften Manual nicht widerstehen und unmöglich fallen möchte; anderntheils aber wissen, daß die Schultern nicht ehender einen Aufenthalt in der Geburt zu verursachen vermögen, als bis der Kopf bereits so weit gebohren ist, daß er füglich mit den bloßen Händen angezogen werden kann; so fällt das System des Hrn. B. mit einemmal über einen Haufen, und wir scheuen uns für den Handgriffen, deren er sich zu Erreichung seines Zwecks ganz unnöthiger weise bedient. Wir mögen keine derselben, die auf den Seiten 13. 35. 58. 59. 61. 73. 90. 91. 95. 138. stehen, auszeichnen, wollen uns aber auch nicht wundern, wenn er in seiner Praxi unglücklich ist, oder sich üble Nachrede (worüber er sich zum öftern beschwert) zuzieht, so lange er nicht nach gründlichern und mildern Methoden eben eines Levrets, eines Stein's rc., die er so oft anführt, arbeitet. — Im 3ten Falle würde sich Hr. B. bey der Wendung immer am besten gestanden haben, und man muß sich wundern, warum der Hr. B. seiner Lehre im 6ten Falle untreu geworden, und statt die Zange zu gebrauchen (welcher die Schultern jedennoch nicht widerstanden) nicht lieber die Wendung des Kindes verrichtete? doch er that wohl daran! Manche Beobachtung, als die 10te und 11te, schreckt der bloßen Ueberschrift nach. Die 14te Beobachtung ist für unsere Beurtheilung, besonders von Seiten des verunglückten Kindes, [illegible], und die 16te Beobachtung (so weit gehen die [illegible] Fälle) hat uns die sonderbarste und zugleich gesetzwidrigste geschienen, auch mußte das Kind dafür mit dem Leben büßen. Nur eine einzige Stelle müssen wir doch ausschreiben. Sie ist der Handgriffe wegen zu merkwürdig, und dem Verfasser und seiner Lehre selbst zu widersprechend, als daß wir uns dessen enthalten könnten. „Sogleich brachte „ich meine ganze Hand (heißt es pag. 58. 59.) über ihn, „(den Kopf) da ich ihn bis zu seinem Hervorbrechen einge„drungen fand, — und suchte ihn hier mit meinen fünf „Fingern und unter ihm mit der andern Hand herauszu„heben, bis ich bald darauf merkte, daß er sich welzen wollte, „da ich dann meine beyde Hände an seine Seiten, etwas „unter sich brachte, und ihn behutsam, so weit es mir er„laubt war, herauszog. Dann nun hatte ich erst seine „anstehende Achseln abzulösen, davon die rechte auf dem „Vorberge des heiligen Beins, und die linke auf der Zu„sammenfügung der Schoßbeine auflag. Ich holte daher „den rechten Arm heraus, kam mit der einen Hand unter

des

„des Kinds linke Schulter, drehete damit das Kind von der „Seite auf den Rücken, und zog es völlig heraus.“ — Da nun aber die meisten andern Fälle seiner, wegen angeblich aufstehender Schultern, verharrender Geburten, wohl blos im ersten Grad, und noch darzu mehrentheils in der untern Eröfnung des Beckens paragomphosirte Köpfe gewesen sind; so hätte, dünket uns, der Verfasser überhaupt weniger wenden, und dafür seinen Antagonisten (denn er beklagt sich oft und sehr über seine Amtsbrüder) so zum Trotz, als dem gemeinen Wesen zu besten, die Geburtszange desto mehr gebrauchen sollen, wie z. E. im 11. 12. 13. 14. und 15ten, nicht aber im 4 und 7ten Falle. — Sonst loben wir zwar seine Belesenheit, sehen jedennoch auch oft und müssen beklagen, wie er die Lehren berühmter und nachahmungswürdiger Hebammenmeister zwar genossen, aber nicht allemal völlig verdauet habe. So durfte unter andern Hr. Prof. Stein, dessen er oft gedenkt, dennoch selten, fürchten wir, am wenigsten aber in Betracht der Anzeigen und Gegenanzeigen für und wider die Wendung, mit ihm zufrieden seyn. — Damit wir aber, was uns noch freuet, nicht alles mögen tadeln müssen; so loben wir die Schreibart, in welcher die Beobachtungen vorgetragen sind, und empfehlen sie sogar andern, als ein vorzügliches Muster, zur Nachahmung jedoch unter gehöriger Modification des herrschenden Enthusiasmus. Man überzeuge sich unter andern aus der 18ten Beobachtung, ob wir gleich mit dem Innhalt keinesweges eben so zufrieden seyn können.

D. Joh. Gottfr. Morgenbessers, Assess. beym Königl. Preuss. Breßl. Coll. Med. et Sanit. Königl. Prof. der Anat. und Hebammenkunst, Mitglied der Schles. ökonom. patriot. Gesellsch. Abhandlung von der Nothwendigkeit des Zufühlens. Erstes Stück. Nebst einer Anzeige seiner Vorlesungen. Breßlau, 1773.

Diese kleine Schrift, womit Hr. M. seine Vorlesungen eröfnet, enthält Klagen über die Vorurtheile und Mängel bey dem Hebammenwesen, und ihre richtigen Folgen; Nothwendigkeit des Zufühlens in der Schwangerschaft und in der Geburt; Folgen und Schaden aus der Unterlassung. Alles bekannte Sachen.

Beym

Beym Antritte dieses Lehramtes theilt ihm sein Vater, D. Mich. Morgenbesser, des Königl. Coll. Med. et Sanit. Decan., in einem gedruckten Schreiben seine frommen Empfindungen und väterlichen Erinnerungen mit.

Georg Wilhelm Stein, der Arzneygelahrtheit Doktors, und Hochfürstl. Hessischen Hofmedici, der Arzney, Wundarzney und Entbindungskunst O. O. Lehrer am Collegio Carolino, des Collegii Medici zu Cassel, der Fürstl. Hessischen Akademie der Wissenschaften zu Giessen, und der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem, Mitgliedes, kurze Beschreibung einer Brust- und Milchpumpe; samt der Anweisung zu deren vortheilhaften Gebrauche bey Schwangern und Kindbetterinnen. Mit 1. K. Cassel, bey H. Schmiedt, 1773. 4. 20 Seiten.

Nach einer kurzen Geschichte, deren Richtigkeit, wenn es der Mühe werth wäre, damit zu prahlen, sich allenfalls durch Beweise belegen liesse, liefert hier H. Stein die Beschreibung eines neuen, und durch die Erfahrung nun auch schon auf vielfältige Art nützlich befundenen, Werkzeuges, wovon sich Hr. Prof. Stegmann in Cassel dem Publiko in dem Lauenburgischen Calender, dem Encyclopedischen Journale (1774. 3tes St.) und anderwärts, mit einer recht ängstlichen Ruhmsucht, als den eigentlichen Erfinder aufzudringen bemühet ist; aber mit eben so gegründetem Anspruche, als Hn. Steins Tischler auf die Erfindung und Verbesserung des Geburtsstuhles machen könnte oder die Krähe in der Fabel auf ihren bunten Federschmuck. Den Mechanismus dieses Instruments erläutert der V. durch Kupfer, und zeigt demnächst dessen mannichfaltige Anwendung und ausgebreiteten Nutzen. Es kann nemlich dasselbe, unter verschiedenen Veränderungen, bald als ein Saugewerk, zur Vorbereitung der Brustwarzen auf das Säugungsgeschäffte; zum Auspumpen der Milch aus den Brüsten der Mütter und neugebohrner Kinder; zum Auspumpen ausgetretener Feuchtigkeiten in verschiedenen Höhlen des M. K.; zum Aufsetzen der Schröpfköpfe ohne Feuer; zum Aussaugen vergifteter Wunden rc. gebraucht werden; bald als ein Druckwerk, die Stelle einer Hals-Ge-

Härmutter- oder Kinderclystierspritze vertreten: bald in ein bequemes Werkzeug zum Tobacks-Rauch-Clystier verwandelt werden. Und folglich ist die Beschreibung eines für Geburtshelfer, Wundärzte und Hebammen so nützlichen Instrumentes, wodurch, wenn man es auch nur blos als Milchpumpe einführet, bey Müttern und Kindern mancherley Krankheiten vorgebeuget, und das Aussaugen durch Menschen, die in manchen Fällen andre leicht anstecken, oder selbst angesteckt werden können, und durch junge Hunde oder andre beschwerliche Mittel, entbehrlich wird; dem menschlichen Geschlechte vielleicht mehr werth, als manche gekrönte Preisschrift.

Denen, die sich dieses Werkzeug anschaffen wollen, räth der Recensent, der die Güte desselben aus der Breithauptischen und Stegmannischen Fabrike gegen einander verglichen hat, keines derselben anzunehmen, auf welches nicht, zur Gewährleistung, der Name des Werkmeisters gestochen sey; oder im gegenseitigen Falle die Fehler einer hingeschleuderten Arbeit nicht auf Rechnung des Instrumentes zuschreiben.

Nachricht zum Gebrauche des übrigen Apparats der von dem Hrn. Prof. Stein zu Cassel beschriebenen Brust oder Milchpumpe, von J. C. Breithaupt, Hofmechanicus in Cassel, 1773. 4. ½ Bogen.

Ausser der Einrichtung der Steinschen Brustpumpe zur Schröpfmachine und einer vielfältig nutzbaren chirurgischen Spritze, zeigt H. B. sowol den Gebrauch der Stücke zu der von ihm vortheilhaft verbesserten und dieser Machine angebrachten Wienerschen Tobaksrauchclystirspritze, als auch zu der von ihm selbst erfundenen besondern Tobaksrauchclystirmachine, deren dieses Werkzeug dergestalt fähig ist, daß dadurch der Rauch in einem hin, fortgetrieben werden kann. Wir können dieser ganzen nützlichen Geräthschaft so wenig unsern Beyfall versagen, als sehr wir die Preiße des Werkzeugs, welches wir vor Augen gehabt, billig gefunden haben.

Der Preis der einfachen Brustpumpe ist: 6 Rthl. Mit dem Schröpf- und Spritzenapparat; 8 Rthl. mit der verbesserten Wienerschen Einrichtung zum Tobaksrauchclystir kostet das Instrument 11 Rthl. Mit dieser aber und der von ihm selbst erfundenen Einrichtung zum nämlichen Behuf liefert er das vollständige Werkzeug um 14 Rthl.

Kurze

Kurze Beschreibung einer Saug- und Drukpumpe wie beyde angewendet und gebraucht worden, zu einer Brust- oder Milchpumpe, verschiedenen Arten von Sprützen, Schröpf- und Rauchtobaks-Klistir-Instrument. Nebst einer Anzeige eines besondern Rauchtobaks-Klistir-Instruments von M. Joh. Gottl. Stegmann, öffentl. ordentl. Lehrer der Natur- und Größen-Lehre.2c.2c. Mit einem Kupfer. Cassel, gedruckt in der Waisenhaus-Buchdruckerey. 1774. 8. 20 Seiten.

Des H. V. fast hierhergehörige vorgängige Schrift ist im 2 St. des 21 B. der A. d. B. angezeigt worden. Gegenwärtige Blätter enthalten nichts, als den durch den Herrn Hof-Mechanicus Breithaupt in Cassel zu Stand gebrachten schon bekannten Nebenapparat der Steinischen Milchpumpe. Bey Vermissung derjenigen Einrichtung des Instruments, wodurch H. Breithaupt die Wienersche Tobaksrauchclystirspritze mit großen Vortheilen verbessert hat, entdeckt man hier abermals eine andere Einrichtung zum Tobaksrauchclystir. Der Gedanke zu dieser Machine, wovon die Erfindung dem H. V. eigen ist, schreibt sich von den bekannten Puderpüstern her; damit aber der Rauch anhaltend spiele, hat der Erfinder (nach Art der doppelten Blasebälge) einen zweyfachen Windbeutel angebracht. Es ist dies Werkzeug allerdings würksamer und brauchbarer, als jenes, welches eine mit Glocken und Teller versehene kleine Handluftpumpe erforderte, (s. A. D. B. 21. B. 2 St.) und mehr Wind als Rauch machte. Indessen fehlt es dem Instrumente doch noch an einem festen und bequemern Griffe, denn so wie er gegenwärtig angebracht ist, bricht er beym ersten Versuche aus. Und weil die Tobakscapsel zwischen dem Gebläse und dem Rohre liegt, so entsteht daraus, wie bey der Schäferschen und ähnlichen Maschinen, der doppelte Fehler, daß die Capsel mit der äussern Luft keine freye Communication behält, und daher den Tobak leichte auslässt, oder daß sie sich bey der Operation allzusehr erhitzt.

Georg Wilhelm Stein, der Arzneygelahrtheit Doktors, und Hochfürstl. Hessischen Hof-Medici, der Arzney, Wundarzney und Entbindungskunst O. O. Leh-

Lehrers am Collegio Carolino, und des Collegii Medici, zu Cassel, Mitglieds, kurze Beschreibung eines neuen Geburtsstuhls und Bettes, samt der Anweisung zum vortheilhaften Gebrauche dessel- ben. M. K. Nebst einer Anzeige seiner Vorle- sungen über die Entbindungskunst. Cassel, bey Heinrich Schmiedt, 1772.

Die mancherley Fehler, Unbequemlichkeiten, und oft trau- rigen Folgen der zeither gewöhnlichen Hebammenstühle haben den, um die Entbindungskunst so verdienten, Herrn Stein veranlasset, auf einen verbesserten Geburtsstuhl zu sin- nen, in welchem man der Gebährenden die, den verschiede- nen Umständen und Geburtszeiten angemessene, verschiedene Lagen geben, und, mit Erleichterung des Geburtsgeschäftes für die Gebährende sowol, als den Geburtshelfer, die Fol- gen eines fehlerhaften Geburtslagers vermeiden könnte. Bey der Einrichtung dieses, nach vernünftigen Gründen der Kunst gebaueten Stuhls ist auf das Nöthige, Nützliche, Bequeme, Vortheilhafte, Befördernde, und Wohlaussehende zu zugleich gesehen worden. Die Erfahrung hat es auch schon entschie- den, daß er der Kunst Ehre, dem schönen Geschlechte aber beträchtliche Vortheile verschaffe: denn es sind deren seitdem viele versendet worden, und er hat so viel Beyfall gefunden, daß es das Ansehen gewinnt, als werde dieses nützliche Meu- bel künftig einen Artickel der Aussteuer ausmachen.

Von diesem Geburtsstuhle beschenkt uns nun Hr. Stein mit einer deutlichen Beschreibung, und auf 2 Kupferplatten mit einer genauen Abbildung nach dem verjüngten Maaßstabe, sowol aufgeschlagen, in Gestalt eines Stuhls und eines Bet- tes, als auch in seine einzelnen Theile zergliedert. Die Aus- fütterung und Bekleidung desselben wird blos beschrieben. Die Beschreibung ist aber keines Auszuges fähig, sondern muß bey Hrn. Stein nachgesehen werden. Doch können wir unsre Leser mit den Veränderungen und Verbesserungen nicht unbekannt lassen, welche wir neuerlich an einem dieser Stühle wahrgenommen haben, und worinnen er von Hrn. Steins erstern Angabe abweicht. Es bedarf nemlich nach der neuen Einrichtung 1) unten an den Füllbrettern keiner so genannten Wasleisten mehr; sondern rund um die Bretter der Sitzbret- ter springt unten eine kleine Falze hervor, worauf die Füll- bretter ruhen. Hierdurch wird der Stuhl leichter, im Ge- brauche

brauche bequemer, und im Preise wohlfeiler. 2) Die Hauptverbesserung aber, welche sich auch bey der erstern Einrichtung noch leichte anbringen läßt, betrift die Fußgestelle. Diese sind mit einem zweyfachen, nahe über einander eingeschnittenen Schwalbenschwanze versehen, worinn die Fußtritte selbst, nach dem Unterschiede großer oder kleiner Personen, tiefer oder höher eingeschoben werden können; so wie die Tiefe des Stuhls selbst im Sitzbrete durch das Polster rc. ebenfalls gemindert werden kann, wenn es die Umstände erfordern. Die jedesmal unbrauchbaren Schwalbenschwänze können mit eingeschobenen Füllbretterchen ergänzt, und gleichsam unsichtbar gemacht werden. 3) Die Brille im Sitzbrete läuft etwas geradlinichter aus; und da solchergestalt der Ausschnitt in der Mitte nicht allerdings so hohl ist, als nach der erstern Einrichtung, so gewinnet nunmehr das Gesäße mehr Unterstützung. Nach vorn ist übrigens der Ausschnitt um ½ Zoll enger, als in der Mitte, und kann folglich das eingelegte Füllbret vorwärts nicht herausglitschen, sondern es hat seinen Enthalt.

Auf die Beschreibung folgt die Anweisung zum Aufschlagen des Stuhls; und hierauf zeigt Hr. Stein, in Vergleichung mit andern zeither üblichen, die Hauptvortheile des seinigen an. Es sind kürzlich folgende: derselbe kann, nach jedes Belieben, bald als Geburtsstuhl, bald als Kreißbette; bald als ein bequemer Kessel, bald als eine Bergere oder Ruhebette gebraucht, und so gleich, ohne viele Umstände, in jede dieser Gestalten verwandelt werden. Sowol in natürlichen, als widernatürlichen Geburten entspricht derselbe, vermöge der beweglichen Rücklehne, der höchstbequemen Befestigung der äussern Gliedmaßen, und der Bequemlichkeit für den Geburtshelfer, allen Indicationen auf das erwünschteste. Auch die Wohlanständigkeit und Reinlichkeit sind dabey nicht vergessen worden; und selbst der Anblick desselben in allen obigen Gestalten empfiehlt sich durch Vorzüge der Zierlichkeit und Gemächlichkeit.

In der Anweisung zum rechten und vortheilhaften Gebrauche dieses Stuhls zeigt Hr. Stein, wie, nach den vier Hauptzeiten der Geburt, einer jeden derselben ihre gehörige Neigung der Rücklehne angewiesen, und in den letztern, durch geschickte Anwendung der einen oder andern Gattung Fußgestelle, für die Befestigung der Füße gesorget werden müsse. Der in seine Theile zerlegte Stuhl kann übrigens in einem ganz mäßigen verschlossenen saubern Kasten bequem und unbeschädigt fortgetragen oder versendet werden. Zur Schonung

der

der Garnitur von Ausfütterung, bedient sich der Rezensente, vornemlich auf Reisen, eines kleinen Bettsackes. Vorzüge genug, wodurch sich dieses vortheilhafte Meubel den Höfen, vornehmen Familien, Geburtshelfern in großen Städten, und selbst Geburtshäusern, anpreiset.

Der Preis des Geburtsstuhles (denn vielleicht ist manchem Leser mit einer Nachricht davon gedienet) ist, nach dem Unterschiede der Ausfütterung und der Einrichtung mit und ohne die Geräthschaft zum Bette, verschieden. Ohne diese kann er zu 6: 8 bis 10 Louisd'or; mit dieser zu 8: 10 bis 12 Louisdo'r in einem verschlossenen Kasten geliefert werden.

Die Anwendung des Stuhls und in der Praxi bestätigte Theorie zeigt Hr. Stein in einer beygefügten Beobachtung, und bezieht sich übrigens auf sein theoretisches und practisches Handbuch von der Geburtshülfe. In einer Note lesen wir, daß zwar schon vorher das Französische Frauenzimmer in Cassel die Gewohnheit, sich von Geburtshelfern entbinden zu lassen, aus den großen Städten Frankreichs mitgebracht, und in Cassel eingeführet habe. Das Deutsche Frauenzimmer sey aber diesem klugen Beyspiele nur erst nach der Bekanntwerdung des Steinschen Geburtsstuhles nachgefolgt. Seit dem hat sich diese löbliche Gewohnheit in Cassel dergestalt ausgebreitet, daß, auch selbst bey den allernatürlichsten Geburten, schon viele ihr Leben nicht mehr den unsichern Händen einer Hebamme anvertrauen. Hoffentlich wird über kurz oder lang das Licht der Wahrheit auch in andre Städte Deutschlandes durchdringen, und die dicke Nacht der Vorurtheile vertreiben: aber freylich wird vorher, (wie vor der Aufnahme der Inoculation der Blattern,) noch manches unglückliche Schlachtopfer die Gemüther aus ihrem Schlafe erwecken, aufmerksam machen, und zur willigen Annehmung der Wahrheit vorbereiten müssen.

Im.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Englisches Theater. Von Christ. Heinr. Schmid, Dokt. der R. und Prof. zu Erfurt, 8. Erster Theil, 1769. 438 Seiten. Zweyter Theil. Frankf. u. Leipz. bey Dodsley u. Komp. 1769.

412 S. Dritter Theil, Leipz. bey der Buchhändlergesf. 1770. 348 S. Vierter Theil, Leipz. bey Schwickert, 1771. 438 S.

Ein fremdes Gewächs auf unsern Boden zu verpflanzen? — Nun ja! es kommt darauf an, wer der Mann ist, ders thut. Er muß die Pflanze genau kennen, muß unser Land kennen, ob sie da gedeihen kann; muß eine gute Pflanze wählen; muß eine feine Hand haben, daß das Versetzen keinen Schaden bringt; muß beym Reinigen, Beschneiden, Klugheit und Sorgfalt anwenden, daß sie keine ursprüngliche Wahrheit verliere, nicht verstümmelt dastehe, oder gar, durch Wegnehmung nothwendiger Theile, verdorre. — Die Anwendung ist leicht. Und da diese vorausgeschickte Maxime gewiß in Jedermanns Gefühl angenommen wird, so wollen wir darnach in Beurtheilung der Arbeit unsers V. verfahren.

Also erstlich von dem Bedürfnisse unsers Theaters nach fremden Stücken, u. von dem Fortkommen englischer Stücke daselbst! Wahr genug ists, daß wir noch immer zu wenig Originalwerke fürs Theater haben, und wie ist dem Mangel anders abzuhelfen, als daß wir bey unsern Nachbarn borgen? Und auf wen kann da wohl besser die Wahl fallen, als auf die Engländer, theils weil sie mit unserm Geschmacke mehr übereinkommen, theils weil sie, auch ohne diesen Betracht, unter unsern Zeitgenossen die mehrsten und besten dramatischen Arbeiten geliefert haben? — Aber bey diesen ist für unsere Bühne zweyfache Veränderung möglich. Einmal, um sie zu deutschen Stücken zu machen; damit wir unsre Sitten, unsre Thorheiten, unsre Vorzüge darinn sehen und uns selbst, uns Deutsche, kennen lernen. In der Tragödie, wo es mehr auf Handlung als auf Charaktere ankömmt, ist dies so nöthig nicht; desto mehr aber im Lustspiele. Mit Recht sagt man, daß billig jedes Land seine eigne Satiriker und seine eignen Komiker haben müsse. Giebt es Stücke, die so nationalenglisch sind, daß sie nie auf uns passen werden; gut! so lassen wir die unberühret. Deren werden aber so viele nicht seyn, denn so ziemlich sind die Tohrheiten der Menschen durch unterschiedene Himmelsstriche sich ähnlich. Und endlich ist für einen Deutschen, der vor eine deutsche Bühne tritt, das Stück was gespielt wird, oft nicht verständlich, wo er nicht die englischen Sitten, Ehrenstellen, und oft gar die Straßen in London kennt. Das sollte denn doch billig nicht seyn, wenigstens nicht bey Stücken, von denen es heißt,

daß

daß sie für die deutsche Bühne eingerichtet wären. — Was aber diesen Punkt betrift, so hat Hr. Schmid hier nichts abändern wollen. Warum steht, um das kleinste zu nennen, Sir, und nicht Herr, auch wenn die Scene in Spanien ist? II. Th. S. 311. Oft müssen wir gestehen, hätte wohl eine Meisterhand dazu gehört, und Dank sey H. S. daß er alsdann keinen Muth dazu hatte; aber oft bedurfte es doch nichts weiter als ausstreichen, welches er doch so fertig thut, und auch hier übersetzte er treu, und ließ Dinge stehen, die kein Deutscher hören mag. Nur ein Beyspiel! Daß andre Nationen uns oft ungerecht verachten, wissen wir und lächeln darüber; aber wenn wir hingehen uns zu unterrichten, oder, welches hier eben der Fall ist, uns rühren, uns zu den sanftesten Empfindungen hinreissen zu lassen, warum wir dann eben so einen ungerechten Schimpf hören müssen, das wissen wir nicht; warum, nicht der Uebersetzer, sondern der Verdeutscher (in bestimmtern Verstande des Worts,) der Verbesserer uns nicht diese kontrastirende ärgerliche Empfindung erspart, das wissen wir nicht. Denn so heißt es in der Kalliste, einem Trauerspiele des engl. Theat. III. Th. S. 329. bey einer affektvollen Stelle:

„Altamonto. Ich habe dich sehr beleidiget, Horazio.
„Horaz. Ja gewiß, und wenn ich es vergessen könnte, wäre
„ich ein Elender, Niederträchtiger, wie du, ein Treuloser,
„ein leichtgläubiger Deutscher.„

Die andere Art der Veränderung: Allerdings erlauben sich die Engländer auf ihrem Theater Dinge, die auf dem unsrigen durchaus nicht gefallen können, und man halte deßfalls unsre Delikatesse nicht gleich für übertrieben. Sie ist es nur dann, wann wir mit französischer Weichlichkeit alle große tragischen Züge verbannen und statt ihrer das bloß Weinerliche einführen wollen, oder wann wir mit französischer Artigkeit uns des lauten Lachens schämen und nur ein halbes flüchtiges Lächeln für anständig halten. Eben darinn liegt der größte Nutzen, den die englischen Meisterstücke auf unserm Theater haben können, daß sie das wahre Tragische und das wahre Komische in seine alten Rechte wieder einsetzen, und unsern Genies die Freyheit und Kühnheit geben, die zur Hervorbringung aller wahrhaftig großen Werke so nothwendig ist. Dann aber ist unsre Delikatesse erlaubt, wenn sich zuweilen der gar zu freye Engländer im Komischen Scherze zu gute hält, die mehr Zoten als Scherze sind, und in seinem zügellosen Humour oft eben so tief unter die schöne und anständige Natur sinkt, als der übertrieben feine Franzose darüber hinausklettert;

oder wenn er im Tragischen das Schreckliche und den Ausdruck der Leidenschaft ins Gräsliche und Abentheuerliche treibt, indessen der kalte Franzose lange frostige Sentiments spricht. Dann wird unser Geschmack mit Recht beleidigt; wenn der Engländer Metaphorn, die das Gespräch nur flüchtig berühren sollte, zu ganzen Allegorien ausspinnt; wenn er zu kühn und unnatürlich in Fiktionen ist, wenn er Episode auf Episode häuft und ein so künstliches Labyrinth mit uns durchgeht, daß wir den zurückgelegten Weg mit keiner Leichtigkeit und Klarheit uns mehr erinnern können. — Aus diesen flüchtigen Betrachtungen ergeben sich ohngefähr die vornehmsten Regeln bey Zurichtung eines englisches Schauspiels für deutsche Bühnen; Regeln, die H. S. entweder nicht lebhaft genug sich gedacht, oder nicht auszuführen im Stande gewesen.

Wie ist denn nun zweytens seine Wahl gewesen? Der Leser urtheile selbst. I. 1) Die heimliche Heyrath, von Colmann und Garrik, ein gutes Stück. 2) Shakespears Othello. 3) Farqhars Werbofficier; ein Possenspiel in 5 Aufzügen! II. 1) Kleopatra, aber ja nicht von Shakespear, der doch umzuarbeiten gewesen wäre, sondern von Dryden. 2) Die aufgebrachte Ehefrau von Vanbrugh, das gewiß nach unsern Sitten und unsrer Denkart hätte stark beschnitten werden müssen. So sittsam sind wir, daß die Uebertretung der mechanischen Regeln uns beleidigt, so fest ist nun einmal der Reichsschluß unsers Geschmacks, daß keine history erscheinen darf; (denn in der Vorr. zum 2ten Th. S. IV. heißts „von „Shakespear läßt sich weiter nichts brauchen„) aber die wildeste rasendste Aufführung, die Verletzung alles Wohlstandes in Ausdruck und Handlung, sogar bey Frauenzimmern, die Brechung der ehelichen Treue; — O das alles können wir geduldig sehn und hören? Wie stellt sich doch H. S. sein Parterre vor! 3) Der beste Mann von Beaumont und Fletcher. Hat einzelne komische und hübsche Stellen, aber gar keinen bestimmten Plan, und manche ganz überflüssige Person. Es scheint als wenn H. S. in der Komödie weniger auf Regeln sieht als in der Tragödie. III. 1) Das Mißverständniß von Vanbrugh. Ein Intriquenstück. 2) Der Hagestolz von Congreve. Voll Witz, aber warlich sehr unpassend für deutsche Bühnen. Der Bramarbas, den der andre stets seinen Leib nennt, der wilde Ton unter Frauenzimmern, das zu volle Süjet werden den Zuschauer nicht so im Deutschen vergnügen, als vielleicht den, der das Stück englisch liest. 3) Kalliste von Rowe. Die Geschichte ist der schönen Ausführung nich

werth

werth. Ein Mädchen läßt sich von einem Stutzer besiegen, und heyrathet darauf einen andern. Man sieht schon hieraus, wer am Ende stirbt. Aus Kallistens Charakter kann man sich schwerlich finden, so daß man nicht einmal weis, ob sie Liebe oder Abscheu verdient. IV. 1) Die Entdeckung von Mistreß Sheridan. Der abscheuliche Lord Medway ist sehr rebütant, und seine Bekehrung unnatürlich. Die Episode von Flotters ist überflüßig. Mistreß Palmer zeigt sich so edel, daß man ungerne hört, sie habe eine Erbschaft untergeschlagen. 2) Der leichtsinnige Ehemann von Cibber. Wiederum ein abscheulicher Ehemann! Es scheint itzt, daß die Engländer lieber das Betragen in der Ehe, als das Vorgängige vor der Hochzeit spielen. Ist aber doch immer besser als das vorige Stück der Sheridan. 3) Die bekannte Waise von Otway. — — Meisterstücke sind im Tragischen wohl blos diese Waise und Othello; im Komischen wüßten wir kaum eins zu nennen, wohl verstanden, daß hier nicht in Anschlag kömmt, ob nicht unsre junge Dichter an einzelnen Stellen zu lernen hätten, sondern hier ist von der Vorstellung auf unsern Bühnen die Rede. Zu diesem Endzwecke sind wahrlich die neulich in Hamburg übersetzten Stücke: Cumberlands Westindier und Whiteheads Schule der Liebhaber, mehr werth, als ein halbes Dutzend Lustspiele in gegenwärtigem Engl. Theater.

Nun endlich von H. S. Behandlung der englischen Stücke! Aus dem, was wir gesagt haben, ergiebt sich wohl, daß die dabey nöthigen Veränderungen etwas mehr als bloßes Ausstreichen und Weglassen erfordern. Und doch versichert uns Hr. S., daß er blos hierdurch allen Mängeln abhelfen wolle. In der That ist es weiser, als wir es von dem grossen Zutrauen erwartet hätten, das sonst H. S. in seine Kräfte setzt, wenn er es nicht wagen will, selbst in die Stücke der englischen Meister hineinzuarbeiten, und die Lücken, die seine Kritick darinn gemacht hat, durch Materialien seines eigenen mäßigen Genies wieder auszufüllen. Und doch, wenn es auch bey vielen und bey den besten englischen Stücken mit dem blossen Wegstreichen gethan wäre; wenn die Flecken bey ihnen nur so auf der Oberfläche lägen, daß sie sich ohne Stücken und Ergänzen herausbringen liessen: welch ein feiner, richtiger, sicherer Geschmack würde schon dazu gehören, die Flecken allenthalben von den Schönheiten zu unterscheiden, und nicht etwa feine Bemerkungen über die Geheimnisse des menschlichen Herzens für Spitzfindigkeiten zu halten, oder mit einem schlechten Ausdruck einen vortreflichen Gedanken zu vertilgen?

Wie viel Einsicht und Kenntniß, um zu finden, ob einige Züge blos als dichterischer Schmuck dastehen, oder als genaue Bezeichnung des Charakters der redenden Person; zu bestimmen, wie weit der eigenthümliche Humour eines Charakters könne getrieben werden; oder auch nur um einzusehen, ob einige weniger anziehende Personen und Scenen nur blos von der Ueppigkeit des Dichters herrühren, oder ihren nothwendigen Grund im Ganzen haben, als Einleitungen, Erklärungen, Mittel zum Folgenden? Welche ausnehmende Behutsamkeit, um nicht die frische und lebhafte Farbe des Gemähldes mit wegzunehmen, indem man mit seiner kritischen Seife nur den Staub herabwaschen wollte? Schon um dieser einzigen Bedenklichkeit willen würden wir die ganze Unternehmung für den H. S. viel zu kühn glauben. Denn, nach allen den bisherigen Produktionen seiner Feder zu urtheilen, besitzt er noch lange nicht die gründlichen Einsichten, und den festen Geschmack, die unumgänglich dazu erfordert würden. — Und siehe! er rechtfertigt unsern Zweifel vollkommen; denn von allen der Erfordernissen, wovon wir geredet haben, zeigt er auch nicht eine, von allen Abwegen und Fehlern, die wir hierbey als möglich genannt haben, verfehlt er auch nicht einen.

So aber werden auch der Fälle so viel nicht seyn, wo das Ausstreichen keine wirkliche Umarbeitung, es sey nun im Großen oder im Kleinen, nach sich zöge. Hie und da ein gespielter, ausschweifender, falscher Gedanke; der läßt sich aus dem Dialog noch wohl wegnehmen: aber wie dann, wenn man genöthigt ist, eine ganze Folge von Reden herauszustreichen? wird nicht da der Dialog durch eine neue Folge müssen zusammengehängt werden? Hie und da eine ganz müßige, mit der Haupthandlung gar nicht verbundene Scene, wie es deren zuweilen im Englischen giebt; die läßt sich endlich schon ausstreichen; aber wie dann, wenn eine ganze Scene unbrauchbar und doch zum Zusammenhange des Ganzen unentbehrlich ist? Wird nicht da eine ganz neue Scene statt der alten müssen hineingearbeitet werden? Hie und da ein Zug im Charakter zu ausschweifend, zu niedrig; der wird sich endlich noch wohl tilgen oder mäßigen lassen: aber wie dann, wenn der ganze Charakter unanständig und übertrieben ist? Wird nicht da ein neuer müssen erfunden und ins Ganze hineingefugt werden? So gehts auch mit jeder kleinen Veränderung des mechanischen Theils, der Geschichte des Stücks u. s. w. So klar dies auch ist, so ist doch Hr. S., sollen wir sagen, so kün-

kindisch unwissend, oder so kindisch faul gewesen, daß er oft etwas wegstreicht, ohne für Zusammenhang, ohne für Verständlichkeit des Folgenden zu sorgen. — Doch zuweilen hat er auch umgearbeitet. Aber umarbeiten! Man bedenke, wie erstaunlich viel dazu gehören würde, um keinen Widerspruch, keine Absteckung empfinden zu lassen. Nicht allein überhaupt das so seltne dramatische Genie, und alle die dazu gehörige Kenntniß der Welt und des Menschen, sondern auch die noch seltnere Fähigkeit, sich ganz und gar in die eigne Manier eines fremden Schriftstellers hineinzusetzen, und die Sachen gerade so anzusehen wie er sie ansieht, gerade so vorzustellen wie er sie vorstellt. Denn es kömmt hier nicht blos darauf an, gute Arbeit zu machen, sondern sie auf eben die Art gut zu machen, wie der Verf. sie gut macht.

Ob von allen diesen Regeln, allen diesen Schwürigkeiten dem Geiste des H. S. auch nur ein Schattenbild vorgeschwebt hat? So möchte er uns vielleicht mit dieser Arbeit nicht beschenkt haben. Doch seine Ausführung zeige es uns selbst! Er mag es unsrer Faulheit Dank wissen, daß wir aus den 12 vor uns liegenden Stücken nur eines wählen, noch dazu eines, wo er nicht ohne Vorgänger gearbeitet hat. Shakespear ist es ja wohl werth, daß man seine eigenthümlichen Schönheiten kennen lernt; und wir sind es ja auch wohl werth, daß man uns Werke nicht mit Fleiß schlechter liefere als sie ursprünglich da sind. Also gehen wir den Othello durch!

Er hat mächtige Veränderung erlitten. Er ist nicht mehr der Mohr, der er seyn mußte, um in allem was er denkt und thut, rauh und heftig wie die Feuerflamme zu seyn; der er seyn mußte, damit Desdemonas Liebe desto brünstiger, desto wunderbarer schiene; der er seyn mußte, damit der Individuelle noch stärker gezeichnet, und das Ganze dieses wunderbaren, wahren, rührenden, schrecklichen Romans voll würde; — sondern er ist dafür — ein bürgerlicher Edelmann. Nun ja, damit erkläre man sich nun; wenn man kann, seinen Charakter, seine Handlungen; damit erkläre man sich, warum alle glauben: er müsse Desdemona bezaubert haben; damit erkläre man sich, warum selbst Jago ihm ins Gesicht sagen darf: „ihre Liebe gegen ihn zeuge von einer ausschweifenden Einbildungskraft und von unordentlichen Neigungen!„ denn alles dies hat H. S. doch stehen lassen. — Auch in den mechanischen Regeln will er Shakespearn aushelfen. Othello steht natürlich bey dem Hause, worinn Desd. ist, und dahin kommen auch alle die ihn sprechen wollen. Damit aber auf

die Art die Scene nicht verändert werde, muß bey H. S. S. 161. Jago versprechen, den Othello auf den Platz der ersten Scene bringen zu wollen; warlich, um ein gut Theil unnatürlicher; weil nun Jago, der ehe weggeht, natürlich auch ehe bey Oth. ankömmt, und so auch im deutschen eher ankommen muß, so muß Rodrigo mit Fleiß eine andre Straße gehen als Jago ihm gezeigt hat, und als Jago wirklich den Oth. führt. Welche Verbesserung! — S. 170. Wenn die malerische, lebende Erzählung von Othellos Gefahren, die grossen Hölen und wüsten Inseln, die Kannibalen und Anthropophagen nicht in unserm Kostume sind, so gebe er uns was anders dafür, und fertige uns nicht mit dem kahlen: „Große „Unglücksfälle zu Wasser und zu Lande, Breschen, Gefangenschaften, weite Reisen„ ab, damit wir sehen wie bey Desd. die Bewunderung, das Mitleid, und die Tochter des Mitleids die Liebe habe entstehen können, damit wir sehen, daß sein Lodovico nicht raset, der S. 171. sagt: „Ich glaube, „so eine Erzählung hätte meine eigne Tochter bezaubert.„ — S. 171. „Sie wünschte, der Himmel hätte einen solchen „Mann für sie gemacht.„ Unmöglich! die unschuldige, zarte, blöde Desdemona thut das! dies wünschte sie laut? dies sagte sie dem Mohren selbst? Im Original wünscht sie (für jeden der Englisch versteht): daß der Himmel sie selbst hätte so einen Mann mögen werden lassen. — On this hint I spake, ist weggestrichen, und muß nothwendig da stehn. — S. 176. A fig ist ein bekannter Ausruf, und bedeutet Possen! oder Ich acht' es nicht! Und H. S. übersetzt: Virtue? A fig; durch: „Mangel des Vermögens ist nur ein Feigenblatt!„ — S. 189. „Othello soll mir noch danken, und mich noch dafür lieben und belohnen, daß ich ihn um den Stöhrenfried seiner Seele betrüge.„ Dies verstehn wir nicht, und hoffentlich verstehts niemand; vielleicht versteht H. S. es selbst nicht, aber gewiß ist, daß er das Original nicht verstanden hat, das deutlich genug sagt: „er soll mich noch dafür belohnen, daß ich ihm seinen Frieden und seine Ruhe raube, ja bis zur Raserey raube.„ — S. 209. Was soll der Zuschauer denken, wenn er Jago sagen hört: „darauf wollt' ich „schwören, daß ich Kaßio für einen ehrlichen Mann halte?„ Etwa daß Jago nicht klug ist? Oder wenigstens, daß der Spaß sehr unzeitig ist, und also der Verf. der ihn den Spaß machen läßt, nicht klug ist? das Original sagt: „Für Kaßio, dünkt mich, dürft' ich schwören, daß er ehrlich ist.„ — S. 212. „Arm und zufriedne ist reich und überreich; aber un-

„ermeßlich reich, ist arm und unzufrieden seyn.„ Hier hat H. S. verkürzt und ausgestrichen, aber unbekümmert, ob auch der gesunde Menschenverstand etwas dawider zu erinnern habe. Wenn Sh. heißts: „aber unermeßlicher Reichthum ist arm „wie der Winter bey einem Manne, der stets fürchtet arm „zu werden.„ — Warum muß denn aller, aller Humour weg? Warum muß alles kalt seyn, und so gesagt, als wenn der Redende weder Affekt, noch eigenthümlichen Charakter hätte? Z. E. S. 221. 222. (wo Oth. wüthend sagt: Wenn es noch Stricke oder Dolche giebt, Gift, oder Feuer, oder erstickende Ströme; so will ichs nicht aushalten: da läßt H. S. ihn blos sagen: „ich will die Pein nicht länger ausstehn.„) Ferner S. 224. 234. 242. („eine vortrefliche Sängerinn — o sie würde einem Bären die Wildheit wegsingen,„ warum ist dies letzte weggeblieben?) S. 249. 250. Wir können unmöglich alle Stellen abschreiben; wer will, vergleiche sie, wenn er es noch nicht glaubt, daß es H. S. entweder am scharfen Auge oder an seiner Hand fehlt. — Warum ist nicht ein Wort der Liebe geblieben; honey, chuck, alles in Desdemona verwandelt? — S. 231. „das muß sie thun,„ muß nach dem Zusammenhange und nach dem Original heissen: „Sie muß es thun,„ oder hat H. S. kein Gefühl für Inversionen? — S. 233. „Der Himmel bewahre Oth. vor dem Ungeheuer!„ Vor welchem? Im Original nemlich sagt Emilia vorher: Eifersucht ist ein Ungeheuer von sich selbst erzeugt, von sich selbst geboren; aber diese Zeilen hat H. S. weggeschnitten. — Noch ärger ists S. 236. Oth. fiel in Ohnmacht, und erholt sich itzt wieder, der neben ihm stehende Jago frägt: „Wie stehts mit Euch, gnädiger Herr? Oth. Spottest du meiner noch?„ Was soll die Antwort? Spricht Oth. noch in der Ohnmacht, oder in der Abwesenheit seines Geistes? Man versteht es nicht ohne das Original. Oth. war zur Erde gefallen, nun fragt Jago: Wie stehts? ist euer Kopf verletzt? Oth. antwortet: spottest du meiner? ein Mann mit Hörnern ist ein Ungeheuer! Nun versteht ihn jedermann, nun sieht man, daß bey Oth. die Empfindung seiner eingebildeten Beschimpfung so lebhaft ist, daß ihn auch der kleinste, entfernteste Zug darinn erinnert. Daß H. S. dies hätte fühlen sollen, konnten wir nicht verlangen; nur das glaubten wir verlangen zu können, daß er in einem Dialog keine Antwort hinschrieb, wozu er die Frage weggestrichen hatte. — Wie ist alles doch so schief, ohne den Geist und das Leben des Originals; z. E. S. 237. „Oth. höre Jago! Ich will dir zeigen, daß ich so

„lange Gedult haben kann, als es nöthig ist. Aber eine blu„tige Rache soll mich dafür schadlos halten. Jago. Es „läßt sich hören, aber alles nur zur rechten Zeit!„ hier ist dagegen eine ganz genaue Uebers. des Originals: „hörst du Jago? Recht schlau will ich mich in meiner Gedult zeigen; aber, hörst du? auch recht blutig. Jago. Ganz gut, ganz gut! nur alles zur rechten Zeit!„ — H. S. hat viele Personen des Stücks ausgestoßen, und läßt selbst im Getümmel, im Geschrey der Nacht nur gar wenige auftreten, nur solche, die genauen Antheil an der Geschichte haben, vielleicht etwas gegen die Illusion. Aber für eine hätten wir vornemlich bitten mögen, und das ist Bianka, ein Mädgen das den Kaßio liebt. Sh. braucht sie vortreflich; Desdemonens Schnupftuch, das Liebespfand von Othello, das sie verliert und Kaßio findet, giebt dieser vor Othellos Augen der Bianka. Wie muß hierbey nicht Othellos Wuth entflammen! Er sieht also daß Kaßio es wirklich hat; er sieht, daß er es nicht einmal zu theuer und zu heimlich hält, um es einer Buhlschwester zu schenken. Dies bringt Oth. eben so entsetzlich gegen Kaßio auf, und macht zugleich daß er aus Liebe und Mitleid Desdemonen beklagt. Daher die vortrefliche Scene, bey H. S. die 5te im 4ten Akt. Und darum dünkt uns, müßte Bianka da bleiben; aber H. S. hält sie für überflüßig, streicht sie weg, und hilft sich — o auf die kahlste, elendeste Art. Jago muß, damit Othello das Schnupftuch sieht, zum Kaßio sagen: „Zeigt mir doch das Schnupftuch noch einmal, das ihr vorhin hattet.„ Und dieser: „hier seh es noch einmal recht an.„ Und das Wegschenken an Biankany, das kann ja Jago eben so gut an Othello erzählen. Dieser Ausweg, wir gestehn es, ist sehr simpel, und mag H. S. Erfindungskraft nicht viel Mühe gekostet haben. Ob Wahrscheinlichkeit, ob noch Leben da ist, daran ist wohl eben nicht gedacht. Wie sehr aber H. S. nur mit den Fingern arbeitet, beweist daß er auf der dritten Seite schon wieder vergessen hat, daß die arme Bianka nicht hat auftreten dürfen. Denn Jago sagt S. 241.: „Und saht ihr, wie viel er sich aus dem einfältigen Geschöpfe, eurer Frau, macht? Sie gab es ihm und er verschenkt es wieder an seine Bianka.„ Othello konnte es ja nicht sehn, das verbot ihm ja H. Schmids Kritick. — Aber wo hatte der Mann sein Herz und Gefühl, als er einen der stärksten und vortreflichsten Züge im Shakespear wegstrich? Othello war von solchem Charakter, war unter solche Umstände gebracht, daß er an der Treue seiner Desdemona zweifeln

muß;

muß; itzt liest er einen Geschäftsbrief vom Staat, und sie, während dieser seiner Beschäftigung, unterhält sich mit einem der erst eben angekommen ist, von Kaßio (den gerade Oth. in Verdacht hat,) lobt ihn, freut sich über sein Glück das der Andre ihn berichtet. Wie muß Oth. nicht hierbey sein Blut kochen! Er geräth in die innigste, quälendste Wuth; und, wie sie sich ihm mit schmeichelnden Worten nähert, schlägt er sie mit dem Ausruf: Teufel. Wie wahr ist die Leidenschaft! Leßing sagt in seiner Dramaturgie, freylich bey einem ganz andern Trauerspiel: „Eifersucht überhaupt schlägt gern;„ und sagts mit Beystimmung der Erfahrung. Dem allen ohngeachtet wollen die Leute, die auf der andern Seite des Rheins wohnen, es nicht, daß auf der Bühne das vorgehe, was doch im Leben vorgeht, wollen es nicht, daß die Leidenschaft bis zu so hohem Grade steige, da sie hernach doch noch höher, nemlich bis zur Ermordung, steigt, kurz, sie wollen nicht, daß jemals in einer Tragödie einer den andern schlägt. Ah, la decence! Und so durfte denn Oth. auch seine Frau nicht schlagen, so bringt uns der französtrende H. S. um einen Zug, der den Affekt schildert, und der unsre Kenntniß des Herzens bereichert hätte. Doch solche Kriticken sind bey unserm V. nun einmal verloren! — S. 251. Nach dem schrecklichen Gespräche zwischen Oth. und Desd. kömmt die einfältige, gutherzige Aemilia. Oth. ist weggegangen, und Desd. sitzt in stummer banger Traurigkeit, kaum verstehend was sie gehört hat, staunend und bebend.

Aem. Wie ists Madam? wie ists, beste Madam?
Desd. In Wahrheit, ich bin halb im Schlaf.
Aem. Aber, beste Madam, wie ist denn das Ding mit dem Herrn?
Desd. Mit wem?
Aem. Ey mit dem Herrn, Madam!
Desd. Wer ist dein Herr?
Aem. Liebe Lady, der auch Ihr Herr ist.
Desd. Ich habe keinen. — Sprich nicht mit mir, Aemilia, ich kann nicht weinen, und könnte dir doch nichts anders antworten, als was mit Thränen geschehen müßte.

Auch dies kleine simple charakteristische Gespräch hat der unbarmherzige Mann durchstrichen. — S. 252. Beshrew him for it ist eine bloße Exklamation, eigentlich ein Fluch, eine

eine Verwünschung; und er macht daraus, was hier ganz und gar nicht hingehört: „Ihr müßt es nicht von ihm leiden.„ — S. 259 ist H. S. zu schamhaft, Desd. auf der Bühne von ihrer Kammerfrau auskleiden zu lassen; aber was machen sie denn zusammen? Bleiben sie bloß da um zu schwazen? Da es doch schon Nacht ist? Da Oth. ausdrücklich sagt: „Geht sogleich auf euer Schlafzimmer — thut was „ich euch sage!„ Und sie sollte ihm nicht gehorchen? itzt nicht gehorchen, da er ohne das gegen sie aufgebracht ist? doch so sind wir es ja nun schon vom H. S. gewohnt, daß er gelassen wegstreicht, ohne die Ungereimtheiten zu bedenken, die dadurch entstehen. — S. 270. Auch dies große Meisterstück, das Selbstgespräch Othellos vor dem Morde, verhunzt! z. E. „Doch sie muß sterben. Ihre Untreue könnte sonst noch mehr Unglückliche machen! O du dienstbare Flamme, wenn ich dich auslösche, so kann ich dich wieder herstellen, wenn es mich gereut. Aber wenn dein Licht u. s. w.„ Wie in aller Welt kömmt Oth. hierauf das Licht? Er hatte eins in der Hand. Aber wer denkt denn ans Auslöschen? Was soll das hier? — Wie wenn sich die Sache so verhielte? Oth. hat noch so viel Empfindung, daß er die schreckliche That lieber im dunkeln thun will; dieser Gedanke des Auslöschens frappirt ihn selbst so, daß er ihn gleich an das Verlöschen des Lebenslichtes der Desdemona erinnert, denn itzt bezieht sich bey ihm alles auf diesen Mord den er vorhat. Und ja, so verhält es sich würklich; im Engl. stehts deutlich, daß er das Licht erst dazu verlöschen will. — S. 285. die starke Sentenz: „Lebe nur! denn nach meiner Meynung ists Glückseligkeit zu sterben,„ mußte in Wasser aufgelöset werden: „Ich will daß du lebst. Du verdienst nicht so glücklich zu seyn und zu sterben.„

Das Exercitium wäre durchkorrigirt! Ist H. Schmid nun nicht selbst von dem elenden Wehrte seiner Arbeit überzeugt, so ist es wenigstens unsre Schuld nicht. Wir wollten unsre Behauptung nicht ohne Beweis lassen. Dies wird unsre Weitläuftigkeit entschuldigen, und dann auch das, daß das englische Original noch nicht so sehr unter uns bekannt ist, daß jeder Leser dieses Stückes selbst diese Vergleichung anstellen kann. Wie mühsam ist sie nicht? Und vollends wie unangenehm bey unserm V.? Der verdient also wol Dank, der sich derselben unterzieht.

Und nun du großer Geist Shakespears, verzeihe es mir, daß ich heute deinen Namen so oft neben Herrn Christian

Heinrich Schmid genannt habe! Es soll nie wieder geschehen?

Englisches Theater. (Von C. H. Schmid) fünfter Theil. Danzig und Leipzig. Bey Wedeln, 1773. 8. 424 S. ohne Vorrede.

Enthält 3 Stücke; die Gunst der Fürsten, den Landjunker von Vanbrugh und Cibber, die Frau ohne Mann, von Kenrik. Die beyden ersten werden auch einzeln mit besonderm Titel verkauft.

Das erste Stück ist der Graf von Essex, unter verändertem Titel (allein, warum sollen Tragödien nicht lieber Namen von Individuen behalten, da es allerdings wahr ist, was Hurd sagt, daß in Trag. mehr ein Individuum, in Komödien mehr die Gattung vorgestellt wird?) ein Gegenstand, fast für alle Bühnen Europens bearbeitet, unter andern auch von vier Engländern, nemlich (wie sie nach der Zeitfolge stehen müssen:) Banks, Ralph, Broke, Jones. Diese vier hat H. S. zusammengeschmolzen, und eigne Arbeit dazu gethan, so daß ein fünftes Werk daraus entstanden ist; doch ist er vornehmlich dem Banks gefolget. Dieser ist aus Lessings Dramaturgie bekannt genug; H. S. hat ihn beschreiben wollen, wo er zu ausschweifend war, und einzelne Züge der andern nutzen wollen, wo diese glücklich gewesen sind. So nach hätte seine Arbeit, oder vielmehr Banks gefeiltes Stück auf der Bühne Wirkung hervorbringen müssen. Aber weder H. Schmids Feile, noch eigner Zusatz, noch vornehmlich seine Art, mehrere Dinge in Eins zu verbinden, wo man nicht ein ganzes Stück, sondern nur einzelne Theile ohne Verbindung gehäuft, oder wenigstens mit offenbaren Fugen und Lücken und Kleister siehet; alles dies läßt uns nicht vermuthen, daß er mit irgend einer Gabe zum Trauerspieldichter ausgerüstet sey; und so gefühllos und untreu, auch oft seine Uebersetzungen, so unüberlegt seine Veränderungen sind, so wollen wir doch alles dies lieber ertragen, als eigne Tragödien de sa Façon lesen. — Wir haben nur den Banks vor uns, und können also bey H. S. Abweichungen von diesem nicht immer wissen, ob ihn hier die andern Engländer oder sein eigner Kützel geleitet hat. Hier ist das hauptsächlichste was uns aufgestossen ist: —

Bey dem ersten Akt hat er sich, laut der Vorrede, sehr geängstiget, da keiner seiner Vorgänger ihm Genüge gethan. Er hat zusammenziehen und uns nur das hauptsächlichst Nöthige

zei

zeigen wollen. Die erste Scene ist etwas dunkel. Wir rathen daraus, daß die Nottingham den Grafen geliebt, von ihm aber verschmäht worden sey, weswegen sie ihn itzt hasset: und daß sie den Burleigh, ihren Anbeter, den sie sonst verachtet, nun unter der Bedingung, den Essex zu stürzen, aufgemuntert habe. Dies ist zu intrikat, als daß es nur dunkel, nur in Einer Scene brauchte angeführt zu werden. Ferner, woher sinkt Burleigh, den wir hier bloß als stolzen verschlagenen Hofmann sehen, so tief, daß er um eines Weibes willen die Gefahr unternimmt, einen Günstling zu stürzen, um eines Weibes willen, das, wie B. wußte, diesen Günstling einst anbetete, und itzt sich ihm bloß aus Eifersucht anbietet? So denkt ein seinen Wehrt zu sehr fühlender Mann, ein Stolzer, ein Ehrgeiziger sonst gewöhnlich nicht. Banks hat sich damit helfen wollen, daß er den Burl. so sehr häßlich abmahlt, daß er natürlich keine Liebe erwarten kann. Diese körperliche Häßlichkeit ist wirklich in der Geschichte gegründet, man s. z. E. des Ritters Franz Osborn histor. Nachr. von der König. Elisabeth. Wir tadeln es nicht, daß H. S. dies weggelassen, nur hätte er unseren Bedünken nach, die ganze Liebesgeschichte des Lord Burleigh mit der Gräfin Nottingham weglassen mögen, die bloß das Sujet überladt. Wozu zwey Triebfedern, wenn eine genug ist? Burleigh handelt auch übrigens überall aus Neid und Ehrgeitz, nie aus Liebe. — S. 3. „Patriot, wo gerathen Sie hin, u. s. w. — bis dem „Vaterlande zu entziehn.„ Diese Worte sind unvernünftig und zumal bey der Nott. unpassend, die ihm gleich darauf ihre Hand anbietet. — Die Uebergänge und Verbindungen sind oft sehr gewaltsam, z. E. S. 4. sagt Burleigh: „Ihr Enthusiasmus, Milady, führt sie zu weit. Sie tödten mich „mit Güte. Lassen sie uns lieber von dem verruchten Urheber Ihrer Bekümmerniß sprechen!„ Wenn wir hier einzelne Ausdrücke tadeln wollten! Aber wer erinnert den andern denn gern an den Urheber seiner Bekümmerniß? wer spricht gerne davon? und noch dazu lieber als von der Güte, von der Liebe seiner Gebieterinn? — Die dritte Scene S. 7. ist ganz leer und überflüßig; welch ein Fehler bey einer Tragödie; und vollends bey einer verkürzten Tragödie: Sie findet sich auch nicht beym Banks. — S. 9. fängt sein Southampton zu unhöflich und hitzig an, besser beym Banks, ob er da gleich am Ende noch heftiger wird. Wer in Burleighs Antwort: „Allein ich habe auch für mich selbst zu sorgen,„ uns Menschenverstand zeigen kann, erit mihi magnus Apollo! S. 12.

Seine

Seine Hofleute schwatzen unbestimmt und schief, z. E. „Muth „zu wagen? Eine den Spaniern ziemlich unbekannte Tugend! „Ihr Feuer ist eben so kalt, als es leicht entbrennt.„ Wann ist denn Trieb oder Muth etwas zu wagen, der hier, wann ja der Königin ein Kompliment gemacht werden sollte, bey den Spaniern Tollkühnheit seyn würde, wann ist der je Tugend? Und ist denn dieser Trieb dem so ganz unbekannt, dessen Feuer doch leicht entbrennt? — S. 18. Rutland ist die heimliche Gemahlin des Essex, und Southampton beyder Freund. R. Was wissen Sie von Essex? O wäre er hier!

S. Es ist nur allzuwahr: — er ist hier.

R. Ists möglich? — Und das nennen Sie unangenehm?

Wie kahl! wie ganz über alle Maaße kalt ist dies letzte! — H. S. schmilzt hier zusammen, wie wir ihn sonst haben ausstreichen sehen, d. h. ohne alle Ueberlegung, S. 23. die Königin will den Essex, der vor ihr kniet, gar nicht ansehen und anhören. Banks lässet sie daher sich zu der Nottingham wenden und mit ihr reden; Brooke hingegen läßt sie den Burleigh fragen: „habt ihr die Suplicken beantwortet, die „ich euch auftrug?„ Aber unser Mann, der nichts wegwirft, behält beydes; die Königin wendet sich zur Nott. und spricht dann doch mit Burleigh, gleich darauf aber wieder mit der Nott. — S. 25. Essex letzte Rede ist zu kurz, zu wenig stolz, als daß der Zorn der Königin natürlich scheinen könnte. — S. 27. Wie übertrieben und geschroben! Essex schimpft den Burleigh, der geduldig da steht; halt, ruft South. Halt, erniedrigen Sie Sich nicht so tief; und damit nimmt er ihm die Mühe ab, und schimpft den Burley aus frischem Othem. Ueberhaupt ist es so erbärmlich anzuhören, wie einer den andern hier ins Gesicht Scheltworte und die abscheulichsten Vorwürfe sagt, wobey der andere sich oft kaum rührt. — Auch das ist übertrieben und gekünstelt, S. 98.

Essex. Was für ein neues Unglück? Was bedeutet das? In Thränen! — Sagen Sie, was ists?

Southampton. Es ist — es ist — o Elend — es ist eine Marter — u. s. w. — — Die Königin —

Ess. Hat ihnen das Todesurtheil zugesandt?

South. Nein! etwas viel ärgers!

Ess. Was kann ärgers seyn?

South. Ja! — Verzeihung!„ (nehmlich die South. allein erhalten.)

Ess.

Ess. dankt der Königinn, aber Southh. ruft immer, daß sie itzt getrennt würden, da sie doch sonst auch gemeinschaftlich gestorben wären. — — Ein Hauptfehler, den dieses vorliegende Stück nach unsrer Meynung hat, und der bey jedesmaliger Lesung uns in der Illusion gestört hat, ist, daß wir die ganze Geschichte des Stücks nicht genug einsehen, und uns vieles zu dunkel bleibt. Der Fehler ist groß, und, obgleich H. S. nichts davon gemerkt und empfunden zu haben scheint, offenbar: denn, wie unangenehm, wie unterbrechend ist es nicht, stets Fragen, und Fragen die von Wichtigkeit sind, zu thun, ohne Antwort zu erhalten, stets Zweifel bey sich erregt zu fühlen, ohne deren Auflösung zu finden? Ferner, wie kann man mit dem Grafen rechtes wahres Mitleid haben, ohne einmal zu wissen, ob er schuldig oder unschuldig war; wie kann man mit der Königinn sympathisiren, ohne zu finden, daß sie gerecht genug in ihrer harten Begegnung (wir meynen hier nicht die Ohrfeige, sondern gleich das erste Betragen) gegen Essex war? Essex spricht allein, spricht mit seiner Gemahlin, mit seinem Freunde, mit der Königinn, spricht auch mit seinen Feinden; demohngeachtet hören wir nie Vertheydigung, nie Beweise seiner Unschuld, als nur zuweilen in allgemeinen, unbestimmten Ausdrücken. Die Königinn wünscht auf das sehnlichste den Essex unschuldig zu finden, vertheydigt ihn selbst gegen seine Ankläger, begegnet denen aufs äusserste hart; und doch, wie nun Essex da war, wie sie nun hören konnte was sie so sehr wünschte, will sie ihn erst nicht einmal ansehen (in der ganzen 6 Scene des 2 Akts,) hernach beklagt sie sich über jede seiner Antworten und will ihn nicht ausreden, nicht sich vertheydigen, nicht seine Ankläger, die sie doch auch im Herzen haßte, beschämen lassen (die 6 Scene im 3 Akt.) das empört allerdings unser Gefühl, das macht uns unwillig, wir nennen das Stück wunderlich und unwahrscheinlich. — Denn, was soll uns nun endlich das ganze Stück lehren, das doch einen moralischen Titel aushängt? daß man oft am Hofe angeklagt wird? das sehen wir freylich darinn. Aber was denn von der Gunst der Fürsten? daß wir sie verlieren, wenn wir den Degen gegen sie ziehen? dazu brauchte es auch eines Drama! Eigentlich ist alles, was Elisabeth thut, nicht genug motivirt; wir hören zwar daß Essex Feinde hat, wir hören daß Elisabeth eifersüchtig ist, aber beydes hat nicht sehr starken Einfluß auf ihre Handlungen. — Gegen einen solchen Fehler des Ganzen vermögen einzelne Schönheiten nichts. — — Man wird leicht denken können,

nen, daß der sittsame, höfliche H. S. die Ohrfeige wegläßt; er sagt: „Leßing habe zwar in seiner Dramaturgie bey die„ser Gelegenheit sehr geeifert„ — (So? also blos geeifert? Herr Christian Heinrich Schmid würde hier freylich noch schärfer bewiesen haben, noch tiefer eingedrungen seyn, noch treffender sich ausgedrückt haben) — „aber er, H. S., „zweifle, ob Leßing alle überzeugt habe.„ Nun ja freylich, es giebt Leute, die durch nichts zu überzeugen sind, und die werden dann auch leicht gegen Leßing und die Wahrheit selbst ihre Augen zuschließen; aber, wir könnens nicht bergen, herzlich bedauren wir H. S. wenn er solche Leute mit in Anschlag bringt, und durch deren Meynung sich leiten läßt.

Im zweyten Stück hat H. S. sich blos als Uebersetzer gezeigt. Und anders wollen wir ihn dann auch nicht betrachten!

S. 117. 118. Warum sagt Lady zum Lord zuweilen: Du? Es ist unnatürlich, unpassend zum übrigen Dialog, und wider das Original. — S. 120. „An einen verschmitz„ten Spieler verlieren, und wenn er sein Geld verlangt, es „mit lautem Gelächter wieder wegnehmen.„ Also hatte er doch schon das Geld? denn sonst konnte man es nicht wieder wegnehmen. Aber wenn er es hatte, warum verlangt er es denn? An dieser Unverständlichkeit ist die schülerhafte Uebers. Schuld. To turn it off with a laugh heißt: einen Scherz aus einer Sache machen, und nicht, wie hier wörtlich verdeutscht wird: es mit Lachen wegnehmen. Ein Mann, der so viel Englisch nicht weis, wagt sich an die Uebersetzung von Schauspielen! — Lady sagt: Wenn der Mann zu Hause murrt, so muß die Frau ausgehen; der Lord: the life we lead u. s. w. dies Leben was wir führen. Aber H. S. macht S. 121. daraus: „Ihre Lebensart.„ — S. 138. Sie hat schon von Natur dazu Anlagen, und wird in diesem guten, fetten Boden so gedeihen, u. s. w. improve in this rich soil. Eine sehr verständliche Allegorie; aber H. S. macht ein Kompliment für London daraus, und sagt: dies Land des Ueberflusses. — S. 143. „Ich will ein Hundsfott seyn, der gnä„dige Herr ist nicht halb der Mann wie ich,„ hat keine Verbindung; im Original sagt Klaus vorher: seine Frau habe mit nach London gewollt, aber halt, sagte ich, u. s. w. — Ebendas. „Mein Herr wird ihnen gewiß seine Aufwartung „machen; unterdessen kann er eine frische Halskrause um„thun.„ Wie hängt das zusammen? Und überhaupt, welche Anmeldung eines Herrn, der noch unterwegs ist, der erst im

künftigen Akt in die Stadt kömmt, s. S. 153. Soll er sich im Wagen umkleiden? Und wird er durch dies Umkleiden aufgehalten, nicht gleich zu kommen, und nicht vielmehr dadurch daß er noch nicht in der Stadt ist? Im Original heißt es: Mein Herr hat Ihnen was wichtiges zu sagen, und wird gewiß gleich zu Ihnen kommen, so bald er nur (nachdem er nemlich wird angekommen seyn) eine reine Halskrause wird umgethan haben. Das Kompliment ist bäurisch, aber doch nicht ohne Menschenverstand. — S. 148. I'll marry her, hat die Zweydeutigkeit, daß es heissen kann: ich will sie heyrathen, und: ich will sie verheyrathen. H. S. hat das letzte gewählt, und so meynte es auch der, der es sagte; aber dann fällt alle Zweydeutigkeit weg, dann begreift man nicht, wie die andre Person es verstehen kann, als wollte jener sie selbst heyrathen. Fiel die Zweydeutigkeit also weg, die aber doch so leicht zu übertragen war, so mußte diese aus Mißverständniß entstehende Antwort auch wegfallen. — Einige ganz bekannte englische Redensarten scheint H. S. nicht zu verstehen, z. E. daß salute küssen heißt, S. 155. am Ende; let me alone, laßt mich nur! laßt mich mit Frieden! S. 164.; cry, laut weinen, S. 214., a great Man, ein Minister, S. 217. Alle diese sind ganz wörtlich übersetzt, und bringen Absurditäten hervor. Den letzten Fehler fanden wir auch im 4ten Bande, S. 211. „der gute Namen ist nicht wichtiger für „ein Frauenzimmer, als die Ehrlichkeit für einen großen „Mann.„ Was sagen unsre Leser zu einem solchen Uebersetzer? Aber, ach! auch leider, deutsch, deutsch versteht er nicht einmal: S. 166. ohne ihm. S. 177. ich wills dem Schlingel lehren. S. 170. wird ihr etwas davon lernen. Was sagen sie nun? — — Doch wir wollen das Stück noch etwas weiter nach der Ordnung durchgehen. Er macht S. 159. u. 173. aus Goose-pye welches hier für die bäurische Aussprache poy geschrieben ist (Gänsepastete) einen Gänseflügel, der doch ohnmöglich so groß seyn konnte, daß der Junker von dem Uebriggebliebenen, davon sich satt essen wollte. — S. 182. „Gute Gesinnungen gegen dich,„ das hieße Wohlwollen, und paßt hier gar nicht. Good Opinion ist gute Meynung, von deinem Verstande nemlich. — S. 198. „Wenn die Männer auch noch so böse sind, so bleiben sie doch „sonst manierlich.„ Ist das wahr? Und wie kömmt die leidige Sentenz hieher? das Original sagt: Er (oder: der Mann) pflegte sonst doch höflich zu bleiben. — S. 201. Hier ist eine Stelle ganz, ganz falsch. So sagt das Original:

L. B.

K. B. Schleicht sich in solche Familiengespräche nicht zuweilen eine witzige Bitterkeit mit ein?

K. T. O ja! und das schadet ganz und gar nicht (o yes, which does not do amiss at all.) Denn eine bittere Antwort macht den besten Sorbet, und dient statt Zitronensaft.

Er aber hat: „O ja! man versieht ja wohl manchmal was!„ — S. 230. Stays heißt Schnürbrust und nicht, wie er übersetzt, Hauben. — S. 237. „Da unsre heutigen Avanturiers klug genug sind, um Betrüger zu seyn, so halte ich die Betrüger für Narren, die sich nicht das Air vornehmer Männer geben.„ Die mehrsten Avanturiers möchten leicht Betrüger seyn; zudem ist die Verbindung zwischen Vor- und Nachsatz gar sonderbar. Es soll heissen: da heut zu Tage unsre vornehmen Männer, u. s. w. —. S. 253. „Wenn Sie das wenige (Herz) noch nicht besitzen, Myl. „so ist dies nicht der Weg dazu.„ Nach dem Original: Wenn Sies noch nicht gemerkt haben, noch nicht wissen, so kann ichs Ihnen versichern, dies ist nicht der Weg zu meinem Herzen. — S. 266. Die künftige Gräfin spricht mit Entzücken davon, wie eitel und stolz sie sich dereinst mit ihrer Equipage gebärden will.

Graf. Ja, ja, ich seh wohl, mein Schatz, keiner Herzoginn wird eine Equipage besser anstehen als Ihnen (wird sie besser zu gebrauchen wissen als Sie.)

J. Gut, gut, machen Sie nur Anstalt zur Equipage, ich will schon Anstalt zu vornehmen Minen machen.

Was ist natürlicher! So heißt es hingegen bey H. S.:

„G. Keine Herzoginn soll so eine schöne Equipage haben, als Sie.

„J. Sorgen Sie nur für die Equipage; ich will für „Lieder sorgen!„

O ja, become heißt bekommen oder haben; das ist ja offenbar! Airs heissen ja Arien; warum auch nicht hier? dünkt dies jemanden hier unpassend, geschwind dabey geschrieben: (sie trällert!)

Es ist hoffentlich genug, in diesen beyden Schauspielen die Blöße des H. Schmids aufgedeckt zu haben: in seiner eignen

pen Arbeit und als Uebersetzer; in seiner Kenntniß des Englischen und des Deutschen; in seinem Geschmack und seiner Schreibart. Es ist traurig, daß ein solcher Mann sich an Meisterstücke wagt, große Arbeiten unternimmt, in entscheidendem stolzen Tone redet; und unsre Absicht ist desfalls, wie wir gerne gestehen, hier nicht blos Abschreckung des Stümpers, sondern auch Bloßstellung des Prahlers gewesen.

Me.

---

5. Schöne Künste.

Musik.

Concerto per il Clavicembalo accompagnato da Violino 1mo, Viol. 2do Viola e Basso, dedicato al Sr. *C. P. E. Bach*, maestro di Capella in Hamburgo, da *Gio. Feder. Reichardt*. In Riga, presso G. F. Hartknoch, 1773. in klein Folio 10 Bogen.

Dies Concert ist, wie man an dem berühmten B. schon gewohnt ist, in der rechten Art des Clavessins geschrieben, und brillant. Im Adagio S. 9. auf dem 4ten Claviersysteme in allen 3 Tacten macht der Baß in der Clavierstimme immer im 2ten und 3ten Viertel unsers Erachtens einen zu merklichen Octavenhaften Gang, und S. 10. sollte wohl der letzte concertirende Satz sich, gegen das Ende, etwas länger im Hauptone verweilen, und denselben dadurch mehr bekräftigen. Im übrigen wird dies Stück gute Wirkung thun.

Vermischte Musikalien, von Joh. Friedr. Reichardt. Riga, bey Joh. Fr. Hartknoch, 1773. in kl. Fol. 20 Bogen.

Ueber einige Stellen der Vorrede machen wir folgende Anmerkungen: Ohne die Musik weder zu einem blos trockenem Gegenstande des Verstandes, noch zu einem leeren Gegenstande des Witzes zu machen, sollte man doch auch, bey Verbindung des Angenehmen und Gefälligen mit dem Gründlichen,

lichen, den Geschmack der Zuhörer wohl unterscheiden. Niemals können alle Zuhörer einerley Geschmack haben. Niemals können sie also auch alle auf einerley Art befriediget werden. Aber so unbillig es ist, nur mit gearbeiteten, künstlichen, finstern Sachen die eigentlichen Kenner vergnügen zu wollen, so unbillig ist es auch wieder, dem Geschmacke des Publikums, wenn es etwann einmal gewisse Jahre an der mehr als zu oft niedrigen und platten, oft unregelmäßigen Musik die zeither in gewissen Provinzen und Ländern, in Stücken wo sie nicht sollte geherrschet haben, kleben geblieben ist, allzuviel nachzugeben; das nach allen Regeln der Vernunft zu vertheydigende billig gearbeitete in der Musik, an keinem Orte, und an keiner Stelle zu verwerfen; und blos den Einrichtungen der Stücke, und des Gesanges, und der Harmonie derjenigen zu folgen, deren Unwissenheit ihnen vielleicht nichts anders und nichts bessers heraus zu bringen erlaubt hat. Der menschliche Geist ist zu allen Zeiten in den schönen Künsten ein Freund des nachahmenden, des contrastirenden, des sich gegen einander bewegenden gewesen: deswegen hat ihm auch in der Musik, in gehöriger Einschränkung, und am gehörigen Orte, dieses immer gefallen. Daher kömmt der Beyfall, den nicht nur Telemans, Quanzens, Grauns und anderer Componisten Trios und Quatuors, sondern auch überhaupt aller guten Meister Fugen und fugenartige Stücke erhalten haben. Itzo, da viele Componisten in manchen Provinzen Deutschlands die Musik zu sehr dem niedrigen und komischen nahe bringen und zwar an Orten wo dieses doch nicht herrschen soll, scheint der verführte, nicht reif genug über die Musik urtheilende Theil des Publikums das am liebsten zu hören, was am meisten läppisch klingt. Manche eigennützige niedrig denkende Leute sehr verschiedener Art, suchen das Publikum in solchen Gesinnungen immer mehr zu bestärken. Bald wird sich Plutarchs Klage, daß zu seinen Zeiten die Musik von Tage zu Tage immer mehr und mehr entnervt würde, vollkommen auch auf unsere Zeiten passen.

Sollten nicht die Componisten, welche Deutschland Ehre zu machen gedenken, und hierunter rechnen wir den V. dieser vermischten Musikalien willig, nach und nach das Publikum auf einen andern Ton zu stimmen suchen? Sie dürfen ja nur, durch wohl überlegte und wohl, auch nach einer guten musikalischen Philosophie angelegte und durchgedachte Arbeiten den Geist und die Empfindung der Zuhörer, nach und nach eines bessern zu überzeugen, und also den unwissenden Schwätzern

über die Musik, das Maul zu stopfen suchen. Quanz hat schon seit mehr als zwanzig Jahren, als ein redlicher Deutscher, der die Musik der Ausländer in Italien, Frankreich und Engelland selbst aufgesuchet hatte, im letzten Kapitel seines Versuchs, die gründlichsten und vernünftigsten Plane fast jedes Musikstücks vorgezeichnet. Hat man wohl bisher viel Componisten gesehen, die sich nach ihm zu bilden gesuchet hätten? Freylich gehen unmelodische und unharmonische Schwärmereyen, oder zuckersüße Tändeleyen leichter von der Faust weg, als das was er verlangt. — Genug über den Geschmack des itzigen Publikums, und der Componisten die ihm gefallen wollen.

In dem Violin-Solo aus dem F. das in gegenwärtiger Sammlung vorkömmt, hat der V. wie er sagt, um der Begleitung des Flügels entbehren zu können, (als wenn diese ein Uebel wäre,) so vollstimmig in der Violinstimme zu seyn gesucht, als es die Natur des Instruments und der Gesang nur hat erlauben wollen. Er hat also, ohne Zweifel, manchmal seine Oberstimme gezwungen, nur um einer erkannten Nothwendigkeit, nämlich der Begleitung mit dem Flügel, überhoben seyn zu können. Ist diese in der That unnöthige Ueberhebung nicht auch etwas zu neumodisches? Warum widerlegte der V. nicht erst das, was verständige und gelehrte Männer, wie er selbst schreibt, über die Nothwendigkeit einer vollstimmigen Begleitung einer einfachen Oberstimme gesaget haben, ehe er zur Aufhebung dieser Nothwendigkeit auch mit beytragen wollte? Einmal ist es doch erkannt wahr, daß die Violine eine natürliche vor vielen andern Instrumenten hervorragende Geschicklichkeit zum sangbaren hat. Das was sie harmonisches besitzt, ist zwar ein Vortheil, dessen sie sich, am rechten Orte glücklich bedienen kann. Und wir kennen und rühmen die Stärke des V. in Doppelgriffen auf der Violine selbst. Aber ihr eigenthümliches zu verlassen, um nur oft Doppelgriffe anzubringen, die keinen rechten Zusammenhang haben, noch haben können, ist doch ein unschickliches Unternehmen. Ist es also wohl vernünftig, ein Instrument mit einer ihm unnatürlichen Vollstimmigkeit zu beladen, das mit ein anderes, dem die Vollstimmigkeit fehlt, zu seiner Begleitung bessere Wirkung thun könne?

Das Clavier soll, wie der V. sagt, der Begleitung der Violine, seiner Natur nach, ganz entgegen gesetzt seyn. — Warum das? — Die Violine soll bey einem Solo einen schönen ausdrückenden Gesang vortragen. Was kann sie dabey

bey natürlicher unterstützen, und doch weniger verhindern, als das Clavier; oder ein Instrument aus seiner Gattung? Bey welchem begleitenden Instrumente ist sie mehr allein und ungehindert, als bey dem Claviere? Welches Instrument kann hingegen das Leere, welches natürlicher Weise zwischen der Oberstimme und dem Basse, ohne Mittelstimmen vorfallen muß, und dem Gehöre eines jeden, die Musik irgend zu empfinden fähigen Zuhörers, nothwendig empfindlich seyn müßte, besser bedecken und ausfüllen, als das Clavier? Um dies zu empfinden darf man nur hören. Zum Beweise seines Satzes, daß nämlich die Begleitung des Claviers der Violine nicht angemessen sey, führt der V. die Capriccien des Hrn. Fr. Benda an. Nun wirklich, das ist sonderbar. Capriccien sind Stücke, die zur Erlernung der völligen Ausübung eines Instruments in seiner Stärke, verfertiget sind, und die alle mögliche Schwierigkeiten derselben darstellen, damit sich der Studierende in allen fest setzen möge. Je schwerer sie sind; je besser sind sie zu ihrer Absicht. Und die sollen Regeln der Einrichtung eines Stücks abgeben, welches zur Befriedigung und Nahrung des guten Geschmacks nur erst, von rechtswegen, solche Leute spielen sollten, die alle solche Schwierigkeiten schon lange, so zu sagen an den Schuhen abgelaufen, aber auch den gehörigen Nutzen daraus gezogen hätten? Warum führt der V. nicht lieber die noch viel schwerern 6 Violinsolos ohne Baß von Joh. Seb. Bach an? Die sind gewiß noch schwerer und vollstimmiger als Hrn. Bendas Capriccios. Aber eben auch zu einem ähnlichen Gebrauche, sind sie gemacht. Ihr Verfasser spielte sie selbst oft auf dem Clavichorde, und fügte von Harmonie so viel dazu bey, als er für nöthig befand. Er erkannte auch hierinn die Nothwendigkeit einer klingenden Harmonie, die er bey jener Composition nicht völliger erreichen konnte.

Sind denn die bisher üblich gewesenen Solos für die Violine Duette? In diesen suchet man die vortrefliche Wirkung beyder Instrumente zusammen: Keinesweges aber, vernünftiger weise, in einem Stücke wo ein Instrument nur brilliret, das andere aber nichts weiter thut als begleitet. Das fällt, deucht mir, in die Augen. Einige wollen vielleicht bey dem bisherigen, von unserm V. vertheidigten Vortrage der Solos, vielleicht die Wirkung der Duette erreichen, ohne die Kunst sie zu setzen zu verstehen. Das heißt, man will sich in der Musik Lob erhaschen, wo man es irgend nur finden kann, ohne sich die Mühe zu geben es zu verdienen. Diesen scheint der V. hier zu viel nachzugeben.

Die erste Ursache, warum auch manche berühmte Männer die Begleitung eines Violinsolos mit einem Bogeninstrumente allein ohne Flügel, sich gefallen lassen, ist nichts als der oft vorfallende Mangel eines vollstimmigen Instruments, oder eines Ausführers desselben. Dies hat sie endlich so dran gewöhnet, daß sie selbst angefangen haben, auf nachahmende Stellen im Basse aufmerksamer zu werden, und deren mehrere anzubringen. Soll aber diese Einführung, die noch dazu allen Stümpern in der Composition mißräth, die aber freylich mit einem Bogeninstrumente, oder einem andern das den Ton aushält, bessere Wirkung thut, als mit einem Tasteninstrumente, die so sehr nöthige, ausfüllende, schöne Harmonie gleichsam verschlingen wollen? Ein Violincell und ein Tasteninstrument gehören zusammen zur Begleitung eines Violin- oder andern einfachen Instrumental-Solos. Dann ist allen Schwierigkeiten und allen bisher beklagten Mängeln abgeholfen. Dann kann jeder Satz, er sey welcher er wolle, in seiner Vollkommenheit ausgeführet werden.

Aber noch eine zweyte Ursache ist es, warum so manche andere Violinisten, und auch noch einfachere Instrumentisten, sich lieber durch ein einfaches als durch ein vollstimmiges Instrument begleiten lassen. Doch von diesen nehmen wir Hr. Reinhardten ausdrücklich aus: so wie auch von denen die keine Duette machen können. Man versteht vielleicht bey Composition eines Solo die Harmonie nicht recht; man schnitzert vielleicht oft dawider. Ein vollstimmiges Instrument entdeckt durch seine Accorde manches harmonisch unrichtige, dessen man sich zu schämen haben würde. Was ist also natürlicher, als sich mit einem Instrumente begleiten zu lassen, welches alle genannten Fehler nicht so deutlich an den Tag legt; bey welchen man der Entdeckung als ein Stümper in der Composition, wenigstens nicht so leicht ausgesetzt ist?

Die dritte und am häufigsten vorkommende Ursache ist diese, daß Leute, die gar nichts von der Harmonie verstehen, (das sind doch wohl die schlechtesten Musiker) und doch gern Veränderungen machen wollen, die dabey häufig vorfallenden Harmoniefehler, so viel als möglich bedeckt und versteckt zu wissen wünschen. Ohne ein harmonisches Instrument, geht dies nun freylich viel leichter an.

Endlich die vierte, auch oft vorkommende Ursach ist die Indiscretion vieler Clavierspieler, welche Solo's allzuvielstimmig, allzustark, und oft bey tiefen Instrumenten, die Hauptstimme übersteigend accompagniren. Diese sollten sich aus

aus Ph. Em. Bachs zweyten Theile seiner Abhandlung vom Clavierspielen, von der rechten Art Solo's zu accompagniren, unterrichten.

Der Gedanke des V. vom Quintett, daß nämlich die fünfte Stimme einem solchen Stücke überlästig sey, ist gut. Aber muß denn ein Quartett für Instrumente eben ein Gespräch unter drey Personen vorstellen, das wird gewiß zu leer werden. Kann die Musik nichts ihrer Natur eigenthümliches haben? Soll sie immer nur nachäffen? Warum machte man dies Quartett nicht zu einem Stücke in welchem drey verschiedene musikalische Stimmen mit einander um den Vorzug stritten, und mit gleichen Kräften bewafnet, einander den Rang abzugewinnen suchten? Jene Absicht war freylich leichter. Aber ist denn, für vernünftige Geister, das, was dem Verfertiger am leichtesten wird, auch immer das beste?

Die Muster die sich der V. seinem eigenen Geständnisse nach vorgesetzt hat, sind unstreitig, und nach Gründen, zu deren Erweisung man alle Stunden bereit ist, die besten.

In den Musikstücken dieser Sammlung finden wir überhaupt, wir sagen es noch einmal, viel Anlage zu einem Componisten, der den Deutschen viel Ehre machen wird: und neuere Arbeiten von ihm, die uns zu Gesicht gekommen sind, bekräftigen uns in dieser Hofnung gar sehr, und geben sicherere Beweise. Was wir etwann hier und da einzuwenden hätten, ist zum Theil oben schon gelegentlich erinnert worden. Die Sonate S. 4. u. f. ist claviermäßig und brillant. Die kleinen deutschen Oden sind ausdrückend, wohl erfunden und singbar. In der wälschen Arie S. 30. ist im 4 und 5 Tacte der durch einerley Noten ausgedrückte Gegensatz der vorhergehenden Worte, der mehr als irgend ein Satz ganz andere, den vorigen auch gleichsam entgegen gesetzte Noten (freylich nicht contrapunctische Umkehrungen) und Töne erfordert hätte, ein Fehler wider den Ausdruck, und folglich auch die richtige Declamation, sollte ihn auch mancher berühmter Mann auch so gemacht haben.

Das Presto in dem Clavier und Violin Trio, S. 56. ist vielleicht der Mode zu gefallen der Antipode eines rechten Trio geworden, auch noch dazu nicht überall rythmisch richtig.

Z.

Sonate a 5 Voix, un Clavecin, un Violon, 2 Cors de Chasse, et la Basse, composée par *Chretien*

Benjamin Uber. à Breslau, chez Jean Frederic Korn, l'ainé, in klein Quer-Folio 7 Bogen.

Diese Sonate ist eigentlich ein sogenanntes Sestett, nach der neueren Art, ganz frey, und ohne eigentliche Nachahmungen. Das Clavier, die Violine, und die Violoncell spielen manchmal gegeneinader, oft aber auch mit einander in Octaven, nach der neuesten Façon derer, die gern Quatuors u. d. gl. machen wollten, aber nicht können, und deswegen, um doch was besonders zu haben, sich an die niedrigste musikalische Schreibart halten, und sie für schön ausgeben und ausgeben lassen. Die Waldhörner haben zwar auch in dieser Sonate zuweilen was eigenes, größtentheils aber nur begleitende Noten. Es ist überhaupt ein sonderbarer Einfall einem concertirenden Flügel und einer dergleichen Violine Waldhörner zuzugesellen. Diese mögen so gelinde blasen als sie wollen; so werden sie doch immer den Flügel zu sehr überschreyen; und wenn sie vollends, wie hier zuweilen geschieht, im Einklange mit ihm gehen, so machen sie ihn an dergleichen Stellen ganz und gar unnütz. Das erinnerte abgerechnet, mag dies Ding sonst noch wohl ganz lieblich klingen. Der Herr Oberamts-Regierungsrath Michaelis aber, dessen Stärke auf dem Claviere wir kennen und rühmen, hätte doch wohl ein besseres musikalisches Werk, als gegenwärtiges ist, dediciret zu bekommen verdienet.

Clarisse oder das unbekannte Dienstmädchen, eine komische Oper in drey Aufzügen, und eine Ode aus der Geschichte der Miß Fanny Wilkes: Dir folgen meine Thränen. In Musik gesetzt, von Christian Benjamin Uber. In klein Quer-Folio. 1 Alph. 6 Bogen. Breslau, bey Johann Ernst Meyer.

Der V. sagt in der Vorrede ganz bescheiden, daß dies sein erster jugendlicher Versuch in dieser Art wäre. Wie wenn er nun doch dem Verleger, der mit der öffentlichen Bekanntmachung eilete, deswegen einige Hindernisse in den Weg gelegt, und lieber erst den dritten oder vierten Versuch hätte bekannt werden lassen? Einige ganz gefällige Arietten sind in dieser Oper, z. E. gleich die erste S. 11. die S. 18. S. 35. S. 44. 45. 46. Die Arie S. 21. ahmt das Ungewitter gut nach.

nach. Nur fällt die Cäsur im 2ten und fünften Tacte auf das schlimme Tactglied. Das Duett S. 23. levert viel zu lange, ja fast beständig, auf einerley Tönen: so wie dies schon oben der erste Satz der Sinfonie auch gethan hatte. Die beyden Arien S. 31. und 32. begehen jede einen merklichen rythmischen Fehler, kurz vor dem Ende der Singstimme. S. 36. auf dem 2 System, fehlt zwischen dem 7. und 8. und nach dem 14. Tacte, jedesmal, sehr empfindlich, noch ein Tact. Dergleichen Fehler findet man noch mehr, hie und da. S. 42. auf dem III. System, vom 3. Tacte an, zerstöhren Worte und Harmonie den Pohlnischen Rythums gar sehr. Im Quintett S. 50. ist sehr verzerrter Rythmus, und armselige Modulation. Die offenbaren Harmoniefehler die hie und da vorkommen, rügen wir gar nicht. Im dritten Acte gehts nicht besser. Besonders giebts da große rythmische Fehler. Kurz, ehe der Hr. V. weiter was drucken läßt, rathen wir ihm, vorzüglich Harmonie, Modulation und Rythmus besser zu studieren. Dann wollen wir die ersten seyn die ihn nachdrücklich loben werden.

Ka.

---

6. Romanen.

Angenehmer Zeitvertreib bey langen Winterabenden, in lehrreichen und zeitverkürzenden Geschichten. 4tes bis 9tes Stück. Ulm, Wagner, 1772. 1773. zusammen 73 Bogen in 8.

In dieser Bibl. XIXten Bandes 1tes Stück S. 261. sind schon die ersten drey Theile dieser Sammlung angezeigt, und berichtet worden, daß sie weder angenehm, noch für Leute, die beym lesen auch ihren Geist ergötzen wollen, ein Zeitvertreib ist. In diesen vor uns habenden sechs Theilen, sind die Erzählungen eben so langweilig als in den ersten, und die Reime sehr elend. Wo sie etwas besser scheinen, sind bekannte Bücher geplündert, z. B. Schlegels Fabeln. Das beste Wort auf diesen 73 Bogen, ist, daß auf dem neunten Stücke stehet, und leztes Stück.

Gl.

Der gerettete Fremdling in der Geschichte eines neuen Proselyten von ihm selbst verfaßt. Frankfurt und Leipzig, 9 B. 8.

Die Zeit, wo Proselyten ihr Glück machten, ist vorüber; auch die Lektüre ihrer Schriften, nach welcher man noch vor einem Mannsalter begierig griff, hat nichts anziehendes mehr. Wir würden daher die angezeigte Schrift ganz übergangen haben, wenn nicht die darinne angeführte Dispüten des V. mit seinem ehemaligen Prior, als ein Beytrag zur Geschichte des Bruders Gerundio sie gewissermassen interessant machten. Sie beweißt wenigstens wie passend diese Satyre auch auf die deutschen Klöster sey. Ausser diesem Betracht aber verdient der Proselyt vom Publiko um deswillen Nachsicht, weil er hier nicht eben seine Schicksale ausposaunen will, sondern die Erzählung derselben als eine Gelegenheit braucht, seinen Gönnern und Wohlthätern für ihre gutherzigen Unterstützungen öffentlich Dank abzustatten.

Timoclea und Charitides eine Geschichte von A. R. Leipzig, bey Hilscher, 1773. 5 B.

Unter dem Einfluß des griechischen Himmels ist diese kleine griechische Geschichte nun wohl nicht gemacht; sie hat aber keine üble Anlage und wird in einem ganz gutem Tone erzählt. Mit dem Agathon muß sie freylich nicht in Vergleichung gestellet werden, auch nicht einmal als Nachahmung; doch als eine Erstlingsfrucht betrachtet, verdient der V. immer Aufmunterung. Der Löwe, den er der Nymphe Ephane zum Begleiter giebt, hätte nur wegbleiben sollen, das schmeckt zu sehr nach Feeren, wovon die Griechen nichts wußten, und für Wahrheit kann diese Fiction nicht gelten: denn die Athenienserinnen haben wohl eben so wenig Löwen als Bologneser Hunde um sich gehabt.

Kr.

---

7. Weltweisheit.

Encyclopaedia positionum philosophicarum et mathematicarum. 1772. 8. Coburg, in Ahlschem Verlage, 24 Bogen.

Es

Es sollten anfangs Theses zusammengeschrieben und eine Abhandlung vorgesetzt werden. Auf Erinnerung der Obern blieb die Abhandlung weg, und die Theses wurden mehr auseinander gesetzt und in eine Art von System gebracht. Dieses haben wir demnach vor uns. Im Vorberichte wird ferners gesagt, daß in der Vernunftlehre und Metaphysik Feder, in der Physik Grant, im Rechte der Natur Achenwall, in der Mathematik Weidler zum Leitfaden gedient habe. Ausser diesen werden aber im Texte noch viele andere alte und neue citirt.

C. Fr. Flögels Geschichte des menschlichen Verstandes. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1773. Breßlau, bey Meyer, 8. 17 Bogen.

Die erste Auflage ist in dem 1ten Stücke des 6ten Bandes der allg. d. Bibl. angezeigt. Sie belief sich auf 16 Bogen. Die Vermehrung ist unbeträchtlich, und wesentliche Verbesserungen hatten eine ungleich genauere Kenntniß des menschlichen Verstandes und der dessen Fortgang hindernden und befördernden äussern Umstände erfordert, als sie Hr. F. hier gezeigt hat. Neue und tiefsinnigere Bemerkungen sucht man hier vergebens, und der Einfluß, den die Geschichte des menschlichen Verstandes, auf die Verbesserung desselben haben soll, wird hier ebenfalls sehr vermißt. Doch für gemächliche Leser, die Hr. F. sich eigentlich vorgesetzt hat, würde dieses zu kopfbrechend gewesen seyn.

P. Mako de Kerek-gede Compendiaria Logicae Institutio. Editio quarta ab auctore emendata. 1773. 8. Wien, bey Trattner, 8½ Bogen.

Ebendesselben Compendiaria metaphysicae Institutio. Editio quarta ab auctore emendata. 1774. 8. Eben daselbst, 27 Bogen 1 Kupferbl.

Da dieses die 4te Auflage ist, so haben wir diese beyden Schriften nicht mehr als neu anzuzeigen.

Sw.

Eduardi Job Institutiones Logicae et Metaphysicae in usum Academiae Sabaudicae. 1772. 8. Wien, bey Kurzböck, 22½ Bogen.

Eben

Eben desselben Institutiones philosophiae practicae in usum &c. 11½ Bogen, 1773. in eben dem Verlag.

Nicolai Fuchsthaler Institutiones Physicae in usum Academ. Sabaud. Eben daselbst, 29½ Bogen mit Kupferbl.

Dieses Werk, so wie mehrere seit einigen Jahren zu Wien in Druck erschienene, ist ein trauriger Beweis, wie langsam es mit der Ausbreitung der Wissenschaften zugeht, und wie oft ein strenger Befehl den Lehrern die Nothwendigkeit aufdringen muß, sich umzusehen, wie weit die nützlichen Kenntnisse in andern Gegenden schon gebracht sind, und wie sie ihre Doctores angelicos, Seraphicos, subtiles etc. etc. gegen Newton, Leibnitz, Wolf rc. und besonders auch gegen wirkliche Versuche umtauschen sollen. Jedoch endlich zerreißt der Zaun, den Unwissenheit, Einfalt und Aberglauben um die Schulen der deutschen römisch-katholischen Provinzen gezogen hatten, und es läßt sich davon viel gutes für die Zukunft erwarten. Diese Verfasser, die wir hier anführen, sind aus den frommen Schulen, und bereiten für ihre Lehrlinge ein Werk, welches in Wien ungefehr das ist, was des *Thümmigs* Inst. Philos. vor etwa 40 Jahren bey den Protestanten war. Daß die Aehnlichkeit nicht ganz vollkommen sey; läßt sich leicht begreifen. Der Zusammenhang ist hier weniger strenge, die Kürze des Vortrages nicht immer gleich, in der Naturlehre sind mehr mechanische Sätze und neuere Beobachtungen, besonders in Ansehung der Electricität. Endlich legt auch die römische Kirche, was sie in der Metaphysik eigenes hat, nicht sogleich ganz bey Seite.

Fm.

---

8. Mathematick.

Abhandlung über die vortheilhafteste Anordnung der Feuersprützen, welche den von der Königl. Dänischen Societät der Wissenschaften in Copenhagen auf das Jahr 1771. ausgesetzt gewesenen ersten Preis

Preis erhalten hat, von Wencesl. Johann Gustaf Karsten, der Phil. und der Mathematick Professor zu Bützow, der Churfürstlich Bayerschen Akademie der Wissenschaften zu München, und der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem Mitglied. Nebst noch einer Abhandlung über die allgemeine Theorie von der Bewegung des Wassers in Gefäßen und Röhren von demselben Verfasser. Greifswald, gedruckt und verlegt von A. F. Röse, 1773. 4. 1 Alphab. 5 Bogen Text, 5 Kupfer.

Dem H. V. ist seit 1770. von der herzoglichen Regierung der Auftrag geschehen, alle für die kleinern Städte anzukaufende Sprützen erst zu probiren und mit Attestaten ihrer, mit dem Preiß in Verhältniß stehenden, Güte zu versehen. Dieses gab ihm Gelegenheit, auf viele Umstände aufmerksam zu seyn, auf die man sonst, nach der gemeinen Art, wenig Rücksicht genommen hat. Hieraus sind diese schätzbare Abhandlungen, besonders die erste, erwachsen. Wir wollen ihre Einrichtung, auch eines und das andere von ihrem Inhalte, kürzlich anzeigen. Das mathematische und wichtigste desselben verstattet nicht wohl einen Auszug; da es ein zusammenhängendes Gewebe von Hydrodynamischen Calculn ist.

I) Vorläufige Einleitung. II) Allgemeine Hydraulische Theorie vom Druckwerk einer Feuersprütze. III) Untersuchungen über die Kraft und Geschwindigkeit, womit die Arbeiter eine Feuersprütze in Bewegung setzen können; aus zuverläßigen Versuchen. Dieses ist das wichtigste Datum bey der ganzen Untersuchung. Es ist bekannt, daß die Kraft, womit ein Mensch in eine Maschine würken kann, veränderlich sey, und desto kleiner werde, je schneller das angegriffene Stück ausweicht. Das Produkt aus dem Druck in der Geschwindigkeit der angegriffenen Stelle bestimmt den Effect. Es giebt eine Geschwindigkeit, wobey der Druck und das Moment ganz aufhören muß; es muß also eine Geschwindigkeit geben, wobey das Moment am größten wird. Dieses läßt sich aber durch Theorie nicht finden, weil das Gesetz unbekannt ist, nach welchem der Druck, womit der Mensch in die angegriffene Stelle würket, von ihrer Geschwindigkeit abhänget. Hierzu dienet also die Aufgabe: Bey Beobachtung ei-

einer Sprützenprobe zu finden, wie groß die Geschwindigkeit der Querstangen und die Kraft gewesen sey u. s. f. Nun folgen die Proben selbst; deren nähere Umstände in der Vorrede erzählt werden. Eine Sprütze von 8 Mann bearbeitet, trieb das Wasser 80 Fuß hoch, in 2 Min. 10 Sec. 25 Cubicfuß mit 103 Schlägen. Dieser Versuch setzt also die Kraft eines Arbeiters auf 1⅓ Cub. Fuß Wasser, und die Geschwindigkeit auf 3, 6. Fuß; also das Moment auf 4, 8. Eine zwote Sprütze gab das mechanische Moment eines Arbeiters einmal = 4, 9.; ein andermal = 5.; und wieder unter andern Umständen = 3, 75. Eine dritte gab es = 5, auch = 5, 56.

IV) Theorie der Feuersprützen mit doppelten Druckwerk ohne Windkessel. Nach einer vorausgesetzten Länge und Weite der Schlange, Höhe des Strahls, Anzahl der Arbeiter u. s. f. werden nun die Maaßen der Theile berechnet.

V) Von Feuersprützen mit dem Windkessel. Die Gestalt der Windkessel ist an sich gleichgültig; die cylindrischen sind die bequemsten. Wenn ihr Querschnitt viermal so groß ist, als die Querschnitte der Stiefel; so fället schon das Wasser im Windkessel ungemein wenig, während der Zeit, da die Bewegung sich in die entgegengesetzte verwandelt. Der Windkessel hat einen doppelten Nutzen. Der eine, den man vielleicht anfänglich ganz allein zur Absicht hatte, ist, daß der Wasserstrahl ununterbrochen bleibt. Der zweyte, daß das Wasser die Geschwindigkeit, womit es in der Schlange fortfließt, nicht am Ende eines jeden Zuges verlieret, sondern vielmehr nach und nach immer mehr beschleuniget wird. Daher kommt es, daß die Sprütze mit dem Windkessel durch eine lange Schlange das Wasser höher treibet, als sie ohne ihn thun würde. Es können aber Mängel der Sprütze Gelegenheit geben, daß gerade das Gegentheil erfolget.

VI) Von Feuersprützen mit einfachem Druckwerke.

VII) Von Saugsprützen und Zubringern. Der H. V. ist überzeugt, daß es der Regel nach besser sey, das Druckwerk allein zu wählen. Je einfacher eine Feuerspr. ist, und je weniger Umstände es macht, sie in Würksamkeit zu setzen, desto größer ist der Nutzen, den man sich von ihr versprechen kann. Deswegen ist rathsamer, wenn ja eine Saugschlange gebraucht werden soll, die Einrichtung so zu machen, daß das Druckwerk allenfalls allein gebraucht werden kann.

VIII) Besondere Untersuchungen über die einzelnen Theile einer guten Feuersprütze und die Art ihrer Zusammensetzung.

setzung. Dem Fehler der schrägen Schiebung der Kolbenstange kann man nicht besser abhelfen, als wie es Herr Lytal in London an seinen Feuersprützen macht, und wie hier beschrieben und durch eine Zeichnung vorgestellet wird. Den Kolben aus zwo Scheiben Leder zwischen drey metallenen oder hölzernen, wovon jene sich umlegen und vom Wasser selbst an den Stiefel angedrückt werden, giebt der H. V. den Vorzug. Die conische Gußröhren, wenn sie nur mittelmäßig lang und inwendig gut polirt wären, hat er nicht schlechter als andere gefunden. Die Schlange leidet an den Theilen, die der Sprütze am nächsten sind, am meisten. Da muß also das ausgesuchteste Leder gebraucht werden. Allein da es zu umständlich wäre, die Stücken zu bezeichnen und bey dem Zusammenschrauben erst auszusuchen; so nimmt man durchaus das beste Leder, so man haben kann. Recht gut zubereitetes Englisches Sohl-Leder würde, an sich, dem Druck einer 300 Fuß hohen Wassersäule gewachsen seyn; aber nach dem Einthauen (Träncken mit Fette) ist es nicht leicht mehr, als 100 Fuß gewachsen. Der Schlauch platzte, da man das Wasser durch ihn einen 200 Fuß hohen Thurm hinan treiben wollte. Einer schadhaften Stelle hilft man gewöhnlich durch ein Stück herumgelegtes und mit Bindfaden befestigtes Leder. Besser aber ist es, wenn man um jedes einzelne Stück der Schlange, eine oder zwo lederne Hülsen von 2 bis 3 Fuß, gleich anfangs machen läßt, die genau darauf passen. Eine solche Hülse kann man an beyden Seiten, mit ein paar Lappen oder Öhren versehen, und mit deren Hülfe auf der Schlange verschieben. (Wie aber, wenn die Stelle gar zu sehr beschädigt wäre? auf diesen Fall halte man kurze hölzerne oder metallene Röhren in Bereitschaft, die in die Schlange passen; schneide die schadhafte Stelle heraus; stecke die Röhren in die beyden Enden, und binde diese auf ihr feste. Man kann zu dem Ende die Röhre mit Reifen versehen, damit das Binden desto fester halte.) Die Versuche mit den Schlauchen aus Seegeltuche (ohne Nath gewebet) sind schlecht ausgefallen; das meiste Wasser blieb unterweges. Es stieg kaum 16 Fuß hoch. Die Schraubenröhren, zum Zusammensetzen der Theile des Schlauches, hat der H. V. weit leichter und bequemer eingerichtet, als sie gewöhnlich sind. Ventil; Wenderohr; Sprützenwagen; Abmessungen für eine große Feuersprütze, die durch 16 Mann bearbeitet werden soll.

Hierauf folget: Abhandlung über die allgemeine Theorie von der Bewegung des Wassers in Gefäßen und Röhren. Wir wollen auch hiervon einiges auszeichnen.

Die beyden Bernoulli, Maclaurin, d'Alembert, Euler, sind die Schriftsteller vom ersten Range, die über die Hydrodynamic geschrieben haben. Ihre Schlußsätze kommen in der Hauptsache überein; nur bey der Anwendung der allgemeinen Theorie, auf einige in der Ausübung merkwürdige Fälle, sind die Resultate ihrer Untersuchungen zuweilen verschieden. Dies hat den H. V. bewogen, eine Vergleichung und Prüfung anzustellen.

Zuerst wird das Gesetz untersucht, nach welchem sich die Bewegung eines Systems verbundener Massen, auf deren jede eine gegebene Kraft würket, verändert. Die Auflösung dieser allgemeinen Aufgabe, wird auf den Schwung des zusammengesetzten Pendula angewendet. Der H. Verf. findet keinen, der mit seiner Ausführung näher zusammen träfe, als Jac. Bernoulli, und vermuthet, daß dessen Abhandlungen den H. d'Alembert veranlasset haben, auf seinen allgemeinen Grundsatz der Mechanick zu verfallen. Und, in diesem Sinn genommen, trifft man diesen Satz auch in verschiedenen Abhandlungen des H. Eulers an. Hierauf folgt die Anwendung der vorläufigen Grundsätze auf die Theorie der Hydraulick. Z. B. Aufgabe? Alle Elemente der flüßigen Masse werden von unveränderlichen Kräften, die ihren Massen proportional sind, nach der Richtung der Centrischen Linie vorwärts getrieben; man sucht das Gesetz, nach welchem sich die Geschwindigkeit des, durch einen gegebenen Querschnitt fliessenden Wassers ändert. Den Druck zu finden, dem jeder Querschnitt der in der Röhre fortfliessenden Masse ausgesetzt ist. Das bisherige ist ein kurzer Auszug aus d'Alembert. Nun folgt H. Eulers Grundgesetz, welches man so deutlich, als alle Geometrische Lehren, finden wird, wenn man sich dabey beruhiget, bloß auf die Wirkung zu sehen, und keine philosophische Deutlichkeit des Begriffes der Kraft verlanget. Alles kommt auf die Vorstellung an, daß der Druck, welcher in jedem Querschnitt entstehet, sich nach allen Seiten, vorwärts, rückwärts und gegen die Seitenwände des Gefäßes, nach der senkrechten Richtung mit gleicher Stärke äussert. So hatte sich der H. V. im Lehrbegriff der Mathematick erkläret; und einige ihm ganz unerwartete Erinnerungen gegen die Eulerische Hydraulische Theorie (Allgem. d. Bibl. XVI. B. 1 St. 91 S. Anm. a.) haben ihn bewogen, hier noch etwas umständlichere Erklärungen darüber zu geben. Er schließt endlich: So wird jeder H. Eulers Vortrag verstehen, der nicht Lust hat, noch schlimmer damit umzugehen, als H. d'Alembert mit Joh.

Ber-

Bernoullis Hydraulick umgegangen ist. Wer die Hydraulick studieren will, muß aus der Mechanick schon wissen, was Druck und Gegendruck sey.

Gründe der Bernoullischen Hydraulick, und ihre Vergleichung und Uebereinstimmung mit den Eulerschen. Nun suchet der H. V. unabhängig von der Eulerischen und d'Alembertischen Theorie, zu beweisen, daß es in Ansehung des Zustandes, der in einem Gefäße fortfliessenden Masse, einerley sey, ob die Kräfte einzeln in die Elemente der Masse wirken, oder ob eine ganze Kraft auf die Oberfläche würket. Nehmlich, daß das Wasser eben so aus der untern Oefnung fliesset, als wenn es bloß träge wäre, und eine Kraft auf die Oberfläche drückte. Der Bernoullische Strudel scheint dem H. V. noch immer nöthig zu seyn, wenn man sich wirklich philosophisch deutliche Begriffe vom Ausfliessen machen will. Die Natur bildet wirklich dergleichen. Wer also in hypothesi naturae rechnen will, der muß ihn nicht beyseit setzen. Das Gesetz der Stetigkeit behauptet er nicht schlechthin, es kann seyn daß in der Natur plötzliche Veränderungen vorgehen; sondern nur, daß bey dem Ausfliessen durch eine kleine Oefnung am Boden, so etwas nicht geschehe. Und dieses ist der Grund, warum er die Betrachtung des Strudels nicht, mit H. Hofr. Kästner, für entbehrlich halten kann. Er erklärt sich hier etwas umständlicher darüber; und glaubt: H. Kästner, der mit Bernoulli aus solchen Formeln rechne, die eine allmählige Aenderung der Geschwindigkeit voraussetzen, könne deswegen den Strudel nicht wohl für entbehrlich halten, weil Bernoulli eben darzu den Strudel braucht, um dadurch begreiflich zu machen, wie auch hier (bey dem Ausfliessen) das Gesetz der Stetigkeit seine Anwendung finde. Auch in Ansehung der auf die Oberfläche übergetragenen Summen aller Kräfte, und der Art, wie Bernoulli diese, von ihm sogenannte hydrostatische Kraft findet, gehet der H. Verf. von H. Hofr. Kästner ab.

Maclaurins Verfahren, bey Auflösung der bisher betrachteten Hydraulischen Aufgaben. Newtons Verfahren ist überaus sinnreich — der H. Verf. weis nicht, wie es zugehet, daß die meisten übrigen Schriftsteller, dessen Vortrag anderst zu verstehen scheinen, als es seinen Gedanken gemäß ist.

Schließlich stellet der H. V. noch einmal das Ganze seiner Abhandlung, in einem kurzen Abriß, dar; aus dem man gleichsam in einem Blick übersehen kann, wie die Systemen eines Joh. Bernoulli, d'Alembert und Eulers zusammenhängen.

hängen. Er sagt: ich bin auf eine sehr angenehme Art überraschet worden, als ich wahrnahm, daß die eigentlichen Gründe von Joh. Bernoullis Hydraulick, mit den Gründen, die H. d'Alembert braucht, im Grunde völlig einerley sind. Und doch hat H. d'Alembert so vieles an Bernoulli auszusetzen! Merkwürdiges Beyspiel, wie Schriftsteller uneinig seyn können, davon jeder seine eigene Sprache redet, wenn sie gleich unter der verschiedenen Einkleidung, im Grunde einerley sagen!

Pi.

Ienfenii Kraftii . . . Mechanica, latine reddita et aucta a *Io. Nic. Tetens*, Phyſ. Prof. in Ac. Frid. Buzovienſi. Bützow und Wißmar, bey Berger und Bödner, 1773. 466 Quartſ. 15 Kupfert.

Das Original ist in dänischer Sprache unter dem Titel: Vorlesungen über die Mechanick, zu Soree 1763. herausgekommen. Es enthält in zwanzig Vorlesungen die Gesetze der Schwere, der Centralkräfte, der Pendeln, des Stoßes, gespannter Saiten, also ziemlich vollständig was man in einer höhern Mechanick erwartet. Die Gründe der Lehren sind in jeder Vorlesung vorgetragen, so weit sich solche, mit mäßigen geometrischen Kenntnissen fassen lassen, vollständigere analytische Berechnungen finden sich in den Zusätzen. Hr. Tetens hat hie und da Anmerkungen und eigne Zusätze beygefügt, wie man von seiner bekannten Einsicht erwarten kann, besonders ist ein ihm eigner Zusatz bey der 15 Vorles. lehrreich, welcher Anfangsgründe der Dynamik enthält, und die Lehre von den Wirkungen der Kräfte auseinander setzt, besonders in Absicht auf die Frage vom Kräftenmaaße. Hr. T. erklärt sich für das Leibnizische. Auch bey des Verfassers 13 Zusatze, vom Kleinsten beym Stosse der Körper, findet sich eine wichtige Vermehrung Hrn. T. der über die Lehre vom Größten und Kleinsten unterschiedens bekannt gemacht, unter andern in den Leipziger Act. Erud. 1764. einen Aufsatz, wo die isoperimetrischen Aufgaben aus analytischen Gründen sehr geschickt aufgelöset sind. Hn. Tetens Uebersetzung, hätte so viel an ihm liegt, schon vor sieben Jahren erscheinen können.

Als ein zweyter Theil des Originals sind, auch in dänischer Sprache, Vorlesungen über die Statik und Hydrodyna-

nämlich, auch das Maschinen-Wesen, 1764. erschienen. Hr. Tetens zeigt sich geneigt auch davon eine Uebersetzung zu verfertigen, vermuthlich findet er Schwürigkeiten sie herauszugeben. Es wäre indessen zu wünschen, daß Hr. Tetens Eifer für das gemeine Beste hiedurch nützlich werden könnte. Der zweyte Theil ist noch viel wichtiger als der erste. Er enthält eine Menge von Beschreibungen, Abbildungen und Berechnungen von Maschinen, daß er also die Stelle eines Maschinenschauplatzes vertreten kann, aber eines solchen, dergleichen wir noch nicht haben, denn in den bekannten, fehlt gründlichere und tiefere Theorie der Maschinen und theoretischen Schriften lassen sich der Kostbarkeit wegen selten viel Maschinen beyfügen, auf welchen die Anwendung der Theorie gezeigt würde.

Anweisung zum Feldmessen, für einen forstgerechten Förster. Göttingen und Gotha, 1773. 108 Octavs. 7 Kupfert.

Soll zum Gebrauche eines gemeinen hannöverischen Försters seyn, der an Gelde und an Verstande nicht viel aufzuwenden hat. Also im I. Theile Vorschriften, Figuren zu zeichnen und auszurechnen, auch Ausrechnung der Körper; und Anwendungen davon aufs Feldmessen. Ueberall werden die wohlfeilsten Werkzeuge angezeigt, die also freylich nicht die bessern seyn können. Unter den Figuren, welche ausgerechnet werden, sind unterschiedne von gleichen Umfange dadurch sinnlich zu machen, daß sie deswegen nicht einerley Innhalt haben. Bey der Ausrechnung der Körper fehlt die Anwendung auf die Ausrechnung des Holzes in einem Stamme. Die Bemerkung, daß die Seiten einer Klafter winkelrecht aufs einander stehen müsse, hätte auch wohl verdient, ausdrücklich gemacht zu werden. Eine Figur in Grund zu legen, werden hie nur die Seiten und Diagonalen gebraucht, weil alles ohne kostbare Werkzeuge geschehen soll. Wenn sich aber der Förster ein Astrolabium selbst machen will, so wird ihm im II. Theil Anweisung gegeben, wie es auf ein Bret kann verzeichnet werden. Einen Kreis in 90 Grade einzutheilen, die Diopteru gehörig zu stellen u. s. w. wird hier als bekannt angenommen, nicht gelehrt; der gemeine Förster aber, der nichts weiter weis, als die im I. Theil gewiesenen sehr wenigen geometrischen Handgriffe wird sich schwerlich darein finden. Die gute Absicht des Verf., der 40 Jahr mit dem

Forstwesen umgegangen ist, ist das Beste bey dem Buche: Gute Schriftsteller von seinem Gegenstande, wie Vierenklee, Oettelt u. d. g. hat er gar nicht gekannt, sondern empfiehlt Beutels geometrischen Lustgarten als ein wohlfeiles Büchlein. Freylich könnte man noch itzo manchen Professor, der nur aus ökonomischen Absichten Geometrie liest, aus Beutels Lustgarten, Aufgaben die ihm nicht leicht seyn würden, vorlegen; aber dem Förster hätten doch schon andere Bücher können empfohlen werden, darunter Vierenklees Buch zulänglich für den Anfänger ist, gegenwärtiges aber viel zu unvollständig, und doch dabey unnützlich weitläuftig.

B.

Sammlung der Schriften, welche den logischen Calcul Hrn. Prof. Ploucquets betreffen, mit neuen Zusätzen. Tübingen, bey Cotta. 1773. 8. 17½ Bogen.

Der Titelbogen ist hier umgedruckt, die Vorrede weggelassen, und statt derselben das Verzeichniß einiger Cottaischer Verlagsbücher gesetzt worden.

D. A. Vollinhaus getreue Anweisung zu Felder- und Landtheilungen, oder gründliche Methode, alle Fälle sowol von gemeinen Landtheilungen, als auch Landvertauschungen, Land- und Holzausweisungen, Auseinandersetzungen und Landrepartirungen, nach den Regeln theoretisch und practisch auszuführen. Zu bequemem und sicherm Gebrauche der Rechtsgelehrten, Amtsbedienten, Verwalter und Haushalter, wie auch den Anfängern der Mathematick zur untrüglichen Richtschnur in diese Verfassung zusammengetragen und mit gehörigen Figuren versehen. 1773. Hannover und Leipzig, bey Schmidt. 8. 8½ Bogen 6 Kupferbl.

Der Verfasser hat vermuthlich wollen die Recension von seinem Buche auf den Titel desselben setzen, sonst hätte derselbe merklich kürzer seyn können. Er verspricht übrigens nicht zu viel, da der Verfasser nicht nur die Regeln selbst ziemlich

sich ausführlich vorträgt, die Beweise beyfügt, und die Anwendung auf dem Felde zeigt, sondern eine Menge ganz besonderer und theils sehr verwickelter Fälle vorbringt, wo die Art die Anforderungen eines jeden Theilhabers vorerst aus einander zu setzen, und so zu sagen, auf einerley Maßstab zu bringen, oft mehr Nachdenken verursacht als die Abtheilung der Felder selbst. Einige Verbesserungen hätte das Buch übrigens wohl noch haben können. Wir wünschten z. E. daß S. 39. wo von Verwandlung der Figuren in einen Triangel die Rede ist, der Beweis hätte mögen beygefügt seyn. Eben so hätte die 12te Aufgabe S. 69. 70. vor der 7ten Aufgabe S. 63. 64. stehen sollen, weil diese mittelst jener genau und geradehin aufgelößt werden kann, da hingegen der Verfasser sich mit einer Näherung begnügt, und an einer gerade zum Ziel führenden Auflösung zweifelt und sie vollends für unmöglich hält. Die bey der 21ten und 22ten Figur gemachten Eintheilungen hätten ebenfalls schicklicher vorgenommen werden können, weil es allemal besser ist, wenn man die Anzahl der Ecken so viel möglich zu vermindern sucht. Jedoch diese Bemerkungen benehmen dem Werthe alle übrigen nichts, welches von den Feldmessern immer mit Vortheil wird genutzt werden können.

J. L. Hogreve practische Anweisung zur topographischen Vermessung eines ganzen Landes. 1773. Hannover und Leipzig, bey Schmidt. 10 Bogen 8 Kupferbl.

Der Verfasser fängt bey Beschreibung der nöthigen Instrumente fürnehmlich aber eines Meßtisches an, dessen Lineal hohe Diopter und eine Magnetnadel hat. Hierauf legt er eine vollständige Zeichnung vor, und zeigt, wie jede darauf vorkommende Gegenstände gezeichnet und ausgemalt werden müssen. Die Aufnahme des Grundrisses folgt hierauf, und zwar vorerst die Auswahl der Standlinie, die über höhere Gegenden nach einem kenntlichen Gegenstande hingezogen den Vortheil schaffet, daß man auf den zu wählenden Standpuncten eine größere Menge der abzumessenden Objecte sehen kann. Der Verfasser sieht vollkommen ein, was auch Hr. Lambert bereits in seinen Beyträgen zur Mathematick angemerkt hat, wie vortheilhaft es ist, wenn man vermittelst einiger bereits bestimmten Hauptpuncte einen jeden auf dem Felde gewählten Stand des Meßtisches an und für sich be-

stimmen, und damit die Vermessung sogleich fortsetzen kann. Er bedient sich dabey der Magnetnadel, und kürzt dadurch die Arbeit ab, daß er nur zwey Objecte braucht, da man sonst drey haben muß. In Ansehung der Magnetnadel ist bey grossen Vermessungen zu bemerken, daß wenn die Stände einander ost- oder westwerts liegen, die Richtung der Nadel nicht als parallel bleibend angesehen werden kann. Der Verfasser setzt dieses weitläuftig auseinander, und zeigt wie der daher rührende Fehler zu vermeyden ist. Der Vortrag hätte kürzer gefaßt werden können, wenn der Verfasser den eigentlichen Grund der Sache deutlicher vorgestellt hätte. Die Richtungen der Magnetnadeln laufen gegen Norden hin irgend zusammen, und der Winkel, unter welchem sich ihre Richtungen schneiden, ist es eigentlich, welcher hier in Betrachtung kömmt. Es kann aber auch geschehen, daß die verlängerten Axen der Magnetnadeln nicht in gleichen Flächen sind, und alsdann muß die Verbesserung auf eine besonders dazu eingerichtete Art vorgenommen werden. Am besten kömmt man fort, wenn man auf dem Risse die Mittagskreise nach den geographischen Anweisungen so zieht, daß sie gerade Linien seyen und die Grade der Länge zu den Graden der Breiten ihre wahre Proportion, auch alle Winkel ihre Größe behalten. Der Verfasser nimmt hierauf die Vermessung der leichtern und nachgehends der schwerern Gegenden vor, und zeigt auch wie bey einem großen Bezirke die Platten zusammengefügt, die Vermessung von District zu District fortgesetzt, die von einem ganzen Lande vorgenommen, und aus der topographischen Charte eine Kriegs- und geographische Charte zu ziehen ist.

D.

---

9. Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie und Mineralogie.

P. Franc. Xav. Epp. S. I. Problemata electrica publicae disputationi in electorali Lycaeo Monacensi. 1773. 8. 11 Bogen 3 Kupferbl. München, bey Fritz.

Was der Verfasser in der Aufschrift *Problemata* nennt, sind eigentlich Fragen, die bey der Electricität vorkommen. In der Vorrede nennt er sie noch eigentlicher Zweifel

für

für und wider gewisse Sätze. Er stellte anfangs Versuche an, und glaubte nun mit der Electricität bekannt zu seyn. Hierauf las er den Nollet, und dachte alles wäre entschieden. Eben das glaubte er, nachdem er den Franklin gelesen. Eigentlich fand er sich immer tiefer im Labyrinthe, und kehrte zu den Versuchen zurücke. Dieses war nun wohl am klügsten gehandelt, da man im Grunde betrachtet noch nicht weis, welche und wie viele wesentliche Stücke zum Ganzen noch fehlen. Die Fragen sind nun der Ordnung nach folgende, und zwar nach einigen vorläufigen Sätzen, welche die Electricität überhaupt kenntlich machen, wenn man noch keinen Begriff davon, das will sagen, noch nichts davon gesehen noch empfunden hat.

1. Ob die electrische Materie aus dem reibenden oder aus dem geriebenen Körper komme. 2. Was die Natur dieser Materie seyn möge. 3. Welchen Weg sie nehme, und mit welcher Geschwindigkeit. 4. Ob man sie durch irgend einen Widerstand aufhalten könne. 5. Ob und unter welchen Bedingungen sie sich in solchem Fall aufhäufe. 6. Welches hievon der Erfolg und ob ein doppelter Fluß der Materie anzunehmen ist. 7. Wie die Erscheinungen zu erklären sind. 8. Ob die electrische Materie mit dem Feuer und Wärme einerley seyn. 9. Ob sie mit der magnetischen Materie auf eines hinauslaufe. 10. Ob sie der Gesundheit nütze oder schade. Diese Fragen betreffen die durch Kunst erregte Electricität oder Agtsteinkraft. Zur natürlichen gehören noch: 11. Ob electrische Dünste in der Luft sind. 12. Wodurch diese Dünste erregt werden, und wie sie ihren Lauf nehmen. 13. Welches die blitzartigen Wirkungen derselben sind. 14. Ob durch menschlichen Fleiß der Blitz von Städten, Dörfern, Gebäuden ꝛc. weggeleitet werden könne. 15. Ob das Glockenläuten bey den Gewittern zu billigen sey, dafern man nehmlich von dem was dabey heilig ist, abstrahirt, und nur auf die Wirkung des Schalles und die Electricität des Gewitters sieht. Bey allen diesen Fragen bringt der Verfasser viele Belesenheit und auch eigene Versuche und Sätze an, und trägt in so fern zur Auflösung derselben das seinige mit bey.

Sw.

Versuch einer Naturgeschichte des Hamsters von F. G. Sulzer. Göttingen und Gotha, bey Dieterich,

rich, 1774. 8. 13½ Bogen mit illum. und un- illum. Kupfern.

Dies Buch ist nicht ganz zu verwerfen: es enthält verschiedene eigne und merkwürdige Beobachtungen, die der Verf. an dem Hamster gemacht hat, besonders im fünften Abschnitte von dem Wienterschlafe dieses Thieres. Nur muß sich der Verf. noch abgewöhnen, wenn er mehr schreiben will, sich bey unerheblichen Kleinigkeiten so lange aufzuhalten, wie er bisweilen thut, und mehr für den Ausdruck sorgen. Daß der Hamster am Getraide mehr Schaden thut als sein Fell, oder wie der Verf. immer schreibt, sein Fellchen, werth ist, das hätte wohl keines so umständlichen Beweises bedurft.

Kurze Anleitung Insecten zu sammeln, entworfen von Aug. Christ. Kühn, der Arzneywiss. Doctor. Eisenach in der Grießbach. Buchhandlung. 1773. in 8. 112 Seiten.

Eine wohlgerathene und auf Erfahrung gegründete Schrift, bey der wir doch noch wünschten, daß sie eben so umständlich, wie die Schmetterlinge behandelt worden sind, sich auch auf die übrigen Insecten einliesse. Zuletzt wird noch von einigen besondern Schmetterlingen und Raupen Nachricht ertheilt.

Franz Valentyns Abhandlung von Schnecken, Muscheln und Seegewächsen, welche um Amboina und den umliegenden Inseln gefunden werden. Als ein Anhang zu Rumphs amboinischer Raritätenkammer aus dem Holländischen übersetzt, von Phil. Ludw. Stat. Müller. Wien, in der Kraussischen Buchhandlung, 1773. 39 Bogen in Folio 18 Kupfer.

Dies Buch hätte gar wohl unübersetzt bleiben können. Valentyn hatte es ehedem nur zu seinem eignen Unterrichte aufgesetzt, und in unsern Zeiten ist es durch die vielen ungleich bessern Werke über diesen Theil der Naturgeschichte noch viel entbehrlicher geworden.

X.

Nachrichten von den Eisbergen in Tyrol, von Joseph Walcher, a. d. Ges. Jesu; Wien, bey Kurzböck, 1773. 7 Bogen 5 Kupfer in Octav.

Eine kleine lesenswerthe Schrift von den Fernern (so nennt man hier die Eisberge) und den Seen, die sich dahinter sammeln, und den niedrigen liegenden Gegenden viele Gefahr bringen, mit andern eingestreueten merkwürdigen Beobachtungen.

Tz.

Sammlungen nützlicher und angenehmer Gegenstände aus allen Theilen der Naturgeschichte, Arzneywissenschaft und Haushaltungskunst, herausgegeben von F. X. von Wasserberg. 1. Theil. Leipzig, bey Hertel in Commiss. 1773. 10 Bogen in 8.

Ein Werk nach Art des Hamburgischen Magazins und anderer ähnlicher periodischer Schriften; aber ziemlich weit unter den allermehresten. Die wenigen Originalaufsätze verlieren sich ganz unter der Menge der Uebersetzungen und sind auch eben nicht sehr vorzüglich.

Unterricht von den verschiedenen Arten der Canarienvögel und der Nachtigallen, wie diese beyderley Vögel aufzuziehen und mit Nutzen so zu paaren seyn, daß man schöne Jungen von ihnen haben kann; nebst verschiedenen Anmerkungen von den Ursachen ihrer Krankheiten und wie man selbige curiren solle. Mit Kupfern. Frankf. und Leipz. 1772. in 8. 13½ Bogen Text, 2 Bogen Kupfer.

Wir haben den ganzen Titel hiehergesetzt, damit der Liebhaber sehe, was er in dem Buche zu suchen habe, und merken nur an, daß es ganz gute Rathschläge zur Erziehung und Wartung der beyden auf dem Titel genannten Vögel ertheilt. Die Kupfer sind so illuminirt, daß sie völlig wie die Nürnberger und Augsburger Lackierbilder aussehen.

X.

Versuch einer Naturlehre in Briefen abgefaßt, zum Gebrauche junger Personen beyderley Geschlechts vermehrt mit einem Briefe von dem Magnete, einigen Anmerkungen über die Elektricität und einer kurzen Vorstellung des Weltgebäudes. Aus dem Französ. übersetzt. Amsterd. und Leipz. in der Joh. Schreuderischen Buchhandlung, 1772. 8. 35 Bogen.

Gleich im Anfange dieser Briefe sagt ihr ungenannter Verfasser, daß er in ihnen Nachricht von dem Unterrichte in der Naturlehre geben wolle, den er von Nollet und Delor genossen habe. Wirklich ist auch die Sammlung nichts anders, als eine Art von Auszug aus des Abt Nollets bekannten Leçons de Physique; Ordnung, Wahl der Materien, Art des Vortrags, Versuche sind fast ganz wie bey Nollet. Um so viel eher hätten wir nicht nur des ganzen Buches, sondern auch insbesondere der deutschen Uebersetzung davon wohl entübriget seyn können; zumal da einem jeden sehr anzurathen ist, sich lieber an Nollet selbst zu halten, als an unsern ungenannten Verfasser, der freylich zu Zeiten ziemlich deutlich verräth, daß er Schüler in der Naturlehre ist, und seine Lehrer unrecht verstanden hat. Nur eins oder das andere anzumerken: S. 270. 271. scheint der Verf. zu glauben, die Körper erfordern zum Schmelzen immer ein um so viel größeres Feuer, je härter sie sind, und nun gleich führt er das Gold als einen sehr schwerflüßigen Körper an, das doch niemand vorzüglich hart nennt. Die gemeine Glasmaterie ist auch bey weiten so schwerflüßig nicht, wie sich der Verf. vorzustellen scheint. Der ganze acht und zwanzigste Brief, mit der Ueberschrift: von der Chymie, ist ein ziemlich seichtes, unordentliches und kaum halb wahres Geschwätz. Es wird darinn als ausgemacht angenommen, daß die sauren Salze des Scheidewassers mit Ungestüm in die alkalischen des Quecksilbers und des Zinns bey der Auflösung dieser Metalle dringen. Ueber die Ursachen der Auflösungen überhaupt stehen da sonderbare Raisonnements. Die Uebersetzung dieser Briefe, wenn sie nun einmal übersetzt werden sollten, hätte übrigens auch hier und da besser seyn können.

Tz.

Adam

Adam Gottlob Schirachs, Pastoris zu Kleinbautzen, u. s. w. natürliche Geschichte der Erd- Feld- oder Ackerschnecken, nebst einer Prüfung aller bisher bekannten Mittel wider dieselbigen, wobey viele neue physische Erfahrungen gemacht worden. Erste Sammlung. Leipzig, bey Hilschern, 1772. gr. 8. 12½ Bogen, ¼ Bogen Kupfer.

Die kleine braune Schnecke ohne Haus (Limax agrestis *Linn.*) that einige Jahre her im Herbste in der Lausitz und in Böhmen dem Getreide vielen Schaden. Dies bewegte den fleißigen Herrn Schirach sowol die Nachrichten von den Hülfsmitteln gegen diese Thiere zu sammeln, als auch selbst neue Versuche und Beobachtungen über sie anzustellen, und die genannte Schrift darüber herauszugeben. Diese erste Sammlung liefert hauptsächlich die in Sachsen angepriesenen Mittel gegen die Schnecken, in der Fortsetzung will er sein Augenmerk auch auf die Mittel der Ausländer richten.

Mit Recht fängt der Verf. von einer kurzen Naturgeschichte dieser Schnecken an. Er hat hier vornehmlich aus andern, besonders aus Swammerdam geschöpft, und verschweigt es nicht. Gelegentlich kommt er auf das Wiederwachsen der abgeschnittenen Köpfe der Schnecken, und Schäffer wird dabey nicht wenig gelobt.

Nun zu den Mitteln dagegen. Zuerst (S. 41.) von dreyzehn fehlgeschlagnen, dann (S. 44.) zwölf wohl angeschlagene nebst Anmerkungen darüber. Die besten unter ihnen möchten noch wohl in Aufsprengen des Kalkes, der Asche, des Ofenrusses auf den Acker bestehen; einige Rathschläge fallen fast ins lächerliche, z. Ex. wenn man die Schnecken absuchen, oder Enten auf die Aecker treiben soll, die sie abfressen. Zuletzt kommen noch einige Nachträge, u. d. gl.

Bey Gelegenheit bittet der Recensent den Verf. nur noch, wenn ihm gegenwärtige Recension etwa zu Gesicht kommen sollte, nicht den ihm auch nach und nach geläufig werdenden Schäfferischen Ton und die Manier dieses reichen Naturforschers zu sehr anzunehmen; das heißt, nicht gleich auf Veranlassung einer jeden Kleinigkeit ein eignes Werk darüber zu schreiben, noch die Materien bis ins Unerträglich-ekle zu dehnen, nicht immer so mit vollen Backen anzuheben, wenn denn doch am Ende nichts herauskömmt, das der Mühe werth

werth war; nicht in allen Wissenschaften zu Hause seyn zu wollen, und sich selbst nicht für so ganz ausserordentlich wichtig zu halten.

X.

Versuch einer systematischen Abhandlung über die Erdkonchylien, sonderlich derer, welche um Thangelstedt gefunden werden. Nebst einer Nachlese über die Erdschnecken überhaupt, von Johann Samuel Schröter, Pastor zu Thangelstedt und Rettewitz in dem Herzogthum Weimar. Berlin 1771. 8.

Der V. welcher sich auf dem Titel, auch einen kaiserlichen gekrönten Poeten nennet, erzählt zuerst allerley kleine Anmerkungen über die einheimischen Erdschnecken, die zum Theil recht artig sind. Ihm hat es nicht glücken wollen, Schnecken so zu köpfen, daß ihnen der Kopf wieder gewachsen wäre; auch der abgestumpfte Schwanz hat sich nicht wieder ergänzen wollen. Unwahrscheinlich ist uns die Erklärung, wie sich die Schnecken von einem Orte zum andern bewegen; nemlich er meynt, die Schnecke ergösse unter sich ein kleines Meer von einem klebrichten Safte, auf welchem sie schwömme; ja, er redet sogar davon, ob nicht das Hauß, was sie auf dem Rücken trägt, den Dienst eines Segels leisten könnte. Wir hingegen glauben, daß die Schnecke würklich kriechet, nur daß die wellenförmige Bewegung am äussern Rande ihres Fußes unmerklich ist, die man hingegen im mittlern Theile, auf einer Glastafel, ziemlich unterscheiden kann, dabey aber glauben wir auch, daß der klebrichte Saft das Kriechen befördert, so wie auch einige Insekten, z. B. einige Spinnen, durch Hülfe eines solchen Safts auf polirten Spiegeln fortkommen können.

Fast ist es lächerlich, daß der V. S. 99. darüber klagt, daß jeder, der einige Naturalien beschreibt, auch gleich eine neue Eintheilung ausheckt; und daß er gleich darauf, der wenigen Erdschnecken wegen, die er in seiner Nachbarschaft gefunden hat, selbst eine neue Eintheilung anbringt. Wir nennen die Anzahl der hier beschriebenen Schnecken klein, ungeachtet der V. selbst deren an 115. zählet; aber er achtet auf die Verschiedenheit der Schalen; und jede dabey vorkom

men-

mende Abänderung ist besonders genannt. Wir halten es für nützlich, daß man auch die Abarten anmerket, aber wenn man sie gar zu ängstlich sucht, und gar zu weitläuftig beschreibt, so wird man micrologisch. Wollte jemand die hier vorkommenden Schnecken nach einem genaueren Systeme z. E. nach dem Linneischen nennen, so würden es nur wenige Arten seyn, ungeachtet es mehr als wahrscheinlich ist, daß auch Linné Abarten für verschiedene Arten angegeben hat. Statt Synonymen beyzubringen, führt H. S. des H. Martini Abhandlung an, die freylich gut ist, aber sie ist im Berlinischen Magazine versteckt; und da die vielen Magazine so oft einerley Sachen verkaufen, so ist es nicht zu erwarten, daß jeder Liebhaber der Conchyliologie jene Abhandlung kennen, oder sich ihrentwegen die vielen Bände des Magazins anschaffen werde. Wir wünschen übrigens, daß H. S. fortfahren wolle, die einheimischen Naturalien zu untersuchen und bekannter zu machen, und wir versagen ihm keineswegs den Dank, den er für diese Bemühung verdienet. Zwo Kupfertafeln stellen die meisten beschriebenen Erdschnecken vor.

A.

Herrn Jallabert Versuche über die Electricität, aus dem französischen übersetzt. Basel, bey Imhoff, 1772. 312 S. in 8.

Seit der ersten Ausgabe dieses sehr wohl geschriebenen Buches, sind zwar viele Entdeckungen in diesem Theile der Naturlehre gemacht, dennoch wird ein so claßisches Buch nie seinen Werth verlieren, und verdient durch wiederholte Auflagen und Uebersetzungen durchgängig bekannt zu werden.

Diese Uebersetzung ist sehr Schweizerisch, und scheinen selbst die ersten 116 Seiten nicht in Basel, sondern in Lucern übersetzt zu seyn, wenigstens erinnern wir uns viele darinn befindliche undeutsche Ausdrücke nur an letztern Orte gefunden zu haben.

Gegenwärtige zweyte Ausgabe ist der ersteren so getreu, daß sie nicht nur die Seitenzahl, sondern selbst die einzeln darinn vorkommenden Druckfehler beybehält. Was sie aber besonders empfiehlet, ist, daß selbiger eine Uebersetzung des *Wendelini Amersin* kleinen Tractates von der eigenthümlichen Electricität des Holzes beygefüget ist. Herr Amersin, Conventual des Minoriten-Ordens St. Francisci in Lucern,

gab

gab diese Abhandlung schon 1754. in lateinischer Sprache unter den Titul de Electricitate propria lignorum heraus, da aber diese in der Uebersetzung nur aus 33. Octavseiten bestehende Schrift, unsern meisten Lesern unbekannt seyn wird, so wird man, wie wir hoffen, eine Nachricht von dem Inhalte derselben, hier nicht ungerne lesen.

Die ersten 12 Seiten beschäfftigen sich mit demjenigen, was der Titul verspricht.

Es war zwar schon vorhin die eigenthümliche Electricität des Holzes entdeckt, und selbst vom Herrn Jallabert §. 8. angemerkt, aber unsers Wissens, vor 1754. noch niemand darauf verfallen, daß Holz ein völlig electrischer, und selbst zur Hervorbringung der Electricität so bequemer Körper sey, so bald nur alle darinn befindliche Feuchtigkeiten vorsichtig herausgezogen wären.

Herr A. dörret zu dem Ende sein Holz in einem Backofen, oder an einer heftigen Flamme, bis es schwarz wird, und klagt dabey, über die Risse, so es bey dieser Zubereitung erhält. Wir sehen nicht ein, warum er, dem Holze die eigenthümliche Electricität zu geben, solches nicht mit behutsamerer Langsamkeit ausdörret; und glauben, er würde denselbigen Endzweck erreichen, ohne jener Gefahr ausgesetzt zu seyn, wenn er, wie die Engeländer zum Theil bey ihrem Schiffbau, das Holz mit Sande ganz überschüttet, erhitzte.

Wir vermissen in dieser Schrift, Versuche über die verhältnismäßige Electricität, der verschiedenen bey uns bekannten Holzarten. Und doch sagen uns, die verschiedenen Arten von Lauge, so aus ihrer Asche zu verfertigen stehen, das Harz der einen, der Gummi einer andern Gattung, und die alcalische Schärfe so einer dritten eigen ist, rc. daß sie nicht gleich electrisch seyn können.

Dieses ist auch daraus zu vermuthen, daß verschiedene Holzarten gegen einander gerieben, eine schleunige Entzündung hervorbringen, welche man mit andern vergebens zu erhalten suche. Wollte z. B. ein Rademacher eine eichene Axe in eine büchene Nabe legen, so würde sich der Wagen bey dem Gebrauch alsbald entzünden, dagegen ziert der Drechsler seine Arbeit aus verschiedenem Holze mit schwarzen Ränden, welche er durch das Reiben gegen Eichenholz einbrennet.

Einen gedoppelten Nutzen hat Herr A. von seinen electrischen Holze gehabt, den Pechboden und seidene Schnüre, wodurch er sonst die electrische Stange, einen Kranken, oder andere Körper, vor der Berührung anderer unelectrischer Kör-

per

ger entfernt gehalten, hat er seit dieser Entdeckung abgeschafft, und statt dessen electrisches Holz gebraucht, und dann durch das Reiben dieses electrischen Holzes, eine selbst stärkere Electricität hervorgebracht, als er mit Glase zu erhalten vermogt.

Was den ersteren Nutzen betrift, so glauben wir zwar, daß zum Beyspiel unter einen Kranken-Stuhl, Füße von electrischen Holze, dem Pechboden und den seidenen Schnüren vorzuziehen sind. Lösche oder kocht man das wohl gedörrete Holz in Schwefel, Pech, Wachs, oder Oehl, so wird es zu solcher Absicht noch ungleich vorzüglicher werden, zumal wenn man es nachhero mit einem guten Bernstein-Firniß überzieht. Dennoch wird es noch allemal ein unvollkommener electrischer Fuß seyn. Nicht leicht wird man, zumal bey Abwechselung der Kälte und Wärme, ein Holz für alles Eindringen der Feuchtigkeit sichern können, ist nun ein solcher electrischer Fuß nach dem Striche geschnitten, so daß die Haarröhrchen des Holzes von dem electrischen Körper bis auf den Fußboden gehen, so mag leicht eine oder andere derselben Luftleer seyn, oder durch darinn gebliebene oder wieder erhaltene Feuchtigkeiten der Electricität einen Ausfluß in den Fußboden verschaffen. Sind aber dergleichen Füße nicht mit den Wachs sondern aus der Quere des Holzes widerspännig verfertigt, so pflegen sie gar zu zerbrechlich zu seyn, und doch den Endzweck nicht besser erreichen zu lassen, da die electrische Atmosphäre selbst einen Zwischenraum von mehreren Zollen ersetzet, und also ohne Berührung unelectrischer Körper, dennoch die Electricität durch selbige sich verliehret. Wir wollen statt dessen noch immer Füße von maßiven Glase empfehlen, die ohngefehr einen Fuß lang, und stark genug seyn müssen, um ein Krankenbette zu tragen, diese haben die obigen Mängel nicht, und sind ausserdem weit leichter, vom Staube, oder Feuchtigkeit, so sich von aussen daran setzet, zu reinigen.

Der zweyte Nutzen durch das Reiben des gedörreten Holzes eine heftige Electricität zu erregen, scheint uns wichtiger zu seyn. Und wir versprechen uns besonders einen glücklichen Erfolg, wenn man statt des von Herrn A. gebrauchten Cilinders oder Kugel eine Scheibe von etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser verfertigen liesse, welche nach der neusten englischen Erfindung gefaßt, und, wo sie sich nahe bey der Peripherie an die vier Küssens riebe, höchstens 3 Linien dick seyn müßte, gegen ihre Axe aber zu mehrer Dauerhaftigkeit, weit stärker seyn könnte.

Diese Scheibe würde weit weniger, als die bisherigen von geschliffenem Spiegelglase kosten, bey einem größeren Durchmesser und aller sonst nöthigen Vorsicht, gewiß keine geringere Würkung thun, nicht so leicht Gefahr laufen, bey unvorsichtigen Gebrauch zersprengt zu werden, und nöthigen Falls noch eher wieder auszudörren stehen, als alle das Holz, dessen sich Herr A. bedienet und wiederholend ausdörren müssen.

Den Beschluß seiner Abhandlung macht Herr A. mit 10 Cautelen, welche er bey Anstellung electrischer Versuche empfiehlet, worinn man viel brauchbares und zum Theil noch nicht genug genutztes antreffen wird.

Tz.

Idea Natri Hungariae veterum Nitro analogi, exhibita per *Gabrielem Púzmándi*, nobilem Hungarum e comitatu Comaromiensi. Vindobonae, 1770. 5 Bogen in 8.

Es ist eine Nachricht von einem natürlichen, unreinen mineralischen alkalischen Salze, von dem schon *Marsigli* in seiner Beschreibung des Donaustrohms I. S. 73, 74, 86. am meisten aber Just. Joh. Torkos in der 1763. lateinisch, und 1766. deutsch herausgegebenen Dissertation de sale minerali alcalico nativo Pannonico geredet haben. Es schlägt aus der Erde aus, wird zur Seife gebraucht und ist nur mit vieler Erde vermischt. Eine andere Art, die der V. Natrum pecorum nennet, kömmt dem Wundersalze näher, und heist dort bey den Deutschen Zeik. (Vermuthlich ist dieses eben dasjenige Salz, dessen in Belii prodromo Hungariae gedacht wird. Der Recensent hat dieses Buch nicht selbst, um die Nachrichten genauer vergleichen zu können.) Der Boden, dem dieses Salz anhänget, ist ein sandichter Thon. Das Natrum saponarium giebt, nach einer öftern Reinigung, Krystalle, die der V. mit Natro Selenite des Linné vergleicht; diesen folgen gemeiniglich Krystalle von Wundersalz, so wie auch Kochsalzwürfel. Das Natrum pecorum giebt dieselbigen Krystalle, aber in umgekehrter Ordnung, so daß zuerst das Wundersalz erscheinet. Diese und die übrigen natürlichen Salze, welche man in Ungarn findet, verdienen gewiß eine bessere Beschreibung, als die gegenwärtige, welche weder ordentlich, noch vollständig, und in einem unangenehmen Styl geschrieben ist.

B.

Von Würmern des süßen und salzigen Wassers, mit Kupfern. Von Otto Friedrich Müller, Königl. Kanzley-Rath. Kopenhagen, bey Heineck und Faber. 1771. in 4.

Die Rede ist von denen Würmern, welche beym Linné unter den Geschlechtern Nereis und Aphrodita stehn. Da zur Untersuchung dieser kleinen Thiere die Nachbarschaft des Meeres, ununterbrochene Muse, Geduld, gute Augen, gute Vergrösserungsgläser, die schwere Kunst richtig zu sehn oder zu beobachten, und eine allgemeine Kenntniß der Natur nothwendig erfodert werden, so ist es leicht zu begreifen, warum dieser Theil der Naturkunde noch so wenig bearbeitet worden; imgleichen wird sich kein Naturalist, der Deum maximum in minimis kennen gelernt hat, wundern, daß Hr. M., der alle obige Foderungen hat, recht viel Neues, recht viele neue oder mit der Welt gleich alte, aber noch unbemerkte Wunderwerke des Schöpfers, entdeckt, und also die bisherige Kenntniß dieser Würmer verbessert und vermehrt hat. Nur darübern wundern wir uns, daß Hr. M., der alles dieses wissen muß, so gar hart den Archiater von Linné anfährt, wenn dieser nicht alles gewußt, was nun Hr. M. weiß, oder wenn er etwas nicht ganz richtig angegeben hat; ja, welches noch unerwarteter ist, Hr. M. rücket diesem arbeitsamen Mann, der gewiß recht viele Beobachtungen, aber freylich nicht eben an diesen Würmern so viele als H. M. gemacht hat, vor, daß er sich zuweilen widerspreche, wenn er in seinen neuern Schriften Fehler seiner ältern verbessert. Was würden andere, vielleicht selbst nicht H. M. ausgenommen, sagen, wenn Linné seine Fehler nicht verbesserte, wenn er solche bemerkt, oder wenn sie ihm von andern bemerklich gemacht worden! Ich denke, alsdenn nur hätte man Recht, ungehalten über die alten Fehler zu seyn. Zu allen dem kömmt noch, daß doch wohl kein gescheuter Mann denken wird, Linné bilde sich ein, die vollständige Naturgeschichte aller derjenigen Naturalien, die er in ein bequemes Verzeichniß gebracht hat, geliefert zu haben. Er nannte die, welche er kannte; und zeigte das vornehmste oder unterscheidende an, was er von diesen zu wissen glaubte. So viel haben wir hier sagen wollen, weil es der gemeine Fehler unserer jetzigen jungen Naturalisten ist, daß sie Linné, dessen Fleiß sie nutzen, überall zu verkleinern suchen; der eine mehr, der andere weniger.

H.

H. M. macht aus den von ihm beobachteten Würmern vier Geschlechter; Nais, Nereis, Aphrodite und Amphitrite. Das erste gehört den süßen Wassern, die übrigen dem Meere. Alle haben einen langen Körper, den das letzte Geschlecht in eine Röhre steckt. Nais hat einfache Borsten, keine Fühlfaden, zwey oder keine Augen. Nereis hat Füße, die mit Borsten versehn sind, einfache Fühlfaden und vier Augen. Aphrodite hat Füße mit Borsten, geringelte Fühlfaden und vier Augen. Amphitrite hat warzenförmige Füße, viele Fühlfaden an einander und keine Augen. Wir übergehen die Kennzeichen der Arten. Der V. gesteht, daß er die Punkte an dem Vörderende nur nach seiner Vermuthung Augen nennet; vielleicht eine Freyheit, die die größte Genauigkeit nicht erlaubet. Cronstadt machte aus denen Mineralien, deren Bestandtheile er nicht wußte, so lange ein eigenes Geschlecht, bis neuere Entdeckungen die Sache aufklärten; und eben so, hätten wohl jene Punkte so lange einen andern, allenfalls neu gemachten Namen haben sollen, bis man mit Gewißheit sie für Augen ausgeben könnte. Das schätzbarste im ganzen Buche sind die sorgfältig angestellten Beobachtungen über die Fortpflanzung dieser Thierchen. H. M. hat sie an der gezüngelten Naide gemacht, welche beym Linné Nereis lacustris ist, doch sind deren Synonymen unrichtig im Natursysteme angegeben worden. Dieser Wurm setzt seine Jungen hinten ab, so daß sein Hintertheil zu einem neuen Wurm, und mit der Zeit zu mehrern auswächst, welche alle eine lange Zeit, in grader Linie, an der Mutter hinter einander und an einander hängen bleiben, bis sie sich endlich von dem Urstamme trennen. Ehe dieses geschieht, hat die ganze Familie nur einen Mund, nemlich den, welchen die Mutter hat, und auch nur einen After, der sich am Ende der ältesten Tochter befindet, die also zuletzt den Unrath der ganzen Familie aufnimmt und auswirft. Zugleich aber lassen sich diese Würmer durch gewaltsame Zertheilungen vervielfältigen, worüber hier sehr genaue und höchst merkwürdige Erfahrungen beschrieben sind. Da diese Thierchen durchsichtig sind, so kann man auch zum Theil ihre innere Zusammensetzung bemerken, wobey abermal recht viel Neues vorkömmt, so jedoch ohne Zeichnungen nicht deutlich wieder erzählet werden kann. Ein eigentliches Herz läßt sich nirgend erblicken, und wir vermuthen es auch nicht bey diesen Würmern, so wenig als wir die von Bonnet ausgedachten Hypothesen wahrscheinlich finden. Warum soll denn bey allen Thieren so etwas, was man ein Herz nennen

kann,

kenn, der Bewegungsgrund (wir nehmen hier dieses Wort in physischem Verstande) der innern Flüßigkeiten seyn? Bey den Nereiden und bey vielen andern Würmern wächst die Anzahl der Glieder des Körpers mit dem Alter. Fälschlich hat man allen Würmern bisher rothes Blut und gegliederte Fühlfaden absprechen wollen. M. hat von beyden das Gegentheil gefunden. Er spricht auch einigen Würmern wieder Füße und Kopf zu, so einige ihnen absprechen wollen; wie wohl es dabey eigentlich nur auf die Erklärung dieser Wörter ankömmt. Viele neue Arten hat der glückliche Beobachter Hr. König aus Island mitgebracht, von denen M. guten Gebrauch gemacht hat. Dem H. König gehört auch die Bemerkung, daß einige Aphroditen in viele Stücke zerspringen, wenn sie anfangen zu trocknen; und eben dieses hat H. M. an dem Pfahlwurm, Iulus, bemerkt. Was von den Amphitriten gesagt ist, kläret vieles in der Geschichte derjenigen Thiere auf, welche bey Linné Terebellae und Sabellae heissen. Der V. hat auch oft diejenigen Thierchen beobachtet, die Bonnet die langen Würmer nennet, und wir hoffen, daß H. M. auch deren Kenntniß aufklären werde. Die bunte Nereide ist im Natursysteme unrichtig unter die Scolopender gesetzt (Scolop. marina.) Bey dieser Gelegenheit sind artige Nachrichten von dem Wurm gesammlet, welcher in einigen Jahren so heftig die Heringe angreift. Wir lesen hier, daß eine Königliche Verordnung den Fischern vorschreibt, wie sie sich dabey verhalten sollen. — Dieses vortrefliche Werk ist durch den schönen, weitläuftigen Druck mit großen Lettern und durch das schöne Papier kostbar gemacht. Die Kupfer sind sauber und unter genauer Aufsicht des Verfassers verfertigt.

D.

Jacobi Theodori Klein specimen descriptionis petrefactorum Gedanensium cum syllabo tabularum. Klein Probe einer Beschreibung und Abbildung der in der Danziger und umliegenden Gegend befindlichen Versteinerungen. Nürnberg, bey den Seeligmännischen Erben, 1770. 11½ Bogen Text und 24 ausgemahlte Kupfertafeln, in Kleinfolio.

Da die Oryctologie nach des fleißigen Kleins Tode so viele Ausbesserungen erhalten, die der ungenannte Herausgeber doch nicht angebracht hat; da ferner das Knorrische Werk schon genug ausgemahlte Abbildungen von Versteinerungen liefert; da auch hier die Mahlerey viel zu zierlich ist, als daß sie getreu heißen könnte, so können wir den Nutzen dieses Werks nicht dem hohen Preise desselben verhältnißmäßig finden. Dubletten kommen auch auf allen Tafeln vor. Man findet hier Patellen, Meerzähne, Helminthholithen, Murices, Pectines, Terebratulithen, Anomine, Buccina, Ammonshörner, Rädersteine, einige Madreporen, und einige Stücke Käfermuscheln aus Lincks Sammlung, die vielleicht die erheblichsten Zeichnungen seyn möchten. Vollständige Beschreibungen fehlen, nur hat Klein lateinische und deutsche Namen beygeschrieben, so wie man dergleichen damals hatte. Wäre das Werk gleich damals gedruckt, als es ausgearbeitet worden, so würde es das erste Buch mit ausgemahlten Abbildungen von Versteinerungen gewesen seyn; denn das Knorrische Werk fieng später an. Der Herausgeber sagt in der lateinisch und deutsch abgedruckten Vorrede, daß Klein bey weitem nicht alle um Danzig befindlichen Versteinerungen abmahlen lassen, und er ist bereit, auch die übrigen als eine Fortsetzung zu liefern.

A.

---

10. Geschichte, Diplomatick und Erdbeschreibung.

Joseph Marschalls Esq. Reisen durch Holland, Flandern, Deutschland, Dännemark, Schweden, Rußland, Pohlen und Preußen vom Jahr 1768. bis 1770. Aus dem Englischen. Danzig, bey Wedel. Erster Band, 1773. 373 Seiten 8. Zweyter Band, 388 Seiten.

Ein sonderbares Buch! reich an richtigen und falschen Bemerkungen; an wichtigen Dingen und lächerlichen Kleinigkeiten; an Wahrheit und Lügen; an treffenden und ungereimten Urtheilen; geschrieben, bald mit vieler Sachkenntniß

nig bald mit gar keiner; bald in gutem bald in schlechtem Styl; dann zu weitschweifig, dann zu kurz; dann äusserst unterhaltend, dann langweilig.

Marschall sagt, er sey, nachdem er sich in der Jugend, wie viele seiner Landsleute, in Frankreich und Italien herum fahren lassen, eilf Jahre nachher auf den Entschluß gekommen, durch das nordliche Europa zu reisen, und sein Hauptaugenmerk auf Ackerbau, Manufacturen und Handlung zu richten. Wir denken dem Herren Marschall, oder wie der Verfasser sonst heißen mag, zu beweisen, daß er eben so wenig würklich gereist sey, als des de la Porte reisender Franzose. Und gewiß dieser ist das einzige Mittel obgedachte Phänomene in diesem Buche zu erklären. Wenn unsere Aesthetiker noch eine Gattung von Romanen zulassen wollen; so könnte dieses Werk so zu einem ersten Versuche von Reiseromanen dienen. Denn das ist es, und in der That weiter nichts. Der Verfasser oder der Verleger wußte, daß es in England, in Vergleichung mit der unendlichen Menge von Reisebeschreibungen durch das südliche Europa, an dergleichen Werken die den nördlichen Strich unsers Erdtheils betreffen, sehr mangle. Es wurden also einige geographische Werke und Landcharten, wahrlich nicht einmal die besten, herbeygeschaft, auch allerhand fliegende Blätter und einzelne nunmehr vergeßne Anzeigen reisender Engländer, über Ackerbau, Manufacturen und Handlung, aus vorjährigen Zeitungen und Monatsschriften zusammen gesucht. Mit dieser Zurüstung setzte sich der Verfasser an seinen Camin, suchte das alles gewissermassen in einen Zusammenhang zu bringen, verwandelte nach Belieben dieses in ein Gespräch, jenes in eigne Beobachtung, dichtete an gehörigen Orten, grobe Begegnung eines Wirths, schlechte Betten, das Zerbrechen eines Rades und anderer dergleichen kleine Unglücksfälle dazu, vergaß vornemlich nicht wie er hier vortrefliche Fische, dort Hühner mit Austerbrühen gespeißt, hier guten Wein getrunken, dort seine Kutsche mit eben dem Getränke und mit gebratnen Hühnern, Tauben, Ochsenzungen, die denn alle in ein ordentliches Inventarium gebracht worden, wohl beladen; — und so entstand denn diese sonderbare Reisebeschreibung. Je näher die angeblich durchreiseten Länder Großbrittannien liegen, je zuverläßigere Nachrichten man davon hat, desto besser sind also auch natürlicherweise Hrn. M. Bemerkungen. Bey Holland gesteht er selbst, einige fliegende Blätter über den Zustand der Handlung Manufacturen und Ackerbau genutzt zu

haben; nimmt sich aber wohl in Acht, weder den Titel, auch den Ort der Ausgabe, noch den Verfasser, dieser Schriften zu nennen. Die an sich sehr angenehme Beschreibung der urbar gemachten Heiden unweit Herzogenbusch, S. 208. 1. Th. ist doch weiter nichts, als die in England, bey Gelegenheit daß die Heiden der Gegend von Wallis sollten befruchtet werden, bekannt gemachte Anweisung, aber nur in Aktion gesetzt. Das was der Verf. S. 168. 2 Th. bey dem sogenannten Grafen Roncellen in Jütland gesehen haben will, ist offenbar ein Roman, und schreibt sich ohne Zweifel aus den Zeiten her, da der verstorbne von Justi das Projekt entwarf Jütlands Heiden urbar zu machen und zu bevölkern. Ein Projekt, das damals auch in England Aufmerksamkeit erregte. So viel ist gewiß, daß eines Grafen Roncellen urbar gemachte Moore und Heiden auch angelegte kleine Stadt, bis auf den heutigen Tag in Dännemark nicht existiren. Das in eben diesem Theil befindliche Raisonnement über die Verbindung Englandes im letztern Kriege mit den Churbraunschweigschen Ländern, nebst der Behauptung, daß den Franzosen in Frankreich selbst eine Diversion wäre zu machen gewesen, ist seinem ganzen Innhalte nach in London Chronicke vom Jahr 1765. oder 1766. befindlich. — So weit sind wir also, daß nemlich der Verfasser über alle Maaße compilirt hat. Dazu kömmt auch noch gleich zu Anfange des Werks und an mehrern Orten, sein Geständniß, daß er die Landwirthschaft nicht verstehe. An vielen Stellen wird ihm niemand hierinn widersprechen, an manchen andern aber, urtheilt der Reisende als ein sehr erfahrener und gründlicher Oeconom. Das Schlechte und Falsche wird also wohl eigen und das Gute ausgeschrieben seyn. Wenn wir nun noch dazu auf so manche Stellen treffen, die offenbar falsch sind, wo von jedem Reisenden, der nur zwey gesunde Augen hat, die Sachen anders hätten gesehn und beschrieben werden müssen; so wird unsere Vermuthung, daß der Verf. nicht würklich gereiset sey, zu einem sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit gebracht. Nur einige recht auffallende Beweise davon! — S. 94. 2 Th. hat M. von den Ufern des Rheins bis nach Hannover keinen einzigen Landsitz eines Privatedelmanns, und die Geistlichkeit nicht auf dem Lande verbreitet, sondern in Städten und Klöstern eingesperrt, angetroffen. — Der Recensent, welcher in eben dem Jahre eben diesen Weg gemacht, hat auf denselben zwar keine englische Landhäuser und Parks, aber doch nicht wenig adeliche Landsitze angetroffen, und wie es mit der Geistlichkeit daselbst beschaffen ist, weis

jeder

jeder Deutsche. S. 93. Bey der Beschreibung von Hannover, so wie beym ganzen Churfürstenthum beynahe so viel Fehler als Zeilen — keine einzige Hannöverische Kirche hat der Rec. inwendig mit Marmor reichlich verzieret gefunden. — Das Opernhaus ist kein eignes Gebäude, das Theater ist in einem Flügel des Schlosses. — Dieses liegt nicht wie M. sagt, nahe vor, sondern mitten in der Stadt. Wie kann ein Mann, der so etwas schreibt, behaupten, daß er die Dinge selbst gesehen? Zwischen Hannover und Celle sollen die Einwohner wilde Blicke und Sitten haben. Von Celle bis Harburg ist er in einer aneinander hängenden Waldung gereiset. — Es ist auf dem Wege sehr wenig Wald. — Die Bauren im Hannöverischen wären Leibeigen. — Das sind sie nur in dem allerkleinsten Theile des Landes, wohin M. nicht gekommen ist. — Die Straßen in Hamburg, auch die engsten, wären mit zwo Reihen Bäumen besetzt — gerade das Gegentheil! — Es wird zu langweilig mehr dergleichen in die Augen fallende Unrichtigkeiten auszuzeichnen. Wir haben nur die gewählt, die jeder Handwerksbursche, wenn er seine Wanderschafft durch diese Länder würklich gethan, besser wissen kann und muß, um unsere Vermuthung, daß Hn. M. ganze Reise auf der Studierstube geschehen sey, zu beweisen. — Also ist von dem Werke weiter nichts zu sagen, als daß bey denen Ländern, wo der Verf. gute special Nachrichten vorgefunden hat, auch die seinigen, so weit jene gehen, treffend und richtig sind. Vornehmlich verdient das Buch in Absicht auf das Handlungssystem von Holland und Dännemark, wie auch auf die Cultur der Ländereyen in verschiedenen Gegenden, deren Ertrag, vorzüglichste Produkte und Anwendung derselben, gelesen zu werden. Die Nachrichten von dem Zustande der Manufakturen sind bey weitem so gut nicht.

Am Ende des zweyten Bandes befindet sich der Verf. angeblich in der schwedischen Provinz Dalecarlien.

Die Uebersetzung scheint sehr flüchtig gemacht zu seyn, und ist höchst mittelmäßig.

Tr.

Beyträge zur Geschichte des Anabaptismus in Deutschland. Nebst wichtigen Urkunden und Beyträgen. Nürnberg. Bauer, 1773. 8. 384 Seiten (von Herrn Will.)

Als der Aberglaube und die Gewissenstyranney am höchsten waren, brach der Menschenverstand mit großer Gewalt hervor. Durch ihn stürzten einige Geistliche die Hierarchie des römischen Bischofs. Als man fühlte, daß lang verehrte Vorurtheile durch ihr Alter nicht Wahrheit würden, und daß so viele Dogmen, auf welche die Vorwelt gestorben, eine strenge Untersuchung nicht aushielten, giengen viele, selbst Ungelehrte noch weiter als die Reformatoren. Sie fanden durch alle Orthodoxen seit Athanasius behauptet, Drey sey Eins, aber ihr Menschenverstand empörte sich dagegen. Damals kam es manchen gotteslästerlich vor, zu glauben, der Vater der Menschen habe von Anfang her einige zu ewiger Quaal gemacht, oder er verdamme den größten Theil seiner Kinder nach einem kurzen Genuß der Freuden des Lebens zur Gesellschaft jenes Phantoms, welcher damals alle Christenseelen schreckte, des Teufels und zu ewigen Martern. Der löbliche Abscheu aller Freunde Gottes vor solchen Sätzen verleitete viele zu einem übereilten Schritt, und sie verwarfen den ganzen christlichen Glauben. Klügere giengen zu den Urkunden desselben und fanden von allem diesem Unsinn nichts, hielten sich daher an Jesum, und verwarfen S. Athanasius S. Augustin und S. Thomas. Was konnte sie zurückhalten? Die Taufe, da sie sich zum Glauben ihrer Altvordern verbunden? Neue Appellation an den Menschenverstand, wie kann sich ein Kind von acht Tagen durch einen Eyd, von dem es nicht weis, gegen einen Gott den es nicht kennt, verbinden, zu glauben, wo es nichts von versteht, und was es bey zunehmenden Jahren ungereimt findet? Die Bibel war abermals auf der Seite des Menschenverstandes: die Theologen aber, seine jeweilige Gegenparthey, schimpften und verkäzerten. Ohne einen folgenden Umstand hätten sie nichts vermocht.

Mit der geistlichen Tyranney war in Jahrhunderten der Unwissenheit und Sclaverey auch die weltliche, ihre Schwester, aufgewachsen. Die Leibeigenschaft, eine Barbarey so alt als Deutschland, nahm in der Zeit des Lehensystems noch zu, und kaum konnten in den Kriegen der Kaiser mit den geistlichen Usurpatoren und mit den kleinen Herrn, deren Glück auf der Schwäche des Oberhauptes beruhete, die Bürger in den Städten sich die Freyheit erwerben. Der Stand, welcher uns Brodt giebt, die Ernährer der Menschen wurden von denen, welche sie nährten, unaufhörlich geplagt. Zur Zeit der allgemeinen Gährung fanden die Ackerleute bey einigen Nachdenken, die unwiderlegliche ursprüngliche Gleich-

 heit

heit des Kaisers auf dem Thron, des Schöppen in seinem Tribunal und des Bauren hinter dem Pflug. Sie fanden, daß wann unter Menschen Rangordnung seyn müsse, der erste Rang denen gehöre, von welchen die Erhaltung aller übrigen abhängt. Nach häufigen Klagen über ihre Tyrannen, griffen sie endlich zur Vertheydigung der Rechte der Menschheit zu den Waffen. Ich bin nicht ihr partheyischer Apologet, ihre ersten Grundsätze waren unstreitig; weil sie aber isolirt waren, und über den Vertrag, welcher die menschliche Gesellschaft zusammenhält, noch zur Zeit so wenig als über Systeme guter Regierungsformen und über die Politick unpartheyisch gedacht und freymüthig geschrieben worden war, verwirrten sie sich in unbefugte Prätensionen und in Irrthümer, welche die ganze bürgerliche Ordnung umkehren könnten. Etwas Wahrheit sahen sie; weil sie aber noch in der Dämmerung lebten, sahen sie Menschen, als sähen sie Bäume. Seitdem alle Länder ihre Verfassungen haben, sind zur Verbesserung derselben alle die untauglich, welche raisonniren, als zur Zeit Nimrods vor dem Anfang aller Constitutionen, und welche die Gabe und die Weltkenntniß nicht haben, die Menschen wie sie nun sind, anzusehen und zu bessern. So wollten viele redliche Leute dieser Zeit nicht ein altes unnützes Gebäude, sondern ein veste stehendes Gebäude, welches mit einigen Renovationen wohnbar und bequem gemacht werden konnte, wider Willen deren, die sich für Herren des Hauses hielten, von Grund aus umkehren.

Nicht gegen Luther und die Bauren, gegen die gemeinschäftliche Gefahr, gegen den, aller Usurpation tödlichen Geist der Freyheit erhoben sich also theils alle Tyrannen der Kirchen und der bürgerlichen Gesellschaft, theils Fürsten und Obrigkeiten, welche durch gute Regierungen die Fehler der Verfassungen unmerkbar und erträglich zu machen suchten, oder durch Weisheit und Tapferkeit über ihre Unterthanen gegründetere Rechte erhalten, als von ihren Voraltern geerbt hatten. Dieser Krieg war nach Art der Zeiten barbarisch, doch führeten ihn die politischen Krieger in verschiedener Absicht menschlicher und geschickter, als die theologischen. Daher auch diese ihren Verlust nur zum Theil ersetzten, wie denn die Hierarchie in eine Aristokratie theologischer Facultäten und geistlicher Ministerien verwandelt wurde, und es blieb, bis auf unsere Zeit, da es sich zur Demokratie neiget, und die oberste Gewalt Dämagogen, das ist, Männern welche die Interesse der Menschheit besorgen wollen, eingeräumt werden soll. Die-

welt-

weltlichen Streiter erhielten völligere Siege, wie denn ihre Gewalt noch fortwährt, aber durch die Billigkeit und Politik ihrer Nachkommen an sehr vielen Orten in ein gelindes erträgliches Joch verwandelt wird.

Diese alten Versuche zur Herstellung vollkommner geistlicher und politischen Unabhängigkeit sind uns nicht von grossen Geschichtschreibern beschrieben worden. Das Allgemeine, was man weis, ist unvollständig; jede Stadt, jedes Land weis wohl noch den Antheil ihrer Vorfahren an diesen Thaten. Aber ehe sie ihre Nachrichten publiciren, sucht man vergeblich, diese merkwürdige Epoche philosophisch und evident zu beschreiben.

Also thut Herr Will sehr wohl, daß er uns S. 131. bis 229. des Rathschreiber Müllners Relation von dem Bauernkrieg, insofern er Nürnberg betrift, zu lesen giebt. Sie ist das beste Stück seines Buchs, und macht der Weisheit des damaligen Stadtmagistrates Ehre. Es war nichts geringes, daß diese Reichsstadt, deren Reichthum die Bauren zur Plünderung locken konnte, in der allgemeinen Verwüstung der benachbarten Länder unangetastet blieb; es ist rühmlich, daß sich der Rath nicht mit den übrigen Herrn zur gewaltsamen Unterdrückung dieser Armen vereinigte, welche die, so lange Jahrhunderte durch unterdrückte Rechte der Menschheit nur zu gewaltsam und zu unbändig rächen wollten. Rühmlich rieth der Rath von Nürnberg dem schwäbischen Bund Menschlichkeit, gestehet die Tyranney der geistlichen und weltlichen Herren ein, fand grausam Menschen, Christen, Unterthanen um Leib und Leben bringen, ihre Güter verwüsten und Wittwen und Waisen machen zu lassen, da die Gewalt der Wahrheit in ihrem Manifest auch Städtern Beyfall abgezwungen. Billig und klug kam dieser Rath den Klagen seiner Unterthanen vor, erließ den lebendigen und den kleinen todten Zehenden und verordnete über Erbzinsen, Beysetz, Umgeld, Pfarrechte, Losung und Theurungsanstalten, was sie befriedigen konnte. Er half auch der demokratischen Ungebundenheit nicht nach, obwol von allen Seiten schwer versucht, hielt er beyden Theilen sein Wort und blieb neutral. Also wurde Nürnberg verschont, als 166 Schlösser in wenigen Wochen zerstört und die Ungerechtigkeit einiger Herren mit unmenschlicher Grausamkeit gerochen wurde. Also litten auch die Unterthanen dieser Republik nichts als einige Plackereyen des Markgraven, indeß in einem Vierteljahr 50000 Bauren nur in Schwaben umgebracht; jedes Bauernhaus um 6 Gulden gebrandschatzt;

und

zer Würzburg 65. zum Theil unschuldige Freunde des Pro-
testantismus nebst 15. der reichsten Bürger, und zu Bamberg
selbst die eifrigsten Freunde der Obrigkeit theils getödet, theils
von eigennützigen Executoren ihres Gutes beraubt, 85. An-
spacher Bauren vom Markgrav Casimir die Augen ausgesta-
chen wurden und sie Hand in Hand das Land durchzogen und
bettelten. Mehr rühmliches erzählt Müllner ohne allen rei-
nerischen Schmuck von dem Verhalten der Stadt Nürnberg.

Von S. 229 : 369. steht, des Rathes von Nürnberg
und des Markgraven von Anspach Unterricht, wie die Predi-
ger die Wiedertäufer widerlegen sollen. Ein Auszug dessen
was allenfalls des Lesens werth seyn möchte, wäre hinläng-
lich gewesen. Diese Schriften sind in dem Geiste dieser Zei-
ten geschrieben; dieser Zeiten, nemlich des sechzehnten Jahr-
hundertes, da ein rauhes Publikum, das kaum der Barba-
rey entrann, das Schimpfen und harte Worte den Theologen
nicht verübelte. In diese Zeiten, weil wir einmal dabey sind,
gehört folgende Note unsers Verfassers S. 12. „Der grobe
Mann (Oecolampadius) hat sich erfrechet, Pirkheimern in
einem Brief ins Angesicht zu sagen: Tu multo civilius cum
amico agere potuisses. Vale et purius in Christo fratres
ama. Worauf aber auch Pirkheimer ihm kecker begegnete
in Epistola de convitiis Monachi, qui graeco latine Oeco-
colampadius nuncupatur.“ Im Ernst, wer war der grö-
bere? Urtheile dieser Art gehören in jenes Jahrhundert, da
Carlstadts und Oecolampadius Bücher, nebst den Acten der
Disputation zu Baden in der Schweiz vom Rath zu Nürn-
berg den Buchdruckern als Teufelsbücher verboten wurden.

Die Abhandlung von den Nürnberger Wiedertäufern
S. 1 : 128. deucht mir das unerheblichste. Einmal ist die
Sache an sich selbst von weniger Erheblichkeit, der Rath von
Nürnberg, welcher die Ruhe erhalten wollte, jagte sie bey der
ersten Entdeckung fort, sie sind nie recht aufgekommen. Und
dann schreibt Hr. W. 1) weitläuftig über unerhebliche Dinge,
ob z. B. Münzer früher zu Nürnberg oder in der Schweiz
gewesen? Alles was S. 27 : 32. von Hezern und Schlaffern
gesagt wird, kömmt blos hieher, weil sie Denken in Nürn-
berg eine Visite gegeben, und vielleicht auch nichts gutes in
dieser Stadt gestiftet. 2) Ausser diesem nimmt Herr W. oft
unerweisliche Dinge an. S. 17. steht im Text, man gab
sich Mühe, Denk durch Vorstellungen eines bessern zu beleh-
ren, und in der Note weis der Hr. Verf. kein Beyspiel. Im
17ten Artickel der augsburgischen Confession wird der Wied-

de

täufer Lehre, daß Gott zuletzt alle Menschen glücklich machen werde, verworfen; Zeltner und nach ihm Will schreiben die Veranlassung dieses Artickels ihrer Vaterstadt zu und wissen keinen Beweis. Auf eine bloße Wahrscheinlichkeit nimmt auch Hr. W. an, was an sich sehr unerheblich ist, daß Denk seine Sprachkenntnisse zu Tübingen unter Reuchlin erlangt.

Der Vater der Nürnbergischen Wiedertäufer war Joh. Denk, aus der Oberpfalz, Rektor zu S. Sebald. Er wurde das Haupt derjenigen in diesen Gegenden, welche gegen die Kindertaufe, Ohrenbeichte und ewigen Höllenstrafen zeugten, und von den Orthodoxen Daemoniaci genannt wurden. Selbst taufen wollte er nicht, hiezu hielt er einen Beruf für nöthig, welchen er nicht fühlte. Unzufrieden mit der neu eingeführten Aristokratie klagte er: „Es sind etliche Brüder, die „meynen, sie haben das Evangelium ganz und gar ergründ„det, und wer nicht allenthalben auf ihre Reden ja sagt, der „muß ein Kätzer über alle Kätzer seyn.„ Der gute Mann meynt Luthern und Zwinglj, Calvin und Servet! Der Magistrat zu Nürnberg entsetzte diesen Mann 1524. seines Amts, befahl ihm vor Nacht sich aus der Stadt zu begeben, und sich zehen Meilen weit zu entfernen. Vier Jahre später wurden die Wiedertäufer mit Gewalt ausgerottet, und die katholischen Executionsvölker vermengten Unschuldige so oft mit Aufrührern, daß Markgraf Georg und Nürnberg feyerlich gegen die unumschränkte Jurisdiktion der Bundeshauptleute protestirten.

Eine philosophisch geschriebene, auf Urkunden gegründete Geschichte des Bauernkrieges würde vielleicht einige Magistrate und Landvögte von ihren Tyranneyen abschrecken, und manchen edlen Leser zur Abstellung derselben ermuntern. Hr. Will, wenn er der lesenden Welt nützlich seyn will, gebe seiner Urkunden heraus und wenn er ja sein Wort dazu sagen will, so geschehe dies in kurzen Noten.

Iz.

Politisch- geographisch- und historische Beschreibung des Königreichs Hungarn. Preßburg, in der neuen Buchhandlung Ant. Löwens, 1772. 1 Alph. 5 Bogen in 8.

Eine Historie und Geographie von Hungarn, deutsch in Hungarn gedruckt, ist ein wichtiger Beytrag zur deutschen Litteratur und verdient seinen Platz in einer deutschen

Biblio-

Bibliothek. Der V., der sich K. G. W. unterschreibt, soll nach öffentlichen Nachrichten, Hr. Windisch, Rathsherr in Preßburg seyn. Das Werk selbst besteht aus folgenden 8 Hauptstücken: 1) von dem Nahmen, der Beschaffenheit des Landes, und den Einwohnern überhaupt. 2) Staats- und Religionsverfassung des Königreichs Hungarn. 3) Kurze geographische Beschreibung von Niederhungarn. 4) Kurze geographische Beschreibung von Oberhungarn. 5) Geschichte des Königreichs Hungarn in den ältern Zeiten bis auf König Stephan, dem Heiligen. 6) Geschichte von Hungarn, unter den Königen aus dem Arpadischen Stamme bis auf den König Wenceslaus. 7) Die Könige von Hungarn aus verschiednen Häusern, bis auf Ferd. I. 8) Geschichte von Hungarn, aus dem Erzhause Oesterreich, bis auf unsre Zeiten. Der V. hat sein Werk eigentlich für solche Leser geschrieben, denen es an Zeit oder Gelegenheit fehlt, die größern lateinischen Werke zu lesen, womit in den neusten Jahren die Hungarsche Geschichte bereichert worden ist, und hat sich in den historischen Theil meistens nach den Jesuiten Pray und Palma, in dem geographischen aber nach Math. Bel gerichtet. Allein wir glauben, daß auch gelehrte Leser seine Schrift als ein schätzbares Compendium der Hungarischen Geschichte und Geographie brauchen werden, die wir würklich mit keinem bessern zu vergleichen wissen. Sie läßt sich angenehm lesen und des V. Art zu erzählen ist unterrichtend und lehrreich. Und nur bey der ältern Geschichte scheint er seine Leser zu kurz abzuweisen, wie denn die neuste Bemerkung von der Aehnlichkeit der Hungarischen Sprache mit den Dialekten Nordischer Völker gar nicht genutzt und nicht einmal erwähnt wird. Zum besondern Ruhm des V. müssen wir noch bemerken, daß er in seinem ganzen Buch nicht einen einzigen Ausdruck braucht, woraus man auf seine Religion schliessen könnte, indem er einer jeden, als einer fremden Parthey, kaltblütig und ohne Theilnehmung erwähnt.

Kurzgefaßte Erdbeschreibung des Königreichs Hungarn. Preßburg, bey Ant. Löwen, 1772. 5 Bogen in 8.

Ist blos ein wörtlicher Abdruck des 3ten und 4ten Kapitels der eben recensirten Schrift, ohne daß es in der voraus geschickten kurzen Vorrede bemerkt wäre. Sie läßt uns übri-

gens

gens nach eine ausführlichere Geographie dieses Reichs erwarten und ist mit einem topographischen Register versehen.

Ji.

Lob- und Denkschrift auf dem weyland rußisch- kaiserlichen Generalfeldmarschall Herren Burchhard Christoph des rußischen und h. römischen Reichs - Grafen von Münnich. Von M. Gottlieb Schlegel, Rector der Domschule in Riga. Zweyte und verbesserte Auflage. Riga, bey Hartknoch. 1770. 5 Bogen in gr. 8.

Dies ist eine Eloge historique auf den berühmten General dessen Leben Hr. Büsching so umständlich und genau beschrieben hat. Der V. sagt, er habe ausser den darinn enthaltenen Materialien, noch von wichtigen Personen die Münnich kannten und in dem Türckenkriege begleitet hatten, neue Nachrichten und Anmerkungen erhalten. Er muß nicht viel Gebrauch davon gemacht haben, oder sie müssen nicht hervorstechend seyn; denn da wir itzt dem Büschingischen Aufsatz wieder durchlesen, so scheint uns Hr. S. gar nichts neues gesagt zu haben. Als Geschichte ist seine Denkschrift zu unvollkommen, um seinen Helden kennen zu lernen; vornehmlich geht er über sein Hofleben seit dem Belgrader Frieden und über die Revolution 1741 sehr eilig hinweg. Der V. sucht die Erzählung durch allerhand eingestreute Rednerfiguren zu beleben, allein der Ausdruck ist zu geziert, die Reflexionen fliessen nicht natürlich genug aus dem Erzählten oder sind unwichtig. Seine Uebergänge sind gleichfalls ziemlich gesucht. Ein Theil der Erzählung läßt uns auch den Helden gar zu inactiv sehen; der V. sollte die Kriege, worinn er seine Lehrjahre ausstand, bloß genannt, nicht historisch erzählt haben. Einige Exempel von den obgemeldeten Fehlern: S. 16 „Wohl! dieses Glück des Anfangs konnte unsern Münnich ermuntern! Aber er erfahre ein Mehreres, er lerne wagen, er sehe den Feind durch Repressalien demüthigen, (das letztere Activum statt eines Passivs ist ein gewöhnlicher Sprachfehler deutscher Scribenten; und unser V. sucht überhaupt nicht sorgfältig genug sich richtig auszudrücken.) S. 26. „Ein rechtschaffener freymüthiger Wille, ein überlegter Muth, ein schneller Eifer das gute zu befördern, sagt Marmontel, sind die Merkmale

ei-

einer großen Seele.„ Das konnten mehrere sagen und habens gesagt. Seit Münnichs Aufenthalte in Petersburg, fühlt der V. (S. 32.) „eine stärkere Heiterkeit der Seele eine Aufwallung, die einer poetischen Begeisterung nahe ist.„ Nur hat sie in seine Schrift keinen Einfluß gehabt. Seine Gleichnisse nimmt der V. gern von niedrigern Dingen her. S. 39. „Was einem Gelehrten, einem Schriftsteller das Lob eines erfahrnen Kunstrichters, war dem Feldmarschall der Beyfall Eugens. Als Münnich exilirt ward, weinte er nicht „wie der griechische Trauerspieldichter Sophocles den Helden Philoctet, den seine Gefährten auf der Insel Lemnos zurückgelassen hatten, heulend und wehklagend aufführt.„ Münnich machte dafür Verse „ein Mittel, wodurch der Römer Boethius und der deutsche Moser die Einsamkeit ihrer Gefängnisse versüßten.„ Wir Deutschen scheinen bis itzt noch kein sonderliches Glück mit Lobreden zu haben, an Gegenständen fehlts nicht, nicht an Patriotismus, nicht an Genie; sind etwa unsere schönen Schriftsteller mit dergleichen Gegenständen nicht bekannt genug? Bekümmern sie sich zu wenig um Könige, Staatsmänner und Helden? oder finden sie keine Ermunterung diese zu preisen?

Ok.

Johann Friedrich Le Bret, der Beredsamkeit ordentlichen Lehrers bey dem Gymnasio illustri zu Stuttgard, rc. Staatsgeschichte der Republick Venedig, von ihrem Ursprunge bis auf unsere Zeiten aus ächten Quellen vorgetragen, und nach einer richtigen Zeitordnung geordnet. Des zweyten Theils erste Abtheilung. Riga, verlegts Hartknoch, 1773. 576 Seiten in 4.

Immer denken wir zwar noch von diesem Werke eben so vortheilhaft, als bey der Anzeige des ersten Theils, (A. d. B. XIV. Band, S. 333. fg.) wir glauben aber auch noch, daß es sich etwas enger zusammen ziehen ließe, ohne an Genauigkeit und Vollständigkeit, wie sie die Deutschen in dieser Geschichte brauchen, zu verlieren. Die Kriegsgeschichten und die Erzählungen mancher innerlichen Unruhen wären es besonders, wobey wir dieses wünschten. Es ist angenehm zu sehen, daß ein Geschichtschreiber seine Nachrichten aus glaub-

würdigen Urkunden schöpft; aber darum war es nicht nöthig, S. 284. fg. den Bericht des Admiral Zeno, an den Doge von einem Seetreffen, ingleichen das Schreiben des Marschalls Boucicaut an beyde, ganz einzurücken.

Weil wir auch gerne dieses Werk unter die guten deutschen Originalschriften in der Geschichte rechnen wollten: so möchten wir genauer wissen, wie viel davon dem H. L. B. und wie viel dem Abte Laugier, dessen Name doch auf dem Titel des ersten Theils stand, zugehöre. Wir haben des letztern Histoire de Venise ehemals gelesen; und glauben sie hier hin und wieder gefunden zu haben. Etwas zu sparsam treffen wir die Zeitrechnung angegeben, und selbst die Schriftsteller genannt an, aus welchen die Geschichte gezogen ist.

Sie geht in diesem Theile vom J. 1343. bis 1450. oder vom dreyzehnten Buche, welches die Staatsveränderungen von Venedig zur Zeit des sechsten Kriegs mit Genua enthält, bis zum Ende des achtzehnten, worinne der mayländische Krieg, und zuletzt die Gelangung des Sforza zur Herrschaft von Mayland, beschrieben wird. Ohne uns jetzt darum zu bekümmern, wie viele Bände noch erfolgen dürften, da noch ein so großer und wichtiger Theil der Venetianischen Geschichte rückständig ist, können wir unsern Lesern die Versicherung geben, daß das Jahrhundert dieser Geschichte, welches hier abgehandelt wird, nicht nur in Ansehung der Begebenheiten, darunter wichtige Staatsveränderungen sind, unpartheyisch und pragmatisch beschrieben werde; sondern auch in Absicht auf die Staatsverfassung der Republick, schöne Erläuterungen erhalten habe. So findet man am Ende des dreyzehnten Buchs, eine Nachricht von der Ausbildung der Pregadi, ihrer Wahl und vergrößerten Gewalt, von der gänzlichen Verbindung der Quarantie mit denselben, von den Savj, von der Zonta de' Dieci, von den Avogadoren oder Staatsfiscalen, von dem Zustande des geistlichen Staatsrechts, und von mancherley Gesetzen unter den Dogen aus dem Hause Dandulo. Am Ende des vierzehnten B. wird die Einführung des Collegio und der drey Proveditori delle biave, auch anderer Staatsämter, beschrieben. Besonders lesenswürdig ist, was S. 220. fgl. von der Entwickelung des Geschmacks der Venetianer an Künsten und Wissenschaften, nach Maaßgabe der immer mehr ausgebreiteten Handlung, angemerkt wird. Das benachbarte Ravenna war für Venedig das Urbild in den Künsten und in der Handlung. Stufenweise giengen die Venetianer im Schiffsbau fort; das griechische Feuer gebrauchten sie zeitig,

und

und den Gebrauch der neuern Artillerie kannten sie schon vor dem J. 1374. Ihr Seewesen war im Anfange des 14ten Jahrhunderts beynahe das vollkommenste. Landcharten hatten sie schon im J. 1367. und ihre Handlung verschafte ihnen eine sehr ausgebreitete Weltkenntniß, wie sie denn im J. 1330. mit Usbeck, Kan der Tataren, einen Vertrag schlössen. Seidenfabriken bekamen sie seit dem J. 1310. und dreyßig Jahre früher hatten sie schon ansehnliche Wollefabriken. Im eilften Jahrhunderte übten sie bereits die Bau- und Bildhauerkunst schicklich aus. In der Mitte des 13ten Jahrhunderts verstanden sie schon, die Metalle zu bearbeiten, und seit dem eilften bereis hatten sie Begriffe von der Mahlerey. Petrarcha und der Doge Lorenz Celsi beförderten den guten Geschmack zu Venedig am meisten. Man lernte endlich in dieser Periode die Wichtigkeit der Lagunen kennen, und nützte sie. Das Verhältniß der Republick gegen den päbstlichen Hof, beschreibt der V. ebenfals, und zuletzt ist S. 245. eine Venetianische Friedensmedaille vom J. 1393. abgedruckt worden. Aehnliche Anmerkungen finden sich auch bey andern Büchern, worunter wir die S. 369. fg. befindlichen noch besonders nennen wollen.

Ml.

---

11. Gelehrte Geschichte.

Catalogus Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Bernensis, annotationibus Criticis illustratus. Addita sunt excerpta quamplurima et praefatio. Curante *I. R. Sinner*, Bibliothecario. Bernae. Brunner et Haller, 1772. Tomus III. 552 Seiten 15 Bogen Register.

Die Geschichtschreiber finden merkwürdige Nachrichten zur Geschichte Englands und Frankreichs, und tief merkliche Züge des Charakters der Reformatoren. Der Kritiker findet Handschriften der Alten angezeigt, welche vielleicht einige ausgewischte Schönheiten wieder herstellen. Der Freund der Werke des Geschmacks findet reiche Auszüge altfranzösischer Romanen und Gedichte, nicht so schön, aber bisweilen so ausschweifend wie Ariosto, den Stoff mancher schönen Erzählung unsers Lafontaine und mancher geistvollen Komödie, wo-

mit Moliere Europa belustigt. Der Arzt findet verschiedene rare oder eingebildete Bemerkungen der alten arabischen Weisen. Ich gebe vom Charakter und Interesse dieser Auszüge folgende Proben von unterschiedenen Gehalt.

Von den Reformatoren. Der weise Erasmus schlägt Carls V. Ruf aus, weil er vielleicht mit den Lutheranern fechten müßte. „Non quod faveam seditioso negotio, aber weil ich vor allen Streithändeln einen solchen angebornen Abscheu habe, daß ich ein Landgut eher verliehren, als erstreiten würde. Doch vielleicht wär ich gekommen, wenn jener grausame Tyrann mich nicht in seinen Banden behalten. Was für ein Tyrann, wirst du fragen. Helvetien kennt keine; mein Phalaris ist der Stein, könnte ich diesen Tyrannen tödten! Ich schliesse niemand, weil er Luthern beyfällt, von meiner Freundschaft aus; ich sage niemanden, weil er gegen Luthern eifert, meine Freundschaft auf, ich weis, beyde thun es aus guter Absicht.„ S. 269.

Das Schöne und Edle der Friedfertigkeit dieses grossen Mannes wird durch die Entgegenhaltung Calvins und Beza erhöhet. Hier schreibt S. 164. Calvin an den Protector der Jugend Edward VI., den Herzogen von Sommerset: wie ich höre, Monseigneur, so haben Sie zwey Arten Aufrührer gegen den König; Phantasten, welche unter dem Vorwand des Evangeliums alles verwirren; und halsstarrige Anhänger des Antichristes von Rom. Beyde verdienen wohl mit dem Schwerdt gestraft zu werden, welches Ihnen vertraut ist. Sie sündigen nicht allein gegen den König, sondern gegen Gott, welcher ihn auf den Thron gesetzt hat.„ Dies ist Calvin, welcher zu Genf Pabst und Kaiser war, Servet verbrennen ließ, den verdienten Castellio vertrieb, so oft seine Obrigkeit trotzte, so viele verdiente Männer von der Regierung und vom Lehrstuhl entfernte, seinen alten Freund, der ihn von Straßburg zurück geholt hatte, aber Servets Flammen ungern sah, unter einem nichtigen Vorwand zum Tod verurtheilen ließ, alle Heiden verdammte und die ewigen Strafen behauptete. Seine Belesenheit war groß, sein Schreibart gut, sein Geist großer Projecte fähig und stark genug, sie zu vollführen, aber seine Seele war ohne menschliches Gefühl. Ulrich Zwingli war ungleich billiger und sanfter.

Dies ist Calvin, hier ein Brief, welcher seinen Schüler Beza kennen lehrt.

Erasmo Ioannis, Arianismi apud Claudiopolitanos Doctori κακοδαιμονι. Ergo adhuc spirat tuum os illud im-

impurissimum! Adhuc blasphemando loqui, imo etiam scribere, te sustinet (Filius Dei) — Quem mihi minime de ullo errore suspectum, levi sane occasione laudavi, nunc mihi cognitum, ut Deo et omnibus detestor. Et te nostro illi filio Dei, eidemque secundum carnem fratri nostro primogenito, sive sanandum (si adhuc sanabilis es, quod vix sane sperare ausim,) vel justas tandem et aeternas tuae horrendae impietatis poenas daturum relinquo, nec mihi posthac tecum quidquam negotii esse volo.„ Dies ist Beza, welchem Valentin Gentilis mit Recht vorrückte, er habe mehr Calvins, als Christi Geist; Gentilis, welcher mit der Unerschrockenheit eines überzeugten Mannes gegen Calvins und der Nicäner Trinität die Einigkeit eines unsichtbaren höchsten Gottes und Vaters Jesu Christi zu verfechten sich erbot, und dafür zu Bern, wo Beza eine Reise hin that, enthauptet wurde. Es befremdet mich nicht, daß die Acten seines Processes zu Bern verloren sind. (Siehe Bezä Brief S. 179. von Gentilis S. 495-516.) Unser Jahrhundert kann an Calvin und Beza nicht rühmen, was es an den Pharisäern, an Diokletian, an den Vätern zu Kostanz und an Hrn. Hauptpastor Götze verabscheut. Durch seinen gerechten Abscheu will das heutige Publikum künftige Geschlechter abschrecken, daß niemand irgend eine Superiorität zur Unterdrückung der Unschuld und der Gewissensfreyheit mißbrauche, und die Nachwelt nicht klagen müsse, wie S. 253. ein alter Geistlicher von Bern: „Libertatem Evangelii renovati doctrina vix partam *pastoratus* evertit, ut in veteri papatu jam plus libertatis sit, quam in Rebuspubl. Evangelica doctrina imbutis.„

Geschichte von Frankreich. Franz I. war ein so braver Cavallier und hatte solche liebenswürdige Eigenschaften, daß vielleicht einige Leser gern von seinen Zeitgenossen sich erzählen lassen, wie er gestaltet war:

De sa beauté il est blanc et vermeil,
Les cheveux bruns, de grande et belle taille,
En terre il est comme au Ciel le soleil,
Hardi, vaillant, Sage et preux en bataille, S. 419.

Und so war Anton, betitelt König von Navarra, Vater Heinrichs des Großen!

Ci dessous git, per pature des vers,
Qui pertroubla naguères l'univers;
Qui des deux Loix embrouillait sa memoire,
Et ne sçavait, laquelle il devait croire:
Qui devant Dieu fardait sa Conscience
Et qui pipait le peuple de la France.
Qui häissait ses freres, ses amis,
Et cherissait ses mortels ennemis;
Qui repoulsait sa belle et chaste femme,
Pour se saouler d'un adultere infame. etc. etc. S. 193.

Nur noch Ein Gedichte, es verdient auf die Nachwelt zu kommen, wie verhaßt der König war, der die Bartholomäusnacht zuließ.

Ie ne sçaurais penser bien ou tu pourrais etre,
Charles, en sûreté avecque quelque bonneur.
Le peuple *Français* t'a si fort à contrecoeur,
Qu' il te veut aussi peu pour valet que pour *Maitre*.
L'*Italien* rusé tes ruses sçait connaitre;
L'*Espagnol* ne pourait endurer ta fureur;
Le severe *Allemand* a l'inceste en horreur;
L'*Anglais* & l'Ecossais te tiennent pour un traitre;
Le *Turc* et le Sophi ne voudront point de toi,
Ils sont Mahometans et tu n'as point de foi.
Sans foi l'homme est banni de la *celeste* gloire;
Les diables en *Enfer* craindront te recevoir;
Et après le concil que nous devons avoir,
Les Protestans feront raser le *Purgatoire*.

Ein charakteristischer Zug des großen Canzlers Hopital: „Ich „habe Ruhe und Friede dem Vaterlande für nützlich gehalten,„ schreibt er an seinen Freund. „Wenn einige glauben, sie haben mir meine Ehrenstellen genommen, so haben sie mir meine Würde doch nicht genommen; die behalte ich auch in der Einsamkeit des Privatstandes, so lange ich lebe.„ Joseph Scaliger schreibt hier an einen Freund: „Ich will jenem mein Wort jederzeit halten, und das weil ich Scaliger bin.„ Danäus äussert einen lächerlichen Unwillen gegen die damaligen Buchhändler, welche sich um Ronsards Gedichte reissen,

sen, die nützlichen und vortreflichen Streitschriften der alten Theologen aber verachten, z. B. seine Uebersetzung Tertullians nicht drucken wollen.' S. 313. 192. 196. 214.

Gleich zu Anfange kömmt eine Physiognomik aus dem dreyzehnden Jahrhundert: par quoi on connait l'homme de regarder, s' il est bon ou mauvais wer unter andern große Augbraunen hat, si est signes de grant penses et de tristesse et de gros et noious parler. Qui les as longs, si est envieux et sans honte. Qui a les mains courtes, si doit etre sot. Qui a les pieds petits & biens si doit etre amoureux de Dames & joyeux. Observationen über die Physiognomik lassen sich unläugbar machen; eine Wissenschaft ist die Physiognomik bis itzt noch nicht, denn wo sind allgemeine Principien? Wir Nordländer sind auch vielleicht weniger als die gegen Mittag fähig, in dieser Wissenschaft mit Frucht zu arbeiten.

S. 549. kömmt ein einfältiges Wunderbuch Peters von Clugny vor und darinn folgender Exorcismus: Ille liber est domus portarum, qui abraserit, anathema sit. Wenn Peter von Clugny tausend Jahre früher sein Wunderbuch griechisch geschrieben hätte, so würden gewisse Gelehrte des 18ten Jahrhunderts diese Stelle als einen Beweis seiner Göttlichkeit anführen.

Die Gelehrsamkeit in diesem Katalogus und Hern Sinners Fleiß in Gemeinmachung der Schätze seiner Bibliothek machen mich glauben, der Recensent der beyden ersten Theile habe die Bibliothekarien von Wolfenbüttel und Bern als Bibliothekarien, welche ihre Pflicht erfüllen, gar wohl in dieser Rücksicht mit einander vergleichen dürfen; vielleicht hat er nicht erst aus der Frankfurter Zeitung gelernt, daß Hr. Lessing in ganz anderm Verstand (als Dichter, als Kunstrichter, als ein vortreflicher Scribent) groß ist.

Sh.

---

12. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Cornelii Nepotis vitae excellentium Imperatorum cum animadversionibus partim historicis *Augustini* van *Staveren* cura *Theophili*

 Chri-

Christophori Harles, qui et suas et *Joannis Kappii* V. A. notas adjecit. Erlangen, bey Walthern, 1748. 402 Seiten.

Der Plan, den Herr H. in der Vorrede angiebt, klingt ganz vernünftig: Er habe wollen eine Ausgabe für erwachsene und schon verständige Leser liefern, und sich also vorgesetzet, nur solche Bemerkungen beyzufügen, welche entweder die Geschichts-Umstände erläutern, oder den Sinn und die Schönheit einzelner Worte und Redensarten ins Licht stellen, oder verdächtige und dunkle Stellen berichtigen. Alles gut; aber dabey hat sich Hr. H. gleich den Weg abgeschnitten, selbst eine Auswahl zu treffen, und zu beurtheilen, wo eine Anmerkung statt findet oder nicht: da er den ganzen Notenwust aus der kleinen Staverischen Ausgabe in die seine übertragen hat. Wem lag ferner an den Zänckereyen zwischen Staveren und Heusingern! Noch hat Hr. H. eine Menge Worterläuterungen aus der großen Staverischen, aus der Bosischen und aus der Heusingerischen Ausgabe ausgezogen und beygefügt. Da der Staverische Text aus der kleinern Ausgabe abgedruckt ist, so ist der Heusingerische Text damit verglichen, und die Verschiedenheit bemerket. Da Hr. H. glauben mochte, daß alles dies noch nicht hinlangte, den Nepos in Noten und gelehrten Citaten zu ersäuffen, so hat er noch den Herrn Kappe, Lehrer am Gymnasio zu Hof, um Beyträge, und der hat denn auch nicht ermangelt, mit ein paar Eimern herbey zu eilen. Wenn wird doch der große Hauffe der Scholiasten lernen, bey Behandlung eines alten Schriftstellers, die beyden Fälle zu unterscheiden: wenn der Schriftsteller und der Leser eine Anmerkung bedarf, und wenn sie eine Anmerkung anklecken können.

Cornelii Nepotis Vitae excellentium Imperatorum una cum fragmentis. E recensione *Ioh. Andreae Bosii* cum animadversionibus integris *Christophori Cellarii*, indicibus historico ac latinitatis. Leipzig, bey Schwickert, 1774. 8. 276 Seiten.

Von der, doch in etwas verbesserten Art, die alten Schriftsteller zu behandeln und herauszugeben, die nach und nach in Deutschland Fuß gewonnen hat, (aber immer noch

weit

weit vom Ziel entfernt ist, da keine Classe von Gelehrten sich weniger nach eigener Einsicht richtet, weniger philosophische Köpfe in sich faßt, und mehr von der auctoritate magnorum virorum praeceptorum suorum abhängt) war eigentlich Cellarius der Vorgänger, ein Mann, der von seiner Nation nicht den Dank ganz erhält, den er verdienet. Es war natürlich, daß andere, die in seine Fußstapfen traten, mit der Zeit weiter kommen mußten. Seine Anmerkungen über den Nepos sind reichlicher als bey andern seiner Ausgaben der Alten, aber dem Schriftsteller, den Absichten, dem Gebrauch, angemessen. Von dieser ist gegenwärtige Ausgabe ein Abdruck, den, der Vorrede nach, Herr Magister Chr. Aug. Krigel, College an der Thomas Schule in Leipzig besorget, den Text aber nach der zweyten Vosischen Ausgabe geändert und davon in beygefügten Anmerkungen Bescheid gegeben hat. Eben Hr. K. hat auch die Indices aus dem Vosischen und Heusingerischen neu verfaßt.

Luciani opuscula selecta. Edidit *Dav. Christoph Seybold* Prof. Jen. Gotha, bey Etinger, 1774. klein 4. 192 Seiten.

Ein sauberer Abdruck von einigen Gesprächen des Lucians mit Noten in einem etwas holperichten Latein. Mit deutschen Anmerkungen möchte der Herr Herausgeber überhaupt weiter gekommen seyn, da er einmal die Erklärung des Lucians für den Geschmack unsrer jungen Herrn einrichten wollte, denen es nur um einige Blümchen aus der Litteratur zu thun ist. Die beygefügten Erläuterungen sollen den Sinn und den Witz des Schriftstellers mehr aufklären als seine Worte. Die aus Herrn Wielands deutschen Schriften angeführte Stellen schickten sich hieher unsers Erachtens nicht.

Ξενοκρατους περι της απο ενυδρων τροφης (Xenocrates von der Speise aus dem Wasserreiche; Gewiß der Titel hätte eben so gut, wie sonst gewöhnlich lateinisch können gesetzt werden, schon für die Bequemlichkeit der Buchhändler) cum latina interpretatione *Jo. Bapt. Rasarii*, et *Conrad. Gesneri* Scholiis. Nunc primum integrita restituit, varietate lectionis animadversior

busque illustravit atque Glossarium adjecit *Jo. Ge. Frid. Franzius.* Leipzig, bey Sommer, 1774. 8. 11 Bogen.

Der Himmel weis durch welche Bedürfniß oder Zufall der Herausgeber in dies Feld ist verschlagen worden, das sein angebohrnes Erbtheil gewiß nicht ist. Es wäre zu lang, hier aus der Vorrede die Geschichte des Werkchens, die doch auch sehr unvollständig erzählt ist, zu wiederholen; Genug, Fabricius hat in seiner griechischen Bibliothek, das vorher sehr verstümmelte Werk des X. aus einer Hamburgischen Handschrift ergänzet und verbessert, und dies hätte Herr M. Franz nur wieder dürfen abdrucken lassen. Aber nein: nunc primum integritati restituit; wie denn so! er hat die alte fehlerhafte Ausgabe Conrad Geßners wieder abdrucken lassen, und den Fabriciußischen verbesserten Text in Varianten zerstückt. Auf dem Fuß werden wir in diesem Theil der Gelehrsamkeit nimmermehr fertig. Geßners Anmerkungen sind unter dem Texte beygefüget, und da wo sie aufhören, durch Hr. F. eigene Arbeit ersetzt, welches man sehr leicht bemerken kann. Die Recensenten in dieser Bibliothek sind zu fromme Leute; und so hat Hr. F. von uns nichts zu fürchten, auch bey seinem Glossarium nichts. Das beste wofür wir ihm danken, sind Beyfügungen von Lesarten aus einer Parisischen und Vaticanischen Handschrift, die er in einem Exemplar der Geßnerischen Ausgabe am Rande beygeschrieben fand.

M. Aurelii Olympii Nemesiani Eclogae IV. et T. *Calpurnii Siculi* Eclogae VII. ad Nemesianum Carthaginensem cum notis selectis *Titii, Martelli, Ulitii et C. Burmanni* integris. Mietau, bey Hinze, 1774. gr. D. 8. 226 Seiten.

Ein guter Einfall daß der studierenden Jugend die beyden bucolischen Dichter, die wenigstens als Nachahmer von Virgil ihrer Sprache wegen gelesen zu werden verdienen, aus den Poetis minoribus P. Burmanns einzeln in die Hände geliefert sind. Der Auszug aus dem schrecklichen Notenschwall in der Burmannischen Ausgabe kann jungen Lesern beyläufig dienen, ihre Sprachkenntniß zu erweitern; in Absicht auf die Dichter selbst konnten drey Viertel weggelassen werden.

Gloss-

Glossarium manuale ad Scriptores mediae et infimae latinitatis ex magnis glossarii *Caroli du Fresne*, *Domini du Cange* et *Carpentarii*, in compendium redactum multisque verbis et dicendi formulis auctum To. I. II. Halle, bey Gebauer Wittwe und Sohn. 1772. 3. sehr gr. 8.

Das Nützliche dieses Unternehmens, das die Aufschrift des Buchs bereits deutlich anzeiget, fällt in die Augen. Für die Geschichte der mittlern Zeiten, für so viele wissenschaftliche Schriften, welche Ausdrücke aus jenen Zeiten noch enthalten, insonderheit für das kauderwelsche Juristenlatein, für das deutsche Sprachstudium, war ein Handwörterbuch eine gewünschte Sache; und wie konnte dies besser verfertiget werden, als in einem Auszuge, den man von den Glossarien des du Cange und des Carpentier lieferte. Die Zusätze, welches Erläuterungen aus der deutschen Sprache sind, können nicht so gar zahlreich seyn, so viel auch der Titel verspricht; aber in diesem Plan des Werks verlanget man sie auch nicht. Erschöpfen wird man die barbarische Latinität ohnedem nie; und Solöcismen, die einzeln wo in einem Diplom, oder in einer heiligen Legende stecken, wen verlangt darnach! Aber das ward erfordert, den Carpentier und du Cange in einander zu schmeltzen, das Ueberflüßige, und selbst das Entbehrliche wegzulassen, mehr Kürze und auch mehr Präcision selbst in den Worterklärungen anzubringen, die Bedeutungen zuweilen besser zu ordnen, Beyspiele gut auszuwählen u. s. w. Und das findet man bey Einsicht, Nachschlagen und Gebrauch des Werks hinlänglich geleistet. Zu bedauren ist, daß auch bey diesem Plane der Abkürzung das Werk dennoch auf 6 Bände anwachsen wird; deren jeder ein paar Alphabete beträgt. Der erste begreift den Buchstaben A. und B. der zweyte C.

P.

Johannis ab Ihre, scripta versionem Ulphilanam, et linguam Moeso-Gothicam illustrantia, ab ipso doctissimo auctore emendata, novisque accessionibus aucta; jam vero, ob præstantiam et raritatem collecta, et una cum aliis scriptis, simi-

similis argumenti edita, ab *Antonio Friderico Büsching*. Theol. et Philos. D. Boruss. Regis, senatusque eccl. supremi consiliario. Berol. ex offic. Bossiana. 1773.

Die Gothische Uebersetzung des N. T. durch den Bischoff Ulphilas, welcher nach der Mitte, oder gegen das Ende des vierdten Jahrhunderts gelebet hat, verdienet in der That, die Aufmerksamkeit, sowol aller Gelehrten überhaupt, als der Gottesgelehrten insbesondere, und der Herr Oberconsistorial-Rath Büsching leistet ihnen einen wichtigen Dienst, da er diejenigen Schriften, welche der gelehrte Hr. Ihre, in Schweden, über den Codex argenteus, und zur Erläuterung der Mösogotischen Sprache herausgegeben, und welche zwar den mehresten bekannt, aber selten zu haben waren, aufs neue abdrucken lassen, und also den Gebrauch derselben, allgemeiner gemacht hat.

Das erste, was in dieser Sammlung vorkommt, ist die Vorrede des Hrn. Ihre, in welcher er von seiner Arbeit Nachricht giebt, und zugleich bemerket. 1) Erstlich, Er sowol als seine Mitarbeiter, wären durch den Augenschein überführet worden, daß der Codex argenteus nicht geschrieben, sondern wirklich, durch ein besonderes Kunststück gedruckt sey. Er zeiget, daß die Alten, eine besondere Art zu schreiben gehabt, welche sie encaustum genannt, S. 3. und hält dafür, die silbernen Buchstaben dieses Codicis, wären etwa auf solche Weise eingebrannt, wie heutiges Tages, die Buchbinder, mit einem heißen Eisen, die Titel der Bücher einzubrennen pflegen. 5. S. 2) Zweytens, aus den verschiedenen Lesearten, welche hin und wieder am Rande gefunden werden, macht er den Schluß, daß nicht der Metaphrast selbst diesen Codex verfertiget, sondern derselbe etwas älter sey 6. S. 3) Er bemühet sich drittens, zu zeigen, daß die Gothische, Griechische und Lateinische Sprache, als drey Schwestern angesehen werden können, wovon die Gothische, die älteste ist, welches er 7. S. in Ansehung der Lateinischen, aus den Endungen verschiedener Wörter beweiset, wovon er glaubt, daß sie aus dem Gothischen ihren Ursprung haben. Wir wollen ein Beyspiel anführen, damit unsere Leser selbst davon urtheilen können.

Die Lateinische Sprache, hat viele Wörter welche sich auf lis endigen, als qualis, talis. Beyde diese Wörter,

wer-

werden auch im Gothischen gefunden, queleik, Luc. 1 v. 29. Swaleik, Marc. 13. v. 9. Die Lateinische Sylbe lis, sagt Hr. Ihre, sey also das Gothische *lik*, similis, wovon der letzte Buchstab, nach der Lat. Mundart verändert worden, *Talis*, sey so viel als illi similis, *qualis*, cui similis.

Auf diese Vorrede, folgen die Erläuterungen der Gothischen Uebersetzung selbst, in welchen der Hr. Ihre, viele Stellen, die in den Ausgaben des Junius und Stiernhielms unrichtig sind, nach dem C. A. verbessert, und die Ursachen anzeiget, warum er diese Leseart vorziehet. Auch dem deutschen Sprachforscher, können diese Anmerkungen, in vielen Stücken Nutzen schaffen, weil die mehresten Wörter der Gothischen Sprache, auch in der Deutschen gefunden werden. Am Ende jedes Evangelisten, hat Hr. Ihre angezeiget, welche Capitel im C. A. nicht mehr vorhanden sind.

Da der Hr. Archiv. Knittel zu Wolfenbüttel, in der dortigen Bibliothek, noch einige Fragmente, der Gothischen Uebersetzung des Briefes an die Römer gefunden hat, so hat Hr. Ihre, auch diese, mit einigen Anmerkungen herausgegeben. Er beschweret sich in der Vorrede S. 100. über den Hrn. Knittel, daß selbiger seine Hülfe, welche er ihm bey dieser Arbeit angeboten, und den Vorschlag den er ihm gethan, nehmlich ob er lieber die Wolfenb. Handschrift, nach Schweden senden, oder erlauben wolle, daß jemand nach Wolfenb. geschickt würde, welcher ihm hülfliche Hand leistete, so ausgeleget habe, als ob er ihm die Ehre beneidete, oder der Schärfe seiner Einsichten sowol, als seiner Augen, nicht genug zutrauete: Wogegen er sich dann, mit Erzehlung der ganzen Sache vertheydiget, und die Beschuldigungen des Hrn. Knittels von sich ablehnet.

Darauf folgen, die von dem Hrn. Knittel herausgegebenen Fragmente selbst, 102. S. welche nur einige Stücke, aus dem 11. 12. 13. 14. und 15. Cap. enthalten, und die S. 105. angehengten Anmerkungen des Hrn. Ihre, bestehen in einer kritischen Erklärung der Wörter, und betreffen die Gothische Sprache.

Zuletzt hat noch Hr. Ihre, über die von Hrn. Knittels aus Busbequii Epist. angestellte Vergleichung, der alten Mösogotischen, und jetzigen Sprache der Einwohner des Taurischen Chersonesus, einige Anmerkungen gemacht, und selbst Gelegenheit genommen, diese beyden Sprachen, noch weiter zu vergleichen. Er führet 133. S. verschiedene Wörter an, welche Hr. Knittel nicht bemerket hat, nehmlich *Skuuala*, mors,

mors, welches ein jeder, der den C. A. gelesen hat, für wirklich Gothisch erkennen wird, weil daselbst *Swiltan*, mori heißt, und *Swalt*, mortuus est u. dgl.

Des Hrn. Ihre weiter angestellete Vergleichung 134. S. betrifft vornehmlich die Zahlwörter, von welchen er zeiget, daß ihre jetzige Benennung, bey den Precopensischen Tartarn mit der Gothischen eine grosse Gleichheit habe. Z. B. das Wort *stega*, bedeutet bey ihnen 20, und noch heutiges Tages, brauchen die Gothländer das Wort stig für 20 Fyra stig heißt 80. Man könnte hiebey bemerken, daß auch an verschiedenen Orten in Deutschland, die gemeinen Leute, eine Stiege für 20 sagen.

S. 137. Dissertatio de Originibus linguae Latinae et Graecae inter Moesogothos reperiundis.

Diese Dissert. soll dasjenige weiter beweisen, was Hr. Ihre in dem vorhergehenden, von der Uebereinkunft der Lat. und Griech. mit der alten Goth. Sprache behauptet hat, und wovon er die Ursach darinn zu finden glaubt, weil sie einerley Ursprung haben, und von der Scythischen Sprache abstammen. Es ist aus der alten Geschichte bekannt, daß die Scythen Griechenland inne gehabt, ehe die Griechen dahin gekommen; Und was die Römer betrifft, so lesen wir, daß eine Menge Fremdlinge, von allen Orten, sich bey ihnen eingefunden, welche den Grund ihrer Stadt gelegt. Unter diesen sind auch vermuthlich Gallier gewesen, deren Sprache dann mit der Römischen vermischet worden. Die Gallier aber, waren ein Zweig des Scythischen Stammes, und ihre Sprache, war daher nicht sehr von der Gothischen und Deutschen verschieden. Dieses wird auch durch die Zeugnisse des Livius und Strabo bewiesen. S. 138.

Bey dem Festus meldet Paullus, daß Vidvertas im alten Latein, Mühseeligkeit, Beschwerlichkeit, Widerwärtigkeit bedeutet habe. Dieses Wort scheinet dem Hrn. Ihre gallisch zu seyn, und mit dem Mösogothischen Withrawairths übereinzukommen, welches so etwas bedeutet was entgegen ist, und Metaphorice von dem Beschwerlichen gebraucht wird. Mit dem Gothischen *teihan*, *gateihan*, indicare, nuntiare, kommen die griech. Wörter δείκειν, δείζω, δείκνυμι, und die lat. dico, dicare, indicare überein, u. s. w. S. 142.

S. 149. Dissertatio de verbis Moesogothorum.

Hr. Ihre hat gefunden, daß Hickesius in demjenigen Theile der Gothischen Grammatick, welcher von den Zeitwörtern handelt, einigermaßen undeutlich und verwirret ist, solches

ches schreibt er vornehmlich zwey Ursachen zu, fürs erste, weil er nur eine Conjug. annimmt, da doch offenbar 3 sind, und fürs zweyte, weil er die Endungen des Passiv. als so viel Beugungen der Particip. ansiehet. Er bemühet sich also, diesem Theil der Grammatick, ein neues Licht zu geben, und ihn deutlicher zu machen.

S. 183. Analecta Ulphilana, duabus comprehensa dissertationibus. Prima de cod. arg. et literatura Gothica. Altera de Moesogothorum nominibus Substant. et Adj. 1769.

In der ersten dissert. handelt Hr. Ihre, von den Schicksalen des C. A. desselben Beschaffenheit, und den Ulphilanischen Buchstaben. Er bemerket gleich Anfangs §. 2. daß man bey der Benennung Ulphilanische Buchstaben, gemeiniglich zwey, obwol geringe Fehler begehe. Den ersten, indem man dafür hält, daß der Bischoff Ulphilas, nicht nur der Urheber dieser Uebersetzung, sondern auch der Erfinder der Buchstaben gewesen, mit welchen sie geschrieben ist: Den zweyten, daß man gewöhnlich Ulphilas schreibt, da man ihn richtiger Wulfilas nennen würde, wie auch Jornandes thut, welcher selbst ein Scythe, und ebenfalls Bischoff der Gothen gewesen.

Der C. A. ist in 4to auf Pergament-Papier geschrieben, oder vielmehr sind die Buchstaben, wie Hr. Ihre dafür hält, eingebrannt. Das Papier ist etwas geglättet, die Farbe ist Purpur, wiewol einige Blätter etwas blässer sind, und ins violette fallen. Alles was davon bis auf unsere Zeiten gekommen ist, bestehet aus 188 Blättern, das übrige ist verlohren gegangen. Hr. Ihre schließet aus verschiedenen Gründen, daß der ganze Cod. überhaupt aus 320 Blättern bestanden habe. S. 186. die Anfangsbuchstaben sind golden, die übrigen silbern, und von diesen ist ihm die Benennung Cod. arg. gegeben.

Es ist ungewiß, auf wessen Kosten dieser Cod. verfertiget worden, und wer der erste Besitzer gewesen. Was man mit Gewißheit weis, bestehet darinn, daß derselbe in dem Kloster Werden, nicht weit von Cölln aufbehalten, und im dreyßigjährigen Kriege, zu mehrerer Sicherheit, nach Prag geschickt worden. Bey Eroberung dieser Stadt, durch den Grafen von Königsmarck, haben ihn die Schweden, unter der Beute bekommen, und in die Stockholmische Bibliothek geschickt. Hernach ist der gelehrte Isac Vaßius Besitzer davon geworden. Einige beschuldigen ihn, er habe diesen Cod. der Bibliothek heimlich entwandt, denn Hn. Ihre aber kommt

sol-

solches nicht wahrscheinlich war. Vom Voßius hat ihn der berühmte Graf Delagardi, für 400 Rthlr. gekauft und der Bibliothek zu Upsal geschenket. S. 194.

Auf der 199. S. ff. wird von dem Laut der Gothischen Buchstaben, und ihrer Bedeutung im Zählen gehandelt, wenn sie als Ziffern gebraucht werden. Man findet auf einer Tabelle, das Hebr. Goth. Griech. Russ. und Angels. Alphabeth bey einander, woraus Hr. Ihre, die Uebereinkunft und Gleichheit dieser Buchstaben zeiget.

S. 213. ff. untersucht er, woher diese Gleichheit der Goth. Griech. und Latein. Buchstaben komme. Einem ungefähren Zufall, sagt er, könne sie nicht zugeschrieben werden, sondern es müsse nothwendig, entweder ein Volk, seine Buchstaben von dem andern erhalten, oder alle drey müssen sie aus einer gemeinen Quelle, nemlich von einem älteren Volke bekommen haben; ein drittes lasse sich nicht denken.

Die Lateiner gestehen selbst, daß sie ihre Buchstaben, von den Pelasgern bekommen; also bleiben nur noch die Griechen und Gothen übrig, welche sich über die Erfindung dieser Buchstaben streiten könnten. Die gewöhnliche Meynung ist: daß Cadmus die Buchstaben aus Phönicien nach Griechenland gebracht habe; allein da Cadmus nur 60 Jahr, vor dem Trojanischen Kriege gelebet, so ist es nicht glaublich, daß die Griechische Nation, welche damals schon so mächtig, und mit anderen Völckern bekannt war, bis dahin keine Buchstaben sollte gehabt haben. Eustachius berichtet, daß in der Deucaledonischen Wasserfluth, welche vor dem Cadmus gewesen, die Pelasger allein, die alten Griechischen Buchstaben behalten hatten. Diodorus Siculus bezeuget eben dasselbe, daß in dieser Wasserfluth, auch die Denkmale der Buchstaben verlohren gegangen, daher sey es nach vielen Jahrhunderten gekommen, daß man geglaubt, Cadmus habe zuerst die Buchstaben, aus Phönicien nach Griechenland gebracht. Es ist hieraus deutlich zu ersehen, daß wirklich die Griechen, schon viele Jahrhunderte vorher Buchstaben gehabt haben, ehe Cadmus die Phönicischen zu ihnen gebracht. Eustachius setzet noch hinzu, daß die Pelasger, welche die oberen Gegenden von Griechenland bewohnet, von der Wasserfluth befreyet geblieben, und daher sey es geschehen, daß sie allein, die alten Buchstaben behalten.

S. 214. §. 34. Es sind also in Griechenland, schon ältere Buchstaben, als die Cadmischen gewesen. Diodorus schreibt L. III., man habe diese Buchstaben, die Pelasgischen ge-

genannt, wovon diejenigen nicht sehr verschieden sind, welche berichten, daß sie Attische geheissen, wie Suidas sagt, Demosthenes habe durch Attische Buchstaben, die alten und einheimischen verstanden, (welches im Gegensatz der neueren zu verstehen, die Cadmus gebracht) denn die Attiker waren nach Herodoti Bericht, ein Geschlecht der Pelasger: ja eben derselbe sagt, nachdem sie von ihren Verwandten den Pelasgern abgefallen, und sich zu den Helleniern geschlagern, hätten sie auch ihre ehemalige Sprache und Buchstaben, nicht mehr behalten.

S. 215. §. 35. Fragt man, was dieses für eine Sprache gewesen, welche die Attiker vor ihrem Abfall von den Pelasgern gehabt, so antwortet Hr. Ihre, er zweifle nicht, daß es die Scythische gewesen, denn Plato gestehet im Cratylo, daß die ältesten Wörter der griechischen Sprache von den Barbaren herkämen. Diodorus kömmt der Sache noch näher, da er sagt, die Hyperboreer hätten eine besondere Sprache, welche der Attischen und Delischen am nächsten käme, wegen der Freundschaft und des Umgangs, welchen diese Völker in den älteren Zeiten mit einander gehabt hätten. Die alten Griechen haben also die Scythische Sprache gebraucht, und Herodot. sagt von den Pelasgern, daß sie nicht nur einen barbarischen Ursprung gehabt haben, sondern er nennet auch ihre Sprache linguam barbaram.

§. 36. Die lateinischen Buchstaben, sind nach dem Bericht der Alten, von den Pelasgern eingeführet worden, und es ist eine Stelle aus dem Dion. Halic. L. IV. merkwürdig, da er sagt: Tullus der König der Römer habe befohlen, daß die Gesetze, öffentliche Verträge, Gebräuche u. s. w. in eine eherne Säule sollten eingegraben werden, welche auch zu seiner Zeit, (unter dem Augustus) noch vorhanden gewesen: Die Buchstaben, wären diejenigen, deren man sich ehemals in Griechenland bedienet. Dieses können nicht die Buchstaben des Cadmus seyn, weil selbige mit den alten Römischen keine Gleichheit haben, und die Enkel des Romulus, dasjenige nicht hätten lesen können, was auf der Säule eingegraben war, sondern es müssen die älteren, oder die Pelasgischen gewesen seyn, welche mit den römischen viele Aehnlichkeit hatten. Daß die Scythen sich der Schrift bedienet, wird aus dem Herod. bewiesen, welcher sagt, die Griechen hätten die heiligen Gebräuche, und Lehre von den Göttersprüchen, von den Hyperboreern und Scythen empfangen, idque ita ut illi ea inserta calamis triticeis, ad hos transmiserint, haud

dubie ne arcana haec dogmata, in tertii cujusdam manus inciderent.

§. 37. Es erhellet also hieraus, woher die Uebereinstimmung dieser drey Schreibarten, der Griechischen, Römischen und Gothischen komme, nemlich weil die Scythen, die Lehrmeister aller dreyen Völker gewesen.

Die 2te Dissert. S. 221., handelt von den Haupt- und Beywörtern der Mösogothen. Hr. Ihre erläutert und verbessert hier in vielen Stücken, die Gothische Grammatick des Hickesius. Wir wollen nur ein einziges Beyspiel anführen. S. 223. §. 5. heißt es, Hickesius stellet 15 Schemata der Declin. vor, welche aber nicht nur mangelhaft, und ohne Ordnung sind, sondern wobey er auch nicht einmal auf das Geschlecht der Wörter Acht gehabt, welches doch, wenn es unterlassen wird, und man blos auf die Endung des Wortes stehet, zu manchem Fehler verleitet. Das Wort stava z. E. hat im Gothischen zweyerley Bedeutung, es heißt ein Richter, und auch ein Gericht, in beyden hat es einerley Endung, aber in der ersten ist es gen. mascul. und hat in Gen. Stavins. Dat. Stavin. In der zweyten ist es gen. neutr. und hat im Gen. Stavos. Dat. Stavai. So ist auch der plural. verschieden. Wer die Gothische Sprache lernen will, wird hier viel zu seinem Unterricht finden.

S. 257. De lingua Codicis argentei.

Sobald der C. A. den Gelehrten bekannt geworden, haben sie ihn fast alle, einmüthig dem Ulphilas zugeschrieben, und sie sind dadurch auf diesen Gedanken gebracht worden, weil alle alte Geschichtschreiber, sorgfältig bemerket haben, daß der Gothische Bischoff Ulphilas, die Bücher der heil. Schrift, in diese Sprache übersetzet. Unterdessen haben sich doch einige gefunden, welche dafür gehalten, daß diese Uebersetzung, von einem Franken gemacht sey. Hickesius selbst, will es nicht entscheiden, und der gel. Hr. La Croze zu Berlin, hat es in einer besonderen Schrift zu erweisen gesucht. Hr. Ihre gehet alle seine Beweisthümer durch, und widerleget dieselben, hernach führet er noch mehrere Gründe an, welche die erste Meynung unterstützen. Es würde uns aber zu weitläuftig seyn, einen Auszug davon zu machen.

S. 273. Specimen Glossarii Ulphilani.

Dieser Versuch, enthält nur den Buchstab A, und man findet darinn eine Erklärung sowol, als auch Untersuchung der Wurzelwörter in der Gothischen Sprache.

S. 297.

S. 297. Praefationes, specimini Glossarii praefixae.

In der ersten Vorrede, 198 S. zeiget Hr. Ihre, daß wir alles, was man von der Natur und dem Ursprung der Sprachen sagen kann, viel zu dunkel ist, als daß man mehr, denn Muthmaßungen, davon vorbringen könne, so sey hingegen dieses gewiß, daß alle jetzige Sprachen der Welt, aus einer Quelle entsprungen sind. Je weiter man in ihr Alterthum hinauf steigen kann, desto weniger wird man den Unterschied wahrnehmen, welcher sich jetzt zwischen ihnen befindet, und man wird sehen, daß solche Sprachen, worunter jetzt ein himmelweiter Unterschied ist, doch in den ältesten Zeiten, mit einander sind verwandt, ja wohl gar verschwistert gewesen. Die Ueberbleibsel der Mösogothischen Sprache, welche in dem C. A. aufbehalten sind, sind die ältesten Denkmale, aller jetzt lebenden Sprachen, daher hat auch diese, noch das meiste von ihrer vormaligen Reinigkeit behalten, und das ist die wahre Ursach, warum fast jede, ältere Nordische Sprache, sich die Ulphilanische zueignen will. Die Angels. die Deutschen, die Holländer, finden eine große Gleichheit derselben, mit der ihrigen. Ja man sagt die jetzige Sprache der Wallachey, komme so genau damit überein, daß wenn jemand aus diesem Volke, den C. A. lesen höret, er ihn ohne Dollmetscher verstehe, und Hr. Ihre zeiget zuletzt, daß sie auch mit der Hebräischen viel Aehnlichkeit habe.

In der zweyten Vorrede, S. 301-309. führet Hr. Ihre verschiedene Gothische Wurzelwörter an, von welchen Griechische und Lat. abstammen. Z. B. das Feuer heißt beym Ulphil: Fon, oder Fun, davon leitet er die griechischen Wörter φεγγω, radio, φαινέω splendeo, φαινω luceo her, imgleichen die lateinischen Funale und Funus, welches letzte eigentlich den brennenden Leichnam bedeuten soll. Mehr können wir hier nicht anführen.

In der dritten Vorrede S. 309. wird dieses weiter fortgesetzet, und mit mehreren Beyspielen bewiesen.

Hierauf folget noch ein Anhang, einiger anderen kleinen Schriften, in welchen ebenfalls von dem C. A. gehandelt wird. Die erste ist:

Dissertatio Hist. Phil. de Ulphila, seu versione quatuor Evangelistarum Gothica. a Ge. Frid. Heupelio Phil. Mag. edita. Witteberg. 1693.

Hier wird S. 4. §. 1. mit vielen Zeugnissen bewiesen, daß wirklich der Bischof Ulphilas, der Urheber der Gothischen

schen Uebersetzung sey. §. 2. Es ist ausser Zweifel, daß diese Uebersetzung, in derjenigen Sprache geschrieben ist, welche damals unter den Gothen in Mösien gebräuchlich war: Diese aber, ist wie der Verf. glaubet, eine Mischung aus ihrer Muttersprache, nemlich der Gothischen, und der alten Deutschen gewesen, von welcher letzteren, die Gothen, als sie aus Scandien ausgezogen, vieles angenommen. §. 3. Socrates und andere mehr, haben dafür gehalten, es sey die ganze heil. Schrift übersetzt worden. Philostorgius nimmt die Bücher der Könige aus. Jetzt sind nur noch die vier Evangelisten vorhanden, und auch in diesen finden sich viele Lücken, welche angezeiget werden. Der 4te und 5te §. handeln von dem Ansehen und dem Nutzen dieser Uebersetzung. Und in dem 6ten ist zuletzt das Gebet des Herrn, und das Evang. Luc. 2, V. 1 : 15. in Gothischer Sprache beygedruckt.

S. 15. Animadversiones. S. R. Ioan. Oelrichs. S. S. Th. D. et P. P. O. in Gymnasio Bremensi, in Ge. Frid. Heupelii Dissertationem de Ulphila.

In dieser kleinen Schrift, gehet der Verf. des Heupelii dissert. durch, wobey er verschiedenes erläutert, und näher berichtiget.

S. 21. Ulphilam Gothor. Episcopum, sub praesidio Ioh. Esbergii. S. S. Th. D. cel. et Graec. L. P. O. Dissert. Graduali, publico examini modeste exhibet, Andr. Soedermann. Matt. Fil. Holmiae, 1700.

Wir wollen nur den vornehmsten Inhalt, dieser wirklich schönen Schrift anzeigen, und eins und das andere daraus bemerken. §. 1. De Ulphilae nomine. §. 2. De Ulphilae Homonymis. §. 3. De Ulphilae effigie in Bibl. Vatic. §. 4. Ulphilas fuit Gothus, non Cappadox. §. 5. Ulphilam, omni doctrina et virtute ornatissimum fuisse. §. 6. Ulphilas floruit imperante Valente, circa ann. Christi 370. §. 7. Ulphila cum Gothis, Daciam primo, deinde Thraciam Moesiamque incoluit. §. 8. Ulphila Gothorum in Dacia, Thracia et Moesia Episcopus fuit. Da Philostorgius behauptet, daß Ulphilas der erste Bischoff unter den Gothen gewesen, so zeiget der Verf. aus dem Socrates, und verschiedenen anderen Schriftstellern, daß er nicht der erste gewesen, sondern auf den Theophilus gefolget. §. 9. Ulphilas Gothos convertit ad fidem Christi. Dieses ist nicht so zu verstehen, als ob Ulphilas zu allererst, das Christenthum unter den Gothen geprediget, sondern nur daß er dasselbe, ohngeachtet vieler Verfolgungen, weiter ausgebreitet und mehren

bei

behauptet habe. §. 10. Ulphilas Gothos legibus et litteris instituendo, mansuetiores reddidit. §. 11. Ulphilas Gothis propias tradidit litteras, a se inventas. Hier behauptet der Verf. die Meynung, das Ulphilas wirklich die Gothischen Buchstaben erfunden habe, nicht zwar darum, weil sie vorher noch keine gehabt, sondern weil ihre alte Runische Buchstaben, nicht hinlänglich gewesen, die fremden Wörter, welche sie annehmen müssen, auszudrücken. §. 12. Ulphilas sacras scripturas in Gothorum linguam convertit. §. 13. De Gothor. in Dacia bello intestino, legatione Ulphilae, et ejusdem ad Arianos defectione. §. 14. De altera Ulphilae legatione, Gothor. in Thraciam Moesiamque receptione, et cum Valente bellis.

S. 49. Ioh. Gordon. Icti. Edinburg. Specimen animadversionum criticar. in priscam Evangeliorum versionem Gothicam. Item novae ejusdem versionis latinae. Edinburg. 1760. Notas adjecit. Ioh. ab Ihre.

Dieses wenige Anmerkungen, betreffen einige Wörter und Redensarten, der Gothischen Sprache, welche darinn erläutert werden.

S. 64. Ioh. Ge. Wachteri, Differt. de lingua Cod. arg. inserta Miscell. Berol.

Wachter behauptet in dieser Differt. daß die Gothische Sprache wirklich Deutsch, aber mit vielen fremden, nehmlich Griechischen, Sarmatischen, Scythischen, Burgundischen, Dacischen und andern barbarischen Wörtern vermischt sey, wovon er zugleich Exempel anführet. Er schliesset daraus, daß die Uebersetzung des C. A. nicht in Deutschland, sondern wirklich unter den Gothen gemacht sey. Das Genie dieser Sprache ist auch von dem Deutschen verschieden, indem die neue sowol als ältere Deutsche Sprache, das Hülfswort, haben, zu Bildung des Perf. gebraucht, die Gothische aber nicht, und sich im Gegentheil desselben bey dem Futur. bedienet. Unterdessen glaubt er doch nicht, daß die Schwedischen Gothen ein Recht haben, sich dieselbe besonders zuzueignen, indem die Sprache des C. A. mit keiner weniger, als mit der Schwedisch Gothischen übereinkommt. Er beruft sich auf das Zeugniß des Arnas magnaeus, aus welchem er einige besondere Verschiedenheiten dieser Sprache anführet. Z. B. die schwedischen Gothen, setzen den artic. nach dem Hauptworte, der C. A. setzet ihn vor. Die Schwedischen Gothen setzen die Sylbe ga, welche mit dem Deutschen ge, übereinkommt, keinem Redetheil vor, der C. A. braucht diese Sylbe,

 wie

wie die Deutschen, nicht nur bey den Subst. und sonderlich den Collectivis, sondern auch bey den praeter. Supin. und infin. und dergl. mehr, woraus er dann mit dem angeführten Magnaeus den Schluß macht, daß diese Uebersetzung, der Deutschen Mundart näher komme, als der Schwedischen.

Hr. Ihre hat hiebey einige Anmerkungen gemacht, in welchen er zeiget, daß viele Wörter, welche Wachter, für Sarmatisch oder Barbarisch hält, wirklich Gothisch und Isländisch sind, und daß die Schwedischen Gothen, die Sylbe ga, den verbis nicht vorsetzen, meinet er, rühre daher, weil diese Sylbe unbedeutend ist, und auch im C. A. bisweilen gebraucht, bisweilen weggelassen wird, daher sey es nicht zu verwundern, daß mit der Zeit die Schwedischen Gothen, diese Sylbe gar nicht mehr gebraucht u. s. w.

Es ist freylich schwer zu entscheiden, ob die Deutsche, oder die jetzige Schwedisch Gothische Sprache, derjenigen näher komme, in welcher der C. A. geschrieben ist. Wer hierüber mit genauerer Richtigkeit urtheilen wollte, müßte sie alle drey, aus dem Grunde verstehen. Man wird auf beyden Seiten, sehr viele Gleichheiten finden, und vielleicht gehet man am sichersten, wenn man annimmt, daß diese Gleichheiten daher rühren, weil sie alle aus einer Quelle, nehmlich der Scythischen Sprache, entsprungen sind.

Pr.

---

13. Erziehungsschriften.

Untersuchung ob die Erziehung für das erste Grundgesetz aller Staaten angenommen werden könne? Auf Kosten des Verfassers. Prag, bey Hellneck, 1771. 88 S.

Herr Prof. Seibt hatte in einer Rede behauptet, die Erziehung sey das erste Grundgesetz aller Staaten. Der Verfasser dieser Schrift fand nöthig, ihn zu widerlegen; und an dessen Stelle des Hrn. von Sonnenfels dem Marquis von Mirabeau *) abgeborgten Satz: die Bevölkerung ist das erste

*) Man muß dem Marquis von Mirabeau die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu bemerken, daß er die Edelmuth gehabt hat, diesen von ihm mit dem äussersten Eifer gepredigten Satz aufzugeben, so bald er von der Unzulänglichkeit und Unrichtigkeit desselben überzeugt worden ist.

erste Grundgesetz aller Staaten zu setzen. Dieser ist nach seiner Meynung das einzige principium cognoscendi ex quo der ganzen Staatskunst. Wenn alle politische Wahrheiten aus einem dieser zween Sätze erzwungen werden müßten: so würde der letztere den Vortheil haben, daß es leichter wäre damit zu rechte zu kommen. Bey dem erstern würde man mehrere Umschweife brauchen müssen. Dieser hingegen würde den Vortheil haben, daß nur wahre, nur unschädliche Folgerungen daraus fliessen würden, da jener, der Sonnenfelsische bey seiner allzugroßen Unbestimmtheit, welche der Verfasser S. 78. selbst eingesteht, auch falsche und ungerechte Folgerungen mit sich führen würde. Der eine ist falsch, weil er zu viel sagt, der andre ist es weil er nicht genug sagt; oder besser zu sagen, er ist unbequem, weil dasjenige, was man daraus herleiten will, durch mehrere Umwege muß daraus gefolgert werden als aus einem andern möglichen Grundgesätze. Der Grundsatz von der Bevölkerung hat sehr viele Einschränkungen und Modificationen nöthig, wenn er nicht den Geist der Eroberung und andre Ungerechtigkeiten, wordurch die menschliche Gesellschaft unglücklich wird, begünstigen soll. Dieses ist bey dem Grundsatze von der Erziehung nicht zu besorgen. Wir würden deshalben unsre Fürsten und ihre Minister lieber bey dem Hn. Professor Seibt als bey seinem Herrn Widerleger Politick lernen lassen.

Wenn es uns obläge, aus einem allgemeinen Grundsatze alle politischen Wahrheiten herzuleiten, so würden wir ohne Bedenken bey dem alten verbleiben und sagen: Man müsse trachten, die bürgerliche Gesellschaft so vollkommen zu machen als es möglich ist. Eine Gesellschaft ist vollkommen, wenn sie den Zweck erreichet, zu dem sie abgesehen ist. Der Zweck des Staates ist die Glückseligkeit der Bürger. Alles dasjenige thun, wordurch die Glückseligkeit oder der Wohlstand der Bürger auf den höchsten möglichen Grad gebracht werden kann, ist mit dem ersten Satze, den wir angegeben haben, gleichbedeutend, und da es (gemeinfaßlicher) einleuchtender ist: so können wir diesen Satz für den ersten unsrer Staatslehre annehmen. Zu der Glückseligkeit des Menschen werden erfordert: erstlich die physischen Mittel, durch welche er sein Leben erhalten und angenehm machen kann. Zweytens die sittliche Güte, ohne welche er niemals einen dauerhaften und der Würde seiner Natur angemessnen Wohlstand wird erreichen können; und drittens die Versicherung eines ungestöhrten und vollkommenen Genusses dieses Wohlstandes.

Hieraus folgen drey in gleicher Linie mit einander gehende Grundsätze der Staatswissenschaft.

Alle mögliche Anstalten zu machen, damit die Bürger die physischen Mittel, durch welche sie ihr Leben erhalten und angenehm machen können, auf die vortheilhafteste Weise und in der größten möglichen Vollkommenheit erlangen.

Alle mögliche Anstalten vorzukehren, damit die Bürger zu der sittlichen Vollkommenheit gelangen, durch welche der Genuß der physischen Güter sie erst wahrhaftig glücklich machen kann.

Alle mögliche Anstalten zu machen, damit jeder Bürger die Früchte seines Fleisses und seiner Tugend mit der größten möglichen Sicherheit geniesse, ohne weder von seinen Obern, noch von seinen Mitbürgern, noch von einer auswärtigen Macht gestöret zu werden, dem Bürger im Innern Freyheit und Gerechtigkeit zu gewähren und ihm vor aller Gewalt von aussenher zu beschützen.

Aus diesen drey Grundsätzen, *) welche unmittelbar aus dem allgemeinen fliessen, den wir angenommen haben, getrauen wir uns alle politische Wahrheiten abzuleiten, ohne daß ein einziger falscher zugleich daraus gefolgert werden könne. Wir würden uns auch getrauen, ohne einen sonderlichen Zwang aus jedem dieser Sätze die beyden übrigen und also die daraus fliessenden Wahrheiten zu erweisen. Allein wir sehen nicht, was es nützen würde, es zu thun, obwol es gut ist, zu wissen, daß es geschehen könne, weil dadurch die unzertrennliche Verknüpfung der sittlichen Wahrheiten desto fühlbarer wird. Dieses kann von dem Grundsatze der Bevölkerung nicht gesaget werden; dieser Grundsatz hat auch einen andern sehr merklichen Fehler, weil, wenn er auch wahr wäre, er nur sehr mühsam bewiesen werden könnte; denn man müßte vorher darthun, daß, wo am meisten Menschen sind, da auch am meisten Glückseligkeit sey und eben wegen dieser Menge von Menschen nothwendig da seyn müsse. Wir glauben aber, es sey unmöglich, die allgemeine Richtigkeit dieses Satzes zu erweisen; ja es gebe Beyspiele, in welchen er sich gewiß falsch be-

*) Man konnte diese drey Grundsätze zu besserer Faßlichkeit mit besondern Namen bezeichnen. Der erste wäre der Grundsatz der wirthschaftlichen Ordnung, der andre der Grundsatz der sittlichen Ordnung, und der dritte der Grundsatz der bürgerlichen Ordnung.

befände. Die starke Bevölkerung von Paris, von London, von Neapolis machet diese Städte gewiß nicht glücklich. Ueberhaupt glauben wir, die Bevölkerung sey nur in dem Falle erweißlich, wenn sie eine Folge des Wohlstandes ist, und sie müsse immer eine Folge, nicht aber sie müsse eine Quelle davon seyn. Wo Wohlstand ist, muß nothwendig Bevölkerung seyn; nicht aber ist allemal nothwendig Wohlstand wo Bevölkerung ist.

Pl.

---

14. Kriegswissenschaft.

Historische Anleitung zur Bildung tapferer und Kriegskundiger Officiere in der Erzehlung der in vorigem Jahrhundert vorgefallenen merkwürdigen Vertheidigungen von Grave und von Maynz, auf hohen Befehl in deutscher Sprache ans Licht gestellt, von David Andreas Schneller, Hochfürst. Braunschweig-Lünneburgischen Obrist-Lieutenant, Ingenieur en Chef, Directeur der Artillerie-Schule zu Braunschweig, und freyen Mitglied der Königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen. Mit Kupfern. Braunschweig, in Verlag der Fürstl. Waisenhaus-Buchhandlung. 1774. 8. 18 Bogen.

Dieses Werk ist eine Uebersetzung der Relation du Siege de Grave et celui de Mayence, welche 1756. zum Besten der französischen Officiere wieder aufgelegt worden. In der Vorrede des französischen Herausgebers finden wir zugleich einen kurzen Abriß des Lebens der Hrn. von Chamilly, dieses würdigen Vertheidigers von Grave. Die Uebersetzung ist so wohl gerathen, als man es von einem Mitgliede der deutschen Gesellschaft zu Göttingen erwarten konnte, richtig, fliessend und durchgängig deutsch. Sollte der Hr. Ub. aber sein deutsches Vaterland einmal mit einem in die Kriegswissenschaft einschlagenden Original Werke beehren wollen, so möchten wir ohnmaßgeblich um eine weniger gezwungene und nicht so sehr ausgeputzte Schreibart bitten, als wir in der Vorrede bemerkt haben.

 Der

Des Ritters von Monfag zu Schönachen K. K. Officier, Anmerkungen über die Vortheile des Cavalerie-Dienstes, zur Bildung eines jungen Officiers. Prag, in Commißion bey Franz Aug. Höchenberger, 1770. 8. Ein Alph. 3 Bogen.

Der rauhen und holprichten Schreibart, und des schlechten und zuweilen ganz barbarischen Deutsches ohnerachtet, haben wir dieses Werk doch mit vielen Vergnügen gelesen. Der deutsche Soldat, der durch Erfahrung zum Nachdenken erweckte deutsche Soldat redet hier in einem edlen und freymüthigen Tone von allen dem, was ein Officier von der Cavallerie sowol in Friedens- als Kriegeszeiten zu beobachten hat, wenn er die Pflichten seines Amts auf eine würdige Art erfüllen will. Wir empfehlen es dahero nicht allein denen Officiers von der Cavallerie, für die es der V. eigentlich nur bestimmt hat, sondern einem jeden Officier der ein Vergnügen daran findet, von jedem Theile der Kriegeswissenschaft deutliche und richtige Begriffe zu haben, und von einem edlen Eifer belebt wird, diejenige Figur in der Welt zu machen, die er machen soll, das will sagen, ein Mann zu werden, den jedermann hochschätzt, und nur derjenige verachtet, der seinen Werth nicht kennt, und ihn beneidet, weil er sich unfähig fühlt, diejenige Höhe zu erreichen, von der jener auf ihn herabsieht. Möchten doch alle deutsche Officier ihr Fach mit eben dem anhaltenden Eifer bearbeiten, und sich angelegen seyn lassen, die in ihren Feldzügen erhaltene Erfahrung auf eine so rühmliche Art zu nutzen als es der Hr. V. gethan hat. Alsdenn würde Deutschland bald die Erzeugungen des französischen Witzes auch in diesem Fache verdunkeln; es würde nicht nöthig haben einen Essai general de Tactique zu übersetzen, in dem der Verfasser die Grundsätze der preußischen Tactic lehren will, und nichts von den Bewegungen versteht, die diese Armee mit Ordnung und Geschwindigkeit ausführt; und Frankreich würde zufrieden seyn müssen, daß es die Ehre hat, Tänzer und Comödianten für unser Theater zu bilden!

Gedanken eines heßischen Officiers über das was man bey Führung eines Detachements im Felde zu thun hat. Mit drey Kupferplatten. Cassel, verlegts Johann Jacob Cramer, 1774. 8. 6 Bogen.

Der Inhalt entspricht dem Titel nicht sonderlich. Wir finden darinnen einige alltägliche Regeln über das Verhalten eines Officiers beym Angriff und Vertheidigung einiger Posten, aber von der eigentlichen Führung eines Detachements ist wenig oder nichts gesagt. Die Anlegung der Redouten findet man in Tielckens Ingenieur im Felde allerdings besser, wie der Hr. V. ganz richtig bemerkt, und dahero wollen wir einen Officier lieber darauf als auf seine Arbeit verweisen. Bey dem Angriff eines Dorfs, Hauses und kleiner Verschanzungen glühende Kugeln und Petarden zu gebrauchen, ist viel zu weitläuftig. Den Hang zur Colonne, und daß er dem Ritter Folard Seite 71. ganz treuherzig nachschreibt, ohne zu bedenken, daß dieser überall Colonnen sieht, wo keine gewesen sind, wollen wir ihm seines guten Herzens wegen, da er dem Andenken dieses doch immer großen Mannes die schuldige Ehrerbietung bezeuget, vergeben. „Meine Leser„, sagt er in der Vorrede „mögen übrigens mit meiner Schreibart „eine gefällige Nachsicht haben, denn ich bin ein Soldat, und „als solcher habe ich keine Muße gehabt, mich auf wohlkleidende Töne der Beredsamkeit zu legen.„ Wir sind mit der Schreibart recht wohl zufrieden, das Deutsche ist ziemlich rein, die Töne recht wohlklingend aber sehr leer, und dahero stellen wir es jedermänniglich anheim, ob sie dem V. die Freude machen und es seinen Verlangen gemäs, nicht lesen wollen.

Q.

---

15. Finanzwissenschaft.

Abhandlung aus dem Finanzwesen, von C. F. Hayn. Berlin, 1773. 12. 398 Seiten.

Das Werk besteht aus zwo eignen Abhandlungen, und einer freyen Uebersetzung des zweyten Buchs von den Oeconomicis des Aristoteles. — Zuerst, von dem Theoretischen in den Finanzwissenschaften. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Entstehung der theoretischen Grundsätze in den Wissenschaften überhaupt, und in der Finanzkunde insbesondere, kommt der Verf. zu dem scientifischen Unterricht in dieser letztern. Man erhält denselben aus Vorlesungen auf der Universität oder aus Büchern. Bey dem ersten, der so

oft

oft gesagte, so sehr gegründete, aber so schwer zu hebende Vorwurf, daß nicht selten die Lehrer mit dem praktischen ihrer Wissenschaft und der Verfassung des Landes, für welches sie eigentlich lesen, so wenig bekannt sind. Ueber die Kenntnisse, welche man von einem öffentlichen Lehrer der Cameral-Wissenschaften zu fordern berechtigt sey, und gelegentlich eine nähere Bestimmung des Begrifs von Oekonomie, Cameral- und Finanzwissenschaft. — Bey dem Unterricht aus Büchern fehle es an einem recht vollständigen brauchbaren Cameralwerk. Eine Revision der Justischen Staatswirthschaft. Wenn das Werk sonst keine Fehler und Mängel hätte, als die, welche der Verf. hier rüget; so würde dessen unstreitiger Werth noch weit grösser seyn. Statt dessen solle nun ein Cameralbuch geschrieben werden, daß der Verfassung des Landes völlig angemessen und völlig zuverläßig sey. Aus diesem nicht neuem und hier wiederholtem Vorschlage erhellt, daß es Hrn. H. noch an Erfahrung in Cameralsachen mangle. Wie sehr ist in einem grossen Lande die ökonomische, finanz- und cameralistische Verfassung, von Provinz zu Provinz, ja oft von Distrikt zu Distrikt verschieden! Was würde dieses z. E. von den preußischen Staaten für ein Werk werden! Und wer sollte es denn schreiben? die wenigen Männer, welche etwa hinlängliche Kenntnisse vom Ganzen und den Theilen haben können, sind gewiß zu sehr mit Amtsarbeiten beschäftigt, als daß sie ein solches Werk zu entwerfen im Stande seyn sollten. Wenn sie das aber auch wären, durften sie denn alles bekannt machen, und würde es würklich nützlicher seyn, wenn ein junger Mann sich aus diesem Buche unterrichtete, oder wenn er, wie es eigentlich geschehen sollte, mit allen nöthigen Hülfswissenschaften der Cameralistick ausgerüstet, erst in geringern und dann in höhern Bedienungen die Erfahrung und die Akten zu Lehrmeistern nähme?

Die zweyte Abhandlung: von den Monopolien. — Wir Recensenten sind über diesen Punkt fast alle einig. Wir schreyen bey jeder Gelegenheit überlaut, daß alle Monopolia, sie mögen Namen haben wie sie wollen, unter allen Umständen, höchst verderblich und grundstürzend sind; raisonniren ins Allgemeine über die nothwendige Handlungsfreyheit, beweisen sie auf das bündigste, und — richten weiter nichts aus, als daß selbst der vernünftige und der Menschenfreyheit liebende Staatsmann uns kaum mehr hören mag. Die Schriftsteller haben in der Sache selbst recht, sagt er, allein unser politisches System, unser Verhältniß zu den Nachbarn,

unsre Finanzbedürfnisse u. s. w. setzen uns nur zu oft in die eiserne Nothwendigkeit Auswege zu wählen, welche, wenn die gegenwärtige Verfassung von Europa nicht einmal so wäre wie sie ist, verabscheuet werden müßten. Was die Gifte in der Arzneykunst sind, das sind die Monopolien in der Staatskunst. Glücklich ist der Körper, dessen Krankheiten durch gelindere Mittel gehoben werden können. Ein Unmensch ist der Arzt, welcher vor dem Gebrauch der Gifte, alle gelindere Mittel nicht versucht; im Nothfalle aber jene anders als mit der größten Behutsamkeit anwendet, damit nach einer auf eine zeitlang scheinbar wieder hergestellten Gesundheit, die folgenden Krankheiten nicht weit fürchterlicher als die ersten und zuletzt unheilbar werden. — Sollte dieser Staatsmann so ganz Unrecht haben? Wir denken es nicht. Aber wenn ist die Nothwendigkeit vorhanden und unter welchen Umständen, darf man nun die Gifte, die Monopolia gebrauchen? hievon glaubten wir bey unserm Verfasser, der den Monopolien unter gehörigen Einschränkungen geneigt ist, nähere und so viel möglich genaue Bestimmungen anzutreffen. Dadurch würde sein Werk in unsern Tagen sehr brauchbar und interessant geworden seyn. Aber hier eben verläßt er uns seiner S. 318. gegebnen Versicherung unerachtet. Und was finden wir denn in seiner Abhandlung? zuerst Beyspiele von Monopolien aus der alten und neuern Geschichte. Sie beweisen doch im Grunde weit mehr gegen als für den Alleinhandel. Darauf eine Abtheilung der Monopolien 1) mit ausländischen Waaren in fremde Länder 2) mit selbigen innerhalb Landes 3) mit Landesprodukten ausserhalb und 4) innerhalb Landes. Diese Eintheilungen könnten zu Bestimmung der Frage, wann und womit Monopolien allenfalls zu erlauben wären, sehr fruchtbar seyn. Wir finden sie aber wenig, oder nicht recht genutzt. Der Verf. ist überhaupt sehr behutsam, etwas gewisses über seinen Gegenstand zu sagen. Er scheint es mit keiner Parthey verderben zu wollen, und nur geschrieben zu haben um zu zeigen, ich kann für oder gegen beyde schreiben, wie es die Convenienz erfordert. Zuweilen Grundsätze, nach welchen alles Monopolium seyn und der Unterthan am Halfter geführt werden mußte. Dann wieder zierliche Verwahrungen, daß man den Alleinhandel überhaupt nicht vertheydige, und Eingeständnisse, daß er höchst schädlich werden könne u. s. w.

Die Uebersetzung aus dem Aristoteles scheint gut gerathen zu seyn. Mancher Rathgeber eines und des andern

kleinen Reichsstandes, könnte zum besten der fürstlichen Rentkammer, und zum Ruin der getreuen Unterthanen, Dinge daraus lernen, die — allein wir haben ja noch Reichsgerichte — Uebrigens müssen wir den eleganten Kenntnissen des Verfassers Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Aber er will auch nichts vergebens wissen, und das macht ihn oft zu geschwätzig. Auch möchten wir ihm zuletzt noch die Tugend der Bescheidenheit empfehlen, vornemlich gegen Männer die noch immer seine Lehrmeister seyn können.

Tr.

Johann Ernst Basilius Wiedeburgs, Herzogl. Sachsenweimar- und Eisenachischen Kammerraths und Prof. der Mathem. zu Jena Anleitung zum Rechnungswesen. Jena, bey Crökers Wittwe, 1773. 8. 271 Seiten.

Dank sey dem Hr. V. daß er uns so aufrichtig mittheilt, was er von diesem Theile der praktischen Gelehrsamkeit, der erst seit kurzem anfängt es zu werden, aus eigener Uebung kennet. Freylich immer noch nicht der rechte natürliche instruktive Ton, sondern überall zu viel Voraussetzung, Terminologie, zu viel Lokal auch wohl juristische Allegaten.

Dem ohngeachtet noch einmal Dank. Wir wünschen, daß er in andern Ländern Nachfolger finden, die immer auch lokal seyn mögen, damit man endlich aus so vielen Partikularitäten ein Ganzes möge zusammensetzen können, um die deutsche Cameral-Verfassung überhaupt in einen Grundriß zu bringen und mit einigen wirklichen Nutzen darüber schreiben zu können, was bisher noch nicht geschrieben worden, da man nur immer allgemeine Reguln und Spekulationen abschrieb, die bald in Frankreich, bald in England, bald in Schweden, nur nicht in Deutschland gemachet waren. Ein deutsches Original- Kammer- oder Rechnungssystem haben wir noch nicht, denn was uns die Wiener Buchhalter vor einigen Jahren in 4. geliefert haben, das sind gutgemeinte Bemühungen, den wälschen Kaufmannsstil auch den Kammern und ihren Unterkassen anzupassen, Tabellen und Linien.

Nur erst Ueberzeugung, Licht und Ordnung in das Kammerwesen und in seine Rechnungen gebracht, dann ist es noch Zeit Maschinen zu erfinden, um Papier und Dinte zu spa-

sparen; bis dorthin sind alle tabellarische Erfindungen nicht bes-ser als unsere Reise-Services, Apotheken und Etuys, wor-inn man alles, auch wohl sehr entbehrliche Dinge, im kleinen zusammen gedrängt findet, theils um den Witz des Künstlers zu bewundern, theils weil es auf der Reise oder im Kriege beschwerlich wäre, größere Maschinen mit sich zu führen, deswegen hat auch das Tabellenwesen vornemlich im Kriege, wo es mehr auf Geschwindigkeit als Ueberzeugung ankommt, seinen unleugbaren Nutzen.

Fz.

16. Münzwissenschaft.

Des neueröfneten Münzcabinets vierter und letzter Theil 2c. von Joh. Paul Reinhard, Hochf. Brandenb. Anspach- und Culmbachischem Hof-rath 2c. zu Erlangen. Nürnberg, bey Zeh, 1773. 4.

Der Buchhändler Bauer in Nürnberg hatte vor seinem Tode durch seine Bekanntschaft in Wien noch so viel Stücke gesammelt, um zu diesem Verlagsbuch einen vierten Theil daraus verfertigen lassen zu können. Sein Nachfolger, der gegenwärtige Verleger, liefert also hier, woran jenen der Tod gehindert hat und der H. Hofrath Reinhard hat die Ar-beit der Herausgabe übernommen, nachdem die Stücke schon gestochen waren, deswegen hat er diejenigen, die schon an-derwärts vorgekommen sind, nicht füglich weglassen können, auch kaum die, welche in den Spießischen Belustigungen schon vorgekommen sind. Ein prächtiger Medaillon vom Römi-schen Kaiser Valens, der erst 2 Jahr vor dem Tode Kaisers Franz g. G. in den Kaiserlichen Münzschatz nach Wien ge-kommen 51¼ Dukaten schwer, ist die einzige Antike in diesem Stück, den Beschluß macht eine Lebensgeschichte des Jesuiten P. Frölichs, Lehrers am Theresianum zu Wien, die der P. Khell in lateinischer Sprache aufgesetzt und H. Oetter in die Deutsche übersetzt oder hat übersetzen lassen. Diese Ueber-setzung hat H. Khell mit zu Hülfnehmung des Denis richtig befunden; dies alles wird hier aufrichtig erzählt, auch das Verdienst des P. Frölichs besonders darinn gepriesen, daß er

nie

nicht nur ein scharfer Numismaticker sondern auch ein dergestalt tapferer und glücklicher theologischer Streiter gewesen, daß er den dänischen Gesandschafts-Prediger in Wien glücklich überwunden hatte, der den Grafen Schulenburg in seinem Vorhaben, die evangelische Religion mit der catholischen zu verwechseln, durch ein französisches Sendschreiben wankend machen wollte.

Bey Gelegenheit des bekannten Aachenschen Thalers von 1571. zur Ehre Carls des Großen wird hier die älteste Geschichte von Aachen geprüfet oder erläutert. Carl, der Große, war nicht nur da gebohren, sondern auch gestorben und begraben. Die Wasser waren der erste Ursprung der Stadt, so wie bey Aix in Frankreich; beyde Orte nennten die Römer überhaupt *aquas*, das übersetzten die Deutschen mit Aken und die Franzosen mit aix; die Erfinder von beyden hießen Granius und Sextius, davon nennte man Aachen Aquas granias und Aix Aquas sextias; Appollo wurde auch damals in Aachen verehrt, davon wurde er Apollo Granius genennet, wie man auf einer bey Colmar gefundenen Römischen Innschrift bemerket hätte. Dieser Apollo ward nicht nur Granus sondern dabey noch Mogounus genennet und der V. zeiget, daß dieses Mainzisch heissen soll, daß Aachen damals zu dem agro moguntiaco, obgleich die Bronnen über 20 Meilen von Mainz entfernt waren, gehört habe, mithin die Erzbischöffe zu Mainz ein grösseres Recht an der Stadt gehabt hätten, als die Pfalz-Grafen.

Wir wiederholen bey Gelegenheit dieses nun geschlossenen Journals unsern schon einmal geäusserten Wunsch, daß H. Spies künftig seine Kupferstiche auch auf besondern Blättern, wie hier geschehen, zusammen drucken lassen möchte.

Gl.

---

17. Handlungswissenschaft.

Der wohl instruirte Schiffer, und zwar was derselbe vor angetretener während und nach abgelegter Reise zu beobachten hat. rc. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Lübeck und Wißmar, auf Kosten guter Freunde. 1773. 176 S. Seiten.

Die-

Dieses Werkchen, dessen dritte Auflage wir anzeigen, wird ohne Zweifel mehrere veranlassen, wenn dessen Nützlichkeit allgemeiner bekannt seyn wird. Nicht allein für Schiffer, zu deren Instruction es geschrieben seyn soll, sondern für Kaufleute und sogar für Rechtsgelehrte kann es von Nutzen seyn, wenn man bedenkt, daß über diese wichtige Materie ausser Langenbecks Anmerkungen über das Hamburgsche See- und Schiffs-Recht nichts so vollständiges in deutscher Sprache geschrieben ist, als dieses. Der V. scheint nicht allein ein Mann zu seyn, der die Rechtsgelehrsamkeit, wenigstens in diesem Fach versteht, und ältere und neuere See-Rechte verschiedener Nationen kennt, sondern auch zugleich das Handwerksmäßige der Kaufleute, Schiffer und des Schiffsvolks weis, ohne welches er nichts so vollständiges hätte liefern können, weil in diesem Fache, wie bey allen Fächern der Handlung, Gesetze und Usanzen für den Kaufmann und für den Richter bey entstehendem Streite die Richtschnur sind.

Der Rechtsgelehrte, der auf Universitäten selten die Worte Bil, Briefe, Bodemarey, Charte, Partie, Wartgelder Caplatten rc. gehört, und dem alles dieses fremde Dinge sind, kann sich, wenn ihm dergleichen Processe vorkommen, bey unserm V. Raths erhohlen.

Das Werk ist in 3 Abtheilungen nebst einem Anhang abgefaßt. Schade ist es, daß der Verfasser nicht ganz allgemein und größtentheils nur für die Ostsee instructiv ist, wiewol man ihm in dem mehresten, was in seine Materie einschlägt, universal nennen kann. Man findet ihn hauptsächlich alsdann nur auf die Ostsee eingeschränkt, wenn von Lootsen und ihren Gebühren rc. die Rede ist: in Ansehung der Contracten aller Art und die Rechnungsführereyen, Attestaten rc. aber kann er als allgemein angesehen werden. Jedoch findet man auch eine Taxa des Loots-Geldes auf der Elbe. Beym Strandrecht hat der V. nur so viel anführen wollen, als zu seiner Materie für den Schiffer, das Schiffsvolk und den Rheder nöthig war. Vom Strandrechte überhaupt ist ohnehin für den Rechtsgelehrten neulich ein sehr gelehrtes und allgemein brauchbares Werk durch den Hamburgischen Syndicum Hrn. Schuback I. V. L. der Welt bereits mitgetheilt worden.

Die Einrichtung des Werks ist sinnreich, so wie der Styl, Papier und Druck gut ist.

Zm.

18. Haushaltungskunst.

Berliner Beyträge zur Landwirthschafts-Wissenschaft. Erster Band. Berlin, 1774. 2 Alph. 7 Bogen in gr. 8.

Vor einiger Zeit sind bereits die sechs ersten Stücke dieser Schrift als solche angezeiget worden, die da verdienten gelesen zu werden. Eine ausführliche Recension aber haben wir bis jetzt verspart, da der erste Band uns Gelegenheit giebt, den Lesern unserer Bibliothek den Werth dieses nützlichen Buchs mehr im Zusammenhange kenntlich zu machen.

Der Plan, nach welchem gearbeitet worden, erhellet aus §. 25. in der Einleitung, da es heißt: „Ein ökonomisches Compendium zu schreiben, ist man nicht Willens. Inzwischen sollen die Wahrheiten so wie sie auf und aus einander „folgen und sich zusammen schicken, auf eine ungezwungene „Art abgehandelt — und den Liebhabern bey Sammlung „dieser Schrift dadurch unvermerkt eine Art von systematischem Werk zu Theil werden. In allen Abhandlungen und „bey jedem Theil der Landwirthschaft wird man nicht allein „theoretische Sätze vortragen, sondern auch solche durch theils „eigene, theils fremde Versuche und Erfahrungen zu bestärken suchen. Die neuen Acker- und Wirthschaftsarten werden dabey besonders ein Gegenstand dieser Betrachtungen „werden. Man wird hierunter dem, was davon so hoch gerühmet und mit allgemeinem Beyfall angenommen wird, „nicht blindlings Glauben beymessen, sondern alles nach Vernunft und Erfahrung prüfen u. s. w.

Erste Abhandlung. **Von dem Gegenstande, Absicht und Grundsätzen der Landwirthschaft.** Der Begriff der Landwirthschafts-Wissenschaft §. 2. sie bestehet in der Fähigkeit, ein Landguth gehörig zu erhalten, zu verbessern und auf die bestmöglichste Art zu nutzen. Sollte sie wohl nicht etwas anders und mehr als eine Fähigkeit seyn? — Aus den gesammleten und durch vieljährige Erfahrung bestätigten Sätzen bestehet nach §. 9. die eigentliche Theorie der Landwirthschaft. Diese wird durch Beyhülfe verschiedener fremden Wissenschaften zur Vollkommenheit gebracht. §. 12. Solche sind nach §. 14. die Physick, Chymie, Geometrie, Civilbaukunst und Mechanick. Einige allgemeine Landwirthschaftsregeln §. 16. u. f.

u. f., als 1) In der Landwirthschaft muß das kleine so wohl als das große in Acht genommen werden. 2) Die Bewirthschaftung der Landgüter muß nach der Verschiedenheit der Lage, Gegend und anderer Umstände eingerichtet werden. 3) Der Landwirth muß seine Produkten auf die bestmöglichste Art ins Geld zu setzen suchen. 4) Bey den Ausgaben muß eine vernünftige Sparsamkeit beobachtet werden; 5) Ordnung in den Wirthschaftsgeschäften. Alle diese Regeln sind zwar an sich bekannt, allein die Anwendung derselben auf einzelne Fälle in der Wirthschaft macht sie interessant, und für einen angehenden Landwirth vorzüglich vortheilhaft.

Zwote Abhandlung. Beyläufige Gedanken von der Verbesserung der Landgüter und denen dabey zu beobachtenden Regeln. Diese warnen sehr vor den Selbstbetrug bey dem Ueberschlag der Kosten und dem Vortheil einer Hauptverbesserung bey einem Guthe, und verdienen sonderlich die ganze Aufmerksamkeit eines der Landwirthschaft unkundigen Stadtmannes, welcher zu dem Besitz eines Landgutes gelanget ist, und selbiges melioriren will.

Dritte Abhandlung. Von dem Ackerbau und dem Zusammenhange der dazu gehörigen Geschäfte überhaupt. Diese macht den Anfang, die besondern Theile der Landwirthschaft näher zu beleuchten. Nach einer weitläufigen Definition des Ackerbaues §. 5. wird §. 6. eine fünffache Hauptabtheilung der Geschäfte bey demselben angegeben, und nach diesem Leitfaden in der Folge alles abgehandelt, was zum Ackerbau gehöret. Ein in der Landwirthschaft völlig unerfahrner Leser kann hier sehr richtige und deutliche Begriffe erlangen, die wegen der genauen Ordnung, darinn sie vorgetragen sind, die beste Vorbereitung abgeben, das praktische bey diesem Theil der Landwirthschaft sehr geschwinde zu erlernen und den Unterschied zwischen einer guten und schlechten Ackerwirthschaft sicher zu beurtheilen.

Vierte Abhandlung. Von dem Abbau der überflüssigen Aecker als eine Hauptverbesserung des Ackerbaues. Diese Abhandlung ist eine der wichtigsten im ganzen Buche und beweiset sehr gründlich, daß zu viel und zu wenig Acker nach Verhältniß des Viehstandes und der Arbeiter der Aufnahme der Landwirthschaft gleich schädlich sey. Den zu vielen Acker soll der Herr des Guthes entweder an schon angesessene Einwohner des Dorfes pachtweise überlassen, oder er soll selbigen abbauen, das heißt, neue Unterthanen zur Bewirthschaftung desselben ansetzen. Für beydes werden Regeln vorge-

geschrieben und der Aufwand benebst dem Vortheil bey dieser Hauptverbesserung des Ackerbaues deutlich gegen einander berechnet. Diese einzige Abhandlung ist ein hinlänglicher Beweis von der großen Stärke des Verfassers in der Landwirthschaft, wie jeder erfahrne Oekonom einsehen wird, und um dieser einzigen Abhandlung willen, sollten die meisten Guthsbesitzer unserer Marck dies Buch kaufen und lesen.

Fünfte Abhandlung. Von dem Anbau der Cichorienwurzeln zu einem dem Coffee gleichkommenden Getränke S. 175. Der V. hat von den Entreprenneurs der neuen Cichorien-Fabrique in den Königl. Preußl. Landen, die Anweisung zum Anbau und Zubereitung dieser Wurzeln selbst erhalten und theilet sie hier dem Publikum mit. Merkwürdig ist folgende Berechnung S. 185. „Ich nehme in den „sämmtlichen Königl. Preußl. Ländern nur 1 Million Men„schen an, die täglich 1 Loth Coffee verbrauchen. Dieses be„trägt jährlich 11 Millionen 406250 ℔. Das ℔. zu 4 „gl. so davon ausser Landes gienge gerechnet, thut an Gelde „1 Million 901041 Rthlr. Ich nehme ferner an, daß nur „$\frac{2}{3}$tel ausländischer Coffee durch das Cichorien-Pulver abge„wechselt, $\frac{1}{3}$tel aber noch nach wie vor eingebracht werde. „Es würden also 7 Millionen 604166 ℔. weniger Coffee „als vorhin eingeführet werden, und dadurch 1 Million „267360 Rthlr. so sonst der Auswärtige für den Coffee ge„nossen, im Lande verbleiben. Da nach der Angabe der „Herren Entreprenneurs mit einem Pfund Cichorienwurzel „so viel als mit 4 ℔. Coffee ausgerichtet werden kann, so „würde das Publikum 950520 Rthlr. gänzlich ersparen, die „übrigen 316840 Rthlr. aber ein Gewinnst und Ausbeute „für diejenigen, die sich des Cichorien-Baues befleißigen und „einen Theil ihres Ackers dazu anwenden wollen, werden „können.„

Sechste Abhandlung. Von den Grundsätzen, welche bey der Zubereitung des Ackers zu beobachten und voraus zusetzen S. 215. ist sehr physikalisch ausgefallen und giebt den Grund von vielen Ackerarbeiten an, den der ungelehrte Landwirth hier erlernen kann.

Siebende Abhandlung. Ueber die verschiedenen Pflugsarten, als denen ersten zur tüchtigen Zubereitung des Ackers erforderlichen Geschäften S. 263. Zuerst kommt hier eine Beschreibung des gemeinen Pfluges vor, die zwar ganz richtig aber nicht so ausführlich und deutlich als diejenige ist, wel-

welche Münchhausen in seinem Hausvater gegeben hat, und welche noch immer ein Meisterstück bleibt. Wenn der V. S. 290. gewöhnlicher Weise 4 Zoll tief pflügen will, so gefällt uns dieses doch besser, als wenn der Herr Probst Lüders ohne Ausnahme auf alles Pflügen schmälet, das tiefer als 2 Zoll geschiehet. S. 292. wird gelehret, bey welchem Acker es nutzbar sey, den Pflug noch tiefer als 4 Zoll gehen zu lassen, worinn wir dem V. völlig beypflichten. S. 294. u. f. wird die Kretschmarsche Pflugart geprüft und wie billig verworfen.

Achte Abhandlung. Vom richtigen Gebrauch der Egge S. 341. Daß die Egge, wenn sie 5 oder 6 Tage nach der Gersten-Saat gebraucht wird, den Erzfeind der Gerste, nemlich den Hederich, dämpfe, führet der V. S. 356. an, und bestätiget die Gewißheit davon durch eine Stelle aus dem Leipziger Intelligenzblatt. Der Recensent hingegen kennet ganze Dorfschaften in der Mark, wo dieses gute Verfahren schon lange im Gebrauch gewesen, und er selbst hat solches alljährlich gethan, ja sogar einsmals zu einer Zeit da die aufgegangne Gerste schon das zweyte Blatt gewonnen, weil es ihm die Witterung nicht ehender erlauben wollte, und sein Zweck ist ohne Schaden der Frucht glücklich erreicht worden.

Neunte Abhandlung. Wirthschaftliche Gedanken von der Urbarmachung wüster und unbebauter Aecker S. 364. Unter andern wird in Absicht der sogenannten Heiden oder Treden die in manchen Provinzien sich viele Meilen weit erstrecken und wegen der durchaus schlechten Beschaffenheit des Bodens nicht angebauet werden können, der Vorschlag gethan, daß wegen der gesunden Schaafweide die das Heidekraut daselbst giebt, die Zuchtschäfereyen eines Landes daselbst angeleget und in den starken und fetten Gegenden dafür bloß Hammelschäfereyen gehalten werden solten. Indessen würden in China diese Heiden nicht unangebauet bleiben, weil kein Boden absolut unfruchtbar, und Menschenhände hier alles möglich machen können. Diese wichtige Abhandlung ist überhaupt mehr für den Cameralisten, dem die Besorgung der Landesökonomie oblieget, als für Privat-Landwirthe brauchbar.

Zehente Abhandlung. Beyläufige Gedanken von der Beschaffenheit und rechtem Gebrauch aller sowol gewöhnlichen als ungewöhnlichen Düngungsarten S. 487. Der V. scheinet das Begiessen des Schaafmistes in den Ställen nicht gut zu heißen, wenigstens sagt er, es sey ihm noch ein problema. Solches aufzulösen wird die einzige Bemerkung hinreichend seyn, daß wenn der Winterdünger ausgefahren wird, man die

sogenannten Schaaflorbeern ganz harte und gar nicht mit der Streu vermenget findet, welches von der trockenen Fütterung herrühret. Da der V. nun selbst das Stroh ein vehiculum des Düngers nennet, so ist klar, daß durch das zur Winterszeit vorgenommene Begießen des Düngers in den Schaafställen, der harte Dünger aufgelöset und das Stroh gleichförmig davon imbibiret wird. Die gute Wirkung davon auf dem Acker ist leicht zu erklären. Unter den ungewöhnlichen Düngungsarten kommt, S. 618. der neue Versuch des Canonici Wöllner vor, durch Erdwälle zu düngen, wozu ihm Franz Home Gelegenheit gegeben. Der Recensent hat diesen Versuch nachgemacht und den Erfolg ganz vortreflich gefunden, daher es wohl der Mühe belohnte, daß diese neue Methode von mehreren befolgt würde. Alles übrige, was hier vom Dünger, dessen verschiedenen Arten, Gewinnung, Eigenschaften und Anwendung gesagt wird, ist der Aufmerksamkeit des praktischen Landwirths in großen und kleinen Wirthschaften würdig, und wird nicht ohne Nutzen gelesen werden.

Eilfte Abhandlung. Oekonomische Anmerkungen von richtiger Besäung der Felder S. 623. Bey der Wahl des Saamen-Getreides hält es der V. vor einen eingeschlichenen Irrthum, daß das Korn von Sandfeldern zur Saat vorzüglich gut seyn solle, und tadelt solches, weil es kleiner und nicht sowol genähret sey als ein auf guten Aeckern gewonnenes Korn; der einzige Vortheil bestehe darinn, daß jenes reiner zu seyn pflege als dieses, so bald man aber eben so reines Getraide auch von guten Aeckern erhalten könne, müsse man solches vor jenem zur Aussaat wählen. Indessen haben doch erfahrne Landwirthe das bessere Gedeien des Sandkorns, wenn es auf fettem Boden gesäet worden, aus dem Grunde behauptet, daß es mit selbigem eben die Bewandniß habe als mit dem glücklichern Wachsthum eines jungen Baums, der aus einer magern Baumschule in besseres Erdreich verpflanzet wird. Diese letztere Abhandlung ist sehr ausführlich, und würde wie die meisten übrigen eine viel weitläuftigere Beurtheilung verdienen, wenn wir uns in unserer Bibliothek mehr ausdehnen könnten.

Da der gelehrte V. uns Hoffnung macht, die übrigen Zweige der Landwirthschaft auf gleiche Art zu bearbeiten, so sehen wir der Fortsetzung dieses für die Landwirthschaft höchst interessanten Werks mit Verlangen entgegen, und sind zuverläßig versichert, daß das Publikum dem Herrn Verleger es nicht wird bedauren lassen, Kosten und Mühe auf ein Buch gewendet zu haben, dessen großer Nutzen gar nicht zweydeutig ist,

ist, sondern welches der spekulativische und noch mehr der praktische Oekonom, er sey jung oder alt, erfahren oder unerfahren mit Vergnügen und Vortheil lesen wird. Wir Märcker können stolz darauf seyn, daß bey der geringen Anzahl ökonomischer Schriften die bey uns die Presse verlassen, diese Berliner Beyträge zur Landwirthschaft ohne alle Widerrede in die erste Classe der besten Bücher dieser Art gehören, die bisher noch in Deutschland gedruckt worden sind.

Die Landwirthschaft und deren Verbesserung nach eigenen Erfahrungen beschrieben, von J. G. von Schönfeld. — gr. 8. Leipzig, 1773. 2 Alph. 8 Bogen.

Der Herr V. welcher sich in dieser Schrift als ein sehr erfahrner Landwirth zeigt, hat hier in neun Abschnitten alle Theile der Oekonomie mit vieler Gründlichkeit abgehandelt. Gleich anfänglich führet er in einer Einleitung die bekannte Streitfrage: Ob man ein allgemeines auf alle Länder und Gegenden passendes System der Landwirthschaft hoffen könne, sehr gründlich aus, und bejahet solches wie er schon vor einigen Jahren in den Dreßdner gelehrten Anzeigen gethan hatte. Den übrigen Theil dieses Abschnitts machen die vielen Fehler aus, welche man bey der Oekonomie begehet und die Folgen davon. Der zweyte Abschnitt von der Düngung hat einige Mängel und ist nicht so ausführlich wie die übrigen. Der dritte Abschnitt vom Ackerbau ist vorzüglich merkwürdig und sehr gründlich ausgearbeitet. Im vierten Abschnitt eifert der Herr V. mit Recht wider die Huthweiden und empfiehlet den Kleebau benebst der darauf sich gründenden Stallfütterung. Der fünfte und sechste Abschnitt von der Rindviehzucht und den Pferden, sind unsers Erachtens die besten im ganzen Buche, sowol ihrer Vollständigkeit nach, als auch der nicht gemeinen Kenntnisse des Herrn V. von diesem wichtigen Zweige der Landwirthschaft, den man selten auch in den besten ökonomischen Büchern so gut abgehandelt findet. Der siebente Abschnitt vom Forstwesen zeigt das gute und schlechte Verfahren bey der Holzverwaltung, und giebt von dem Anbau des Holzes und dessen Ersparung nützliche Regeln. Der achte Abschnitt von der Jagd ist nicht wichtig. Der Beschluß des Buchs im neunten Abschnitt enthält einige praktische Anmerkungen von verschiedenem Inhalt zum Nutzen und Vergnü-

gen des Lesers. Die Schreibart ist deutlich, jedoch zuweilen sehr gedehnt und nicht selten sagt der Herr V. Dinge die er schon ein oder mehrere malen gesagt hat. Im ganzen genommen, verdient indessen dies Buch doch allemal die Aufmerksamkeit der Landwirthe.

V.

Gottfried Ludolph Graßmann, Prediger zu Synzlow und Kortenhagen, Abhandlung ein Land in Ermangelung des Düngers fruchtbar zu machen und zu erhalten. 8. Berlin und Stralsund, 1772. 6 Bogen.

Die freye ökonomische Gesellschaft zu Petersburg hatte einen Preis auf die beste Abhandlung gesetzt, die Ländereyen im Koporischen Kreise durch die leichtesten und die Kräfte der dortigen Bauern nicht übersteigenden Mittel bey Ermangelung des Mistes fruchtbar zu machen, und die gegenwärtige Abhandlung erhielt diesen Preis. Der würdige Herr V. hat diese Materie mit vieler Gründlichkeit, sehr praktisch dergestalt bearbeitet, daß nicht allein der koporische Bauer, sondern der Landwirth in allen Weltgegenden daraus Nutzen haben kann. Er betrachtet die verschiedenen Arten des Erdreichs der Reihe nach und zeiget bey einer jeden, wie sie behandelt werden müsse, um seinen Vorschlag der Fruchtbarmachung, der in dem Anbau einiger Gattungen Futterkräuter und sonderlich des rothen Holländischen Klees bestehet, mit Vortheil ins Werk zu setzen. Da diese Schrift eines praktischen Landwirths, der seine Erfahrungen mit vieler Belesenheit vereinbaret, und seine Sätze mit Gründen der Physik und den Anmerkungen aus den besten ökonomischen Büchern unterstützet, verdienet ganz gelesen zu werden, so wollen wir keinen Auszug daraus machen, sondern dem denkenden und lesenden Oekonomen diese paar Bogen als solche empfehlen, die mehr wahres und nutzbares enthalten, als in einem dicken Wirthschaftsbuche oft nicht zu finden ist.

L.

Gemeinnützige (vielleicht gemeinschaftliche) Arbeiten der — Bienengesellschaft in Oberlausitz — erster Band.

Band mit Kupfern. Berlin und Leipzig, bey G. Decker, 1773. 422 Seiten in 8.

Anmerkungen zur Verbesserung der Bienenzucht in Sachsen — von einem Bienenfreunde im plauischen Grunde. Dresden, in der Gerlachischen Buchhandlung, 1773. 64 Seiten in 8.

Von dem neuen Anfange gemeinschaftlicher Arbeiten unter einem neuen Titel, aber über den alten Leist der Oberlausitzischen Gesellschaft, die es blos mit den Bienen zu thun hat, können wir noch nicht viel Redens machen. Doch wollen wir unsern Lesern anzeigen, daß die Schirachischen und Röthaischen Einsträuungen sehr schlecht ausgefallen, Absichten verrathen, und keine Erwähnung verdienen. Wir können um so weniger unsere Verwunderung bergen, warum die Verfasser einiger vortreflichen Abhandlungen zugelassen, daß solche unter so einen Mischmasch nicht nur jenes, sondern noch mehrern schlechten Zeuges gesetzet werden mögen. Gar füglich dürften wir den ersten Theil jenes Urtheiles unsrer Bibliothek im V. B. 2 St. S. 291. wiederholen; doch um den Raum zu ersparen verweisen wir die Leser dahin.

Die Anmerkungen haben einen ungenannten, der blos Erfahrung und Uebung von Klotzbeuten besitzet, welches aus dem Anfange einer glücklichen, wiewol lang nicht vollkommenen Abänderung erhellet, zum Verfasser: sie werden aber ausser ihrer Vaterstadt wenigen wichtig seyn. — Daß der V. von ganzen oder halb Körben zu Magazinen keine rechte Wissenschaft, noch hinlängliche Versuche gemachet habe, sehen wir aus dem zweyten Abschnitte; wenn er saget, diese erforderten viele Kunst und Erfahrung. Ist doch die Körbe und Magazinszucht die einfachste, leichteste und dabey nützlichste Behandlung; daher muß der V. mit seinen Gegengründen ganz zu Hause bleiben. — Wir würden noch manchen Anlaß vor uns haben, dem V. Fehler zu zeigen, wir befürchten aber, es möchte bey ihm, wie bey dem Landmann aussehen, von dem er im Vorberichte erzählet: „daß er sich schlechterdings nicht von den Klotzbeuten abbringen lasse.„

Zs.

19. Vermischte Nachrichten.

Die Gebräuche und Ceremonien der griechischen Kirche in Rußland, oder Beschreibung ihrer Lehre, Gottesdienstes und Kirchendisciplin. Von Johann Glen King, der heil. Gottesgelahrheit Doktor, Mitglied der Königl. und antiquarischen Gesellschaft, und Caplan der brittischen Factorey zu St. Petersburg. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Kupfern. Riga, bey Joh. Fr. Hartknoch, 1773. 4. 444 Seiten nebst 2 B. Vorrede und 4 Bogen Kupfer.

Von den rußischen Kirchengebräuchen hat man bisher nur unvollständige und unsichere Nachrichten gehabt, ob man gleich für die christlichen Alterthümer manche brauchbare Erläuterung vorzüglich bey der griechischen Kirche findet, deren eines Theils unverändert beybehaltenen Gebräuche eine Vorstellung der alten Kirche heissen können. Eben daher tragen wir kein Bedenken, die gegenwärtige Uebersetzung etwas weitläuftig anzuzeigen.

Hr. King hat seine Vorgänger, einen Olearius, Perry, Goar u. a. an Deutlichkeit und Vollständigkeit weit übertroffen, und wie wir mit Vergnügen aus der Vorrede sehen, alle Vortheile zu nutzen gesucht, welche ihm seine Station in St. Petersburg bey der Ausarbeitung darbot. Er legte sich auf die slavonische Sprache, in welcher der rußische Gottesdienst verrichtet wird, und die darzu gehörigen Bücher abgefaßt sind; diese hat er sorgfältig studiert, jenem konnte er täglich beywohnen: der durch seine Schriften bekannte Platon und andre angesehene Geistliche leisteten ihm Beystand. Das alles giebt seinen Nachrichten eine große Glaubwürdigkeit, welche wie er sich bescheiden ausdrückt, die Mängel vergüten soll, die man vielleicht in der Ausführung finden kann. Auf kleine Mängel stößt man freylich hier und dar; es scheint als hätte er sich zu streng an die alten gottesdienstlichen Bücher gebunden, nicht über jede Sache mündliche Belehrung gesucht, den kirchlichen Verrichtungen zu wenig und in Landkirchen niemals beygewohnt: eine Vermuthung die wir bald rechtfertigen werden. Von den Kirchgebäuden, priesterlichen

Klei-

Kleidungen und heiligen Gefäßen liefert er nebst einer hinlänglichen Beschreibung auch getreue Abbildungen; den größten Theil des Werks nehmen die gottesdienstlichen Verrichtungen ein: zuerst die an einem Tage, nemlich die Vesper, die Nachvesper, die Proceßion (welche allezeit in der Kirche selbst geschiehet,) die Segnung der Brode, das Mesonyktion, die Matinen, die kanonischen Stunden, die Liturgien oder die Kommunion; dann die Taufe, Beichte, Trauung, Ordination, heilige Oelung, das Begräbniß, die Aufnahme der Mönche, die Wasserweihe (am sogenannten Jordan,) der Dienst des orthodoxen Sonntags (an welchem bey dem öffentlichen Bekenntniß der Lehre wider die Ketzer ein dreymaliges Anathema feyerlich ausgesprochen wird,) das Fußwaschen, die Weihung des Salböls zum Chrisma (bey der Taufe,) die Disciplin der rußischen Kirche, deren Geschichte und Verbesserung durch den Kaiser Peter den Großen, und endlich ebendesselben Edikt zur Einrichtung der Klöster. Hierbey beobachtet er folgende ganz gute Methode: zuerst redet er über den Ursprung eines jeden Kirchengebrauchs in einer Einleitung; dann folgt die vollständige Anzeige aller dabey gewöhnlichen Gebete und Verrichtungen; hin und wieder ist das Dunkele durch Anmerkungen erläutert worden. In den Einleitungen, wo Bingham größtentheils sein Führer ist, wird er nicht selten bis zum Ekel weitläuftig, vermuthlich weil er nichts brauchbares zu sagen wußte. Z. B. bey der unnützen Untersuchung über die ersten Kirchen und deren Namen S. 19. u. f. vergißt er sogar nicht zu erinnern, daß das Wort Kirche entweder die Gesellschaft und Versammlung der Christen, oder einen zum (öffentlichen) Gottesdienst bestimmten Ort bedeute. Daß die Glocken zu Nola in Campanien sollen erfunden seyn und daher ihren Namen führen, meldet er, wir wissen nicht warum, S. 22.; die dabey vorkommenden Ausschweifungen von englischen Glocken, von der Art wie man die Leute vor der Erfindung der Glocken zusammenrufte, wie die Nachtwächter in Rußland die Stunden durch Schlagen anzeigen, u. s. w. liest man mit Verdruß. Bey dem Dienst des orthodoxen Sonntags wird S. 369. u. f. der Juden Excommunication nach ihren Graden beschrieben, auch von den Gründen geredet, aus welchen Chrysostomus das Anathema für verwerflich hielt. Die Stellen aus dem Juvenal, Ovid u. a. S. 220. u. f. zum Beweis, daß die Christen etliche Hochzeitgebräuche von den Heiden entlehnt haben, stehen hier am unrechten Ort, wo man keine Abhandlung von christlichen

Alter-

Alterthümern sucht. — Auch bey den Gebeten mag die Weitschweifigkeit und unnütze Wiederholung z. B. S. 227. u. a. m. schwerlich jedem Leser gefallen; mancher würde lieber eine deutlichere Beschreibung der bey den Diensten gewöhnlichen Handlungen lesen. Zum Glück hat unser V. die Lehren der russischen Kirche nur kurz berührt; man kennt sie schon hinlänglich aus andern Büchern, darunter Platons rechtgläubige Lehre die erste Stelle verdient. Noch lieber hätten wir ihm die eingeschalteten Widerlegungen geschenkt. Wozu prüft er S. 10. die biblischen Beweise für die Taufsalbung? Die Fragen, warum der Bischof die Salbe weihen, und die Salbung in Gestalt eines Kreuzes geschehen müsse u. d. gl. sind eben so überflüßig als der polemische locus communis: „festgesezte Pflichten, die keine Verbindlichkeit in dem Grunde „der Dinge selbst haben, können keinen andern Grund als in „den ausdrücklichen Worten der Einsetzung selbst haben, von „welcher sie allein ihr Ansehen herleiten; und was nur immer „durch menschliche Erfindung als wesentlich hinzugesetzt wird, „ist in der genauesten Bedeutung des Worts Aberglauben.„ Die Glaubwürdigkeit leidet bald, wenn man seine eignen Meinungen nicht sorgfältig verbirgt; Herr K. wußte doch, daß es in allen Kirchversammlungen willkührlich angenommene Gebräuche giebt, die zulezt in Pflichten ausgeartet sind, so daß wohl gar in deren Beobachtung bey dem großen Haufen das Wesen der Religion besteht; der unsinnige Lerm, den die Abschaffung des Tauferorcismus, der Priesterröcke, des Kollectensingens ums J. 1738 in etlichen deutschen Provinzen veranlaßte, dient zum Beyspiel: mancher Prediger entsagte lieber seinem Brod, als der angemaßten Gewalt Teufel auszutreiben. Von aufgeklärten Russen konnte der V. bald gnugthuende Erläuterungen über die strenge Beybehaltung der alten Gebräuche bekommen; mehr als einmal hat der Rec. von ihnen die Antwort erhalten: wenn wir unsrer leiblichen Väter lezte Verfügungen genau zu befolgen uns verpflichtet achten, warum sollen wir von den Anordnungen der alten Kirchenväter, die durch ihr heiliges Leben unsre Hochachtung und durch ihre heilsamen Bemühungen unsre Dankbarkeit verdienen, abweichen, sonderlich wenn sie durch eine geistliche Deutung die Erbauung befördern. Man sieht sich auch nicht allezeit im Stande, statt der gewohnten Gebräuche bessere einzuführen. Fast könnten wir den V. hierbey eines Widerspruchs beschuldigen; in der Vorrede sagt er nicht nur: „die Ceremonien sind bey dem öffentlichen Gottesdienst in der That dienlich, und ich könnte „fast

„fast sagen, wesentlich„ — sondern er unterscheidet auch selbst des Pöbels Glauben von den aufgeklärten Urtheilen des besser denkenden Theils. Die letzten sehen freylich das Papier welches man den Verstorbenen in die Hand und in das Grab mitgiebt (man sehe die Vorrede,) nicht als einen Paßeport an zur Einlassung in den Himmel; wohl aber die ersten, und vielleicht nicht ohne allen Grund. Es stehen zwey Gebete darauf, eins in der ersten Person, enthält des Verstorbenen Anrede an Gott; das zweyte die vom Priester jenem ertheilte Absolution. Reisende die einen gemeinen Priester, dessen ganze Gelehrsamkeit sich auf Lesen und Schreiben einschränkt, um die Absicht bey diesem Papier fragten, erhielten gewiß die Antwort, daß es zur Einlassung in den Himmel nöthig sey. Und von wem konnten sie füglicher die Ursach eines Kirchengebrauchs erfragen als von den Dienern der Kirche? Gewiß die Reisebeschreiber verdienten den beschämend bittern Vorwurf der Unwissenheit keinesweges durch ihre Nachricht von dem Leichen-Passeport.

Nach diesen allgemeinen Anmerkungen wollen wir einiges aus dem Buch selbst anführen, kleine Unrichtigkeiten so viel der Raum einer Recension verstattet, verbessern, auch hier und dar das Fehlende ergänzen. Wir wählen das Wichtigste, und einige beym Durchblättern in die Augen fallende Stellen.

Der Dienst am orthodoxen Sonntage, den man im Anfange der Fastenzeit vor der Butterwoche feiert, begreift Fluch und Segen. Im Eingange S. 374 heißt es: „wie wir „nun diejenigen segnen und rühmen, die ihren Verstand dem „Gehorsam gegen die göttlichen Offenbarungen unterworfen „und dafür gestritten haben; so müssen wir auch nach Anleitung der heil. Schrift, und der Tradition der ersten Kirche, „alle diejenigen, welche sich der Wahrheit widersetzen, gänzlich verwerfen und anathematisiren, wenn sie, da der Herr „auf ihre Buße und Bekehrung wartete, sich gewegert haben zurück zu kehren. — — Denen, welche behaupten, daß „die gebenedeyete Jungfrau Maria nicht eine Jungfrau war „vor ihrer Niederkunft, in der Niederkunft und nach ihrer „Niederkunft, sey Anathema, Anathema, Anathema.„ Nach einer Reihe von Ketzereyen trift auch die Empörer, und namentlich den Gregorius Otreperius und den Johannes Mazeppa das Anathema. Hingegen wird immerwährendes Andenken dreymal öffentlich ausgerufen „dem heiligsten und „frömmsten Kaiser Konstantin, gleich den Aposteln und seiner

„Mut-

„Mutter Helena„ — ferner den beyden Theodosiussen, dem Justinian, dem Großfürsten Woladimir (besser Wladimir) gleich den Aposteln und der Olga. Zuletzt kommen noch eine Menge Manns- und Frauenspersonen aus der jetzt regierenden kaiserlichen Familie, dann die Patriarchen, Metropoliten, Erzbischöffe u. s. w.

Die eheliche Krönung oder Trauung wird unter dem ziemlich undeutschen Titel von dem Amt der Verheiratung S. 227. u. f. weitläuftig und doch weder vollständig noch ganz richtig beschrieben. Ueber die Anweisung wie die Verlobung, das Wechseln der Ringe u. d. gl. geschehen soll, macht der V. S. 222. u. 227. eben so lange als unnütze Anmerkungen, darinn er über die Dunkelheit der Vorschriften klagt. Warum hat er nicht Trauungen beygewohnt, oder um eine Belehrung gebeten? Die Verlobung geschiehet jetzt selten oder gar nicht in der Kirche, auch folgt die Trauung nicht unmittelbar darauf: daher fällt die ganze Vorschrift dazu, hinweg. Eben so pflegt man jetzt nicht mehr mit angezündeten Kerzen zur Trauung in die Kirche zu gehen; das Brautpaar bekommt dieselben erst in der Kirche. Vermuthlich war das dem V. unbekannt, daher meldet er auch nicht, daß der Priester mit der angezündeten Kerze ein Kreuz vor dem Bräutigam macht und sie ihm in die Hand giebt; auf gleiche Weise der Braut; dafür er von beyden einen Handkuß bekommt. Nicht der Wosprijemnik (der V. nennt ihn S. 225. Vospriemnek,) sondern der Priester wechselt bey der Trauung die Ringe, die er vorher in dem Ikonastas (dem Allerheiligsten) auf den heiligen Tisch (den Altar) legt, bis die Trauungsgebete gelesen sind. Der Wosprijemnik hat ein ganz anderes Geschäfte, er steht dem Bräutigam an der Seite doch etwas rückwarts, und hält ein heiliges Bild über des Bräutigams Schulter, oder eine Krone über dessen Kopf; auf gleiche Art steht die Wosprijemniza neben der Braut. Beyde sind Personen aus der Familie, oder denen man eine Ehre erweisen will, sie stellen des Bräutigams Vater und der Braut Mutter vor. — Bey den zwoen Fragen des Priesters an das Brautpaar S. 228. ob sie einander ehelichen wollen, und ob sie sich nicht etwa bereits in ein anderweitiges Eheversprechen eingelassen haben, fehlt noch die dritte, nehmlich ob sie etwa mit einander verwandt sind. — Immer merkt man, daß der V. mehr gelesen als gesehen hat, sonst hätte er erinnern müssen, daß in kleinen und überhaupt in Landkirchen kein Diakon bey der Trauung zugegen ist; daß was ihm die Vorschrift in den Mund legt,

von

von dem Priester gesprochen wird, oder ganz wegfällt; daß öfters ein einziger Sänger oder Leser die Stelle des ganzen Chors vertritt; daß bey vielen Kopulationen gar nicht gesungen wird: der Rec. hat eine in einer Regimentskirche angesehen, wo der Bräutigam, ein Officier, den Priester der etwas heisch war, in der Ablesung der Gebete und Trauungsformel ablösete, ohne daß dadurch im geringsten ein Aufsehen erregt wurde. — Von dem Bekrönen bey der Trauung ist die Anzeige S. 219. herzlich mager: wir wollen etwas hinzusetzen. Ueber ledige Personen hält man Kronen und Bilder, oder die letzten allein, wenn bey der Kirche keine Kronen vorhanden sind, und wenn verwitwete Personen kopulirt werden. Bey der dritten Verheirathung macht man die gewöhnlichen Ceremonien nur in dem Fall, wenn die Braut eine Jungfrau, ist; hingegen das Bilderhalten, Herumführen, Weintrinken u. d. gl. bleiben weg, und statt aller Ceremonien werden nur drey Gebete nebst dem Segen gesprochen, wenn sie Witwe ist. Die vierte Ehe wird selten, und nur auf große Fürsprache zugelassen. Nach verrichteter Trauung nimmt der Priester die Bilder, und giebt sie dem Brautpaar ingleichen den nächsten Anverwandten zu küssen, wobey auch ihm die Hand geküsset wird. — Den Wein trinken sie zum Andenken der Hochzeit zu Kana in Galiläa; S. 236. fehlt die Anzeige, daß man sich dabey des in der griechischen Kirche durchgängig gewöhnlichen rothen Weins, und auch wohl statt des vorgeschrieben Bechers, eines gemeinen Glases bedient. Die Nachricht ebendas. als ob der Priester das Brautpaar bey der Hand nehme und in einem Kreis herumdrehe, ist falsch. Er nimmt sie nicht bey der Hand, sondern geht voran, sie nebst den Bilder- und Kronenträgern folgen ihm dreymal um das Lesepult herum, auf welchem das Evangelium liegt. — S. 238. hätte der V. noch hinzusetzen können, daß nach verrichteter Trauung das Brautpaar auf des Priesters Verlangen einander in der Kirche küsset. Das steht freylich nicht unter den Kirchenverordnungen, aber es geschiehet aus hergebrachter Gewohnheit.

Von der Geistlichkeit, deren Ordination, Kleidungen u. d. g. liefert Hr. K. allerley Nachrichten, doch nur so weit die vorhandenen Kirchenbücher eine Anleitung gaben: der Leser will die jetzigen Gebräuche wissen. Allzuweit dürfen wir uns nicht ausbreiten, doch wollen wir etwas beyfügen. Die Einsammlung des Kirchengeldes besorgt ein Kirchen-Starosta, ein gemeiner unbescholtener Mensch, den man aber nicht zu den Kirchenbedienten zählt. Der Priester und der Diakonen

Söhne

Söhne sind in so großer Anzahl vorhanden, daß man sie nicht nur zu Rekruten einschreibt, sondern auch durch sie gemeiniglich den untersten Kirchendienst besetzt, man macht sie nemlich zuerst zum Ponamar (Glockenläuter,) dann rücken sie von Stufe zu Stufe höher, bis zum Amt eines Priesters. Etwas höher steht der Diatschok, den Einige Poddiakon, (Subdiakon) nennen, er ist Sänger und Leser; nicht der Bischof, sondern der Priester überträgt ihm das Amt, doch kann ihm jener die Erlaubniß ertheilen des Diakons Kleid, aber ohne Orar zu tragen; zum heiligen Tisch darf er nicht kommen. Die besten rußischen Kirchensänger sind aus der Ukraine; der wohlunterrichteten ihr Gesang ist nicht unangenehm zu hören. Der Name Pop, welchen Hr. K. den Priestern giebt, ist jetzt unter dem gesitteten Theil der rußischen Nation nicht mehr gewöhnlich, sie nennen sich selbst und man giebt ihnen den Titel Pastor, oder Swjäschtschennik (Geistlicher,) oder Jerei (Hierey;) in Briefen aber schwjäschtschenni Jerei (etwa heiliger Priester;) der Bischoff bekommt den Titel preoswjäschtschenni Wladiko (heiligster geistlicher Beherrscher.) Die Kleidungen der Geistlichen sind S. 31. richtig *beschrieben*; nur hätte deren aus dem Griechischen beybehaltene Benennung nach der gewöhnlichen rußischen Aussprache z. B. Orar statt Orarion angezeigt, auch S. 32. können erwähnt werden, daß der Diakon sein Orar auf das Lesepult unter das Evangelium legt, wenn er daraus etwas vorliest; und bey der Communion, wenn er der Gemeine ankündigt, daß der Priester die Elemente jetzt einsegnet, welches hinter den verschlossenen Thüren des Ikonastas geschiehet, das Orar kreuzweis um seinen Hals hat; ingleichen daß er und der Priester in der Kirche allezeit einerley Kleidungen anlegen; und daß der letzte eine Taufe, Trauung u. d. g. ohne Phelonion verrichten kann. Die silbernen Glocken S. 35. am bischöflichen Sakkos (Kleid) sind dem Rec. ganz unbekannt.

Jetzt noch etliche kurze Anmerkungen. S. 23. und 24. gedenkt der V. der Verordnungen, welche den Frauenzimmern den Eingang in den Ikonastas verbieten: warum meldet er nicht, daß die Kaiserinn aller Orten stehen kann? Der Altar, ruß. Prestol (der heilige Tisch) ist nicht in allen Kirchen mit vier Säulen umgeben, noch mit einer Decke versehen. — S. 28. wird erzählt: „Einige Kirchen sind zur Bequemlichkeit in „zwey Stockwerke abgetheilt, so daß man im Winter das un„tere, welches nicht so hoch, als das obere ist, erwärmen „kann.„ In St. Petersburg sieht man etliche wenige, vielleicht

leicht mehr zur Pracht als zur Bequemlichkeit in zwey Stockwerke abgetheilte Kirchen, ausser denen erinnert sich der Rec. nicht anderswo dergleichen gefunden zu haben. In Moskau hat man besondere Winter- und Sommer-Kirchen, die ersten sind kleiner und werden geheitzet; eben das geschiehet des Winters in den protestantischen und katholischen Kirchen beyder Hauptstädte. Auf dem Lande findet man selten eine zum Heitzen eingerichtete rußische Kirche. — Die beyden Nachrichten von den rußischen Kirchengemählden S. 29. und 30. daß es die schlechtesten Schmierereyen wären, die man sich vorstellen kann; ingleichen daß die Mauern niemals mit Stücken aus der heil. Schrift bemahlet würden, sind unrichtig. In den Hauptstädten findet man viele schöne Gemählde; die ganze Kirche in Sarskoje-Selo ist durch und durch mit Gemählden ausgeziert und in Klosterkirchen sieht man biblische Geschichte an Pfeilern und Mauern. — S. 119. erwarteten wir die Beschreibung der sonderbaren Feyerlichkeiten, mit welchen man den Bischof unter Gesang und Gebet mitten in der Kirche öffentlich ankleidet, wobey er sich wäschet und kämmet; wie man ihm die Kleidungsstücke auf einer silbernen Schüssel darbringt; wie sich die ganze Geistlichkeit darbey geschäftig erweiset. Auch vermissen wir S. 177. die Anzeige, daß man wegen der bey der Taufe gestifteten geistlichen Verwandschaft, in der rußischen Kirche Dispensation erhalten kann, weil, wie man erzählt, ein konstantinopolitanischer Patriarch in seinem hierüber gegebenen Gutachten dergleichen Ehen nicht ganz verworfen hat. — Von der Kommunion hätte manches richtiger sollen vorgetragen werden. Die Russen empfangen sie zwar gemeiniglich vor Ostern, aber warum steht S. 118. dabey: „und sonst empfangen sie die Kommunion selten zu einer „andern Zeit:„ es ist ja bekannt, daß sie vom ersten bis 16. August auch wöchentlich an zween Tagen ausgetheilt wird. Das Instrument (ruß. Cheruchbi von den darauf abgebildeten Cherubim,) welches S. 152. und 153. der Fächer oder Wedel heißt und dessen Abbildung man Tab. XI. sieht, dient keinesweges die Fliegen von den heiligen Gaben abzuhalten; sondern deren zwey werden von zween Knaben (ruß. Podjäki) kreutzweis über dem Kelch getragen, wenn der Bischoff der Procession in der Kirche beywohnt. Endlich hätte S. 163. sollen bemerkt werden, daß man die Kommunion allezeit mit einem Löffel austheilt, weil Brod und Wein im Kelch vermischt sind. Uns wundert, daß der V., der bey jeder Gelegenheit gern seine Kenntniß der christlichen Alterthümer zeigt

das Alter des Gebrauchs das Taufwasser mit Oel S. 200.; und bey dem Abendmahl das Brod mit dem Wein zu vermischen, stillschweigend übergehet. Beydes muß in der griechischen Kirche immer gewöhnlich gewesen seyn, weil man in in ihrer Geschichte keine wider das letzte gemachte Verordnungen findet, da sich hingegen die lateinische Kirche heftig darwider setzte; unter andern verwarf es die Kirchenversammlung zu Braga im J. 675. gänzlich. — Bey der Beichte vermissen wir S. 213. die Anzeige, daß diejenigen unter den Beichtenden, welche es verstehen, ihre Bußgebete selbst vor dem Kreutz und vor dem Evangelium (dem wichtigsten und wegen des am Band verschwendeten Goldes und Silbers dem theuresten Buch einer jeden rußischen Kirche,) lesen; den Unwissenden sagt der Priester die Gebete vor. Auch ist S. 359. bey der Wasserweihe vergessen worden, daß man ein Kreutz in das Wasser tauchet, und die zum Jordan gebrachten heiligen Bilder besprenget. — S. 377. liest man in der Anmerkung: „Bojar ist kein Orden des Adels in Rußland, sondern eigentlich ein Edelmann: es ist ein slavonisches Wort, „und die Vergleichungsstaffel von groß.„ Wie dunkel und schielend! Das Wort Bojar, Bojarin und nach der feinern Aussprache Bajarin (Herr) wird jetzt selten gebraucht; es bezeichnete alle über den Pöbel erhabene Leute, und folglich den Adel, weil man vormals keinen Mittelstand hatte: sogar den Regenten nannten viele Bolschoi Bojar (großer Herr.) Aus etlichen alten Nachrichten, wo die Bojaren und die Edelleute besonders genannt werden, läßt sich vermuthen, daß man vielleicht eine Zeitlang den alten oder höhern Adel Bojaren genannt habe.

Aus Mangel des Originals, dessen Vorrede London den 7ten Jan. 1772. datirt ist, können wir über den Werth der Uebersetzung kein Urtheil fällen. An etlichen Stellen klingt sie etwas sklavisch und steif: Proben haben wir geliefert; doch ist der Sinn, wo wir die rußischen Gebete damit verglichen haben, treulich ausgedrückt. Daß der Uebersetzer weder die rußische Sprache noch die rußischen Gebräuche kenne, fällt gleich in die Augen; sonderlich wo er unbekannte Ausdrücke ungeändert in seine Uebersetzung aufnahm. Eine Betkapelle z. B. heißt im Rußischen Tschäsowna; King machte daraus ein Chasóvena; sein Uebersetzer vergaß daß Ch im Englischen wie Tsch gelesen wird, daher redet er S. 109. auch von den Chasóvena, die von dem Wort Chas Stunde (nicht doch, sondern Tschas) abstammen sollen. In eben den Feh-

ler

lers fällt er S. 376. wo viele in witsch als den Zeichen des väterlichen Namens, sich endigende Worte vorkommen, die er getrost wie der Engländer wich schreibt, nemlich Petrowich statt Petrowitsch u. a. m. Die Ermel bey des Diakons Kirchenkleidern heissen im Rußischen Porutschni, das hat man in ein unerhörtes Paruche umgeschaffen, und aus der schwarzen Kleidung der Closter-Novizen Risa, macht er durch das Englische verführt ein Rhása.

Noch könnte Manches erinnert, ergänzet und verbessert werden, aber wir haben uns schon zu lange bey dieser Uebersetzung aufgehalten, doch wie wir hoffen einigen Lesern dadurch einen Dienst geleistet, zumal da die rußischen Gebräuche noch immer in Deutschland sehr wenig bekannt sind.

Ph*

Gedanken über die in kleinen Städten herrschende Mode, sich an ehrlichen Leuten durch die Verläumdung zu rächen.

> Dienten diese Elenden uns nicht zum Zeitvertreib, so wüßte ich nicht, wie wir so ruhig bey ihrer Unverschämtheit seyn könnten.
>
> Schwift.

1775. 30 S. in 8.

Dieser Verfasser schreibt nicht eben für die ganze Welt, sondern sagt besonders seinen Mitbürgern einige nöthige Wahrheiten. So viel sich aus seiner Schrift schliessen läßt, ist er ein Freund der Litteratur, und hat das Unglück an einem Ort zu leben, wo er nicht viele Collegen hat. Er klagt bitter über den republikanischen Neid gegen alle, welche sich durch Einsichten auszeichnen. In aufgeklärten Republicken ist selbst das Volk aufgeklärt; una urbs Attica pluribus annis eloquentia, quam universa Graecia uberiusque floruit. In Städten, wie Theben, sind alle Geister schwer, und kömmt kaum in einigen Jahrhunderten ein Pindar und ein Epaminondas, nutzt alle Einsichten und Entdeckungen fleißigerer Länder und erhebt sich über sein Land und über alles. In indolenten Staaten ist Thätigkeit vollends Hochverrath: Hülfsmittel fehlen, das Verdienst findet niemand, der es zu schätzen wüßte, und selbst glücklich Geborne bleiben daselbst immer mittelmäßig. Wie des Verfassers Republick gestaltet sey, ist mir unbekannt. Zu unserer Zeit fürchten verschiedene Freystaaten bemerkt zu werden und halten sich still, damit sie kei-

nen Eroberer aufwecken, der ihre Unabhängigkeit zerstöhre; in solchen Staaten ist das feurige Genie in den Augen mancher Mitbürger an der unrechten Stelle, obwol zur Zeit der Noth nicht altkluge Censoren, sondern Scipione, Themistokles und Demosthenes die besten Bürger sind. Also straft der Verfasser billig die kleinen Geister, die durch Mittel, welche rechtschaffene Männer verachten, derselben Ruhe zu stöhren und deren Beyspiel zu entkräften suchen. Einen solchen Status Controversiae können freylich die allein beurtheilen, welche beyde Theile kennen; denn die Freunde der Wissenschaften müssen eine gewisse Tugend, Nachsicht, Herunterlassung oder Geduld genannt, auch nicht aus den Augen setzen. Die Lection des Verf. mag immer nützlich seyn; sollte er auch für das Publikum schreiben wollen, so wird er demselben mit verschiedenen, zu wenig delikaten Ausdrücken verschonen, die sein Amtseifer ihm in dieser kleinen Schrift abgedrungen. Von seiner Lebensart spricht er in einer Note: I have chuyen that course of life, which Reeps Knaves and Fools at a very great distance from me. Die Schreibart verräth einen Schweizer; dort ist noch nichts verlohren, die kleinen Republicken suchen mit rühmlichem Eifer nach und nach die grössern und durch Gelehrsamkeit berühmtern einzuholen. Ich wünsche, der Patriotismus der Athenienser, der Römer und ihrer Vorfahren im 14ten Jahrhundert, die Liebe ihres ruhigen Vaterlandes, und die Tugendhaftigkeit freyer Männer möge durch falsche Wissenschaft nicht verdrängt, sondern mit der Aufklärung verbunden werden, und ihren Städten und Ländern ewige Consistenz und gute Verfassungen verschaffen.

Rz.

Druckfehler.

In des XX. Bandes II. Stücke.

Seite 416. Zeile 1. mußten l. müßten. Z. 4. von unten nochmals l. nachmals. S. 421. Z. 20. an l. bey. S. 422. Z. 17. suchen l. suchet.

In des XXI. Bandes I. Stücke.

S. 59. unterste Zeile absondere l. absondern. S. 62. Z. 2. von unten: simplifiren l. simplificiren. S. 65. Z. 19. großen l. großem. S. 68. Z. 2. von unten: muß kein Fragezeichen seyn. S. 71. Z. 21. liebe l. liebet. S. 74. Z. 5. Ausrufungen l. Anrufungen. S. 120. Z. 2. von unten: ihre eigene setze hinzu: übereinstimmige. S. 121. Z. 10. nicht muß weggestrichen werden. S. 123. Z. 11. noch immer l. zwar an sich selbst. Z. 12. ihm l. ihm aber. Z. 3. von unten: Vorstellbarkeit l. Vorstellungsfähigkeit. S. 163. Z. 8. de Praescripsit l. de Praescript. Z. 28. ein l. im. Z. 30. den, l. der. Z. 35. der, l. des. S. 164. Z. 4. von unten: glaubte, l. glaubten. S. 165. Z. 12. Vorckens, l. Vonckens, und bald nachher Vonck statt Vorck. Z. 18. muß nach adversus eum kein Punkt stehen. S. 166. Z. 36. Horatius, l. Neratius. Z. 2. von unten: muß nach posterius, potius eingerückt werden. Z. 3. von unten: der neueren, l. des neueren. S. 167. Z. 14. severi, l. Severi. Z. 15. der florentinischen Manuscripte, l. des florentinischen Manuscripts. Z. 19. Arnthen, l. Arngen. S. 168. Z. 8. L. II. lies L. 11. Z. 30. frequantia, l. frequentis. Z. 3. von unten: publico, l. publice. S. 240. ist durch ein sonderbares Versehen eine Recension von Suchforts Stesichorus, nur mit einigen unbeträchtlichen Veränderungen, zum zweytenmale gedruckt worden. Der Recensent zeigt nur an, daß die ächte Ausgabe dieser Recension im zweyten Stück des XVII. B. der D. B. S. 583. zu lesen ist. S. 291. Z. 6. von unten: statt mit, l. nicht.

In des XXI. Bandes II. Stücke.

S. 311. Z. 6. von unten: Ungestümen, l. Ungestüm. S. 317. Z. 4. 6. welche — sind, l. welches — ist. S. 318. unterste Zeile: wird daß weggestrichen. S. 319. Z. 13. seinen l. seinem.

In des XXII. Bandes I. Stücke.

S. 106. Z. 11. Sectirerey, l. Sektirerey. S. 109. Z. 17. daß l. das. S. 121. Z. 13. Lomanossow l. Lomonossow. S. 125. Z. 29. dnen l. denn. S. 183. Z. 2. v. u. nicht Nichtschwören l. Nichtschwören. S. 240. Z. 2. v. u. statt Schlachtendenker l. Schlachtenlenker. S. 241. Z. 3. statt Völkerneider l. Völkerweider. S. 265. Z. 40. dänische l. dünische. S. 272. Z. 5. der Nahme, l. der Nahmen. Z. 8. der Dschumadi, l. des

